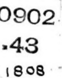
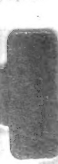

Princeton University Library
32101 065088898






Dei
Sub Numine
Viget




Dei
Sub Numine
Viget




Dei
Sub Numine
Viget


Digitized by Google

Neues Hannöversches Magazin,

worin

kleine Abhandlungen, einzelne Gedanken, Nachrichten, Vorschläge und Erfahrungen,

welche

die Verbesserung des Nahrungs-Standes, die Land- und Stadt-Wirthschaft, Handlung, Manufakturen und Künste, die Physik, die Sittenlehre und angenehmen Wissenschaften betreffen, gesammelt und aufbewahret sind.



18ter Jahrgang.

vom Jahre 1808.

Hannover,

gedruckt bei G. C. Schlüter, landschaftl. Buchdrucker.

1809.

Erstes Register.

Rubriken vom Jahre 1808.

A   14.

27.

44.

71.

82.

Rubriken vom Jahre 1808.

Zwei

Zweites Register.

Nach alphabetischer Ordnung.

Ehe

Götz

Lei-

Sen-

Neues

Hannoversches Magazin.

1tes Stück.

Freitag, den 1ten Januar 1808.

Ueber die Construction der Dächer und deren Bedeckung auf den ländlichen Gebäuden des nördlichen Deutschlands.

Bei den vieljährigen Bau- und Reparations-Besorgungen der herrschaftlichen Pachtgebäude in ein Paar Provinzen des nördlichen Deutschlands, und nach den dabei gemachten Erfahrungen und Beobachtungen habe ich gefunden, daß der große Schaden, welchen die Landbewohner leiden, wenn die Dächer der Haushaltungs-Gebäude nicht gegen das Durchdringen des Regens und Schnees gehörig gesichert sind, hauptsächlich der Construction der Dächer und der sehr dünnen Ziegel zuzuschreiben ist, die jetzt auf so vielen Ziegeleien gestrichen und gebrannt werden. Ich habe gefunden, daß die steilen deutschen Dächer auf alten Gebäuden, mit alten gute ¾ Zoll dicken Ziegeln gedeckt, weit dauerhafter und für Schnee und Regen sicherer waren, als die neuern Gebäude mit flachen Dächern und mit neuen kaum ½ Zoll dicken Ziegeln. Es sind die großen Vortheile in Ansehung der Dichtigkeit und längern Dauer, die steile Dächer gewähren, gar nicht zu berechnen, und der Schaden bei flachen Dächern ist ungeheuer groß, und wirklich grösser, als man beim ersten Blick glauben sollte. Wer die vielen und häufigen Dachreparaturen auf einem Amt- und Vorwerkshofe mehrere Jahre hindurch berechnet und dabei erfahren hat, daß die Dächer gewöhnlich die größten Reparationskosten erfordern, die ein Landmann an seine Gebäude zu verwenden hat, besonders wenn die Ziegel von schlechter Güte und zu dünne sind, und die Dacharbeiten von schlechten Dachdeckern verfertigt werden, der wird dies einsehen, daß steile Dächer und stärkere gute Ziegel für den Landmann von großer Wichtigkeit sind. Das Wasser schießt bei steilen Dächern schneller von der Dachfläche und kann den Stein nicht so, wie bei flachen Dächern, durchdringen, und beim Frieren beschädigen und zerstöhren, wie gewöhnlich geschieht, wenn nach einem star-

starken, mehrere Tage gedauerten Regen im Herbst und im Winter ein schleuniger Frost erfolgt, wo denn die vom Wasser durchdrungenen Steine Risse bekommen und nachher abschilfern; anhaltende Nässe und Frost sind hier die größten Zerstöhrer der Ziegel, auch der besten bei flachen Dächern. Auch der Schnee kann bei steilen Dächern vom Winde nicht so durchgetrieben werden, weil sich flache Dächer mehr der parallelen Richtung des auffallenden Windstoßes nähern.

Zur Erhaltung der Ziegel trägt es daher außerordentlich viel bei, wenn der Regen schnell vom Dache abschiessen, und der Schnee beim Thauwetter nicht zu lange darauf liegen bleiben kann. Kann der Regen auf einem flachen Dache nur langsam abziehen, so dringt er in jede kleine Fuge, und saugt sich ein; und wenn dies bei jedem anhaltenden Regen geschiehet, so wird der Ziegel allmählig zerstöhret, und fängt an, sich abzuschilfern. Eben dieses tritt auch beim Austhauen des Schnees ein. Bleibt derselbe beim Thauwetter noch lange auf dem Dache liegen, und das geschiehet bei flachen Dächern, hauptsächlich auf den Nordseiten, oft mehrere Tage, wenn besonders der Schnee langsam schmilzt, und durch kleine Nachtfröste immer noch auf dem Dache gehalten wird; so wird der Ziegel zuletzt ganz von der Nässe durchdrungen, weil sie beim langsamen Schmelzen des Schnees gleichsam auf der Oberfläche stehen bleibt, und sich in alle Poren einsaugen kann, und sie muß nothwendig den Körper langsam zerstöhren, wenn besonders noch öftere schleunige Fröste nach Nässe hinzukommen, wie dies in den Harz- und andern Berggegenden sehr häufig der Fall ist. Gute gahre und $\frac{3}{4}$ Zoll starke Ziegel widerstehen dann freilich allen diesen zerstöhrenden Angriffen länger als schlechte. Der Schnee, und noch mehr die schleunigen Fröste nach Regen- und Thauwetter im späten Herbst, Winter und Anfange des Frühjahrs schaden in der That den Dächern viel mehr, als der Regen, und besonders der im Sommer. Hierin liegt auch der Grund, warum auf dem Harze, wo vieler und hoher Schnee fällt, und dort die schleunigen Fröste nach Regen und Thauwetter häufig sind, die Ziegel nicht sehr lange, auch die besten nicht ausdauern können, und kein hohes Alter erreichen; sie werden, wie die Erfahrung gelehrt hat, in wenig Jahren zerstöhret, weil die schädlichen sie zerstöhrenden Angriffe zu häufig kommen. Und auch hierin liegt der Grund, warum ich in jenen Berggegenden weiterhin die Verminderung des Dachwinkels angerathen habe. Von den Gebäuden, die nach dem großen Brande zu St. Andreasberg in den Jahren 1797 und 1798 mit Ziegeln gedeckt wurden, sind schon jetzt mehrere wieder mit Schindeln ausgewechselt, und haben diese Ziegeldächer kaum das Alter von 8

bis

bis 9 Jahren erreicht. Mit Gewißheit ist also anzunehmen, daß nach 30 Jahren zu Andreasberg kein einziges Ziegeldach mehr vorhanden seyn wird. Daß sich dies Gesagte durch die Erfahrung bestätiget findet, wird jeder aufmerksame Beobachter an den Dächern der Anbaue (die gemeiniglich noch flächer als die vom rechten Winkel sind, und denen ich daher auch aus mehrern Rücksichten todtfeind bin) und an solchen andern Gebäude-Dächern, deren Dachwinkel stumpfer als der rechte ist, gefunden haben. Diese Anbau-Dächer liegen, wie ich leider zu oft erfahren habe, nicht halb so lange als ein steiles Dach, und erfordern noch dreimal so viele Reparationskosten, und was noch bei allem diesem das Allerschlimmste ist, man kann sie nie vollkommen dichte kriegen. Bei einem Gebäude am Harz, dessen Dachwinkel wol 96 bis 100 Grad ausmachen kann, habe ich dies noch mehr bestätigt gefunden. Alle Ziegel, die von einer guten Hütte sind, und auf den übrigen Dächern dieses Orts lange liegen, gehen auf diesem Dache in wenig Jahren zu Grunde, und es müssen jährlich bedeutende Reparationen angewandt werden. Da alle Umdeckungen, Einkälkungen und Unterdickungen (welche letztere noch immer die festeste war) nichts helfen, so soll dasselbe auch mit einem höhern Dache versehen werden, sobald nur irgend das Geld dazu geschafft werden kann. Wer also in den nördlichen Berggegenden flach bauen, seinem Hause ein gefälliges Ansehen geben, und das Dach mit Ziegeln decken will, der muß vorher darauf rechnen, daß das Dach nur eine halbe Dauer bekommen, und dreimal so viel Reparationskosten erfordern werde. Was hier nun von Ziegeln gilt, das gilt auch von festern Bedachungsmaterialien, als Schiefer und Sollinger-Steine, weil jeder Körper, auch der festeste, am Ende von Wind und Wetter, Nässe und Frost zerstöhret wird; und aus der Erfahrung ist es auch bekannt, daß Sollinger-Steine und Schiefer in den flachen Gegenden länger, als in den rauhen Berggegenden, als z. B. am Harz, ausdauern. Alles dieses stützt sich auf Erfahrung und auf den mathematischen Satz, daß die Geschwindigkeit eines auf schiefliegenden Flächen bewegten Körpers sich wie die Neigung der Fläche verhalte; denn je kleiner der Neigungswinkel ist, desto geringer ist auch die Geschwindigkeit. Je langsamer also die Nässe und der Schnee von den Dachflächen abziehet und abschurret, desto mehr zerstöhren sie die Dachbedeckungs-Materialien. Das Wasser, was schnell abziehet, gleitet geschwind über die Fläche weg, und kann vermöge seiner immer zunehmenden Geschwindigkeit nicht so eindringen, als wenn dasselbe langsam herunter fließt.

Man sollte also alle Landbewohner, bei deren Wirthschaftsgebäuden es durchaus auf kein schönes Ansehen ankömmt, nach Bränden oder bei Er-

neuerung der alten Häuser dazu anhalten, ihre Gebäude, Scheuren und Stallungen mit steilen und geraden Giebeldächern zu bauen, und den Ziegeleibesitzern die landespolizeiliche Vorschrift geben, die Ziegel nicht unter ¾ Zoll dick streichen und solide verarbeiten und brennen zu lassen. Dies ist für eine Landespolizei des nördlichen Deutschlands, wenn derselben das Wohl des Landmanns am Herzen liegt, von der äussersten Wichtigkeit und ihrer besondern Aufmerksamkeit würdig. Was aufmerksame Beamte, die praktische Baukenntnisse besitzen, in dieser polizeilichen Hinsicht schon leisten und Gutes stiften können, wenn sie das Wohl der Landesunterthanen suchen und ihre Pflichten erfüllen, das habe ich in einem mir nahen Amte gefunden, in welchem der Amtmann bei jedem neuen Bauernhause darauf hält, daß solide gebauet wird, und die Gebäude mit Nutzung aller Räume gut und bequem eingetheilet, die Dächer steil und mit geraden Giebeln aufgeführt, und mit langen stark vorspringenden Tropfhaken, um den Tropfenfall vom Gebäude abzuhalten, versehen werden. Dieser in so mancher andern Hinsicht verdienstvolle Beamte, deren es in einem gewissen Lande des nördlichen Deutschlands sehr viele giebt, hat dazu den Amtszimmermeister instruiret, und geht auch selbst in die neuen Gebäude, wenn sie gerichtet sind, um die etwa vom Zimmermann gemachten Fehler zu verbessern.

Einen Beamten habe ich gekannt, der nicht mehr lebt, dessen gute Einrichtungen aber sein Andenken lange erhalten werden, der noch mehr für gut eingerichtete und feste Bauern- und Landgebäude sorgte, und sich zu jedem neuen Bauernhause Risse von bauverständigen Männern machen ließ, um den Landmann nach und nach von dem großen Nutzen guter und fester Häuser zu überzeugen, welches ihm dann auch so sehr gelang und das Zutrauen erwarb, daß zuletzt auch nicht das kleinste Haus in seinem Amte ohne seine Zustimmung gebauet wurde. Auch die Regierung in jenem vor dem Kriege so höchstglücklichen Lande wandte die größte Sorgfalt an, nach großen Bränden auf dem Lande die Häuser weiter auseinander und planmäßig setzen, und sie feuersicherer und fester erbauen zu lassen, und bewilligte dazu große Summen und Holz-Unterstützungen, und machte oft auch noch andere Aufopferungen, um solche wohlthätige Zwecke zu erreichen. Der Dachwinkel zu diesen steinern Dächern muß von den neuern Dächern, die gewöhnlich unter einem rechten Winkel aufgeführt werden, um 6 Grad abweichen und spitzer werden, folglich 84 Grad betragen. Diesen Winkel erhält man, wenn man ¾ der Balkenlänge, vom äussern Punkte des Wandrahmens zum andern gemessen, zur Sparrenlänge nimmt. In den gebirgigten Gegenden um den Harz und des Thüringer-, Sollinger-, Reinharts- und Deister-Waldes, worin vieler und hoher Schnee fällt und lange liegen

gen bleibt, und in denen daher sehr häufige Schneegestöber bei Sturmwinden vorfallen, ist es sehr vortheilhaft, wenn man bei dieser Bestimmung ¾ der Balkenlänge zur Sparrenlänge, der hiernach entstehenden perpendikulären Höhe des Dachs noch 1½ bis 2 Fuß zusetzt, wo man alsdann einen Winkel von circa 80 Grad bekömmt. Dieser wird dem Winkel nahe kommen, den der Verfasser eines ähnlichen und sehr gründlichen Aufsatzes in den Annalen des Ackerbaues, und zwar im zweiten Jahrgange des Jahrs 1806 von einem sehr bewährt gefundenen, vollkommen dichten und festen Dache angegeben hat. Ich habe aus diesem vortreflichen Aufsatze eines denkenden Oekonomen manches entlehnt. Die mehreren Kosten, welche ein solches steileres Dach, wie ich empfohlen habe, gegen die flächern nach dem rechten Winkel an Latten, Nägeln und Ziegeln erfordert, kommen gegen die großen Vortheile, die dasselbe in Ansehung der größern Dauer und Dichtigkeit gewährt, gar nicht in Betracht, wenn man auch nicht einmal den grössern Raum, den ein solches Dach zu Aufbewahrung der Fourage giebt, in Berechnung bringen will. Ich habe bei mehrern neuen Haushaltungs-Gebäuden in jenen gebirgigten Gegenden die perpendikulaire Höhe des Dachs noch um 1½ Fuß vermehrt, und diese Dächer in Ansehung des weniger Schnee- und Regendurchdringens und der viel längern Dauer der Ziegel sehr bewährt gefunden. Die Strohdächer, welche man noch in vielen Gegenden des nördlichen Deutschlands antrifft, sollte man, wo es irgend thunlich wäre, durch Landes-Polizei-Gesetze allgemein abzuschaffen bemühet seyn; sie sind beim Ausbruch eines Feuers schrecklich gefährlich. Noch in letzteem Sommer habe ich bei einem großen Brande bemerkt, daß nicht die Hälfte der Gebäude abgebrannt worden wäre, wenn die Strohdächer das Feuer nicht so schnell verbreitet hätten, daß alle Löschungs-Anstalten keinen Halt machen konnten. Wie vieles Holz würde nicht ersparet, und welche große Holzersparung in den jetzigen holzmangelnden Zeiten bewürkt worden seyn, wenn man nur die Hälfte der abgebrannten Gebäude hätte retten können. Ich habe oben gesagt, daß die steilern Dächer der Land- und Haushaltungsgebäude auch in vollen Giebeldächern bestehen müssen. Die ganzen und halben Walmdächer, welche letztere auch Knickgiebel-Dächer heissen, die man in so vielen Gegenden und sehr häufig antrifft, taugen für Bauernhäuser und Haushaltungsgebäude nicht, und es ist unbegreiflich, wie man eine so schädliche, nichts ersparende Bauart hat einführen, dulden, und fast in allen architecktonischen Schriften der Landbaukunst von Kesserstein, Borheck, Lange rc. empfehlen können. Bei Wirthschaftsgebäuden kömmt es, wie oben schon gesagt, gar nicht auf ein zierliches, gefälliges Ansehen an, wenn darunter Dauer und Nutzen leiden. Das

Walm-

Walmdach kann nie so dauerhaft seyn, als eins mit einem ganzen Giebel, weil, wenn auch die Forstziegel auf den Walmen aufgenagelt werden, doch die Ziegel verhauen werden müssen, und zwar in der Nähe des Hakens, wo sie, um fest zu hängen, die meiste Stärke nöthig haben. Wenn daher ein solcher ganzer oder halber Walm nicht mit der höchsten Sorgfalt und Verschwendung vom Haarkalke eingedeckt wird, so wird er Regen und Schnee durchlassen. Dies ist aber der kleinste Schaden, den das Gebäude leidet, wenn es von Holz in Fachwerk gebauet ist. Der Wind treibt den Tropfenfall beim Knickgirkeldache gegen die Giebelbalken und Stiche, und beim ganzen Walme gegen Riegel und Schwelle, und das Holz wird deshalb weit mehr als bei einem ganzen Giebel von der Feuchtigkeit angegriffen. Die Walme entziehen den Dachböden die Gelegenheit, auf den Giebeln Luken und Fenster anzubringen, und veranlassen, daß in der Fronte Dachfenster aufgesetzt werden müssen, die bei Giebeln größtentheils, und wenn das Gebäude nicht zu lang ist, ganz erspart werden können. Wie äußerst schädlich die gewöhnlichen viereckigten Dachfenster und alle andere Dachkrimpen, von denen ich ein Todfeind bin, auch die Krimpen der großen Heuluken den Dächern und Gebäuden sind, davon wird sich sicher jeder aufmerksame Wirth überzeugt haben. Wo man sie daher nur irgend ersparen kann, da muß es bei einer guten baulichen Aufsicht geschehen, und dazu giebt dann der ganze Giebel bei den meisten freistehenden Gebäuden, und besonders bei Scheuren und Viehställen, die beste Gelegenheit. Die runden Kaffenster, auch Fledermäuse genannt, sind zwar den Dächern weniger schädlich ,wenn sie mit vieler Sorgfalt und Geschicklichkeit eingedeckt und nicht zu hoch sind. Zu Heuluken taugen diese aber gar nicht, weil die obersten Reihen der Dachziegel viel zu flach zu liegen kommen, als daß das Wasser nicht, anstatt den Steinen entlang zu laufen, von der Seite in die Fugen dringen sollte. Und da die runden Dachfenster auch nur bei Zungenziegeln (Bieberschwänzen) und nicht so gut bei den Breit- und Hohlziegeln, die noch in vielen Provinzen üblich sind und üblich bleiben werden, (weil ein Zungenziegeldach viel beträchtlichere Kosten erfordert, und nicht länger liegt, als ein mit guten Hohlziegeln gedecktes Dach, wenn sie anders von einerlei Ziegelerde gestrichen sind) so finden auch diese keine allgemeine Anwendung. Kann man die viereckigten Dachfenster nicht ganz entbehren, so müssen sie mit aller Vorsicht aufgesetzt und eingebunden werden, lange Tropfhaken oder Sparren, und die Sohlbänke unten Fälze erhalten, (in welche die Ziegel treten und dann dauerhafter eingebunden werden können) die kleinen Ständer mit Blei verwahrt, und die Sei-

ten derselben mit Mauersteinen ausgemauert werden, auch die Borden des Dächelchens einen 10 bis 12 Zoll starken Ueberstand bekommen, die mit Leistenziegeln gehörig einzufassen und zu dichten sind. Um auf Scheuren und Fourage- und Strohbehältern alle schädliche Dachfenster zu vermeiden, aber auch das so sehr nachtheilige Aufziehen der Ziegel beim Bansen zu verhindern, werden in mehrern Provinzen am Harz und in Thüringen die sogenannten Dachluken-Ziegel gemacht und aufgesetzt, welche gerade die Breite zweier Ziegel und die Krimpe oder den Falz und den Bord der übrigen Ziegel haben, und inwendig mit Drathgittern, zu Abhaltung der Vögel, versehen sind. Diese Dachlukenziegel, die regelmäßig über zwei Reihen eindecken, geben das hinlängliche Licht und die nöthige Luft, und verursachen überall keine Lecken. Ein solcher Ziegel kostet gewöhnlich 4 ggr., und das Bespinnen mit Drath eben so viel. Das Holz in den Giebelwänden der Giebeldächer dauert länger, wenn dasselbe äusserlich mit Dielen verkleidet, als wenn solches ausgemauert wird, weil der Schlagregen in der Höhe der Giebel schnell wieder abtrocknet, und das Holzwerk nicht sehr bedeutend angreifen kann. Sind aber die Fächer ausgemauert, so zieht sich der Regen in die Fugen zwischen den Hölzern und Wandausmaurungen, und kann nicht so bald wie bei der Verkleidung abtrocknen, und nach vielen Jahren Auswechselungen einiger Ständer und Riegel zur Folge haben, die dann aber auch mit weniger Mühe und Kosten ausgewechselt werden können. Ist man bei den Giebel-Wandausmaurungen aufmerksam, und läßt die zwischen dem Holze und Wandausmaurungen entstehende Fugen alle 6 bis 8 Jahr mit Haarkalk ausstreichen, so können auch Giebelwände mit ausgemauerten Fächern sehr lange dauern und ein hohes Alter erreichen.

Nach allem diesen, was ich vorhin von dem Nutzen der steilen und Schaden der flachen Dächer angeführt habe, bedürfen kaum die so gepriesenen Bohlendächer einer Erwähnung. Der obere Theil dieser Dächer liegt so flach, daß er unmöglich dem Schneetreiben widerstehen kann. Der Forst dieser Dächer muß daher durch die Nässe sehr leiden, und es ist mit großer Gewißheit anzunehmen, daß ein solches Dach nicht lange dauern, und beim Einstürzen großes Unglück veranlassen kann. Da man diese Dächer seit einigen Jahren so sehr empfohlen, und auf vielen Gebäuden, die nicht mit solchen schädlichen Dächern hätten versehen werden sollen, aufgeführt hat, so erlaube ich mir noch einiges über diese Bauart aus einer sehr gründlichen und lehrreichen Recension der Jenaischen Lit. Zeitung vom Monat Mai 1807. Nr. 121. Seite 359 und 360. von H. V. anzuführen. Recensent sagt sehr rich-

richtig: „Ich bin der Meinung, daß man bei der Construction eines Daches stets den Grundsatz vor Augen haben müsse: die Dachfläche muß von Aussen gerade seyn, oder nur äusserst wenig von der geraden Linie abweichen, weil diese allein vollkommen geschickt ist, die Nässe und Feuchtigkeit von dem Gebäude abzuleiten. Eine krumme Dachfläche, wenn solche zumal aus einem Halbkreis besteht, erfüllt diesen Zweck nur sehr unvollkommen, und ist daher am verwerflichsten, da es die Baukunst nur mit dem Zweckmäßigen zu thun hat. Und wenn auch bei jener Dachfläche sich für den Moment Mittel gegen das Eindringen der Nässe nach dem Innern auffinden lassen, so ist der Halbkreis oder jede andere stark gebogene Linie doch nur erst bei gewissen Punkten im Stande, die Nässe abzuleiten; indem ganz oben, z. B. an dem Forste, bei einem beträchtlichen Durchmesser beinahe eine scheinbare Horizontalebene entstehet, wo Regen und Schnee stehen bleiben, und mit der Zeit die Festigkeit des Materials zerstöhren, oder auch sich Wege suchen, nach Innen zu dringen. Kann man daher, wo Bohlendächer angewandt werden sollen, dieselben nicht so construiren, daß ihre aussere Fläche mit dem wenigsten Kostenaufwande möglichst gerade gemacht wird, so gehe man lieber ganz davon ab. Denn ein momentaner Vortheil ist in der Baukunst, die nicht für Jahre, sondern für Jahrhunderte arbeiten soll, kein Vortheil.“

(Der Schluß folgt.)

Sinngedicht.

Moden-Journale.

Die schöne Weiblichkeit, in Liedern und in Dramen
Von Dichtern dargestellt, kommt kaum noch in Betracht;
Man liebet mehr, zu sehn, was aus den Damen
Das Kunstgenie der fremden Schneider macht.

G. F. K.

Neues
Hannoversches Magazin.
2tes Stück.
Montag, den 4ten Januar 1808.

Ueber die Construction der Dächer und deren Bedeckung auf den nördlichen Gebäuden des nördlichen Deutschlands.

(Fortsetzung.)

Am Schlusse der Recension sagt Recensent noch, daß er der Meinung sey, daß ein Bohlendach nur da wahren Nutzen leiste, wo man das Gebälke ganz entbehren könne, als z. E. bei Scheuren mit Queertennen, Behältern zu Aufbewahrung von Stroh, Torf, Holz rc.; bei Wohngebäuden aber und andern, die ein Gebälk erfordern, wären sie wegen ihrer Kostbarkeit und geringen Dauer durchaus sehr verwerflich; denn sie erforderten Anfangs nicht nur mehr Bedachungs-Materialien, sondern wären auch für die Zukunft theurer. Dies scheint man nunmehro im Preussischen erkannt zu haben, da man neuerdings in Berlin ein sehr bedeutendes Magazin mit einem geraden Dache construiret, und lieber eine oder ein Paar niedrige Etagen mehr gemacht hat. So sehr wie ich gegen die Pisee-Arbeit in den gebirgigten Gegenden des Harzes und Thüringer- und Sollinger-Waldes, wegen des Kalkanwurfs, der so äußerst selten geräth und glückt, eingenommen gewesen bin, bin ichs auch von den Bohlendächern gewesen, und habe solche nur bei Scheuren und Stroh- und Holzbehältern für anwendbar gehalten; und wie ich vor 4 Jahren einmal zu einer neuen Scheure von 46 Fuß Tiefe und 72 Fuß Länge mit 2 Queertennen einen genauen Anschlag zu einem Bohlendache entwarf, und fand, daß dieser, wegen des weiten Transports der Dielen zu den Bohlen-Sparren, bedeutend höher kam, als der Anschlag zu einem geraden Dache und abgeschlösselten Haupt- und Kehlgebälke, so wurde ich noch mehr und mit Grunde dagegen eingenom-

nommen. Wenn in einer Scheure mit einem geraden Dache alle losen Haupt- und Kehlbalken abgeschlüsselt, und das Stockwerk nebst den untern Bansenwänden sowohl als die Dachverbindung mit Holzmenage entworfen werden, so giebt ein solches Gebäude auch vielen Raum (der doch allein die Bohlendächer empfiehlt) und ist zweimal so dauerhaft, und schafft ausserdem noch den Vortheil, daß man die mehreren Arten Früchte zwischen den Bindern des Gebälkes und der Dachverbindung besser abtheilen und bansen kann, welches man unter einem Bohlendache zu thun nicht im Stande, und das doch bei kleinen und mittelmäßigen Oekonomien wesentlich nothwendig ist. Zu Wirthschaftsgebäuden passen also diese Dächer überall nicht, noch viel weniger, wie die flachen geraden Dächer nach einem rechten Winkel und darüber, wie aus dem Vorhergehenden hinlänglich erhellet. Welche kurze Zeit würde ein solches Bohlendach mit Ziegeln gedeckt liegen, wenn man dazu besonders schlechte Ziegel nehmen müßte, wie nicht immer zu ändern ist. Nach sehr wenigen Jahren würde man die kostbarsten Reparationen daran zu verwenden haben, die bei diesen Dächern ohnehin viel mühsamer und beschwerlicher sind.

Nun habe ich noch über einige Fehler, welche die Dachdecker sehr häufig zu begehen pflegen, zu reden, und noch etwas über die Dachbedeckungs-Materialien und deren Eindeckungs-Massen anzuführen. Ein gewöhnlicher Fehler, der von vielen Dachdeckern begangen wird, ist der, daß sie die Forstziegel auf den Forsten und Walmen nicht aufnägeln, sondern sie mit einer ungeheuren Masse Kalk zu befestigen suchen. Diese Verfahrungsart ist sehr nachtheilig, weil die Steine vom Winde und Wetter losgetrieben, und herunter geworfen werden, und weil die aufgetragene übermäßig dicke Masse, wenn sie besonders nicht hinlänglich mit Haaren versetzt ist, vermöge der Schwere am leichtesten wieder abfällt, und nun allerwärts im Forste und auf den Walmen äußerst schädliche Lecken entstehen. Sehr nützlich ist es auch, wenn die Leistensteine und die Steine in der untern Reihe, einer um den andern, oder auch nur um den dritten, festgenagelt werden, weil dann bei heftigen Windstürmen, wenn die untere und die obere am Forst eingekälkte Kante, die gewöhnlich den stärksten Angriff haben, ganz feste sitzen, nicht so leicht Lücken in den Dächern gerissen werden können. Ich habe Fälle erlebt, wo große Lücken von 200 bis 300 Ziegeln gerissen waren, und dabei wahrgenommen, daß die Ecken am meisten gelitten hatten. Eben so verschwenden sie bei den Dächern, die inwendig eingestrichen werden, zum großen Nachtheil des Bauherrn und der Arbeit den Kalk, und glauben durch das übermäßige dicke Verstreichen und Verschmieren der Fugen eine größere Dichtigkeit zu verschaf-

schaffen; es erfolgt aber gewöhnlich das Gegentheil. Die dicken Massen bersten leichter, und lösen sich viel geschwinder wieder ab. Wenn der Gips mit hinlänglichen Haaren, um demselben einen grössern Zusammenhang zu geben, versetzt ist, so ist es hinreichend, wenn alle Fugen nur ganz dünne, aber egal verstrichen werden; die Einbindungsmasse sitzt sodann viel länger, wenn anders der Ziegel beim Einstreichen vorher mit Wasser getränkt ist. Bei den Scheuren und andern Stalldächern, die mit Hohlziegeln (als die besten in vielen Gegenden) gedeckt und mit Strohdocken gedichtet werden, ist es nöthig, daß diese Docken oder Wische aus reinem ausgeschierten Stroh gebunden, und in der Futterschneidelade abgekürzt, unter den Ziegeln ganz auseinander verbreitet, und in die Fälze der Ziegel gedrückt werden, und der Kopf der Docke unter die dritte Latte tritt. Wenn ein solches Dach von einem geschickten und fleißigen Dachdecker gedeckt und unterdockt wird, so sind sie bei Hohlziegeln ganz ausserordentlich dicht, oft viel dichter als eingestrichene Dächer; sie lassen so wenig Schnee als Regen durch, und es kann ein solches unterdocktes Hohlziegeldach 30 Jahre und länger liegen, ehe es wieder umgedeckt zu werden braucht. Bei Breitziegeln, die viel platter sind, und keine so starke Fälze und Borde haben, sind sie nicht so dicht, weil nur dünne Docken darunter verbreitet werden können. Billig sollten diese Ziegel in Gegenden, worin auch Hohlziegel gebräuchlich sind, gänzlich abgeschafft, und mit den viel bessern Hohlziegeln ausgewechselt werden, wie auf den herrschaftlichen Höfen bereits successive geschiehet. Auf Hohlziegeln läuft der Regen besser ab, und kann nicht so, wie bei Breitziegeln, während der Sturmwinde über die Borde derselben, und in die Gebäude getrieben werden. Bei doppelt gedeckten Zungen-Ziegeldächern ist das schwache aber egale Einstreichen ebenfalls höchstnöthig. In den Gegenden, worin die Hohlziegel üblich sind, findet man wenige Zungen-Ziegeldächer, weil sie zu kostbar und nicht dauerhafter wie Hohlziegel sind, die, wie oben schon gesagt, sehr dichte Dächer geben. Diejenigen Dächer aber, welche man in diesen Gegenden mit Zungenziegeln decken läßt, werden doppelt gedeckt. Von den Dächern, die unterdocket werden, behaupte ich, daß sie länger dauren wie die eingekälkten, also auch Zungen-Ziegeldächer. Der Kalk greift sehr oft die Ziegel, und besonders, wenn sie schlecht und nicht völlig gahr gebrannt sind, so stark an, daß sie nach 30 Jahren und oft noch viel früher gänzlich zerstöhret sind. Auf unterdockten alten Dächern habe ich bei Umdeckungen mehrere Mahle Ziegel gefunden, die über 100 Jahre alt waren. An der eingegrabenen Jahrszahl fand man das Alter, welche Merkmahle man in ältern Zeiten den Ziegeln sehr häu-

häufig gegeben hat, welches billig jetzt auch noch geschehen sollte. Da der Gips, besonders wenn derselbe mit zu vielem Lederkalk, als sehr verwerflich und schädlich, versetzt ist, manche Ziegel, und vorzüglich die jetzigen nicht ordentlich verarbeiteten, und aus Holzersparung äusserst schlecht gebrannten Steine, die man auf so vielen Hütten antrifft, sehr stark angreift; so hat man solches durch eine andere Einbindungsmasse zu verhindern gesucht. Man nimmt nämlich zum Unterstreichen der Dächer auf Wohnhäusern (Scheuren und Ställe werden unterdockt) statt des Gipses eine versetzte Masse von kurzem Kuhmist (die Kuhfladen auf den Ruhe- und Milchplätzen der Weiden) und Lehmen, vom ersteren $\frac{2}{3}$, und vom letzteren ein gutes $\frac{1}{3}$, welche Masse stark mit Kuhhaaren, die vorher tüchtig zu klopfen und aufzulockern sind, versetzt werden muß. Das Einstreichen muß aber im Frühjahr oder Herbst, und nicht in den heissen Sommertagen geschehen, in denen die Masse zu geschwind trocknen und Risse bekommen würde. Diese Jahrszeit ist auch bei Kalk-Eindekkungen zu beobachten. Ein starker Haar-Zusatz muß aber nicht ausser Acht gelassen werden, und der Lehmen fett und nicht sandig seyn, und die Ziegel müssen beim Einstreichen vorher gehörig naß gemacht werden. Daß diese Masse bloß zum inwendigen Verstreichen der Ziegelfugen, nicht aber zum Einbinden des Forstes und der Borden gebraucht wird, versteht sich von selbst. Ich habe im Jahre 1800 ein Deputathaus-Dach mit dieser Masse einstreichen lassen, welches jetzt noch äusserst fest und dichte ist, und ein Mühlendach kenne ich, das nun schon über 24 Jahre liegt, und auch jetzt noch sehr feste seyn soll. Diese Einbindungsmasse, die stets trocken, und so feste als Gips ist, und keine Feuchtigkeit an sich ziehet, empfiehlt sich auch dadurch sehr, daß sie wohlfeil, und weniger feuergefährlich als die Einbindung mit Strohdocken ist, und daß bei entstehenden kleinen Beschädigungen der Landmann sie selber und in jeder Jahrszeit verfertigen, und die Mängel herstellen kann.

(Der Schluß folgt.)

Der letzte Abend des 1807ten Jahrs.

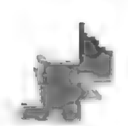
Wenn die sinkende Sonne am letzten Abend eines Jahrs uns stets zu ernsten Gedanken weckt, so muß die letzte Abendröthe des nun entfliehenden Jahrs Empfindungen, ernster wie je, in uns aufrufen. Jedes unverdorbene Menschenherz thut am Rande des Zeitraums, welcher nun bald unzurückkehrend ins Meer der Ewigkeit rinnt, einen Blick zurück in die noch erhellte Vergangenheit, und vor sich in das Dunkle der Zukunft.

Jährlich sahen wir sie dahin geschwunden die schönen Stunden des Frohseyns, wo Gottes Welt und alle ihre Menschen so gut, so milde uns schienen und waren, und nur die frohe Erinnerung daran war der bleibende Segen; wir sahen sie dahin geschwunden auch alle die traurigen Stunden, die Menschen und Schicksal, die unsere eigene Laune, und — warum sollten wir's nicht bekennen? — unsre eigene Thorheiten uns trübten! Aber nicht das allein: wir zählten auch, dankbar gegen die Gottheit, Thaten erfüllter Pflicht gegen uns und unsere Brüder, empfanden noch das Frohgefühl, womit dann uns unser Herz gelohnt hatte; erinnerten uns auch der Fehler, wozu Wahn und Irrthum, Leichtsinn und Leidensch[aft] verleitete, und wehmüthig wandel[ten] ...

die Seele zum Blicke in die Zukunft hinüber, und ahndend und hoffend und gottergeben fragten wir uns: Wie wird die Zukunft, was werden wir selbst seyn?

So schied der denkende Mensch von jedem verflossenen Jahre, oder so bewillkommte er das neue; aber wie scheidet er von diesem? — Der Rückblick in die Vergangenheit erfüllt das Herz mit Wehmuth, wenn nicht Unmuth sich seiner bemächtiget; und welchen Blick hat er in das künftige Jahr?

Sey denn noch so merkwürdig in der Geschichte verflossener Jahre, — die Klagen, welche dir die leidende, trauernde Menschheit nachweint, vernichten deinen Ruhm! Nur wenige deiner Brüder verließen sie wie du, niedergebeugt in Staub! Du schlugst viele Wunden, ohne eine wieder zu heilen, du zerrissest tausend schöne, wohlthätige Bande, ohne eines wieder zu knüpfen, du raubtest Millionen also was sie ihr Glück nannten und was es war; Gesundheit und Leben, Ehre und Vermögen, ihre Lieben, ihre Freunde und ihre Gönner, und so manchem auch sein unschätzbares Gut — den Frieden der Seele! So manche ... die auf dem Wege des Le[bens] ... Guten, der Edlen aufgesproß



sprossen wäre, zertratest du mit unerbittlicher Strenge; stöhrtest selbst hie und dort die Freudenspiele unserer Jugend, worin sie sich sonst, so harmlos und unbekümmert um die Zukunft, der Gegenwart freuen; schwärztest den Frühling des Lebens unsrer guten Jünglinge und Mädchen, denen sonst jedes Blümchen Freude athmet, die Erde sich ihnen in Himmel zu kleiden scheint. Wie manches traurige Ach! entpreßtest du dem Busen der zärtlichen Mutter, und der sorgende Väter sieht jetzt in der Scheidestunde von dir mit trübem Blick auf die Seinigen; da deine Würkungen seine Plane und seinen Wohlstand, wodurch er ihr Glück zu begründen dachte, sie die schönen Verhältnisse zerstöhrten, die er sorgfältig für der Seinigen Wohl zu knüpfen suchte, und dessen er sich freuete. Wie so mancher Greis kann die Stunden nicht segnen, die er in dir verlebte, da du Sorgen und Kummer auf sein graues Haupt ausschüttetest, und ihm den stillen, ruhigen Lebensgenuß raubtest, der ihn zum letzten Schlummer geleiten sollte. —

„So mehrtest du mit jedem jungen Morgen,
Der freundlich aus dem Meere stieg,
Das große Heer von Leiden und von Sorgen —"

und dein Abschiedsgruß in dieser feierlichen Stunde ist das Losungswort des harten Schicksals: Resignation! — —

So spricht der Menschenfreund und der Getrübte zu dem scheidenden Jahre; und sind noch wohl der Glücklichen einige, die in diesem Anrufe nicht Wahrheit finden? Wenn unser Vaterland, Brüder! nicht alle die Trauerscenen erlebte, worüber die Menschheit seufzet; wenn wir der Gottheit mildere Grade des Elends danken: so sind doch die Empfindungen, welche der Rückblick in das nun entfliehende Jahr hervorbringt, ganz ähnlicher Art. — Aber ist denn bei diesem Trauergebilde alles schwarzes Dunkel, ist nicht eine Lichtseite zu finden, woraus ein Strahl von Hoffnung in die trauernde Seele fällt? spricht nichts unsern Muth an, um damit in das, gleich einer schwarzen Nebelwolke sich uns entgegen wälzende Jahr zu treten? sollten wir denn nur bloß verlohren, nichts gewonnen haben, wofür wir in dieser ernsten Stunde einen dankenden Blick hinauf zur Gottheit richten könnten?

Waren der Freuden auch weniger, so beschien kein neuer Tag die Erde, wo wir nicht einige zählten, wenigstens zählen konnten, wenn wir die Kunst verstanden, sie zu bemerken, zu nützen, zu genießen; es waren Veilchenblümchen, die wir leider oft selbst zertraten. Mußten wir uns manchen Lebens-

bensgenuß versagen, wurde mancher durch bittere Empfindungen getrübt, so suchten wir dagegen uns andere, stillere, wohlfeilere Freuden auf, die kein Schicksal uns so leicht rauben konnte, wovon wir selbst Herr waren. Wir lernten uns selbst besser kennen, suchten Quellen der Freude in uns, oder in dem Zirkel der **wahren** Liebe und Freundschaft auf; wir verlohren Freunde: desto anhänglicher umfingen wir, desto mehr schätzten wir die uns geblieben sind. Unser Haus wurde uns theurer als es war, wir wurden bessere Gatten, bessere Väter und Mütter, und unsre Kinder segnen vielleicht spät die Periode, worin wir jetzt über Elend, über getrübte Empfindungen klagen. Treuer werden wir nun unserm Berufe obliegen, da geschwächtes Vermögen uns die Gelegenheit versagt, beim Spiel und in fröhlichen Kreisen, in Schauspielen und Konzerten, oder wohin sonst Gewohnheit, Lust, und auch nicht immer edle Leidenschaft trieb, die edle Zeit zu verbrauchen. Wir empfinden daher öfterer den Segen der treuen Pflichterfüllung, das süße Bewußtseyn, womit diese auch immer lohnt. Wir wollen ihn festhalten, er soll uns nie genommen werden, dieser Segen, wenn auch mit freundlicher Miene das Schicksal uns wieder zulächelte. Mancher Vater hat manchen Wunsch seiner Gattin und Kinder versagen müssen, er hat nur das Nothwendige gewähren dürfen, da er sonst das Nützliche, das Schöne und Angenehme, vielleicht mehr als er sollte, gewährte; er mußte die Empfindungen seiner Lieben trüben, aber — möchten Sie die Hand des Schicksals segnen! sie lernen, wie wir alle, entbehren, um desto besser, desto menschlicher zu genießen.

Wie so Mancher mußte seine bessern Empfindungen unterdrücken, mußte Unrecht leiden, befand sich in Verlegenheiten, in drückenden Sorgen; er lernte Sanftmuth, Selbstverläugnung, rief seinen Muth auf, und wurde stärker, wie er es selbst sich zutrauete; rief seine Denkkraft auf, um Mittel zu finden, seine Lage zu bessern, das drohende Unglück abzuwenden; er verlohr Menschenfurcht, gewann an Selbstzutrauen; entdeckte hie und da den Menschenfreund, den er nicht ahndete, den wahren Freund, der für sein Wohl rieth, gab, that und aufopferte, und gewann mehr Glauben an Menschenwürde, gewann an Menschenliebe. Und ist es denn nichts, der Glückliche zu seyn, der in unsern Zeiten der tausendfach gedrängten Menschheit sich annehmen kann, dazu so oft aufgefordert wird, ist

„dem Hartgedrängten beizuspringen,
wenn List ihn und Gewalt bedräu't,
und blutig sich für Menschenrecht
zu ringen,
nicht Edelthat, die noch im Tod
erfreu't?

Heil

Heil euch, ihr Edeln, die dieses wollten und konnten!

Und wer könnte sie alle vor die Seele bringen, die Vortheile, welche unsre Trauerzeit dennoch der Menschheit gewähret? Die Vortheile, welche selbst noch über das Grab weg lohnen? Das Losungswort, womit das fliehende Jahr uns dem folgenden übergiebt, ist nur an uns gerichtet, seine Deutung ist: **Kämpfe gegen deine Neigung und überwinde!** Es ist aber Ruf der Gottheit an uns, Helden an uns selbst zu werden. Die Menschheit säet jetzt in Thränen, um in Freuden zu erndten. Sey dieser Ruf der Gottheit nicht vergebens, damit Heil aus den Verwirrungen der Welt für uns ersprieße! Ruhig wollen wir es der Gottheit überlassen, zu entwikkeln, was unserm Auge verworren scheint; sie wird auch den Leiden ein Ziel setzen; sie wird den Frevel rächen, den wir zu rächen nicht vermögen, wird zerbrechen die Sclavenketten, wozu unser schwache Arm sich vergebens bemüht. Ruhig wollen wir den fernern Lebenstagen entgegen gehen, die Gottes weise Güte uns noch zuzählen will, und jede Noth, jedes Leiden als Läuterung für eine bessere Welt empfangen; wollen uns an das Trauerspiel der Welt gewöhnen, wo so oft die Unschuld zagt, die Bosheit siegt, und daraus die Lehre für unser Bestes ziehen: zu streben, selbst die Unschuld nicht zu verliehren; in unsrer kleinen oder größeren Sphäre so viel für uns und die Menschheit zu thun, als wir können; wollen willig die Thräne des Verlassenen trocknen, und mit Besonnenheit, mit Entsagung und mit Muth handeln und genießen.

G. P.

Sinngedicht.

Ueberschrift der Thür eines Dorfkirchhofs.

Nicht Monumente von Marmor geschmückt mit goldenem Lobspruch
Findest du, Wanderer, hier; suche bei Städten die auf.
Kreutze nur heg' ich mit Kränzen und bald verwitternder Inschrift;
Schlecht und recht, wie ich bin, waren, die schlafen hier, auch.

G. F. K.

Hannoversches Magazin.

3tes Stück.

Freitag, den 8ten Januar 1808.

Ueber die Construction der Dächer und deren Bedeckung auf den nördlichen Gebäuden des nördlichen Deutschlands.

(Schluß.)

Ich habe oben die große Dichtigkeit der unterdockten Hohlziegeldächer gerühmt. Dies konnte ich mit vielem Grunde thun, weil ich sie seit 28 Jahren, als so lange ich Baue und Reparationen zu besorgen gehabt, als die dichtesten gefunden habe. So sehr aber, wie ich auch diese Dächer empfehlen kann, so sind sie doch feuergefährlich, und daher auf Wohnhäusern und auf andern feuergefährlichen Gebäuden, als Brauhäusern, Brennereien ꝛc. nicht zu dulden, und blos auf Scheuren und Stallungen in Anwendung zu bringen. Vorsichtige Wirthe aber, die alle Aufmerksamkeit auf das Feuer wenden, und daher nicht dulden, daß mit offenen Lichtern auf die Böden gegangen wird, können dreist ihre Wohnhäuser unterdocken lassen, weil die Feuersgefahr dieser Dächer nicht sehr groß und nicht viel größer wie die der einfach gedeckten Zungenziegeldächer mit Dachspähnen ist. Die Strohdocken durch eine Lehmenmasse zu ziehen, um sie dadurch weniger feuergefährlich zu machen, habe ich noch nicht versuchen lassen; sie können aber unmöglich so dichte Dächer geben, als die bloßen Strohdocken, weil man sie mit dieser Masse angefüllt nicht so, wie es nöthig ist, unter den Ziegeln ganz verbreiten und in die Fälze drücken kann. Auch mit den so sehr empfohlnen Lehmschindeln habe ich noch keinen Versuch gemacht, und da die Reparatur solcher Dächer mit vielen Schwierigkeiten verknüpft, und sie dem Durchlöchern der Mäuse und andern Ungeziefer noch mehr als Strohdächer ausgesetzt seyn sollen, so möchte ihre allgemeine Empfehlung wohl nicht zulässig, und sie besonders für Berg-Gegenden nicht pas-

passend seyn. Bei den hohen Giebeln eines mit Ziegeln gedeckten Dachs müssen die Borde breit und nicht unter 12 bis 14 Zoll seyn, und gut eingebunden und mit Leistenziegeln eingefaßt werden. Auf eine regelmäßige egale und nicht zu enge auch nicht zu weite Lattung kömmt bei einem Ziegeldache vieles an, und doch wird dieses nicht immer genau beobachtet. Beide sowohl die zu enge als die zu weite Lattung sind nachtheilig. Ist das Dach zu enge gelattet, so hat dies die Folge, daß der Ziegel unten nicht dichte aufliegt, sondern ein wenig in die Höhe stehet, wo dann der Schnee bei Windstürmen desto leichter durchgetrieben werden kann; und treten bei einer zu weiten Lattung die Ziegel nicht gehörig über, so kann ein solches Dach auf keine Art feste eingebunden werden. Der Wind treibt den feinen Stäuberschnee durch die kleinsten Ritzen; und da immer etwas davon zwischen den Steinschichten sitzen bleibt, so giebt dies Gelegenheit zum Stocken der Strohdocken, zur Fäulniß der Spähne bei einfachen Zungenziegeln, und endlich zum Verderben der Latten. Hierbei muß ich noch eines Fehlers erwähnen, der jetzt auf mehreren Ziegeleien, wahrscheinlich aus Gewinnsucht, begangen wird, und der darin besteht, daß man die Ziegel um 2 bis 3 Zoll kürzer macht, als sie in ältern Zeiten gemacht sind. Dies hat dann bei den alten Ziegeldächern, die 30 und mehrere Jahre gelegen haben, die für den Landmann sehr nachtheilige Folge, daß, wenn ein solches Dach, das oft $\frac{1}{2}$, $\frac{1}{3}$, oder $\frac{1}{4}$ Zuschuß an neuen Ziegeln erfordert, umgedeckt werden soll, ein großer Theil desselben auch umgelattet werden muß, ja oft das ganze Dach, weil die neuern kürzern Ziegel nicht Ueberstand genug bekommen, wenn das alte Dach nach den längern alten Ziegeln gelattet ist. Diese nöthige Umlattung, welche, wenn das ganze Dach umgelattet werden muß, auf beide Ziegel-Längen bestimmt, und die mittlere Lattenweite genommen wird, erfordert dann zum Schaden des Landmanns einen großen Zuschuß an Latten und Nägeln, und mehrere Ziegel und Arbeitslohn, und wird dann doch nicht ganz vollkommen, das bei eingekälkten Dächern mehr und bei unterdockten weniger schädlich ist. Ich habe in solchen Fällen längere Ziegel streichen lassen, welches aber der Landmann nicht kann, weil dies bei kleinen Quantitäten schwierig ist. Seit wann diese sehr nachtheilige Ziegel-Abkürzung, die jedoch nicht auf allen Ziegeleien eingeführt worden, geschehen ist, habe ich nicht erforschen können. In einer landespolizeilichen Vorschrift könnte dies so schädliche Abkürzen gänzlich untersagt, und den Ziegeleien einer Provinz ein Maaß der Länge und Breite vorgeschrieben werden. Dies letztere würde sehr nützlich seyn, weil man nicht immer von einer und derselben Ziegelei die Ziegel erhalten kann, und daher sehr oft genöthigt ist, die Ziegel von einer andern Ziegelei zu nehmen. Passen dann die Maaßen nicht, so hat dies

für die Dächer sehr nachtheilige Folgen. Die doppelt gedeckten Schindeldächer, wie sie auf dem Harze üblich sind, geben nicht allein sehr warme und leichte, sondern auch dichte und feste Dächer, die so wenig Regen als Schnee durchlassen, und welche 20 bis 25 Jahre dauern können, wenn sie steil und spitz sind, und der Regen und Schnee von selbigen schnell abfliessen und stürzen kann. Hat ein solches mit doppelten Schindeln gedecktes Dach eine freie Lage, und sind die Schindeln von vorzüglicher Güte, d. h. sind sie von gesunden auf Anhöhen gewachsenen Tannen verfertigt, so liegt ein solches Dach noch wohl 5 bis 10 Jahre länger, und erfordert in diesem Zeitraume wenig oder gar keine Reparaturkosten, und leistet den heftigsten Sturmwinden auf dem Harze mehr Widerstand als ein Ziegeldach. Ist endlich die obere Lage der Schindeln sehr schadhaft geworden, so nimmt man solche ab, und legt auf die untere, die eine weit längere Reihe von Jahren gut und dauerhaft bleibt, eine neue wieder auf. Nur in Feuersgefahren sind es äusserst gefährliche Dächer, die beinahe wie Strohdächer das Feuer schnell verbreiten. Auf dem Harz sind sie indessen die wohlfeilsten und in dieser Hinsicht die besten Dächer, weil Ziegel des Clima's wegen nicht ausdauren, und Schiefer und Sollinger Steine zu kostbar sind. Zum Beschluß muß ich noch eine Art Bedachung erwähnen, die in den Berggegenden des Sollings und des Its, auch in einem Theile des Paderbornschen üblich sind. Dies sind die sogenannten Sollinger Sandsteinplatten, von feinem Korn, $\frac{1}{2}$, $\frac{3}{4}$ bis 1 Zoll Dicke, womit die Dächer wie bei Zungenziegeln gedoppelt gedeckt werden. Jeder Stein wird auf Latten genägelt, und beim Legen mit Kalk verstrichen, oder eigentlich in Kalk gelegt, und muß unten um 2 bis 3 Zoll über die dritte Latte treten. Diese Art Bedeckung ist äußerst dauerhaft, und nächst den Schiefern die dauerhafteste; sie ist aber schwer und erfordert eine dauerhafte und feste Dachverbindung mit festen Dachstühlen, und einer höchstens 4 bis 4$\frac{1}{2}$füßigen Balkenweite von Mitte zu Mitte, auch starke 24füßige Latten. Ihre große Dauer, die sicher 5 bis 6mal so viel, als bei einem Ziegeldache beträgt, überwiegen aber alles übrige, und sie bleiben immer die besten Dachmaterialien, die im nördlichen Deutschlande bekannt sind. Bei einem Amthausdache, welches vor etwa 6 Jahren umgedeckt werden mußte, fand ich aus den Geld-Registern, daß dasselbe 106 Jahre ohne Umdeckung gelegen hatte, und es würde wahrscheinlich noch länger gelegen haben, wenn die Nägel nicht abgerostet gewesen wären, und die Steine nicht hätten fallen lassen. Bei der Umdeckung wurden fast alle Steine wieder, und kaum der zwölfte Theil neue Steine zum Zuschuß gebraucht. Diese Sollinger Steindächer erfordern bei weitem nicht so viele und öftere Reparationen als Ziegeldächer, und wenn sie solide und mit Fleiß gedeckt sind, so geben sie

äußerst dichte und dauerhafte Dächer, die man aufs beste empfehlen, und denen man mit Recht den Vorzug geben kann, wenn das Schieferdach ausgenommen wird, das noch fester und solider ist, und noch viel wenigere Reparationskosten erfordert. Auf einem Amthofe am Harz sind 10 zum Theil sehr große Dächer mit Schiefer gedeckt, die jährlich 15 bis höchstens 18 Thaler an Reparationskosten erfordern. Wenn ihre erste Anlage nicht so äusserst kostbar wäre, so würden Schieferdächer vor allen den Vorzug haben. Noch muß ich erwähnen, daß von Sollinger-Steinen sehr dichte viereckigte Dachfenster gemacht werden können, weil man solche auf den Seiten auch mit Steinen verkleidet, und daß auch Ziegeldächer in einigen Gegenden am Harz und am Solling auf den Walmecken, am Forst und an den Borden mit Schiefer und Sollinger-Steinen eingefaßt werden, welches den Ecken eines Ziegeldachs eine große Dauer giebt, und sehr gut ins Auge fällt. Was übrigens von der Holzersparung in den Dach- und Haus-Verbindungen gesagt werden könnte, daß man die Balkenweiten in den Wohnungen des Landmannes nicht über 4 Fuß, und in den Haushaltungs-Gebäuden nicht über 5 Fuß nehmen sollte ꝛc. ferner was man von den Fehlern der so schlechten Ziegelwaren, die auf mehreren Ziegeleien verfertigt werden, zu sagen im Stande wäre, gehört nicht hieher, und würde den gegenwärtigen Aufsatz zu sehr verlängert haben.

H. B.

Einige Bemerkungen zur Beförderung der Obstbaum-Cultur.

Häufig und nachdrücklich ist die Klage geführt worden: „daß im nördlichen Deutschlande die Obstbaum-Cultur bisher sehr vernachlässigt sey!" Gerecht ist diese Klage unleugbar; denn, mag auch die Zahl gut versehener und wohl unterhaltener Obstgärten, welche hieländischen Eigenthümern aus den gebildeten Ständen angehören, nicht gar unbeträchtlich seyn; mag man bei einzelnen Bauern einmal einen guten Baumhof finden; so trifft man doch auch viele, selbst beträchtliche Dörfer an, deren gesammter Vorrath von Obstbäumen gar füglich auf einem Hofe im Dorfe Platz finden würde. Und, zu sehn, daß unsere Landleute mit gutem Obste eigner Erndte hinlänglich versehen seyn, ihre Wirthschaften und die

Städter damit gehörig zu bedienen, — dies ist der endliche Wunsch, welchen der humane Freund der Obstbaumzucht hegen muß. Bis er erfüllt seyn wird, darf jene Klage nicht schweigen.

Allein wie weit sind wir von diesem Ziele noch entfernt! Leugnen wird es allerdings schwerlich Jemand aus unserm Bauernstande, daß es ein bedeutender Vortheil für ihre Wirthschaften seyn müßte, wenn reiche Obsterndten darin aufgenommen würden. Mögen sie gleich die heilsame Anwendung des Obstes zur Essig- und Moost-Bereitung, zur Verfertigung vieler Labsale für Kranke und für Gesunde mehrentheils nur vom Hörensagen, oder aus dem Hauskalender kennen, Backobst kennen und schätzen sie doch, und allgemein ist, wenigstens unter jungen Leuten und Kindern der Landleute, die Liebhaberei zum frischen Obste. Doch pflanzt unser Landmann, im Ganzen gerechnet, nur selten Obstbäume; häufig bleiben die Plätze leer, auf welchen die alten von Aeltervater angepflanzten Bäume abgestorben sind. Manche haben wohl einmal Bäume gepflanzt, allein, weil sie vor und bei dem Pflanzen die Stämmchen verwahrloseten, weil sie ihnen eine schlechte Stelle anwiesen, wo die Pflänzlinge nicht die gehörigen Nahrungssäfte in ihrer Erde fanden, wo eine dicht verflochtene schwere Rasendecke dem Regen und der Luft mit ihrer balsamischen vegetativen Lebenskraft den unentbehrlichen Zugang zu den Haarwurzeln versagte, oder weil die Eigenthümer den gepflanzten Bäumchen die verständige, stete, durchaus nöthige Pflege nicht angedeihen ließen, so starben sie, selbst ohne Frucht gezeigt zu haben, frühzeitig wieder ab. So gingen unzählige Obstbäumchen und ganze Bepflanzungen verlohren, und diese häufigen Fälle schreckten viele der Unkundigen von weiteren Versuchen im Baumpflanzen ab, und schadeten so der guten Sache immer je länger desto mehr.

Baumschulen von Bedeutung, aus welchen die Baumhöfe der Landleute völlig versehen werden, und die wünschenswerthen neuen Anlagen in und vor den Dörfern überall gemacht werden könnten, sind im nördlichen Deutschlande freilich nicht genugsam zu finden, aber mehr noch fehlt es an Obstgärtnern, zur Unterweisung und zur Hülfe der Landleute, damit sie pflanzen, häufig und auf Hoffnung pflanzen mögen. Den wenigsten Landleuten ist nämlich, um mich auf das vorher Bemerkte, und auf bekannte, vielfältige, darüber sprechende Erfahrungen zu beziehn, damit geholfen, wenn ihnen Obstbäume angewiesen, angeschafft, ja wenn sie ihnen geschenkt worden. Unglaublich gering sind die Erfolge reicher Austheilungen von Obstbäumen an den niedersächsischen Landmann. Er muß für die gute Sache der Baumzucht und Baumpflanzung gewonnen werden, durch häufige Ansicht der dabei anzuwendenden Vorrichtungen und der

Vor:

Vortheile, welche daraus entspringen. Am sichersten würde dies geschehen, wenn von den Bauerknaben viele vermocht werden könnten, Einsicht in die Baumgärtnerei zu gewinnen und die Handgriffe zu lernen, welche sie erfordert. Daß die häufige Gelegenheit, aus dem Anblick an Ort und Stelle so für die Baumgärtnerei interessirt zu werden, das beste Mittel zu dem Zwecke sey, ergiebt sich auch aus den Spuren, welche man auf einigen Dörfern antrifft, wo ehemals ein guter Obstgärtner und Baumpflanzer gewohnt hat.

Aber auch die Klage wird nicht ohne Grund geführt, daß viele junge, aus bekannt guten Baumschulen erhaltene, gut gesetzte und wohl gepflegte Obstbäume nicht gedeihen, nicht glücklich fortwachsen, oder nicht gute Früchte tragen wollen, obgleich ihre Zeit, vollkommnere Früchte zu bringen, gekommen ist. Diese Zeit ist dem jungen Baume gekommen, wenn er die zuvor nöthigen Kräfte auf die Ausbildung seiner Wurzelkrone und seines [illegible]holzes verwandt hat. Bis dies Geschäft vo[illegible] ist, darf man sich nicht wundern, unvo[illegible]mmnere, wenn auch nicht mehr dem Ansehn, doch dem Geschmacke nach geringere Früchte zu erhalten. Dies scheint mir gerade bei den edleren Sorten vorzüglich der Fall zu seyn; an seinen Pepins und Renetten bemerkte ich es nämlich. Mancher junge Baum trägt auch den [illegible] seiner Zerstörung in sich, und erstirbt, ohne daß eine Ratze oder ein anderes Ungezieser seine Wurzeln zernagt, ohne daß ein Krebs ihm Bast und Stamm verletzt hätte.

Das rauhere Klima kann nicht allein Schuld daran haben; viele der sogenannten Franzsorten sind so sehr einheimisch bei uns geworden, daß überhaupt die Grenze zwischen Franzobste und deutscher Baumfrucht jetzt schwer zu ziehen ist; Weinstöcke, Pfirschen-, Mandeln-, Abrikosen-Stämme gedeihen bei uns und tragen edle Frucht, ob sie gleich seit weit kürzerer Zeit bei uns einheimisch geworden sind, als unzählige Sorten von Kernobste, und ob sie gleich bisweilen eines Nachschusses aus den französischen Baumschulen bedürfen. Auf Kernobst richte ich in diesem kleinen Aufsatze zunächst mein Augenmerk, weil dieses und die leicht anzuziehenden Zwetschen den ausgebreitetsten Nutzen gewähren.

Ueberhaupt ist unsere pomologische Erkenntniß noch sehr unvollkommen, wenigstens sind die höheren Lehren dieser Wissenschaft nicht sehr vielen bekannt, was auch Christ und Sickler in ihren lehrreichen Werken mit rühmlichem Eifer geleistet haben; und weil [illegible] mehrsten Baumgärtner treiben ihr Geschäft handwerksmäßig, ohne sich forschen, um die Geheimnisse ihrer Kunst, oder vielmehr der Natur zu bekümmern. So werden z. B. gewöhnlicher, ja fast allgemeiner Weise, die Obstkerne zur Saat — nach

nach dem Gewichte gesammelt oder angekauft — vom Früh- und vom Spätobste und überall ohne irgend eine der grösseren und kleineren Verschiedenheiten der Sorten zu beachten, zusammen geschüttet, und so durch einander gemischt auf die bereiteten Kernstammbeete ausgestreuet. Sie gehn, einmal vermischt, mit einander auf. Im Spätherbste zeigt sich, durch das frühere und spätere Abfallen der Blätter von den Stämmchen, auch dem, welcher die übrigen Verschiedenheiten des Holzes und der Blätter nicht kennt, oder nicht beachtet, noch der einige Unterschied, ob die Kerne vom Früh- oder Spätobste genommen waren. Demnächst aber werden die unbelaubten Stämmchen, wenn sie so weit herangewachsen sind, ohne irgend eine Auswahl — welche in diesem Falle auch dem scharfsichtigsten Kenner nicht sonderlich gelingen würde — in die Reihen der anzulegenden Baumschule eingepflanzt, und, wie sie da geordnet stehen, nach dem Gutfinden ihres Meisters, nach Reihen oder Abtheilungen, ja mit Pfropfreisern einer Sorte veredelt. Die Stämmchen einer Reihe oder einer Abtheilung, mit Reischen von derselben Sorte bepfropft, sind vielleicht aus Kernen von dreißig verschiedenen Sorten aufgeschossen. Wenn nun auf diese Weise Früh- und Spätsorten, harte und weiche, saure und süße, saftige und trockene — dem Holze und der Frucht nach gerechnet — im Widerspruche des Reises gegen den Wildlingsstamm, welchem es einverleibt wurde, und der Holz- und Fruchtsäfte, welche beide, ihrer Natur nach, in sich enthalten, zusammengefügt sich finden; so kann dies doch unmöglich immer gut thun! Unzählige Bäume müssen an dieser Unnatürlichkeit leiden! Ohne Zweifel muß die Unfruchtbarkeit vieler Bäume, theils ihr Kränkeln, und vorzüglich ihr Tragen schlechterer Früchte, in ihrer Sorte, aus dieser Ursache erklärt werden. Es ist nämlich eine gemeine Erfahrung, daß Früchte derselben Sorte, von verschiedenen Bäumen gebrochen, im Geschmacke, oft auch in der mehreren oder minderen Vollkommenheit der Farbe und der gesammten Bildung sehr merklich verschieden sich zeigen, wenn gleich der Platz der Bäume, in Beziehung auf den Boden und auf den Stand gegen die Luft und gegen die Sonne, gleich gut ist, — ungezweifelt mehrentheils eine Wirkung der ursprünglichen Verschiedenheit ihrer Wurzelstämme! — Von der uranfänglichen einzigen Art vom Apfel- und Birnobste, welche einst in Edens Fluren prangte, sind nun einmal, seit Jahrtausenden, so viele, sehr wirklich und weit verschiedene Sorten entstanden, daß wir ihre Kennzeichen nicht verwirren, noch verlieren dürfen, und selbst bei dem natürlichen und durch den zweckmäßig gerichteten Kunstfleiß der höheren, edleren Baumgärtnerei bewirkten, ins Unendliche fortgehenden Entstehen neuer Obstsorten, und gerade auch deshalb, müssen wir die natürlich gegründeten,

einmal anerkannten Verschiedenheiten der guten Obstsorten immer genauer beachten, immer fester bestimmen, immer reiner erhalten.

Dazu wird nun zuerst unerläßlich erfordert, daß die Obstsamenkerne, beim Sammeln und Legen, aufs genaueste unterschieden werden; und daß demnächst, bei dem Versetzen der Stämmchen in die Baumschule, und beim Bepfropfen derselben die genaueste Aufsicht gehalten, die natürlichste Ordnung beobachtet werde. Diese Genauigkeit, und die von verständigen Obstgärtnern und Kennern dabei gemachten Erfahrungen und angestellten Beobachtungen werden mit der Zeit viel neue herrliche chemische Ansichten dieses vorzüglichsten Theiles der Pflanzenwelt eröffnen; unsre pomologischen Kenntnisse ungemein erweitern; neue, köstliche Obstsorten werden entstehen; und alle jetzt bekannte und bestimmte Sorten werden in höherer Vollkommenheit, und mehr in ihrer charakteristischen Reinheit erzeugt werden. Außerdem wird die Zahl recht dauerhafter und gesunder Obst-Stämme sich nicht wenig vermehren.

An der Stelle, wo der junge Wildling sich mit dem Pfropfreise, oder mit dem eingesetzten Aeuglein vereinigen soll, bildet bekanntlich der emporsteigende Saft des wilden Wurzel- oder Grundstämmchens eine gallertartige Masse, welche die Zwischenräume der Wundstellen am Stämmchen und am Reischen oder Auge ausfüllt, sich in dicht auf einander geschobene, zusammenfließende Knoten gestaltet, und so verholzet wird. Durch die feinen Oeffnungen dieser, den natürlichen Stamm und das edle Reis, auf jedem gegen einander gekehrten Punkte, scheidenden und verbindenden Masse, werden die aufsteigenden Säfte des Grundstammes durchgeseiget, und beim Uebergang in das obenstehende edle Reis, durch die Beschaffenheit der Röhrchen desselben, und durch den darin aufbehaltenen Stoff zur Nahrung und Fortbildung des Holzes und der Frucht seiner Muttersorte, so eingesogen, verändert und bestimmt, daß nun am Holze und an Früchten nicht die Erzeugnisse hervorkommen können, welche die Wurzelsäfte hervorbringen wollten, und, sich selbst überlassen, hervorgebracht haben würden, sondern diejenigen, welche der Natur des obern edlern Theils, von dem Verbindungsknoten angerechnet, angemessen sind. Natürlich und nothwendig aber muß die ursprüngliche, nach den Obstsorten verschiedene Beschaffenheit der Säfte, welche aus der Wurzel emporsteigen, und an der Pfropf- oder Oculirstelle ihre neue, anderweitige Bestimmung erhalten sollen, auf die künftige Beschaffenheit des Holzes und der Früchte ihren entschiedenen und entscheidenden Einfluß haben.

(Der Schluß folgt.)

Hannoversches Magazin.

5tes Stück.

Freitag, den 15ten Januar 1808.

Sicherungsmittel gegen die Kälte.

Einige bewährte Erfahrungen in besonderer Beziehung auf den Vorschlag im 90sten Stücke des neuen Hannov. Magaz. vom Jahr 1807.

Wenn es auf die Beantwortung der Frage ankäme, ob wir vor den verflossenen Jahrhunderten beträchtliche Fortschritte in den Wissenschaften gethan haben; so würde ich als einen nicht unwichtigen Beweis hauptsächlich die Beobachtung aufstellen, daß wir jetzt bei einem sehr großen Theile der Gegenstände unsers Wissens die Theorie mit der Erfahrung, und Erfahrung wieder mit der Theorie verbinden, beides mit einander prüfen und berichtigen, und hierdurch einen unglaublichen Gewinn erhalten. Wie wesentlich dieses sey, wird erst dann recht einleuchtend, wenn man die Fälle in Erwägung zieht, in denen ehemals Sätze aufgestellt und erwiesen wurden, die aller Erfahrung schnurstracks widersprachen, und wenn man hinwiederum noch jetzt manche auf Erfahrungen fußen sieht, die einer unrichtigen Beobachtung ihr Daseyn verdanken, und in denen der verschleierte Widerspruch dem Kennerauge bald sichtbar wird. Eine nie zu vernachlässigende Regel bleibt es daher immer, eine jede Erfahrung so lange zu prüfen, bis sie mit einer vernünftigen Ansicht der Dinge vereinbar wird, und einer schulgerechten Schlußfolge nicht eher zu trauen, bis sie, wo möglich, durch Erfahrung bestätigt ist. Wenigstens sollte dieses bei allen denjenigen Gegenständen Statt finden, die aus der Beobachtung der Natur entlehnt sind.

Unter den Gegenständen, welche in dem weitläuftigen Gebiete der Naturlehre abgehandelt werden, ist die Wärme sicher einer der interessantesten. Sie kommt zahllos in Betrachtung, sowohl bei so unendlich vielen häuslichen Beschäftigungen, bei den mannigfaltig-

sten Erzeugungen der Erfordernisse des Luxus und wiederum im Großen bei der erschlaffenden Hitze des Sommers und erstarrenden Kälte des Winters. Von beiden bewahrt gewiß das Gedächtniß eines jeden noch recht lebhafte Erinnerungen. Ohne mich in eine ausführliche Erklärung des Ganzen einzulassen, will ich nur einig. allgemeine Bemerkungen voranschicken, und dann einige Anwendungen folgen lassen.

Es ist nur eine unsichtbare, höchst expansibele, durch kein Gewicht meßbare Materie vorhanden, die wir Wärme oder Wärmestoff nennen; einen Kältestoff oder absolute Kälte giebt es nicht. Da wir gar nicht wahrnehmen, daß die Wärme vermöge der Schwere gegen den Erdball gravitirt, sie selbst aber allem Anscheine nach nur unserm Planeten, und auch diesem vielleicht bis zu einer nicht eben beträchtlichen Höhe eigen ist, so müssen wir die Weisheit des Schöpfers, oder wenn wir dieses nicht wollten, die unerforschlichen Eigenschaften der Natur staunend bewundern, daß gerade diese zur Erhaltung alles Lebens und aller Vegetation so unentbehrliche Materie durch eine unbekannte Anziehungskraft an unsern Erdball gebunden ist. Sollte dieses dem einen oder dem andern nicht einleuchten, oder die Idee von einem Kältestoffe noch vorschweben: so gebe ich nur zu bedenken, daß nach einer, auf viele Versuche gestützten Berechnung bei einer Temperatur von mehr als siebenhundert Graden unter dem Gefrierpunkte der Reaumürsch[en] Quecksilberscale noch nicht alle Wär[me] verschwunden seyn würde. Im str[en]gen Winter 1800. hatten wir nur [ein]mal zwei und und zwanzig dieser G[ra]de, und mancher glaubte hierin ge[wiß] schon den höchstmöglichen Grad der [Er]kältung beobachtet zu haben. Ob dieser gänzlichen, weder in der Na[tur] beobachteten, noch durch Kunst dar[ge]stellten Entziehung des Wärmesto[ffs] dann auch reiner Weingeist, und [die] Luft selbst zu einem festen Kör[per] erstarren würde, ist eine Frage, wel[che] wenigstens in Beziehung auf die Lu[ft] schwerlich jemals wird beantwor[tet] werden.

Die Wärme wird auf mannigf[al]tige Weise erzeugt. Im Großen g[e]schieht dieses durch die Einwirkung d[er] Sonnenstrahlen auf unsern Erdb[all] und dessen Atmosphäre, und dur[ch] andere bis jetzt noch unbekannte Urs[a]chen, deren Auffindung uns das Rät[h]sel lösen würde, warum es in ma[n]chem Sommer, z. B. dem verfloss[e]nen, so unnatürlich heiß, und in ma[n]chem Winter so empfindlich kalt i[st]. Bis jetzt, muß ich bekennen, befri[e]digt mich hierüber noch keine Hyp[o]these, wiewohl ich mich der Müh[e] überhebe, sie zu widerlegen. Vielleich[t] doch nur: vielleicht, liegt der Grun[d] in dem unbekannten Wesen der elektr[i]schen Materie. Die Sonnenstrahle[n] sind zwar an sich nicht warm, den[n] sonst müßte es um so viel wärme[r] seyn, je heller die Sonnenstrahlen sind

un

und die Temperatur müßte zunehmen, je mehr wir uns der Sonne nähern, auch müßte der Hohlspiegel erhitzt werden, in welchem sich die Strahlen bis zum Zünden vereinigen lassen. Sie erhitzen aber um so viel mehr, als sie in den Körpern, die sie treffen, zerlegt werden, wobei man im Allgemeinen annehmen kann, daß dieses am meisten in den dunkeln Körpern geschieht. Daher ist es in der Ebene heißer als auf Bergen, weil auf letzteren eine dünnere Atmosphäre ruht, daher wird der weiße Schnee nur schwer von der Sonne geschmolzen; wo aber ein Stein, etwas Erde, ein Stück Holz oder sonst etwas liegt, geschieht dieses sehr schnell, und verschiedenfarbige Tücher auf weißen Schnee im Sonnenschein gelegt, thauen um so tiefer ein, je dunkeler sie sind. Im Kleinen erzeugt sich Wärme durch Reiben. Die ätiologische Erklärung dieser Erscheinung ist noch im Dunkeln, so viele und leicht anzustellende Beobachtungen auch hierüber vorhanden sind. Daher kommt das Entzünden der Wagenaxen, das Brennen in den Händen, wenn man ein Seil oder sonst etwas schnell hindurchzieht u. a. m. Ferner entsteht sie, oder wird nur wirksam, und also bemerkbar, durch Vermischung mancher ungleichartigen Körper, z. B. der Schwefelsäure mit Wasser oder Oel, wobei man aber, um Gefahr zu vermeiden, die Schwefelsäure tropfenweise zum Wasser, nicht aber umgekehrt, schütten muß. Das Verbrennen entzündlicher Substanzen erzeugt gleichfalls Wärme, und endlich auch die vegetabilische und thierische Organisation. Dieses ist eigentlich ein Hauptpunkt, und verdient daher eine weitere Erörterung.

Bewundernswürdig ist alles, was die Natur dem Beobachter darbeut, das Große wie das Kleine, allein das Eine mehr als das Andere. Hieher gehört die Erscheinung, auf welche ich aufmerksam zu machen bemühet bin. Alle lebenden und gesunden Pflanzen haben die Kraft, eine Wärme in sich zu erhalten, welche stärker ist, als die Temperatur, in welcher sie sich befinden. Oft halten daher Pflanzen eine Kälte aus, die das Wasser gefrieren macht, ohne daß die Säfte in ihnen zu Eis werden, und ich habe selbst oft beobachtet, daß gesunde Gewächse in gefrorner Erde nicht erstarrt waren. Dabei versteht es sich von selbst, daß sie gesund seyn müssen, und daß dieses im Ganzen auch seine Grenzen hat; denn auf allen Fall widerstehen selbst die stärksten Pflanzen nur wenigen Graden unter dem Gefrierpunkte, und auch dann nur kurze Zeit. Weit grösser aber, als die angezeigte Kraft, ist bei ihnen eine andere, die Wärme zu binden, und in einer heissen Temperatur beträchtlich kälter zu bleiben. Wir finden daher in der Mittagshitze an Wänden, die eine unausstehliche Hitze zurückstrahlen, und in deren Nähe ein Stein oder besonders ein Stück Metall beinahe zum Verbrennen erhitzt wird, kühle Trauben. Die heißesten

Länder, und warme Quellen liefern fast ohne Ausnahme die kühlendsten Früchte.

Der Mechanismus des thierischen Lebens erzeugt Wärme, und zwar in einer Quantität, welche Erstaunen erregt. Ein gesunder Mensch kann sich durch Bewegung leicht in einer Kälte erhalten, welche vierzig Grad unter Null der Reaumürschen Scale beträgt, und wenn er dann gegen dreißig Grad eigene Wärme hat, so beträgt dieses Ganze siebenzig Grad mehr als seine Umgebung, oder seine eigene Wärme verhält sich zu der Temperatur der umgebenden Luft, als wie kochendes Wasser zu dem Wasser in den Eimern der Küchen bei mäßiger Sommerhitze. Befindet sich der Mensch aber in Umgebungen, die ihm seine Wärme nicht entziehen, z. B. in Pelzwerk oder in Betten, so bin ich überzeugt, daß er dann mehr als hundert Grade Wärme in kurzer Zeit erzeugen würde. Diese hohe Temperatur des Menschen in kälteren Umgebungen entsteht weder durch Reibung der Blutkugeln in den Gefäßen, noch durch die Gährung der Substanzen, welche das Blut bilden, sondern durch das Sauerstoffgas, welches beim Athmen aus der athmosphärischen Luft in den Lungen abgeschieden wird, und hier auf eben die Weise Wärme erzeugt, als beim Zutritt zum Wasserstoff, aus welchem sich dann die Flamme des Holzes bildet, oder zu den Kohlen, wodurch sie in Asche verwandelt werden u. s. w. Dabei ist es natürlich, daß die verschiedene Besch fenheit des Körpers diesen Prozeß fördert oder hindert, und daher Befinden selbst über die Wärme o Kälte entscheidet. Je gesunder Körper ist, je besser sein thieris Leben unterhalten wird, um desto gelmäßiger, gleichbleibender, und ihn selbst angenehmer ist seine Wär

Die hiernach auf die eine oder andere Weise erzeugte Wärme th sich den Umgebungen mit. Es kein Körper in der Natur, der nic so weit unsre Beobachtung reic einen bedeutenden Grad wirklich Wärme hat, denn wir sind, na oben angegebener Berechnung, bei len künstlich gemachten Versuch von der gänzlichen Entziehung all Wärme noch sehr weit entfer Dessen unbeschadet können wir u im gemeinen Leben immerhin d Ausdrücke: Wärme und Kälte, b dienen, denn wir nennen das Wä me, wo wir einen Körper finde der uns von der Summe der ih eigenen Wärmematerie mittheilt, un zugleich so viel mehr, je schneller di ses geschieht, und umgekehrt. Unse gewöhnlichen Bezeichnungen von kal und warm geben daher nur eine An zeige unserer jedesmaligen Empfindun gen, keinesweges aber der absolute Beschaffenheit der Körper.

Von diesen mitgetheilten allgemeinen Sätzen, unter denen ich besonders das jenige zu berücksichtigen bitten muß,

was

was über die Ableitung und Zuleitung bei Körpern von verschiedener Temperatur gesagt ist, lassen sich eine zahllose Menge eben so interessanter als nützlicher Anwendungen machen, von denen ich der Kürze wegen nur die hauptsächlichsten mittheilen kann.

Wir nennen einen Körper warm, wenn er uns von seiner größern Summe der Wärmematerie leicht etwas abgiebt. Daher erklärt es sich, daß wir das Brunnenwasser, oder Wasser mehrerer Quellen im Sommer kalt, im Winter warm finden, wodurch zugleich wohl manches Wunder der alten Welt enträthselt werden könnte. Ich selbst habe eine Bergquelle gekannt, welche im Winter fünf, im Sommer sieben Grade Wärme zeigte, und habe in derselben mehrmals im Winter die Hände erwärmt, da ich im Sommer nur zwei Minuten sie in derselben zu halten vergebens versuchte. Nach einem ganz ähnlichen Falle findet man es im Sommer an regnigten Tagen bei einer Temperatur von acht bis dreizehn Graden unausstehlich kalt, anstatt daß man es nach einem Winterfroste, vorzüglich wenn er anhaltend und heftig gewesen ist, in einer Temperatur von drei bis sechs Graden unerträglich warm findet.

Bloß aus der größern oder geringern Leitungsfähigkeit der verschiedenen Körper, oder aus ihrer eigenthümlichen Kraft, die Wärme mitzutheilen oder zu entziehen, erklärt es sich ferner, daß wir in einer kalten Umgebung die metallenen Knöpfe unserer Kleider kälter finden, als die Zeuge, worin sie befestigt sind, da sie doch offenbar eine ganz gleiche Temperatur haben müssen. Ferner, daß wir eine Axt weit kälter finden, als den Stiel, auf welchem sie befestigt ist, und daß einige Engländer, welche es versuchten, wie stark die Hitze sey, die sie auszuhalten vermöchten, in einem beinahe zur Hitze des siedenden Wassers gebrachten Zimmer, worin sie mehrere Minuten ausdauerten, ihre eigenen Uhrketten nicht berühren durften, ohne sich zu verbrennen. Endlich erwähne ich hier noch einer sehr auffallenden Erscheinung. Wenn man auf den Glashütten ein Stück glühendes Glas unter Wasser hält, so kann man dieses, rothglühend, wie es ist, unter demselben berühren, ohne sich zu verbrennen. Ein jeder meiner Leser, welcher dieses nicht kennt, kann gelegentlich den Versuch dreist selbst machen. Zur Erklärung desselben kommt aber vieles in Betrachtung. Dahin gehört die Durchsichtigkeit des Glases. Nicht die Oberfläche desselben ist rothglühend, wie es scheint, sondern bloß der innere Körper, und ohne Durchsichtigkeit des Ganzen würde das Stück Glas unter dem Wasser dunkel und also minder auffallend erscheinen. Die abgekühlte Oberfläche aber leitet die Wärme aus dem Innern so langsam, und theilt den noch habenden Grad der Hitze der Hand so wenig mit, daß man sie immerhin eine Zeitlang mit der ohne-

hin

hin feucht gewordenen Hand umschließen kann.

Da der Mensch durch sich selbst Wärme hervorbringt, so muß er sein Augenmerk bloß darauf richten, diese um sich zu erhalten, wenn er warm bleiben will, oder sie von sich abzuleiten, wenn er Abkühlung sucht. Das Erstere geschieht durch alle solche Sachen, welche der Wärme nicht leicht den Durchgang verstatten, als Haare, Seide, Wolle, Federn und andere Sachen. Es ist eine ganz falsche Ansicht, wenn man glaubt, daß alle diese Sachen dem Menschen Wärme mittheilen. Keineswegs, sondern sie erhalten dieselbe vielmehr von dem Menschen, und bewahren sie alsdann. Man kann dieses daraus sehr deutlich abnehmen, daß Betten, wenn sie gleich warm hingepackt werden, doch bald erkalten, dagegen sie durch die menschliche Wärme sehr bald warm gemacht, und dann beständig so erhalten werden. So stark inzwischen die Kraft des Menschen ist, Wärme zu erzeugen, so ist sie doch begrenzt, und ist nicht vermögend, eine anhaltende Ableitung wieder zu ersetzen. In einer heftigen Kälte muß der Mensch, sobald er mit Kleidern u. s. w. nicht hinlänglich verwahrt ist, endlich erfrieren, und in einem metallnen oder steinernen Bette würde dieses bei einer Temperatur unter Null in wenigen Minuten unausbleiblich der Fall seyn.

Um sich gegen Kälte zu siche umgebe man sich daher mit sol Sachen, welche die erzeugte Wä nicht leicht ableiten, und suche Erzeugung derselben möglichst zu fördern. Das Letztere geschieht du alle Sachen, welche die thierische ganisation in Regsamkeit erhal als nahrhafte Speisen und g Getränk, vorzüglich Bier, wel weniger überspannt, als hitzige tränke, keine Ermüdung hervorbri und mehrere Nahrung gewährt. lange der Mensch wacht und in wegung ist, erfriert er gewiß ni allein ohne genaue Aufmerksam kann die allmähliche Abspannung ner Lebenskräfte so stark werden, sie ihn unwillkührlich überwälti Der Tod durch Erfrieren ist von Art, daß selten die angewand Hülfsmittel eine gänzliche Wied herstellung des Verunglückten bew ken. Ich überhebe mich daher al Vorschriften, ausgenommen der e zigen, daß man den Erstarrten lange in der Kälte lasse, bis Arzt herbeigerufen ist.

Um diejenigen äußern Theile, denen die Kälte leicht empfindlich als Hände und Gesicht, gegen Einwirkungen derselben zu schütze hat man vorgeschlagen, sich sogleic wenn man sich der Kälte aussetz mit Schnee zu reiben. Das Mitt ist nicht zu verwerfen, und schü sehr, wenn es richtig angewan wird. So wie man sich mit Schn

die Hände und das Gesicht gleichsam wäscht, wird das Blut, wodurch die Wärme von den innern Theilen den äußern zugeführt wird, plötzlich zurückgetrieben, drängt aber, so wie es den entstandenen Widerstand überwindet, nur noch stärker nach diesen Theilen hin, und bewürkt ein gewisses Brennen, welches man leicht nach starker Kälte empfindet, und schützt eben dadurch auch für die Zukunft. Soll das Mittel aber wirksam seyn, so muß zuerst jede Nässe vermieden und die Hände sorgfältig wieder getrocknet werden; dann aber muß man dahin sehen, daß die gesuchte Erhitzung erst eintritt, entweder indem man erwärmte Handschuhe anzieht, oder durch sonstige Mittel. Sollte man aller Vorsicht ungeachtet das Unglück haben, daß irgend ein Theil, z. B. Hände, Füße, Nase, Ohr, Kinn oder Backe erfröre, wo man dieses dann wissen kann, wenn die Empfindung daraus verschwindet, so vermeide man ja eine Erwärmung im Zimmer oder am Ofen, weil hierdurch alsobald eine Zersetzung der Säfte bewirkt wird, die höchst gefährliche Uebel nach sich zieht. Blosses Reiben, oder mit Schnee, und beides ziemlich gewaltsam, bis von selbst das bekannte Brennen wahrgenommen wird, oder bei Händen und Füßen, das Waschen in kaltem Wasser oder Laufen im Schnee sind bewährte Mittel.

Besonders muß Nässe in der Kälte vermieden werden, denn die Feuchtigkeit entzieht eine ganz unglaubliche Menge Wärme, und wird durch dieselbe in durchsichtige Dämpfe verwandelt. Hievon kann sich jeder überzeugen, welcher im heissesten Sommer nasse Kleider empfindlich kalt findet, und überhaupt würden die Menschen bei schwerer Arbeit im Sommer vor Hitze umkommen, wenn sie nicht durch den hervorbrechenden Schweiß abgekühlt würden. Wie groß die Menge des hiezu verbrauchten Wärmestoffs sey, zeigt eine einfache Berechnung. Man kann annehmen, daß ein Mensch täglich wenigstens fünf Pfund wässerigte Theile verdunstet. Die aufgewandte Wärme ist also eben so groß, als wenn man diese nämliche Quantität durch Feuer verkochen wollte, mit der Einschränkung, daß die größere Oberfläche den Prozeß sehr befördert. Aus demselben Grunde ist es eine ganz verwerfliche Gewohnheit, in die Hände zu hauchen, weil sie hierdurch unvermeidlich zugleich feucht werden.

(Der Schluß folgt.)

Ver-

Verschiedene Gedanken.

Der Egoismus ist allerdings eine böse Eigenschaft an vielen Menschen, sowohl der logische, der immer allein recht haben, und der ästhetische, der allein am feinsten schmecken, als vorzüglich der moralische, der allein — auch wohl auf Unkosten Anderer — glücklich seyn will. Es ist nicht viel Scharfsinn nöthig, um einzusehn, daß diese Untugend die Quelle der meisten Uebel auf der Erdenwelt ist. Sehr schwer ist aber leider! die Bekämpfung dieser Hydra, und selbst die Helden, die plumpe Keulen gegen sie erheben, sind nicht selten die größten Egoisten.

Manches seichte Buch würde weit weniger gelesen werden, weit geringern Eindruck machen, wenn die Leser und Leserinnen den Verfasser genauer kennten, und bei der Geburt seines Geisteskindes gegenwärtig seyn könnten. Ich zweifle sehr, daß die Frau eines schnellhändigen Romanschreibers, die Strümpfe strickend neben ihm sitzt, wenn er bei der Nachtlampe seine Compositionen für die leselustige Welt macht, durch die Romane ihres Mannes, die so unter ihren Augen e[ntstanden], zur Närrin wird verbil[det] werden. Sie wird sie vielleicht ni[cht] einmal lesen, und nur die Dukaten [in]teressant finden, die ihr der Verle[ger] dafür in die Hand drückt.

Ueber zu frühe Reife der jetzig[en] Jugend, falls darunter der durch a[n]haltenden Fleiß erlangte Besitz vie[ler] und gründlicher Sprach- und Sa[ch]kenntnisse verstanden wird, hab[en] wir uns eben nicht zu beklage[n], wohl aber über zu frühen Dün[kel] derselben, der sich häufig in seicht[er] dummdreister Geschwätzigkeit und V[er]nünftelei äußert. Leibnitz, Lessin[g], Kästner, und die meisten groß[en] Männer, welche die Zierden ihr[es] Zeitalters waren, und in ihren W[er]ken fortleben, wußten und verstand[en] in ihren Knabenjahren weit w[eniger] mehr, als sehr viele unserer den W[is]senschaften sich weihenden Jünglinge, ja als manche der jungen rüstig[en] Schriftsteller, die schon für das [Wis]sen Anderer sorgen, ehe sie selbst v[iel] gelesen und studiert haben.

Sinngedicht.

An Adelheid.

Es wohnen seltne Frömmigkeit
Und feiner Witz in Dir beisammen;
Drum send' ich, schöne Adelheid,
Die Messiade Dir und Kästners Epigrammen.

G. F. L

Neues
Hannoversches Magazin.
6tes Stück.
Montag, den 18ten Januar 1808.

Sicherungsmittel gegen die Kälte.

Einige bewährte Erfahrungen in besonderer Beziehung auf den Vorschlag im 90sten Stücke des neuen Hannov. Magaz. vom Jahr 1807.

(Schluß.)

Unter diejenigen Theile, welche durch eine verhältnißmäßig große Quantität des durchströmenden Blutes den Einwirkungen der Kälte am meisten widerstehen, gehört vorzüglich die Oberfläche des Gesichts. Nicht selten wird diese der freien, durch starken Wind noch empfindlicher wirkenden Luft ausgesetzt, wenn die Kälte Eiszacken an den Augenwimpern erzeugt u. s. w. Es ist wegen des Athmens schwer, dem Gesichte eine Bedeckung zu verschaffen, und einige Sicherungsmittel sind unausbleiblich gefährlich, z. B. sich durch eine gewöhnliche Masque zu schützen, weil alsdann die Nase meistens ohne Rettung verlohren ist. Mit Vorsicht muß man auch das Umbinden eines Tuches anwenden, damit nicht durch das Athmen die Oberfläche desselben mit Eis überzogen werde, und dann die Nase umschließe, weil auch dieses nachtheilig seyn kann. Andere Vorsichtsmaaßregeln übergehe ich, weil sie meistens bekannt sind, und bemerke nur die allerwichtigsten unter ihnen, nämlich, daß man sich sorgfältig vor zu vielen hitzigen Getränken hüte, einer etwa entstehenden Müdigkeit nicht nachgiebt, welche, wenn sie in einem hohen Grade sich einstellt, ein sicheres Zeichen der Todesgefahr ist, wofern man sie nicht bekämpft, und daß man endlich nach einer länger dauernden Kälte ein zu heißes Zimmer vermeidet, dagegen aber in einem kältern noch eine Zeitlang in Bewegung bleibt.

Unter die Gegenstände, wodurch der Mensch die erzeugte Wärme sich selbst erhält, gehört vorzüglich Seide, vor-

ausgesetzt, daß die Zeuge, die man anwendet, nicht so fein sind, als die Kostbarkeit des Stoffes erfordert, oder daß man ihre Lagen verdoppelt. Unter denjenigen Substanzen aber, welche leblose Körper zu schützen vermögen, nimmt die Asche den ersten Platz ein, denn sie widersteht eben so sehr den Einwirkungen der Kälte als der Hitze. Aus diesem Grunde erhalten sich brennende Kohlen in derselben mehrere Stunden, und ein geschehener Vorschlag, daß man diejenigen Kasten, worin wichtige Papiere aufbewahrt werden, aus doppeltem Eisenblech, mit einer drei bis vier Zoll starken Schicht Asche verfertigen möge, um sie gegen Feuersgefahr zu schützen, hat allerdings Grund, denn selbst das heftigste Feuer möchte schwerlich diese starke Schutzwehr zu überwältigen vermögen. Alle anderen Sicherungsmittel werden, so wie eigentlich auch die genannten, durch eine Menge zu berücksichtigender Umstände sehr modificirt. So kann man z. B. nach einem schon gethanen Vorschlage die Kellerlöcher sehr gut durch etwas Stroh, womit man sie zudeckt, und darüber geschütteten Schnee, oder eine durch aufgegossenes Wasser erzeugte Eisrinde schützen. Die Mittel der Art sind so viel besser, je wohlfeiler die Substanzen sind, die man anwendet, und je weniger man daher auf die verwandte Quantität Rücksicht zu nehmen Ursach hat. Man kann in kalten Wintern leicht einen Haufen Schnee von vier bis sechs Fuß aufschütten, und versich[...] seyn, daß die Kälte, so heftig [...] immer seyn mag, denselben ni[...] durchdringt. Vielleicht läßt sich ei[...] Anwendung hievon auf die Sich[...]rung der Kartoffeln machen, wel[...] man häufig in die Erde gräbt, [...] man aber an vielen Orten des W[...]sers wegen nicht tief eingraben da[...] An manchen Orten könnte man d[...] durch einem so nöthigen Bedürfni[...] eines Kellers abhelfen, wenn man d[...] wo die Nässe nicht verstattet, [...] Keller tief zu legen, sie über der E[...]de machte, und im Winter dur[...] Beschüttung mit Schnee gegen d[...] Frost sicherte. So viel glaube i[...] wenigstens, daß durch Hülfe ein[...] dicken, die Wärme wenig leitende[...] Strohdaches, welches leicht eine[...] ganzen Sommer hindurch das E[...] in den Eiskellern gegen Aufthaue[...] schützt, sehr viel sich ausrichten ließ[...] vorzüglich wenn man eine Decke vo[...] Schnee zu Hülfe nähme.

Ueber das Heitzen der Stuben[...] die Art des Materials und die B[...]schaffenheit der Oefen ist viel unter[...]sucht und viel geschrieben. Ma[...] hat die Sache bis auf die kleinste[...] Momente untersucht; allein eben hi[...]durch wird auch die Anwendung be[...]trächtlich erschwert, weil es kein[...] kleine Ausgabe ist, alle diese man[...]nigfaltigen Bedingungen unter de[...] gegebenen Umständen gehörig zu be[...]rücksichtigen. Am meisten schein[...] man darauf aufmerksam gewesen z[...]

seyn,

seyn, wie man die größte Wärme im Zimmer hervorbringen könne. Weit geringer war dagegen die Aufmerksamkeit, die man auf einen andern, unter den obwaltenden Umständen eigentlich bei weitem am meisten zu berücksichtigenden Gegenstand gerichtet zu haben schien, nämlich wie man die einmal hervorgebrachte Wärme zu erhalten im Stande ist. Man sucht die Mittel auf, die Zimmer mit wenigen Kosten zu heitzen; allein weil man, nicht selten gleichfalls der Kosten wegen, die Wände der Häuser so dünne, und also die beständige Ableitung der erzeugten Wärme so stark macht, so legt man sich hiermit ein unübersteigliches Hinderniß in den Weg. Wenn man inzwischen für das genaue Schließen der Thüren und Fenster, und mögliche Dichtigkeit und Dicke der Wände gesorgt hat, so kann man doch nicht umhin, eine beständige Ableitung der einmal erzeugten Wärme Statt finden zu lassen. Ein Theil entweicht immer durch die Wände, die massiven mehr als die hölzernen, die von Bruchsteinen verfertigten wiederum mehr, als diejenigen, welche von gebrannten Steinen gemauert sind. Am wenigsten wird die Wärme von dem Gebälk in den Wänden abgeführt, weswegen auch die russischen und polnischen, bloß von Holz — wie die Meisenbauer, welche in hiesigen Landen die Knaben verfertigen — erbaueten Häuser die wärmsten sind. Man kann dieses gleichfalls an der helleren Farbe sehen, welche diese sogar in tapezirten Zimmern behalten. Denn indem die Wärme der Zimmer durch die Wände entweicht, bleiben die aufgelöseten Substanzen, wie bei dem Prozeß des Destillirens, oder wenn man gegen ein kaltes Glas haucht, auf der Oberfläche sitzen. Da dieses mehr im Winter geschieht, als im Sommer, und beim Heitzen und Lichtbrennen weit mehr kohlige Substanzen verflüchtigt werden; so findet man Fenster und Wände im Frühjahr mit Schmutz überzogen, der sich von letzteren, unbeschadet der Tapeten, mit frischen zusammengeballeten Rockenbrodtkrumen abreiben läßt. Die Balken der Wände nehmen bei weitem weniger Wärmestoff auf, als die mehr leitenden zarten Materialien derselben, und bleiben daher hervorstechend heller und reiner.

Eine zweite, beständige Ableitung der Wärme findet Statt durch die Fenster, denn so wenig auch das Glas die Wärme durchläßt, so sind die Scheiben desselben doch viel zu dünne, als daß sie so beträchtlich stark widerstehen könnten. Man sieht auch leicht ein, daß zu der Zeit, wenn die Fenster inwendig gefroren sind, man hier doch nothwendig eine Temperatur annehmen muß, die unter dem Gefrierpunkte erkältet ist, und, an einigen Stellen wenigstens, die wärmere Atmosphäre der Stube begrenzt. Hiergegen kann man nur durch Rolleaux, oder noch mehr, durch doppelte Fenster schützen, in welchem letzteren Falle die doppelte

Dicke des Glases, und die, zwischen beiden Fenstern eingeschlossene beträchtliche Luftschicht die Ableitung ausnehmend vermindert.

Endlich kann man sich im Zimmer nicht beständig einsperren, sondern muß seiner Geschäfte wegen oft aus- und eingehen. Durch wiederholtes Eröffnen der Thüren aber, besonders wenn diese einem starken Luftzuge ausgesetzt sind, verliert man eine Menge Wärme. Unter diesen Umständen und aus den mannigfaltigen, dabei in Betrachtung kommenden Rücksichten, wird die künstliche Erwärmung der Zimmer am besten durch große thönerne Oefen geschehen können, und es scheinen mir noch immer die älteren, unten aus eisernen Platten bestehenden, und mit Fayance bekleideten Oefen, deren Aufsätze viele Canäle enthalten, ihren Zweck im Ganzen am besten zu erfüllen. Sie fassen eine hinlängliche Menge Holz, welches in ihnen schnell verzehrt wird; der Rauch wird bei ihrer Höhe, bis er den Schornstein erreicht, hinlänglich abgekühlt, und wenn sie dann gut verschlossen werden, so erhalten sie die Wärme leicht den ganzen Tag. Hierin eben liegt der Vortheil, den sie gewähren. Weil sie die Wärme weniger leicht als die eisernen ausströmen lassen, so erzeugen sie eine gemäßigte, der Gesundheit weit zuträglichere Temperatur, und da die erwärmte Atmosphäre des Zimmers beständige Ableiter hat, so werden diese immer so viel wirksamer seyn, je größer zu gewissen Zeiten die K[...] ist. Die übrige Construction der S[...] benöfen mag Sachverständigen vo[...] halten bleiben, nur bemerke ich, [...] Windöfen, wegen des durch sie u[...] haltenen Luftzuges, der Gesund[...] vortheilhaft sind.

Die Thiere sind größtentheils du[...] ihre Haare gegen die Kälte geschü[...] und, was weniger bekannt ist, a[...] die zweckmäßige Einrichtung der T[...] ge in der Natur recht anschaulich d[...] thut, eben diese Bedeckung hält du[...] den eigenthümlichen Glanz im So[...] mer die brennende Hitze zurück. [...] einem solchen natürlichen Schutzmi[...] reicht eine gewöhnliche Stallung, v[...] züglich unter einem Strohdache, [...] die schon etwas verweichlichten Ha[...] thiere vollkommen hin. Wäre ni[...] Feuersgefahr zu fürchten, oder könn[...] gegen diese sichere Maaßregeln fest[...] setzt werden, so wären bei allen Wir[...] schaftsgebäuden die Strohdächer, au[...] sere Schönheit abgerechnet, in jed[...] Hinsicht vorzuziehen, indem sie i[...] Winter mehr erwärmen, im Somm[...] kühler, bei der Verfertigung wo[...] feiler und nach ihrem Verbrauch no[...] zum Dünger anwendbar sind.

Außer den Hausthieren giebt [...] aber in den Oekonomien noch ei[...] Menge Gegenstände, welche man g[...] gen den Einfluß der Kälte zu schütze[...] sucht. Soll dieses im Freien gesch[...] hen, so ist es äußerst schwer, zwec[...]

mäßige Mittel aufzufinden. Man sucht sie am meisten in den Gärten, für Pflanzen und Bäume, und besonders zu den Zeiten, wenn im Frühlinge unser nördliches Klima zuweilen noch unerwartete Kälte herbeiführt. Ein allgemeines Mittel hiergegen ist besonders Sicherung gegen den Einfluß des Windes; denn wenn der Wind es gleich nicht kälter macht, als es an sich ist, wie man zuweilen mit Unrecht behauptet, so befördert er doch ausnehmend die Ableitung der Wärme von allen Gegenständen, denen er beständig die erkältete Luft zuführt. Eben daher wirkt er empfindlich auf Menschen, und nachtheilig auf Gewächse, welche letzteren nur eine geringe Fähigkeit besitzen, in einer niederen Temperatur auszudauern. Man schützt die Gewächse daher durch Bedecken mit Stroh u. d. m., die Bäume aber durch Umwinden mit demselben, wobei man indeß vorsichtig seyn muß, daß nicht Schnee und Eis mit demselben eine Rinde bilden, welche den Baum bei wiederkehrender Wärme verderben kann. Espalierbäume haben schon durch die Wände, an denen sie stehen, viel Schutz, allein eben weil sie zarter sind, ist gerade diesen die späte Kälte am nachtheiligsten. Bei ihnen ist aber das angezeigte Mittel eben so unschädlich, als dem erstrebten Zwecke angemessen, es sey denn, daß der Wind gerade gegen die Wand wehet, an welcher der Baum gezogen ist, und daß der Frost eine zu starke Gewalt hat. Das erstere wird selten der Fall seyn, da eigentlich nur diejenigen Wände, welche dem an sich milderen Süd- und Westwinde ausgesetzt sind, mit Bäumen bepflanzt werden können, die schärferen Nord- und hauptsächlich Ostwinde aber das Gedeihen derselben eben so unmöglich machen, als in den Küstengegenden der Ost- und Nordsee. Für den letztern Fall eines heftigen und anhaltenden Frostes ist das Mittel aber nicht berechnet, sondern nur in kalten Frühlingsnächten anwendbar, welche übrigens manchen Baum um seine schöne Blüthe, und den Besitzer um eine reiche Erndte bringen. Um daher die Anwendung desselben allgemeiner zu machen, und damit mancher nicht sogleich nach einem unglücklichen Versuche die Anwendung desselben aufgiebt, will ich die Natur desselben untersuchen.

Man schützt einen Baum, wenn man einen oder mehrere Eimer Wasser neben ihn setzt, und Strohseile von seinen Zweigen herab in die Eimer leitet. Der Beobachter — der verstorbene, in jeder Hinsicht achtungswerthe General von Linsingen — will zugleich bemerkt haben, daß das Eis auf den Eimern stärker war, als auf dem Wasser in demselben Umkreise. Letzteres könnte seinen Grund darin haben, daß ein Gefäß mit Wasser auch an seinen Seiten der kalten Atmosphäre ausgesetzt ist, und folglich dadurch der Ableitung des Wärmestoffs eine weit größere Oberfläche darbietet, als Wasser, welches mit einem Damme

von

von Erde umgeben ist. Häufig könnte man daher in einer einzigen kalten Nacht eine Eisrinde von einem Fuß Dicke erhalten, welche über einem Flusse im Stande wäre, Kanonen zu tragen; allein in der nemlichen Zeit hat das Eis auf Teichen kaum um einen bis zwei Zoll an Dicke zugenommen. Indeß erklärt sich hieraus die Erscheinung keinesweges ganz. Die dickere Eisrinde, so wie der Schutz, welchen der Baum dadurch erhält, wird vielmehr bewürkt durch diejenige Wärme, welche dem Wasser durch die Strohseile entzogen wird, und bei ihrem Emporsteigen den Baum erwärmt. Nach der oben gegebenen Darstellung hat ein jeder Körper eine gewisse Quantität Wärmestoff, deren relative, oder im Verhältniß zu andern größere oder geringere Menge sich mit Hülfe eines Thermometes messen läßt. Wiederum aber ist ein großer Unterschied unter den Körpern selbst, in Rücksicht auf die Menge der Wärmematerie, welche sie annehmen, einen bestimmten höheren Grad Temperatur zu erhalten, und u allen Körpern erfordert das W am meisten, nämlich zwanzigmal n als das Quecksilber. *) Soll ein Körper von einer höhern Ten ratur hervorgebracht oder mehr e tet werden; so muß sich diese Wä von ihm trennen, deren Quantität so viel größer ist, je mehr derselb Verhältniß zu andern hat, und W ser liefert daher, wenn es erkältet w am meisten, oder zwanzigmal n Wärmestoff als das Quecksilber. D aufsteigende Wärme schützt den Ba wie ein kleiner Ofen, wenn man sagen will, und man kann daher Wasser auch Keller und Speisek mern in etwas gegen die Kälte schütz wenn man sich scheuet, der Feuerg fahr wegen dieses mit Kohlen zu th

Daß das Wasser in einer kälte Umgebung seinen Wärmestoff abgi

*) Ich muß voraussetzen, daß manchem meiner Leser dieser zur Erklärung aufgeworfenen Frage so wesentliche Satz undeutlich bleiben wird, weil unter die schwereren der Naturlehre gehört, und man auf die Gesetze specifischen Wärme der Körper so selten Rücksicht nimmt. Indeß h ich, daß Folgendes ihn klar machen wird. Wir wählen als Beispiel genannten Körper Quecksilber und Wasser. Beide sollen auf Null o den Gefrierpunkt erkältet seyn. Man theilt beiden, von denen man jedem ein Pfund nimmt, durch heißes Wasser oder durch angezünd Wachskerzen Wärme mit. In diesem Falle müßte man z. B. zwan Pfund heisses Wasser zum Wasser, und nur ein Pfund zum Quecksil giessen, um eine gleiche Wärme hervorzubringen, oder man müßte un dem Wasser zwanzig, unter dem Quecksilber aber nur eine Wachskerze zünden, wenn man beide auf einen gleichen Wärmegrad bringen woll Also bedarf das Wasser zwanzigmal so viel zugeführten Wärmestoff, das Quecksilber, um eine verlangte Temperatur zu erhalten.

zeigt die tägliche Erfahrung durch das Dampfen der Flüsse und Seen im Winter oder an kühlen Sommerabenden. Der entweichende Wärmestoff nimmt dann, wie bei dem Wasser, welches man verdunsten läßt, eine Menge expandirter Wassertheilchen mit sich fort, welche aber in der kälteren Atmosphäre den Wärmestoff wieder verlieren, und in undurchsichtigen Nebel verwandelt werden. Wie groß die Quantität des hiezu verbrauchten Wärmestoffs aber sey, zeigt eine andere praktische Erfahrung. Das beste Mittel, um im heißen Sommer Bouteillen und andere Gefäße abzukühlen, ist dasjenige, welches man auf den Schiffen unter der Linie anwendet, nemlich ein nasses Tuch um dasselbe zu legen, und dem freien Luftzuge auszusetzen. Außer der Wärme, welche der entstandene Luftzug dem verdampfenden Wasser mittheilt, entzieht dasselbe noch dem Gefäße eine solche Menge, daß dadurch eine beträchtliche Abkühlung entsteht.

Daß das Wasser, wenn es in Eis verwandelt ist, eine unglaubliche Menge Wärme verschluckt, um wieder flüssig zu werden, kann ein jeder leicht versuchen, wenn er die Länge der Zeit beobachtet, welche ein Glas oder Topf mit Schnee oder Eis erfüllt, in einem sehr heißen Zimmer erfordert, bis alles Eis wieder aufgethauet ist. Nach einer eben so einfachen als anschaulichen Berechnung muß aber eine gleiche Quantität Wasser eben so viel Wärmestoff abtreten, wenn sie in Eis verwandelt wird, als sie erfordert, um aus Eis wieder in Wasser verwandelt zu werden, und daraus erklärt sich das sonst unbegreifliche Räthsel, wie ein Eimer Wasser füglich mit einem kleinen Ofen verglichen werden kann. *) Es leidet hiernach gar keinen Zweifel, daß man auch zu Kellern und Speisekammern dieses Sicherungsmittel anwenden kann; denn die meisten darin aufbewahrten Sachen gefrieren nicht leichter, oder noch etwas schwerer, als das Wasser, — z. B. mit Salz eingemachte Sachen — und bei der Menge des Wärmestoffes, welchen das Wasser entbindet, und der Wohlfeilheit und Unschädlichkeit dieses Mittels ist es wenigstens nicht unmöglich, davon in vorkommenden Fällen Nutzen zu ziehen. Am zweckmäßigsten wird es

*) Sollte jemand eine genaue Berechnung verlangen, so ist es folgende: Das Wasser verliert, wenn es bis zum Gefrieren erkältet ist, dann noch während der Zeit, daß es sich in Eis verwandelt, sechs und funfzig Reaumürsche Grade, oder so viel, als erforderlich seyn würde, um eiskaltes Wasser so heiß zu machen, daß man kaum die Hand darin halten könnte. Versteht sich, daß dieses bloß von dem in Eis verwandelten Wasser gilt, denn das übrige bleibt auf dem Eispunkte, und verliert so viel, als es über diesen Punkt erwärmt war.

es indeß nur bei Bäumen, die an Wänden gepflanzt sind, angewandt, und statt der mühsam zu verfertigenden Strohseile kann man nur einige lange, in den Teichen h ufig wachsende Rohrstäbe in das Wasser setzen und an die Bäume lehnen. Wenn nemlich das Wasser einmal mit einer Eisrinde lakkirt ist, so entweicht der Wärmestoff durch diese weniger leitende Decke viel langsamer. Steckt man indeß Strohseile, oder noch besser, die angegebenen Rohrstäbe hinein, so findet der Wärmestoff an ihnen, und besonders durch die Oeffnungen in ihnen einen Ausweg. Sie müssen nothwendig diese Ableitung gewähren, denn man findet häufig um diese Rohrstäbe das Eis Teichen geschmolzen, welches hier d Zuleitung der Wärme beim Son schein u. s. w bewirkt wird. eben dieser Ursach erreicht auch Eis auf einem Eimer, in wel Strohseile gehangen sind, der gem ten Erfahrung nach, eine größere D Frägt man aber, ob dieses Mittel bei freistehenden Bäumen anwen sey, so muß man dieses vernei denn es könnte dieses nur dann E finden, wenn absolute Wind herrschte. Der geringste Luftzug wird alle aufsteigende Wärme sogl fortführen und unwirksam machen.

H. M.

Sinngedicht.

Auf einen Botaniker in Pf.

Vorgebend, gegen Menschenweh und Tod
Noch unentdeckte Kräuter zu erspähn,
Pflegt Doctor X. beim ersten Morgenroth
Schon in den fernen Wald zu gehn.
Ich trau'te seiner Kräuterkunde,
Nähm' er nicht mit Gewehr und Hunde;
Es lassen diese leicht errathen,
Nicht Kräuter suchet X., er suchet Hasenbraten.

G. F. A.

Neues
Hannoversches Magazin.
7tes Stück.
Freitag, den 22ten Januar 1808.

Nachtrag

zu des Herrn Greve zu Hoya, im 99sten Stück des neuen Hannov. Magaz vom Jahr 1807. befindlichem Aufsatze unter der Rubrik: Frostableiter an Obstbäumen.

Der Gubernialrath und Kreishauptmann, Ritter von Bienenberg in Böhmen, brachte vor mehrern Jahren die Frostableiter wieder in Anregung, deren Erfinder er übrigens nicht ist. Die Sache ist schon sehr alt, und die Art und Weise nur neu, die Herr von Bienenberg beschreibt, dergleichen Leiter anzulegen.

In Niedersachsen, in Pommern, Preussen und Polen, wo viel Obst wächst, backen die Landleute am Abend vor Weihnachten und vor dem Neujahrstage Kuchen und Hefenbrod in mancherlei Gestalten, selbst in Gestalt des gesichelten Mondes, und legen dieses Brod, sobald es aus dem Ofen gezogen worden, auf ausgebreitetes Stroh. Wenn sich darauf das warme Brod abgekühlt, und man es an seinen Ort getragen hat, so machen Alte und Junge aus diesem Strohseile, und winden selbige dergestalt um ihre Bäume, daß das Strohseil unten am Baume die Erde berührt, und im Winter mit Schnee bedeckt wird. Hierdurch sucht der Landmann seine Bäume wider den Frost zu bewahren, schreibt aber die Kraft nicht dem Strohe, der Erde und dem Schnee zu, sondern lediglich dem Hefenbrode, und dem Kuchen, dessen Figuren, dem Tage, an welchem die Strohseile gemacht worden, und andern Nebensachen.

Des Herrn von Bienenbergs Frostableiter sind gleichfalls Stroh- oder Hanfseile, die um den Stamm des Baums geschlungen, und mit ihren Enden in ein mit Wasser angefülltes Geschirr eingesenkt werden, doch so, daß sie nicht über dem Wasser schwim-

schwimmen, sondern in dasselbe eintauchen, welches vermittelst eines am Ende angebundenen Steins geschehen kann, damit, wenn das Wasser Eis ansetzt, das Ende des Seils im Wasser bleibt.

Diese Ableitung kann von mehrern neben einander stehenden, oder an Gitterwerk festgemachten Bäumen, in ein einziges Gefäß geschehen, jedoch unter der Vorsicht, daß die Geschirre frei, und nicht etwa von den Aesten des Baums bedeckt stehen, damit der Frost ohne Hinderniß nach dem Ableiter in das Geschirr wirke, und so von dem Wasser angezogen werde.

Herr von Bienenberg räth diese Vorsorge vorzüglich für das Frühobst und solche Bäume als nöthig an, deren Blüthe im Frühjahre mit den Blättern zugleich, oder auch allein treibt, und im Monat März und April dem Erfrieren ausgesetzt sind. Er hat deswegen Proben gemacht, vorzüglich im Jahre 1787. fingen seine Aprikosen zeitig im Monat März zu blühen an, denen er sogleich die Ableiter anhing. Es fielen sechs bis acht starke Nachtfröste ein, demungeachtet blüheten sie fort, setzten Obst an, und er genoß die Freude, auf dieser Gartenseite von sieben Bäumen sechszehn Schock schöne und wohlausgereifte Aprikosen abzulösen, wo doch zu gleicher Zeit in andern Gärten alle Aprikosenblüthe erfroren war.

Um sich von der Wirkun[g] Ableiters zu überzeugen, setzte e[r] dere mit Wasser angefüllte G[efäße] hin und her, und in der Gegen[d] Ableiter frei im Garten, besah lich früh derselben Eisdecke, [u]n[d] nach Verhältniß, daß das Ei[s] diesen freien Gefäßen nach der [Dicke] eines Strohhalmens angesetzt dieses in den mit Ableitern ve[rsehe]nen Gefäßen immer die Dicke [eines] Fingers enthielt, wodurch sich wie er sagt, der zusammengez[ogene] Frost gegen den zerstreueten [aus]zeichnete.

Ein Ungenannter behauptet [im] 92sten und 93sten Stück des [Han]noverschen Magazins vom J[ahre] 1789, es wäre der Natur nach [un]möglich, den Frost durch Leiter [ab]zuleiten. Nur wenige Physiker, die Erfahrungen, würden jemals räumen, daß die Erfindung der F[rost]ableiter diesen Namen verdiene. [Ver]muthlich habe die nützliche Erfind[ung] des Blitzableiters auf den Geda[nken] des Frostableiters gebracht. [Blitz] und Frost aber wären ganz en[t]gegengesetzte Wirkungen der Nat[ur], ihre Schädlichkeit könne daher [un]möglich auf ähnliche Weise von [uns] entfernt werden. Zur Zeit des [Ge]witters sey wirklich eine brennb[are] Masse in der Luft befindlich, [und] diese Masse könne durch einen K[ör]per, mit welchem sie sich lieber, [als] mit der Luft verbindet, aus ihr [ge]zogen und abgeleitet werden.

Be

Beim Gefrieren dagegen sey nichts in der Luft, was abgeleitet werden könnte. Kälte und Frost entständen, wenn man den Körpern ihre Feuertheile nähme und ihnen dadurch ihre Wärme raubte. Denn Wärme sey weiter nichts, als ein gewisser Grad der Bewegung der Feuertheile in einem Körper, welcher durch Reiben hervorgebracht würde. Eine kaltmachende Materie aber sey in der Natur nicht. Die Spitzen der höchsten Berge in den heissesten Erdstrichen wären zwar, unerachtet sie der Sonne näher lägen, als die untern Thäler, und den ganzen Tag von ihr beschienen würden, mit ewigem Schnee bedeckt, allein dieses beweise keinesweges, daß sich die kaltmachende Materie in den höhern Luftgegenden aufhalte, denn die Kälte in den höhern Luftgegenden habe in ganz etwas anderm ihren Grund. Je höher die Luft stehe, desto dünner werde sie. Die äusserst dünne, die Spitzen hoher Berge umgebende Luft enthalte nur sehr wenige Feuertheile, könne durch das stete Bescheinen der Sonne auch keine Wärme enthalten, weil die Sonnenstrahlen nicht selbst Feuer wären, sondern nur durch ihren starken Stoß die in dem Körper enthaltenen Feuertheile in Bewegung setzten, und eben dadurch Hitze und Wärme verursachen.

„Auch ist das, fährt der Ungenannte fort, kein Beweis für das Daseyn der kaltmachenden Materie, daß man sagt, wenn bloß Beraubung der Feuertheile die Ursache des Gefrierens wäre, gefrorne Sachen, wenn man ihnen das vorher besessene Feuer wieder ertheilt, nothwendig im Geschmack dieselben bleiben müßten, welches sich doch nicht so verhielte, da sie bekanntlich, wenn sie aufgethauet wären, einen andern Geschmack hätten, mithin wohl eine eigene Materie seyn müsse, die das Gefrieren verursachte, und den Geschmack verdürbe. — Denn der Geschmack einer Sache rührt von der verschiedenen Mischung ihrer Theile her. So oft man ihre Mischung ändert, so oft erhält sie auch einen andern Geschmack, und grade dies geschieht durch das schnelle Aufthauen der gefrornen Sachen. Nimmt man z. B. einen durch die Kälte zu Eis gewordenen Apfel, und bringt ihn in die warme Stube, so dringen die Feuertheile mit solcher Heftigkeit in ihn, daß sie die feinen Gefäße desselben zersprengen, dadurch seine Mischung ändern, und ihm einen andern Geschmack geben; daß dem würklich so sey, erhellet deutlich daraus, daß der Apfel seinen vorigen Geschmack erhält, wenn man ihn nicht so geschwind aufthauen läßt, sondern ihn erst in eiskaltes, dann in kaltes Wasser legt, und sich auf diese Weise bemühet, das zu häufige und schnelle Eindringen der Feuertheile zu verhüten, und dennoch ihm allmählig die vorige Wärme wieder mit-

mitzutheilen. Es giebt Beispiele genug in der Natur von Sachen, die ihren Geschmack verlieren, ohne daß fremde Theile hinzukommen. Ein faules Ei ist in diesem Betracht sehr von einem frischen Ei unterschieden; deswegen wird aber wohl niemand behaupten wollen, daß die faulmacheude Materie Ursach davon sey; nicht sie, sondern die Wärme ist es, die die Mischung des Eies ändert, und seine Theile in Gährung bringt."

„Wenn im Winter die Sonne nur kurze Zeit des Tages unsern Erdstrich bescheint, und ihre Strahlen noch dazu schief auf denselben fallen, so kann sie natürlicher Weise nur wenige Feuertheile in Bewegung setzen, und eben daher nur geringe Wärme verursachen. Kommen hiezu nun noch andre zufällige Dinge, als kalte Winde u. s. w. so müssen die Feuertheile desto eher zur Ruhe gebracht werden, und die Kälte wird alsdann einen hohen Grad erreichen. Denn, je mehr Feuertheile man einem Körper raubt, um desto stärker gefriert er auch. Die Salze besitzen besonders die Eigenschaft, daß sie, vermöge ihrer Dichtigkeit, viele Feuertheile in sich fassen, und zur Ruhe bringen können. Man kann daher durch ihre Hülfe die Kälte auf eine ausnehmende Weise vermehren. Wie aber eine kaltmachende Materie Gefrieren verursachen kann, ist ganz unerklärbar. Ihre Vertheidiger behaupten zi daß sie die Eigenschaft besäße, sige Körper gerinnend zu ma und in feste zu verwandeln, dieses kann mit nichts bewiesen den. Sie behaupten ferner, Theile jener Materie ständen mit Feuertheilen in einem ewigen S te, so, daß immer jene vor di und diese vor jenen fliehen müß Wo also, sey es nun von die oder jenen, der größte Theil ist, ist auch der Sieg! Schön! Nur S de, daß es mit der Natur Feuers gar nicht übereinstimmt, der Kälte zu fliehen, denn das Fe als ein äusserst elastischer Kör muß sich nothwendig immer d am liebsten bewegen, wo es den nigsten Widerstand findet, die K aber widersteht ihm gar nicht. ist daher ein unwiderstehliches ges Naturgesetz, daß sich in Be gung gesetzte Feuertheile stets n der kältern Gegend ziehen müs Giebt es nun aber keine kaltmac de Materie, so ist es auch unm lich, einen Frostableiter zu erfind denn, wo nichts abzuleiten ist, k auch nichts abgeleitet werden. die den Baum von allen Sei umgebende kalte Luft müssen nothwendig die Feuertheile zieh welche durch die Circulation Säfte bei den Bäumen in Be gung sind, wahrlich kein Stroh wird dies verhüten. Der trock Frost indessen pflegt seltener, u nur einigen Arten von Bäumen

schaden. Aber kurz vor dem Gefrieren hergegangene Nässe; auf große Kälte schnellfolgendes Thauwetter; sogenannter Rauhfrost und kalte Nordwinde verderben manchen Baum. Das beste Verwahrungsmittel, was man bisher dagegen weiß, ist: daß man die Wurzel des Baums gut mit Mist belegt, ihn selbst aber stark mit Stroh bewickelt, und, wo es seyn kann, Matten vor ihm herziehe. Ein nach des Herrn von Bienenbergs Vorschlag angebrachter Frostableiter verschafft gar keinen Vortheil, denn er kann weder die Bäume vor der Kälte schützen, noch zu schnelles Aufthauen, Rauhfrost und Winde von ihnen abhalten. Auch die vom Herrn von Bienenberg gemachten Versuche beweisen eher nichts, bevor nicht erst erwiesen ist, daß keine andere Ursache, die seinen Baum vor dem Froste hätte bewahren können, möglich gewesen sey, als der Frostableiter. Daß übrigens derselbe gerade Stroh und Wasser zu seinem Leiter gewählt hat, rührt vermuthlich von einem alten und bekannten Aberglauben her, daß nemlich diese Dinge Gegenmittel wider die Kälte seyn sollen. Daraus, daß das Gefäß mit Wasser, worin der Leiter ging, weit stärker gefroren war, als die dabei gesetzten Gefäße, bei welchem das Strohseil fehlt, folgt weiter nichts, als daß ein Gefäß mit Wasser, worin ein Strohseil steckt, etwas stärker friert, als andere, unter gleichen Bedingungen hingesetzte Gefäße, bei welchen dieser Leiter fehlt; solches rührte vermuthlich daher, weil das Stroh das Wasser an verschiedenen Stellen länger offen hält, und deswegen die kalte Luft stärker hineindringen, und ihm mehrere Feuertheile rauben kann."

Dieses ist kürzlich dasjenige, was der ungenannte Verfasser gegen die Möglichkeit der Frostableiter anführt. — Statt hier seine angeführten Gründe der Reihe nach durchzugehen, solche genau zu prüfen, und ihn zu widerlegen, setze ich dasjenige her, was sich nun auch für die Frostableiter sagen läßt. Einsichtsvolle Physiker mögen beurtheilen, ob sich daraus, ohne eben zu einer kaltmachenden Materie seine Zuflucht nehmen zu dürfen, die Möglichkeit dieser Instrumente erklären lasse oder nicht.

(Die Fortsetzung folgt.)

Mo-

Meteorologische Beobachtungen in Göttingen.

Monat December 1807. *)

Tage	Stunden	Barometer	Therm. F.	Therm. R.	Wetter	Wind
1	8	2979	40	4	N.	NNW 0 — 1
	2	2984	40	4	r.	NW 0 — 1
	10	2988	39	3	tr.	— 1 — 1
2	8	2973	39	3	r.	SW 0 — 1
	2	2961	40	4	r.	SW 1 — 2
	10	2937	36	2	N.	— — 2
3	8	2927	34	1	Schl. S.	WNW 2 —
	2	2939	37	2	w.	WNW — 2
	10	2959	37	2	N.	— 0 — 1
4	8	2954	35	1	vl. N.	W 1 —
	2	2948	39	3	vl. N.	WSW 1 —
	10	2953	42	4	vl. N.	— — 2
5	8	2954	42	4	vl. N.	W 1 — 2
	2	2952	43	5	vl. N.	WSW 1 — 2
	10	2947	41	4	vl. N.	— 2 —
6	8	2932	41	4	tr.	SW — 2
	2	2934	42	4	r.	SW 1 — 2
	10	2943	38	3	tr.	— 1 —
7	8	2943	36	2	tr.	SW 0 — 1
	2	2943	39	3	tr.	SW 0 — 1
	10	2942	34	1	b. W.	— 0 — 1
8	8	2935	33	0	tr.	O 0 — 1
	2	2935	35	1	tr.	O 0 — 1
	10	2937	32	0	S.	— 0 — 1
9	8	2931	32	0	S.	N 1 — 2
	2	2931	32	0	vl. S.	N — 2
	10	2948	29	—1	vl. S.	— 1 — 1

*) Die Beschaffenheit der Instrumente und Maaßen, deren man sich bedient, s. N. Hann. Mag. vom J. 1807. St. 14. S. 209.

Tage	Stunden	Barometer	Therm. F.	Therm. R.	Wetter	Wind	
10	8	2960	28	−2	tr.	N	0 — 1
	2	2963	32	0	w.	NNW	0 — 1
	10	2970	28	−2	w.	—	0 — 1
11	8	2971	27	−2	tr.	NNW	0 — 1
	2	2976	30	−1	w.	NNO	0 — 1
	10	2979	28	−2	l. W.	—	— 1
12	8	2987	32	0	tr.	SSW	0 — 1
	2	2992	37	2	r.	SSW	0 — 1
	10	3001	37	2	R.	—	0 — 1
13	8	3007	36	2	r.	W	1 —
	2	3008	38	3	d. W.	WSW	1 —
	10	2999	36	2	d. W.	—	0 — 1
14	8	2978	36	2	tr.	W	0 — 1
	2	2972	40	4	tr.	WNW	1 —
	10	2979	34	1	w.	—	1 — 2
15	8	2987	33	0	tr.	NW	1 —
	2	2985	35	2	r.	NW	1 —
	10	2983	36	2	R.	—	1 —
16	8	2983	37	2	R.	W	0 — 1
	2	2990	39	2	r.	W	0 — 1
	10	3000	38	3	tr.	—	0 — 1
17	8	3004	37	2	tr.	SSW	0 — 1
	2	3008	39	3	w.	SSW	0 — 1
	10	3008	32	0	l. W.	—	0 — 1
18	8	2999	28	−2	h.	SW	0 — 1
	2	2997	33	0	h.	SW	0 — 1
	10	2999	32	0	tr.	—	0 — 1
19	8	2990	32	0	tr.	WNW	0 — 1
	2	3004	34	1	tr.	WNW	0 — 1
	10	3012	32	0	tr.	—	0 — 1
20	8	3018	32	0	S.	WNW	0 — 1
	2	3020	35	2	tr.	WNW	0 — 1
	10	3023	34	1	tr.	—	0 — 1

Tage	Stunden	Barometer	Therm. F.	Therm. R.	Wetter	Wind.	
21	8	3024	32	0	tr.	WNW	o —
	2	3022	32	0	tr.	NNW	o —
	10	3019	31	0	tr.	—	o —
22	8	3005	29	—1	tr.	W	—
	2	3003	32	0	tr.	W	o —
	10	3002	34	1	N.	—	o —
23	8	2992	36	2	tr.	W	o — 1
	2	2993	40	4	r.	W	— 1
	10	2999	37	2	tr.	—	o — 1
24	8	3003	36	2	r.	WNW	o — 1
	2	3005	39	3	tr.	WNW	o — 1
	10	3012	36	2	tr.	—	o — 1
25	8	3011	34	1	tr.	W	o — 1
	2	3008	34	1	tr.	W	o — 1
	10	3006	30	—1	tr.	—	1 —
26	8	2998	31	0	tr.	S	1 — 2
	2	2997	33	0	tr.	S	— 2
	10	2997	34	1	tr.	—	1 — 2
27	8	2984	35	1	tr.	SW	1 — 2
	2	2976	35	1	w.	SW	— 2
	10	2975	32	0	tr.	—	— 2
28	8	2987	34	1	S.	NNW	o — 1
	2	2997	37	2	l. W.	W	1 —
	10	3002	33	0	w.	—	2 —
29	8	2989	36	2	tr.	SSO	2 —
	2	2987	38	3	w.	SSO	2 —
	10	2982	37	2	w.	—	2 —
30	8	2987	35	1	l. W.	SO	— 1
	2	2983	40	4	l. W.	SO	1 — 2
	10	2979	36	2	tr.	—	2 —
31	8	2981	35	1	h. W.	S	1 —
	2	2981	40	4	tr.	S	1 — 2
	10	2976	37	2	N.	—	1 — 2

F. C. W.

Hannoversches Magazin.

8tes Stück.

Montag, den 25ten Januar 1808.

Nachtrag

zu des Herrn Greve zu Hoya, im 99sten Stück des neuen Hannov. Magaz. vom Jahr 1807. befindlichem Aufsatze unter der Rubrik: Frostableiter an Obstbäumen.

(Fortsetzung.)

Stroh und Hanf, nebst dem Wasser, sind vergleichungsweise wärmer, als die Kälte der Luft und des Holzes. Denn es sind lange nicht so complete dichte Körper, als der Stamm und die Zweige der Bäume. Eben so ist auch die Erde viel lockerer, und folglich wärmer; vom Schnee und Reif gilt dasselbe. Nun geht die Kälte, oder die von ihren Feuertheilen beraubten, in dem Baume befindlichen, oder denselben umgebenden wässerigten salzigen Dünste, zu den wärmern Orten über, aus und von den Bäumen in die Seile, und durch die Seile in das Wasser, die wenigen Feuertheile hingegen, die in dem Baume noch befindlich waren, wegen der Kälte ruheten, und sich gleichsam eingeschlossen befanden, können sich nun wieder ausdehnen. Vielleicht saugt sich auch das von Hanf oder Stroh gedrehete Seil voll Wasser, und es wird dadurch die negative Elektrizität des Baums vermehrt; oder es kann seyn, daß durch den Uebergang der Kälte zu den wärmern Orten, dem Strohseil und dem Wasser, die Zitterung, die zur Wärme gehört, und welche die Kälte verhinderte, wieder hergestellet wird.

Die zum Theil in freier Luft hergeführte Röhrenleitung in die Calenberger-Neustadt Hannover, welche nur mit Stroh umwunden war, blieb in dem harten Winter 1788/1789 vom Froste verschont, da doch die Kälte auf freiem Felde zehn Zoll, auch einen Fuß, in den mit Schnee bedeckten Straßen

von Hannover aber, des Schutzes und der Erwärmung der Häuser ungeachtet, fünf bis 6 Fuß durchgängig unter dem Steinpflaster, freilich aus andern hinzugekommenen Ursachen, die unser verdienstvolle Herr Hof- und Canzleirath Ebell, anjetzt in Bremen, im 45sten Stück des Hannoverschen Magazins u. s. vom Jahre 1789 erörtert hat, in die Erde gedrungen war. Wer kann mit Gewißheit behaupten, daß hier das gewiß nicht zehn Zoll dick um die Röhrenleitung gewickelt gewesene Stroh wie Hülle, und nicht vielmehr wie Ableiter genußt habe?

Um sich zu überzeugen, daß sich die Kälte nach der Wärme bewegt, darf man nur auf die Kälte Acht haben, welche, wenn die Stuben im Winter geheitzt werden, durch die kleinsten Ritzen der Fenster und Thüren sausend eindringt. Zwar, wenn die Luft in einem Zimmer durch die Wärme ausgedehnt wird, dehnt sie sich auch nach den kältern Orten zu aus, und nimmt die darin schwebenden subtilen Dünste mit, die sich an den Fensterscheiben wie Tropfen ansetzen, wenn es draussen sehr kalt ist, gefrieren, und in allerlei Figuren gleichsam kristallisiren; aber zu eben der Zeit dringt auch die Kälte durch die kleinsten Rizzen hinein, und, wenn die Zimmer noch so dicht sind, so werden sie doch bald wieder kalt. Eben so verhält es sich mit der äusseren Luft, und den Mauern und Wänden der Gebäude. Fällt nach anhaltendem starken Frost mit einemmale warme Witterung und Thauwetter ein, so ist es in großen massiven Gebäuden, z. B. in Kirchen, kalt, und Reif in Menge klebt an den Seitenmauern, an den Pfeilern und dem Gewölbe, von welchem er herabfällt. Denn die Mauern, als sehr dichte Körper, behalten die Kälte noch lange, und an diesen gefrieren die Dünste der wärmern Luft, welche sich erst alsdann in Wasser auflösen, wenn die Mauer einerlei Grad der Wärme mit der Luft bekommen hat. Da ist dann die wärmere Luft der Frostableiter der Mauer.

Das bekannte Experiment mit erfrornen Gliedmaßen, ganzen menschlichen und thierischen Körpern, Obst, Rüben, Kartoffeln und dergleichen, beweiset dieses augenscheinlich. Aale, die so hart wie ein Stück Eis gefroren sind, werden nach vier Tagen wieder lebendig, wenn man sie alsdann in kaltem Wasser wieder aufthauen läßt. Wenn man ganz erfrorne Aepfel, so hart wie ein Stein, in der warmen Stube in eine Schüssel voll kaltes Brunnenwasser legt, so setzt sich bald eine dünne Eisschale rund herum an den Aepfeln an, und alle hängen so an einander, wie Beeren an einer Weintraube, daß man selbige aus dem Wasser in die Höhe heben, und damit in der Stube herumgehen kann. Läßt man die Aepfel so lange im Wasser, bis das Eis sich löset, und sie also mit dem Brunnenwasser einerlei Grad

der

der Wärme bekommen haben, so sind sie eben so, als wären sie erst vom Baume genommen, wohlschmeckend und gesund.

Man nennt es gewöhnlich Ausschlagen der Kälte, wenn die Mauern oder Wände wie dick gepudert aussehen, und so sagt man auch, daß die Kälte aus den Aepfeln ausschlage, wenn sich eine Eisschale im Wasser um selbige ansetzt. Diese Redensart ist eben so uneigentlich nach dem bloßen sinnlichen Urtheil erdacht, als wenn man sagt, die Fenster schwitzen, weil es wie Schweißtropfen aussieht. Dürres hartes Glas kann nicht schwitzen, wie Menschen und Thiere, die Mauern auch nicht, aber von aussen können sich Feuchtigkeiten ansetzen, und wie Schweißtropfen aussehen, auch gefrieren. Das nennt man denn Ausschlagen der Mauern, gleichsam, als wenn sie den Aussatz bekommen hätten. Das kalte Brunnenwasser, worin die gefrornen Aepfel liegen, ist vergleichungsweise lange nicht so kalt, als die Aepfel, ja in Ansehung der hartgefrornen Aepfel warm. Die an den Aepfeln anliegenden Wassertheilchen werden zu Eis, und mehrere Aepfel frieren an einander. Das wirkt die in den Aepfeln befindliche große Kälte, und zwar so lange, bis selbige aus der Masse der Aepfel in das Wasser hinübergegangen ist, bis alle Kälte vom Mittelpunkte des Apfels nach seiner Peripherie hinüber in das Wasser gegangen, und einerlei Grad der Wärme im Apfel und im Wasser ist.

Thauet man aber die gefrornen Aepfel oder andere gefrorne Sachen nicht nach und nach, sondern schnell auf, z. B. bringt man sie mit einemmal in ein geheiztes Zimmer, ohne sie in kaltes Wasser zu legen, so geht die in ihnen befindliche Kälte, die so schon ihren Saft ausgedehnt hat, mit solcher Heftigkeit in die wärmere Luft über, daß sie die feinen Gefäße derselben zersprengt, dadurch ihre Mischung hemmt, und den Sachen einen andern Geschmack giebt.

Das kalte Wasser aber zieht nicht allein die Kälte aus den erfrornen Sachen wieder heraus, sondern es bewahrt auch die noch ungefrornen Dinge vor dem Erfrieren. Folgender leichte und einfache Versuch wird jeden davon völlig überzeugen. Bei der strengsten Kälte, wenn alles in den Häusern, in der Küche und dem Keller erfriert, erfrieren die Kartoffeln nicht, und bleiben gut, auf die man, nach Verhältniß der Kartoffelmenge, dergestalt ein mit kaltem Brunnenwasser angefülltes Gefäß setzt, daß die Kartoffeln davon nicht naß werden, daß Gefäß aber, wenn es zugefroren, Morgens und Abends davon nimmt, und solches gleich wieder mit einem andern Gefäß voll Wasser ersetzt. Das Wasser in dem Gefäß friert bis auf den Boden zu Eise, und die Kartoffeln in dem Zuber, worauf es steht, blei-

bleiben ungefroren, da doch die in eben dem Zimmer oder Keller daneben stehenden Kartoffeln, auf welche man kein Wasser gesetzt hat, steinhart frieren.

Ein Landwirth im Hessischen rettete hierdurch im Winter $\frac{1788}{1789}$ seinen ganzen großen Kartoffelvorrath, da doch allen übrigen Einwohnern des Orts ihre Kartoffeln verfroren, ob sie solche gleich in Betten, Stroh, zugemachten Kellern u. s. w. gegen die Kälte zu schützen gesucht hatten.

Mein langjähriger Freund, der Herr Hauptmann Cropp zu Misburg, einer unserer ersten praktischen Landwirthe, bewahrt dadurch einzig und allein seine Vietsbohnen vor den Nachtfrösten, daß er auf jedes Beet zwischen selbige etwa 5 bis 6 Schalen mit kaltem Wasser setzen läßt.

Der Schnee leitet eben so, wie das Wasser, den Frost ab. Bedeckung mit Schnee ist bekanntlich ein bewährtes Mittel, erfrorne Glieder zu heilen, selbst für Kälte erstarrte Menschen wieder ins Leben zu rufen. Er beschützt die Gewächse nicht bloß vor dem Froste, sondern zieht auch bei dem Aufthauen gleichsam die Kälte aus, und verhindert, daß der gefrorne Saft die Gefäße beim Aufthauen zersprenge. Man kann daher bereits erfrorne Bäume und Pflanzen zum Theil retten, wenn man sie in Schnee vergräbt, oder damit bedeckt. Unsre Rockenfelder kommen nie besser durch den Winter als wenn eine gute Lage Schnee das bereits hartgefrorne Feld überzieht. Nach harten Wintern findet man oft gut erhaltene untadelhafte Aepfel, die unter den Bäumen im Herbst übersehen worden, und ohne Zweifel gefroren gewesen sind, aus denen aber der Schnee den Frost wieder ausgezogen hat.

Die Burgunder Rübe, welche etwa 5 bis 7 Fuß hoch ist, wird alle Winter niedergelegt, und bleibt vom Winterfrost unversehrt, wenn die Weinberge benachbarter Provinzen, worin die Reben nicht niedergelegt werden können, Schaden nehmen. Auch in dem Winter $\frac{1788}{1789}$ blieb alles gut, was mit Schnee bedeckt war, selbst aus der Erde hervorragende Hyazinthenzwiebeln, zarte Nelkensorten, ganz junge niedrige Pfirschenbäume und dergleichen mehr.

Auch die Erde kann mittelst der Strohseile, welche unten am Baum dieselbe berühren, den Frost ableiten, denn sie ist wärmer als das Holz des Baums, weil sie größer und lockerer ist, besonders in Gärten, wo die obere Rinde aus verfaulten Blättern, Grase, und andern Vegetabilien entstanden ist; und selbst im gefrornen Zustande ist diese lockere Gartenerde lange so kalt nicht, als das Holz der Bäume. Fällt dann vieler Schnee, so kann der Frost durch den Schnee nicht in die Erde dringen; fällt Thauwetter ein, so

so sammelt sich Wasser, das zieht in die Erde, und so leiten die Strohseile den Frost ebenfalls aus den Bäumen ins Wasser, oder in die nasse Erde, welches eben so viel ist.

Findet der Physiker von Gewerb diese Gründe noch nicht für genugthuend, sind sie auch gleich nicht durchgehends physisch richtig, so kann man demungeachtet noch nicht behaupten, daß Frostableiter der Natur nach unmöglich, und ohne allen Nutzen sind. Es kann ja noch andere, bis dahin unbekannte natürliche Ursachen geben, aus denen sich die Möglichkeit der Entdeckung sehr klar einsehen läßt, den grämlichen, uns so oft Schaden zufügenden Winter künftig an solche Fesseln legen, oder in Töpfe und Kannen bannen zu können. Wie viele ganz unerwartete physische Wahrheiten sind nicht in den letzten Jahren entdeckt? — Nicht alles, was man sich nicht gleich erklären kann, ist Vorurtheil, und besonders, wenn man sich von Dingen, Erzählungen und Angaben auf eine leichte Art zu überzeugen im Stande ist, und sodann beurtheilen kann, ob die wunderbar scheinende Sache bloß Mährchen, Erdichtung oder Wahrheit ist, und den angeblichen Nutzen stiftet.

Ich habe das, was sich gegen und für die Frostableiter sagen läßt, hier nicht deswegen vorgetragen, um blindlings geglaubt, sondern um erforscht zu werden, und es ist Pflicht eines jeden vernünftigen Menschen, erst zu prüfen, und alsdann, wenn aus der Prüfung sich ein Ungrund erweist, zu verwerfen, oder widrigenfalls zu billigen, und nützlich erfundene Wahrheiten zur allgemeinen Anwendung fortzupflanzen.

Ich fordre alle Gartenbesitzer, Gartenliebhaber und Oekonomen, die dieses lesen, auf, Proben anzustellen, und die Nachrichten von dem Fortgange ihrer angestellten Versuche, des allgemeinen Nutzens wegen, in diesen gemeinnützigen Blättern öffentlich bekannt zu machen.

Da die Wirkungen der Kälte in ein und derselben Gegend in einem kleinen Umfange von oft nur einigen hundert Quadratschritten, oft sehr verschieden sind, so, daß der Frost auf einige Pflanzen oft gar nicht wirkt, wenn er zu gleicher Zeit eben dieselbe nicht weit davon stehende Pflanzengattung gänzlich zerstöhrt, wovon der Herr Hofgärtner Stein zu Detmold von der Winterkälte $\frac{1788}{1789}$ verschiedene Beispiele nebst den Ursachen im 85sten Stück des Hannoverschen Magazins von 1789 anführt, so hätte ich gewünscht, daß Herr von Bienenberg bei seiner von den Frostableitern gegebenen Nachricht noch den Standort sowohl derjenigen Bäume, von denen er den Frost ableitete, als auch derer, die in der Nähe standen und erfroren, genau beschrieben hätte, ob solcher nemlich hoch oder niedrig gelegen, ob und von welchen Seiten er etwa Schutz vor den Winden, Schnee

und

und Regen gehabt, welchen Winden er am mehrsten ausgesetzt gewesen, welcher Wind zur Zeit der Kälte, da die Ableitung geschah, geherrscht, ob und um welche Zeit, auch wie lange des Tages der Ort von der Sonne beschienen werde, aus was für Boden er bestehe, wie weit die mit Ableitern versehen gewesenen Bäume von andern Bäumen entfernt gestanden u. s. w. Hätte Herr von Bienenberg diese Genauigkeit noch beobachtet, so würde vielleicht bei manchem der Zweifel nicht erregt worden seyn, daß eine andere Ursache, wie das Strohseil, seine Aprikosenbäume vor dem Froste bewahrt haben könne.

(Der Schluß folgt.)

Nachricht von einer merkwürdigen Lotterie-Betrügerei.

Nachstehende von Obrigkeitswegen zu Neuwied bekannt gemachte Erzählung einer in dasiger Gegend gespielten Betrügerei verdient verbreitet zu werden, und wird deswegen hier mitgetheilt.

Der wegen früheren Lotteriespiels so berüchtigte, und erst im Jahr 1803 von der Gerichtsstelle der vormaligen freien Reichsstadt Frankfurt wegen Lotterie-Betrügereien durch Urtheil und Recht notorisch bestrafte Ludwig Michel Micc, welcher sich vermöge erhaltener Patente vom 30sten Januar 1778, und vom 20sten October 1780 einen wirklich Herzogl. Sachs. Hildburghaus. und Fürstl. Wied-Neuwiedschen Hof- und Commerzienrath nennet, hat sich im Jahr 1803. unter erwirktem Fürstl. Wiedischem Hofschutz abermals nach Neuwied niedergesetzt, und errichtete in der Folge allda ein Lotterie-Correspondenz-Bureau, nachdem er von dem Herrn Grafen Ferdinand Carl von Neuleiningen-Westerburg unterm ersten October 1805. ein Privilegium erhalten hatte, gegen ein jährliches Concessions-Geld von 800 Fl. drei beständig neben einander laufende Classen-Lotterien auf sechs folgende Jahre in Westerburg anzulegen, und dafür der erdichteten Firma: Cornet et Comp. Hochgräfl. Neuleiningen-Westerburgischer Hof-Agent in Westerburg, sich zu bedienen.

Von Neuwied aus wurden nun die drei Leiningen-Westerburgischen Lotterien mit den speciellen Ankündigungen einer monatlichen, einer Classen- und einer sogenannten grossen Lotterie betrieben.

Er-

Einige Zeit nach der Staatsacte des Rheinischen Bundes vom 12ten Julius 1806, wodurch das Herzogliche Haus Nassau die Souverainität über das Fürstenthum oder vielmehr Grafschaft Neuwied erhalten hatte, erfolgten gegen das zu Neuwied bestandene Lotterie-Correspondenz-Büreau mehrere Beschwerden, insbesondere jene von der Großherzogl. Würzburgischen Landes-Direction, daß unter dem Namen Cornet et Comp. eines Gräfl. Hof-Agenten zu Westerburg, den dasigen Räthen und andern Privatpersonen Lotterieloose zugeschickt, und sie mit Zudringlichkeit zu einem der im Großherzogthum Würzburg verbotenen Spiele aufgefordert würden.

Die erste Nachricht wurde von der Herzoglich-Nassauischen Souverainitätsbehörde vor allem dazu benutzt, sich über die Existenz eines solchen Lotterie-Correspondenz-Büreaus zu erkundigen: und es ergab sich, daß Ludwig Michael Mice der Lotteriehalter zu Westerburg, und der Direkteur eines mit drei Comtoiristen besetzten Correspondenz-Bureaus in Neuwied sey.

Der von Mice selbst erklärte Umfang seines Geschäfts, die vorgelegten Plane über Loose und Gewinne in einer Bilanz von 1,149,000 Fl. Rheinisch, die Ausdehnung seiner Collecteurs in halb Europa, mußten die Herzogl. Nassauischen Behörden auffordern, sich das Sachen- und Personen-Verhältniß im Allgemeinen näher vorlegen zu lassen.

Dabei bewies es sich,

a) daß für das ganze so bedeutende Geschäft gar keine Sicherheit vorhanden, und

b) daß Cornet et Comp. untergeschobene Namen seyen, die Mice als Repräsentant derselben, nach einer seiner Angabe nach erlaubten Handlungs- und Lotterie-Methode für sich und sein Geschäft angenommen zu haben behauptete.

Alle diese Umstände führten so dringend zum Verdacht von Unrichtigkeiten, daß die Einsicht der innern ganzen Geschäftsführung nothwendig erfolgen mußte.

Ihre Herzogl. und Hochfürstl. Durchlauchten ordneten dazu in den Personen der Unterzeichneten eine Special-Commission an; gleich bei dem ersten Besuch des Comtoirs fielen den Commissarien die entscheidendsten Beweise über die schändlichsten Betrügereien dieser drei Lotterien in die Hände; die Comtoiristen gaben das eigne Geständniß darüber, und Ludwig Michael Mice hat solches demnächst durch seine umständlichen Erklärungen so bestätigt, daß die ganze Fälschungs-Geschichte in allem aufgedeckt vorliegt, welche so weit gieng, daß falsche Ziehungslisten über Gewinn oder Verlust jedesmahl von den zu

We-

Westerburg bloß der Form wegen angestellten Ziehungen willkührlich verfertigt wurden, so wie dieselben das Interesse des Entrepreneurs forderten.

Nahe und entfernte Länderbewohner in der Schweiz, in den mittäglichen Departements von Frankreich, in Italien, in Baiern, im Würtembergischen, in Baden, im Bergischen, zu Hamburg und Lübeck sind von diesem Manne in seinen Lotterien unter der Firma: Cornet et Comp. betrogen worden.

Mehreren Haupt-Collecteurs ist, um das fernere Collectiren schleunig einzustellen, alles dieses durch besondere Schreiben schon bekannt gemacht worden.

Die Herzogl. Nassauischen obersten Regierungsbehörden haben zugleich für nöthig erachtet, daß zur Sicherstellung eines so ausgedehnten Publikums, und um weiteren Beschädigungen vorzubeugen, diese entdeckten planmäßigen Lotterie-Betrügereien in den dazu geeigneten Zeitungen öffentlich bekannt gemacht werden, damit alles Spielen und Collectiren für die genannten Lotterien nunmehr gänzlich aufhöre. Von dem weitern Erfolg der Untersuchung werden die dabei interessirten Personen seiner Zeit unterrichtet werden.

Neuwied am 18ten Nov. 1807.

Fuchs und Wirz,
Herzogl. Nassauische Justizräthe
und Commissarien.

Bitte.

Ich habe oft das Unglück, daß eines unter meinen Pferden, übrigens gesund und stark, der Krankheit unterworfen ist, sich leicht zu überfressen. Dies ist besonders der Fall, wenn die Knechte aus Unachtsamkeit demselben sein Futter, welches aus geschnittenen Hafergerben besteht, nicht gleich stark mit Wasser benetzen und durchmischen, wie es leicht, zumal beim ersten Futter, geschieht. Wenn das Pferd auf diese Art allzutrocken frißt, so wird es krank, legt sich hin, wird sehr unruhig, und leidet zu Zeiten halbe Tage daran, da doch andern Pferden, die damit aus einer Krippe fressen, dieses nie begegnet. Da man nun in hiesiger Gegend nicht das Glück hat, einen Pferde- und Vieharzt zu besitzen, sondern sich mit Hausmitteln selbst zu helfen suchen muß, so habe ich diese Krankheit oft mit dem Eingeben von Branntwein, Leinöl oder frischem Hühnerei zu heben gesucht. Da dies aber nicht immer hilft, und vielmehr oft wenig oder gar nichts nützt, so ersuche ich diejenigen, welche von dieser Krankheit besser unterrichtet sind, ein sicheres Mittel gegen das eben beschriebene Uebel bekannt zu machen.

L. G. S.

Hannoversches Magazin.

9tes Stück.

Freitag, den 29ten Januar 1808.

Nachtrag

zu des Herrn Greve zu Hoya, im 99sten Stück des neuen Hannov. Magaz. vom Jahr 1807. befindlichem Aufsatze unter der Rubrik: Frostableiter an Obstbäumen.

(Schluß.)

Haben Herrn von Bienenbergs Aprikosenbäume z. B. an einem niedrig liegenden beschützten Orte, in einem guten schweren Boden gestanden, so redet solches schon für die Wirksamkeit der Frostableiter, weil ein auf einem hohen Platze in leichtem sandigen Boden ganz frei stehender Baum, der den vier großen, und allen zwei und dreißig kleinen Winden völlig ausgesetzt ist, und gar nicht bedeckt wird, weit weniger Nachtheil von der Winterkälte leidet, als ein Baum der nemlichen Gattung, welcher einen niedrigen, von Gebäuden, Mauern oder andern Bäumen beschützten Stand hat, im Winter bedeckt wird, und in schwerem Boden steht, denn bei diesem wird das Holz von der streichenden Luft oder dem Winde nicht trocken erhalten, die schwere Bedeckung, die, wenn sie nur leicht wäre, einen Frostableiter abgeben würde, leitet jetzt den Frost auf den hinter ihn befindlichen nassen oder feuchten Baum, und ein schwerer guter Boden erhält die Bäume zu lange im Wachsen, das Holz wird nicht reif, und ein ganz geringer Grad der Kälte ist schon hinlänglich, es zu zerstöhren, dahingegen in leichtem sandigen Boden sich die Feuchtigkeit in kurzer Zeit verliert, das Holz eher reift, und dadurch in den Stand gesetzt wird, einem stärkern Grad der Kälte zu widerstehen. Diese Behauptung streitet zwar gegen die Meinung der mehrsten Baumliebhaber, und selbst gegen das berühmte Millersche Gartenlexicon, allein sie ist durch die genauesten Be-

obachtungen, welche der eben erwähnte Herr Hofgärtner Stein über die Folgen des Winters $\frac{1788}{1789}$ angestellt hat, völlig wie wahr bestätigt.

Die Weinstöcke auf dem zu Detmold von allem Schutz entblößten Schloßwalle, welche den größten Theil einer Wand des Schlosses, ungefähr gegen Südsüdost einnehmen, haben nicht im mindesten durch die Kälte dieses Winters gelitten, ohnerachtet sie der damals herrschende Ostwind recht der Länge nach bestreichen konnte, und im nördlichen Deutschlande der größte Theil der Weinstöcke, die nicht an die Erde gelegt worden, erfror, oder doch wenigstens stark litt. Auf verschiedenen Stellen des Detmolder Schloßwalles blieben einige alte Aprikosenstöcke, ob sie gleich an keiner Wand, sondern ganz frei standen, imgleichen alle Zeller- und Lambertsnußstauden unbeschädigt, da in dem nahe dabei, aber tiefliegendem, mit hohen Mauern und Tannenhecken umgebenen Schloßgarten, diese Bäume entweder ganz verfroren waren, oder doch vom Frost sehr gelitten hatten.

Ich kenne hier in Hannover einen Garten, in welchem eine Pfirschenwand befindlich, die den Winter über sorgfältig mit Matten und Stroh verwahrt gewesen war. Alle hinter dieser Bedeckung gewesenen Pfirschen waren todt, obgleich der Garten überdies eine sehr beschützte Lage hatte.

In dem Garten des Herrn Pos[t]meisters Kaiser zu Detmold dagege[n] der ziemlich frei liegt, blieben die [un]bedeckten Pfirschen gut, und trug[en] Früchte. Ueberhaupt litten im Wi[n]ter $\frac{1788}{1789}$ alle Pfirschen- und Aprikose[n]bäume, die mit Stroh oder Matt[en] gegen den Frost verwahrt ware[n] ungleich mehr, als diejenigen, welc[he] entweder aus Nachlässigkeit, oder g[e]flissentlich, unbedeckt geblieben ware[n]. Ein vierzigjähriger unbedeckter Pfirsc[hen]baum, den der zu der Zeit her[r]schende Ostwind bestreichen konnt[e] litt fast gar nichts, und in einem andern Garten, wo an einer War[nd] ein Theil Pfirschenbäume bedeck[t] der andere unbedeckt geblieben wa[r] erfroren erstere ganz, letztere aber li[t]ten nur wenig.

Nach den Beobachtungen des Hr[n.] Forstverwalters Belitz haben die h[ö]her liegenden Bauern am Lippische[n] Walde fast jährlich Obst, wenn di[e] Bäume der niedriger liegenden oder en[]ger eingeschlossenen Bauern von de[n] Spätfrösten beschädigt worden, we[il] sie hier nicht von der Luft trocken er[]halten werden können. Geben hie[r] nicht vielleicht die Waldnebel, die sic[h] bei heitern Frühlingsmorgen in d[ie] Thäler senken, für die Bäume de[r] höhern Gegenden Frostableiter?

Ich führe hier noch ein Mittel an, die Bäume vor dem Froste und dessen schädlichen Wirkungen zu sichern, das ich an einem Orte finde, wo es die,

für

wische es brauchbar seyn würde, gewiß nicht suchen. Es ist aus dem zu Vicenza herauskommenden ökonomischen Journal excerpirt, und besteht in folgendem: Man pflücke die Blätter einige Zeit vorher, ehe sie von selbst abfallen, von den Bäumen ab, und die Bäume, bei denen solches geschehen ist, verfrieren alsdann nicht. Nur muß man die Vorsicht dabei anwenden, daß man den ganzen Baum nicht auf einmal entblättere, sondern man muß dieses zu drei bis vier verschiedenen malen thun, indem man jedesmal eine Zeit von einigen Wochen verlaufen läßt. Doch müssen die letzten Blätter noch immer früher herab, als sie von selbst abfallen. Wollte man alle Blätter auf einmal abnehmen, so würde man Gefahr laufen, eine plötzliche Stokkung in dem Baume zu verursachen, wodurch er unvermeidlich nach und nach absterben würde. — In England verwahrt man durch dieses Mittel schon seit langen Jahren die Bäume vor dem Erfrieren. Herr Laurence erinnert, daß daselbst im Jahre 1709 alle Bäume, die blätterlos standen, unversehrt blieben; nur die Maulbeerbäume nicht. Diese hatte man nemlich deshalb nicht vor der Zeit, wo sie gewöhnlich abfallen, abgepflückt, weil man sie zum Futter für die zweite Brut der Seidenwürmer bestimmt hatte.

Was ich oben vom Niederlegen der Burgunder Rübe gesagt habe, um sie dadurch gegen das Erfrieren zu bewahren, gilt auch von unserm beliebten braunen Kohl. Es bleibt solcher auch beim stärksten Froste gut und frisch, und verfriert nicht, wenn man entweder mit dem Spaden die Erde einer Handbreit tief, und etwa zwei Zoll weit von der Wurzel des Kohls aushebt, den Strunk nach der Seite, wo die Grube gemacht ist, zur Erde drückt, wieder ein wenig Erde auf die Wurzel scharrt, und solche mit dem Fuße darauf etwas feste tritt, mithin den Kohl dadurch platt auf die Erde bringt; oder, wenn man zu Ausgang October den Kohlstrunk, etwa in der Mitte, mit der Hand anfaßt, ihn behutsam umdreht, so, daß er beim Niederbiegen nicht abbreche, und den Herzpoll so weit niederdrückt, daß er auf die Erde zu liegen kommt.

Wie man gefrorne Kartoffeln doch noch nützlich gebrauchen kann, darüber sind bereits in diesem gemeinnützigen Magazin mehrere Vorschläge mitgetheilt. Ich vermehre solche noch mit folgendem auf Erfahrung gegründeten Vorschlage. Man legt die Kartoffeln, wenn sie völlig erfroren sind, an einen warmen Ort; fangen sie an aufzuthauen, so schält man sie, welches sehr leicht ist, und legt sie auf geflochtene Hörden, bis sie ganz ausgetrocknet sind. Sie verlieren drei Viertheil von ihrer Masse und ihrem Gewichte, werden ganz schwarz, und es bleibt nichts übrig,

thig, als der verdickte Saft, der sehr hart und unverderblich wird, so, daß man ihn auf langen Reisen sehr gut zu Speisen gebrauchen kann. Man zerreibt oder zerstößt sie zu diesem Ende, und kocht das Mehl mit Fleisch, mit Pökelfleisch, Milch, oder Wasser und Essig, oder feinen Kräutern, und sie geben in jeder Hinsicht eine sehr gute und gesunde Nahrung. Es giebt noch andere Mittel, die gefrornen Kartoffeln zu nutzen, unter andern, wenn man sie kocht, schält, in Scheiben schneidet, und sie trocknet, dann geben sie uns ein schönes Stärkemehl. Herr Hell, Deputirter des Elsasses bei der damaligen Nationalversammlung, hat ein Getränk davon bereitet, welches ihn hoffen ließ, daß man eine Art von Bier, oder gar ein geistiges Getränk davon machen könnte. Er zieht aus den Beeren der Kartoffeln (aus der Frucht, welche oben auf den Stängeln wächst) ein Getränk, das sehr gut ist. Verschiedene Chemisten haben es untersucht, und sehr gut befunden.

Hannover. G. F. von Wehrs.

Kometen-Aberglaube unserer Vorfahren.

Kometen sind Weltkörper, die nur zu Zeiten unsern Augen sichtbar werden, und vornemlich an dem hellen Schweife kenntlich sind, der allemal von der Sonne abgekehrt ist. Sie bewegen sich in einer sehr langen und schmalen, in sich zurückkehrenden Linie um die Sonne, kommen derselben einmal sehr nahe, und entfernen sich nachher von ihr über die Gränzen des Uranus hinaus. Daß ihre Laufbahn entsetzlich lang seyn müsse, läßt sich aus den Zeiten ihrer Wiederkunft herleiten, da einige 75, andere 129, und der von 1680 sogar 575 Jahre Zeit gebraucht, ehe er seine Bahn vollendet hat; und wahrscheinlich giebt es Kometen, die bei aller Geschwindigkeit, womit sie sich bewegen, eine noch viel längere Zeit zur Vollendung derselben nöthig haben. So lange sich der Komet in dem Theile seiner Bahn aufhält, der der Sonne und uns am nächsten liegt, so lange ist er uns sichtbar; in dem andern hält er sich viel länger auf, und wird daher von uns nicht bemerkt, weil er zu weit von uns liegt. Weil man also nur ein sehr kleines Stück von der Bahn eines Kometen kennen lernt, wenn er erscheint, so hält es viel schwerer, als bei den Planeten, die ganze Bahn daraus zu finden, und folglich zu bestimmen, wann eher der Komet wieder erscheinen werde.

Die

Der Komet von 1740 warf einen ordentlichen Schatten auf den Mond, woraus erhellet, daß die Kometen an und für sich dunkle, dichte Körper seyn müssen; ihr Kern aber ist mit einem losen Dunste, oder sogenannten Atmosphäre umgeben, die aus einer Menge von erleuchteten oder brennenden Dämpfen besteht. Der leuchtende Schweif, der sich Millionen Meilen ins Weltgebäude erstreckt, ist so dünne, daß man die Fixsterne dadurch erblicken kann.

Schon Seneca hatte richtige, und unsern Kenntnissen angemessene Begriffe von den Kometen. Wenn man aber liest, was unsere Vorfahren *) darüber zum Theil gedacht und geschrieben haben, so muß man erstaunen, und man kann sich bei allem Mitleiden, das man zum Theil mit ihrer Unwissenheit haben muß, doch oft des Lachens nicht enthalten. Auszugsweis will ich einige Schriften, die bei Gelegenheit des im Jahr 1618 erschienenen Kometen herausgekommen sind, hier mittheilen. Eine hiervon führt den Titel:

„Pragerische Cometen-Predigt von „den Cometen, wofür sie anzu„sehen und zu halten, was sie „andeuten und mit sich bringen, „und wie man sich dagegen er„zeigen und verhalten solle; bei „Erscheinung des großen lang„straglichten und schweifigen Co„meten, im Novbr. und Decbr. „nächst abgewichenen 1618ten „Jahres, gehalten den andern „Sonntag des Advents: zu der „neuen Evangelischen Deutschen „Kirchen zum Salvator in der „Königlichen Haupt- und Alt„stadt Prag, durch Henricum „Garthium, der Heiligen Schrift „Doctorn, und demeldeter Kir„chen dieser Zeit verordneten Pa„storn und Inspectorn. Ge„druckt zu Freiburg in Meißen „1619."

Diese Predigt ist gehalten über Luc. 21. und in 3 Theile eingetheilt.

1) Wofür wir solche und dergleichen Cometen, wie itzo sich einer erzeigt, und sehen läßt, ansehen und halten sollen.

2) Was sie sonderlich bedeuten und mit sich bringen.

3) Wie wir unseres Theils uns dagegen erzeigen und verhalten sollen.

Im ersten Theile sagt der Verfasser unter andern, daß hier der Ort nicht sey, von den unterschiedlichen Meinungen der Gelehrten über diesen Gegenstand

*) Bei dem gemeinen Mann auf dem platten Lande ist es jetzt noch nicht viel besser.

stand zu discuriren, weil dergleichen nicht auf die Kanzel sondern in die Schulen gehörte, doch wolle er zweierlei dabei sonderlich in Betrachtung ziehen: a) daß etliche die Cometen für ein natürliches Wesen hielten; b) daß andere sie für übernatürliche Werke ansähen. — „Wiewohl wir nun (heißt es) bei solchem Zwiespalt keinen gewissen Grund, darauf wir unsers Theils gewiß stehen und fußen können, aus heiliger Schrift haben können, so halten wirs doch am sichersten und richtigsten seyn, daß man die Mittelstraße gehe, und die Cometen nicht für schlechte, bloße und gemeine Werke der Natur erkenne und halte, sondern daß der Schöpfer selbst die Kometen und Nebelsterne zur gewissen und bestimmten Zeit, in und aus der Natur, aus einer dazu bequemen und tauglichen Materie, von starken, zähen, metallarischen, und schweflichten Dämpfen und Dünsten der Erden wunderbarlich durch der Sonnen Hitze, und der andern Sternen und Planeten Wirkung, also formire und bilde, daß sie die Gestalt eines hellen Sterns, mit Schießung vieler Strahlen von sich geben, folgends auch in die freie Luft, und Menschen ins Gesicht, dieselbe anzuschauen, stelle und setze. — So soll mans gewiß dafür halten, daß der Allmächtige, der Schöpfer aller Kreaturen, der fürnehmste und oberste Werkmeister der Kometen sey, also, daß durch seine sonderbare, geheime und verborgene Kraft, und Wirkung dieselben zur gewissen Zeit, aus den zähen, dichten, metallarischen und schwefelichten Dämpfen und Dünsten der Erden, droben in der Höhe, wie eine Glut und Flamme, formirt und gebildet, nach seinem Willen, so lange es ihm gefällig, sustentirt und erhalten, von einem Orte zum andern bewegt, und endlich auch wiederum verzehret und ausgelöschet werden.“

Im zweiten Theile heißt es: daß die Kometen vornämlich zweierlei Bedeutung haben, eine natürliche und eine übernatürliche; und darüber erklärt sich denn der Verfasser folgendermaßen:

In Ansehung der natürlichen sind sie theils zum Guten, theils zum Bösen gerichtet. — Zum Guten, wenn sie von reiner, subtiler und feuriger Materie, aus den dämpfigen Gängen und Klüften der Erde angezündet werden; sintemahl die Luft dadurch von übrigen und schädlichen Dämpfen und aller Unreinigkeit gesäubert und gereinigt, und daher gesunde Luft und fruchtbare Zeiten werden sollen. Denn gleich wie das Feuer diese sonderbare natürliche Kraft an sich hat, daß es die vergiftete Luft reinigt, und was unrein darin ist, verzehrt, zumal wenn man allerley wohlriechende Kräuter, Holz und Gewürz dazu lege, davon nachmals ein lieblicher, nützlicher und heilsamer Geruch entsteht, und aller böser Gestank und Geruch in der Luft vertrieben wird; — Gleichwohl aber

müs-

müssen diejenigen, welche dieser Meinung sind, selbsten bekennen, daß solcher Kometen gar wenig sich erzeigen und sehen lassen. Soll demnach ihre Bedeutung und Wirkung gemeiniglich böse seyn, weil sie aus lauter zähen, dicken, metallarischen, schweflichten und giftigen Dämpfen und Dünsten der Erden entstehen, und wenn sie sich verzehren, und verlöschen, die Luft merklich verändern und verunreinigen. Es kommen daher große Sturmwinde und Platzregen, schädliche Dürre und Nässe, folgends Mißwachs der Früchte, Hungersnoth und theure Zeit, Pestilenz, und andere giftige und gefährliche Krankheiten. Denn, gleich wie ein unreines, stinkendes Talg- oder Unschlitt-Licht, wenn es ausgelöschet wird, einen bösen Gestank und Dampf von sich giebt, der dem Gehirne des Menschen so schädlich ist, daß ihn mancher durchaus nicht leiden und dulden kann, also giebt man für, gehe es auch mit den Kometen, wenn sie in der Luft verzehrt und ausgelösche werden: da geben sie auch einen solchen bösen, schädlichen und giftigen Gestank und Dampf von sich, daß dadurch die Luft verunreiniget, Laub und Gras verderbet, und allerlei giftige Seuchen und Krankheiten verursachet werden. Aber von solchen und dergleichen Bedeutungen lassen wir die Physicos und Astronomos an ihrem Orte judiciren und urtheilen. Auf die Kanzel und zum Christenthum gehört die andere Bedeutung und Wirkung, welche da ist, und heißt Supernaturalis, das ist: Uebernatürlich.

Denn erstlich sind sie ein starkes und gewisses Zeichen göttlichen Zorns, und vieler großen Strafen und Plagen, welche über uns Menschen um unsrer großen Sünde und Missethat willen ergehen sollen. Und solches hat die Erfahrung auch zu allen Zeiten dermaßen gegeben und bezeugt, daß gelehrte und verständige Leute durchaus nichts daran dubitiret und gezweifelt, ob man schon in heiliger Schrift davon kein sonderlich Zeugniß und Nachrichtigung findet. Denn die irdischen bösen Kometen und Planeten, allerlei Sünd, Schand und Laster, regieren zu stark in der Welt. Fluchen und Gotteslästern, Verachtung des Evangeliums, Fressen und Saufen, Hurerei und Unzucht, Ehebruch, Geitz und Wucher, Lügen und Trügen, Schinderei und Ungehorsam, nimmt dermaaßen überhand, daß nicht Wunder wäre, wenn schon die Prägerstädte und das ganze Land wie Sodoma und Gomorrha umgekehrt und verderbt würden. Ist derowegen kein Zweifel, der Herr wolle uns durch den Kometen droben in der Luft seinen gerechten Zorn und Grimm über unsere Sünde und Missethat zu erkennen geben, damit wir zur Buße

und

und Bekehrung greifen und schreiten, und in Zeiten bedenken, was zu unserm Frieden und Besten diene.

Zum andern haben die Kometen auch diese sonderbare und übernatürliche Bedeutung, daß sie Zeichen und Vorbothen zum jüngsten Gericht sind, dessen Tag bald werde hereinbrechen und dieser Welt ein Ende machen rc.

Im dritten Theile dieser Predigt werden nun verschiedene Ermahnungen zur Besserung und Bekehrung gegeben, die an sich ganz gut wären, wenn sie nur nicht alle in Rücksicht auf den unschuldigen Kometen gegeben wären.

Wenn ein Doctor der Theologie, ein Pastor und Jnspektor, dergleichen dieser Mann war, seiner Gemeinde solche Sachen vorpredigte, was konnte das für Aufklärung unter dem Volke bewirken?

Desbeck. v. Borhmer.

Anfrage.

Wie kann man ein feuchtes Schlafzimmer, das an sich hoch ist, auch einen Fuß höher liegt, als die Hausdiehle, verbessern, damit es der Gesundheit nicht schade?

U. P. L.

Sinngedicht.

An einen Kurzsichtigen, der seine Lorgnette auf dem Wege nach einem Balle verlohren hatte.

Empfind' es nicht zu sehr mit Schmerz,
Daß du dein Augenglas verlohren;
Denn sähst du tanzen dort Lenoren,
Verlöhrest du gewiß dein Herz. G. L. D.

Druckfehler. In der Beschreibung des geänderten Kartoffel-Pfluges (im 101ten Stück vom Jahr 1807.) lese man S. 1608. in der 11ten Zeile von unten Sohle statt Spitze.

Hannoversches Magazin.

10tes Stück.

Montag, den 1ten Februar 1808.

Etwas über Winterdiätetik,
größtentheils aus dem Wiener Gesundheits-Taschenbuche, für das Jahr 1801.

Vom Stadtphysicus Dr. Schmidt zu Wunstorf.

So wie der Mensch nach seiner Ausbildung im Mutterleibe gebohren wird, wirken unendlich viele Aussendinge auf ihn; bringen bestimmte Veränderungen in seiner Organisation und den gesammten Functionen hervor, modificiren sein Daseyn immerfort, und befördern oder untergraben seine Fortdauer. Er ist nur ein kleiner Punct in dem unermeßlichen Weltall, und dennoch ist er dependent von den gesammten Naturkräften. Vor allen andern wirken die Temperatur, die Beschaffenheit der Luft kräftig auf ihn ein. Beim jetzt herrschenden Winter dürfte es daher nicht unpassend seyn, hier in diesen Blättern einige Bemerkungen über Winterdiätetik niederzulegen.

Der Winter in astronomischer Bedeutung ist für unser Klima diejenige Jahrszeit, welche mit dem Eintritt der Sonne in den Steinbock bei uns beginnt, und mit dem Eintritt der Sonne in den Widder aufhört. Im gemeinen Leben ist der Winter diejenige Jahrszeit, wo sich die atmosphärische Wärme in dem Grade vermindert, daß uns das Gefühl der Kälte unangenehm wird, und die Vegetation im Freien allmählig aus Mangel an Wärme aufhört. Worin eigentlich die Wärme bestehe, ist schwer zu bestimmen: wir verstehen im gemeinen Leben bald das Gefühl der Wärme, bald die Ursache derselben oder den Wärmestoff darunter. Das Daseyn des letztern, als einer eignen Materie, haben zwar sowohl ältere als neuere Physiker bezweifelt; allein die meisten die Wärme und Kälte betreffende Phänomene lassen sich leichter erklären und auf bestimm-

stimmtere Grundsätze zurückführen, wenn man einen eignen, den Gesetzen des Gleichgewichts unterworfenen Wärmestoff annimmt, der die Körper durchdringt, sich in ihnen anhäuft, und von denselben ableiten läßt.

Die Kälte ist als ein Privativum der Wärme, als ein Mangel derselben anzusehen. Das, was wir Kälte nennen, mag sie auch den höchsten Grad erreicht haben, ist ein verhältnißmäßig niedriger Grad der Wärme. Im Winter wird der Wärmestoff, wie schon gesagt, in der Atmosphäre vermindert, derselbe wegen seines Bestrebens, sich ins Gleichgewicht zu setzen, den belebten Wesen durch die Berührung der atmosphärischen Luft entzogen, wodurch denn in diesen die Empfindung der Kälte verursacht wird. Es müssen daher im Winter alle thierischen Functionen, die einen bestimmten Grad der Wärme erfordern, wenn dieser sonst nicht ersetzt wird, mehr oder weniger gestöhrt werden. Auf die Art entstehen dann Schnupfen, Catharrhe, Hals- und Lungenentzündungen, Rheumatismen u. s. f.

Um sich aber vor der Kälte, und den durch sie entstehenden Stöhrungen im Wohlbefinden zu schützen, nahmen die Menschen von jeher ihre Zuflucht zu Kleidern und zu künstlicher Wärme. Die ersten schützen uns vor der Kälte, theils in so fern sie schlechte Leiter *) der Wärme sind, also den um den Körper angesammelten Wärmestoff zurückhalten, und dessen Fortgang nach außen hindern; theils in so fern sie durch die Reibung der Oberfläche des Körpers den Wärmestoff entwickeln und die Nerven reitzen. In Ansehung der Form muß die *Kleidung* nicht zu weit seyn, aber auch nicht zu knapp sitzen. In dem ersten Falle würde sie das Ausströmen der den Körper umgebenden warmen Luft zu sehr befördern, im zweiten Falle aber keinen Zwischenraum für die Ansammlung jenes warmen Dunstes übrig lassen.

Was die Wahl der Kleider in Ansehung der Stoffe, aus welchen sie gemacht werden, betrifft; so müssen, wenn Schutz vor Kälte beabsichtigt wird, solche Stoffe gewählt wer-

*) Alle Körper, wenn sie der Wärme ausgesetzt werden, das Eis ausgenommen, welches die Wärme so lange verschluckt, als es nicht schmilzt, pflanzen die ihnen mitgetheilte Wärme geschwinder oder langsamer fort, und theilen sie andern Körpern, mit denen sie in Berührung kommen, so lange mit, bis diese einerlei Grad von Wärme mit ihnen erhalten haben. Sie heißen in dieser Rücksicht *Leiter der Wärme*. Je geschwinder und vollkommner diese Leitung geschieht, desto bessere, je langsamer und unvollkommner sie Statt findet, desto schlechtere Wärmeleiter sind sie.

werden, welche die schlechtesten Leiter des Wärmestoffs sind. Ueber diesen Gegenstand hat der Graf Rumford sehr interessante Untersuchungen angestellt. Man findet sie im Auszuge in Gilberts Annalen der Physik. (B. V. St. 3.) Er machte Versuche mit roher Seide, Schaafwolle, Baumwolle, fein geschabter Irländischer Leinwand, dem feinsten Biberpelzwerke, dem feinsten Pelzwerke des weißen russischen Hasens und mit Eiderdunen, und fand, daß von jenen Stoffen Hasenfell und Eiderdunen die wärmsten sind, dann das Biberfell, rohe Seide, Schaafwolle, Baumwolle, geschabte feine Leinewand, und zuletzt Pflaumfedern von der Eiderente (anas phurnius mollissimus).

Eine allgemeine bei der Bekleidung im Winter zu beobachtende Regel ist die, daß man sich weder zu warm noch zu kühl kleide, sondern darin die Mittelstraße halte. Die gegen die Temperatur der Atmosphäre zu warmen Kleider vermehren zu sehr die Ausdünstung, halten den Körper anhaltend in einer Art von Dunstbad und Schweiß, worauf bei der geringsten Erkältung Catarrhe, Rheumatismen und die sogenannten Flüsse zu entstehen pflegen. Die Erfahrung lehrt, daß diejenigen, die sich allzu warm kleiden, eher Gefahr laufen, sich zu erkälten, als jene, die ihren Leib mäßig einhüllen. — Eine zu leichte Kleidung in rauher Jahrszeit, zumahl in nasser Kälte, veranlaßt dagegen Catarrhe, Koliken, Rheumatismen u. s. f. Vorzüglich aber sorge man dafür, daß die Füße vor nasser Kälte, vor Erkältung zweckmäßig verwahrt werden. Ihre Verkältung hat einen auffallenden Einfluß auf die Verrichtungen des Unterleibes, verursacht zuweilen Diarrheen, Koliken, Gedärmeentzündungen, Krämpfe u. s. w.

Die Bekleidung des Kopfs muß eher leicht als zu warm beschaffen seyn. Das zu heiße Verhalten giebt Veranlassung, besonders bei Kindern, zu allerley Ausschlägen auf dem Kopfe; bei Erwachsenen vermehrt es die Ausdünstung, und veranlaßt, bei plötzlichem Entblößen des im Dunst und Schweiß befindlichen Kopfes Schnupfen, Augenentzündungen, Rose u. dergl.

Was von der Kleidung so eben gesagt worden ist, läßt sich füglich auch auf die Bettdecken anwenden, da diese nichts anders sind, als eine Art von Nichtleitern, in die wir uns beim Liegen einhüllen, um uns gegen die äußere Kälte zu schützen. Auch diese müssen so beschaffen seyn, daß der Körper immer in einer gemäßigten Temperatur bleibt, und nie zu sehr erhitzt werde. Die übrigen hieher gehörigen Vorsichtsregeln lassen sich leicht aus dem Vorhergehenden ableiten.

Ein anderes ganz natürliches Mittel, sich gegen die Kälte zu schützen, ist

ist das Erwärmen und Heitzen der Zimmer. Hiebei kommt es in diätetischer Hinsicht auf den Grad der Wärme an, den man der in einem Zimmer eingeschlossenen Luft mittheilt, und auf die Art und Weise, wie man dieses bewerkstelliget. Ein zu hoher Grad der Hitze überreitzt den Körper, verursacht Wallungen, häufige Ausdünstung, Kopfschmerzen, Uebelkeiten, Ohnmachten. Der plötzliche Uebergang aus einer sehr erhitzten Zimmerluft in die kalte atmosphärische Luft zieht Schnupfen, Husten, Lungenentzündungen nach sich. Wenn man unvorsichtig genug aus einer kalten Luft plötzlich in ein heißes Zimmer eintritt, und die durch die Kunst erhitzte Luft einathmet, so wird die durch den Einfluß der kalten Luft erkältete und erregbarer gewordene Schleimhaut, welche die Nasenhöhle bekleidet, sich in den Rachen, in die Luftröhre und in die Lungen ausbreitet, durch die zu starke Wärme afficirt, entzündet, und die Krankheit heißt dann nach Verschiedenheit des Sitzes und der sie begleitenden Zufälle Schnupfen, Catarrh, Halsentzündung, Lungenentzündung u. s. f. Im entgegengesetzten Falle, wenn man aus einem heißen Zimmer in die Kälte kommt, werden vor allen die Respirationsorgane ihres Wärmestoffs plötzlich beraubt, die Transpiration wird auf einmahl unterdrückt, die übrigen Functionen gestöhrt, und diejenigen Theile des Körpers, welche unmittelbar der Einwirkung der Kälte ausgesetzt sind, zu Entzündungen prädisponirt. Oft bringt ein zu hoher und zu lange anhaltender Grad der Kälte krankhafte Mischungsveränderungen, Brandblattern und zuweilen auch den Brand hervor. Die einmahl erfrornen Glieder müssen mit der größten Behutsamkeit und mit dem gelindesten Grade von Wärme Anfangs behandelt, und dieser darf nur allmählig vermehrt werden.

Die Erwärmung der Zimmer geschieht bei uns am meisten vermittelst der Oefen, nicht so häufig vermittelst der Kamine, und endlich, wiewohl zum Glück nur sehr selten, vermittelst der Kohlen. — Die Kamine erwärmen die Zimmer nicht gleichförmig, zersetzen viel Lebensluft, veranlassen einen steten Luftzug, und schaden zugleich den Augen, theils durch den Glanz des Feuers, theils durch das Flimmern der Flamme. — Die Oefen sind die bequemsten Maschinen zur Erwärmung unserer Wohnungen; ihr vortheilhaftester Bau muß in der technischen Chemie angegeben werden. Die eisernen erhitzen die Zimmerluft zu schnell, verbreiten oft einen äußerst unangenehmen Dampf, der nicht selten die heftigsten Kopfschmerzen verursacht. Die irdenen Oefen scheinen der Gesundheit am meisten zu entsprechen, indem sie das Zimmer viel gleichförmiger durchwärmen, selten (wenn sie einmahl gehörig ausgebrannt sind,) einen unangenehmen Geruch von sich geben, und die Wärme länger halten.

Di

Die Erwärmung durch Kohlen ist die schädlichste, die existirt, und dem Leben und der Gesundheit der Menschen äußerst nachtheilig. Man hat so viele Beispiele von dem tödtlichen Dampfe der Kohlen, und die Erfahrung spricht so deutlich die Schädlichkeit derselben, wenn man sie zur Erwärmung des Unterleibes gebraucht, aus, daß man sich wundern muß, wie man sich derselben noch so häufig zu beiden Zwecken bedienen mag. Die Kohlen sind nicht nur dadurch schädlich, daß sie denjenigen Bestandtheil der Luft, den wir Lebensluft (Oxygen) nennen, verzehren, und dafür Kohlenstoffluft, Luftsäure geben; sondern sie scheinen auch noch einen andern dampfförmigen Stoff zu liefern, der lebenzerstöhrend auf den Menschen einwirkt. Die gewöhnlichen schlimmen Folgen des Kohlendampfs sind Betäubung, Uebelkeiten, Ohnmachten, drückende Kopfschmerzen, Wallungen, Erbrechen, Abgeschlagenheit, Erstickung. — Das besonders bei den Frauen der niedern Classe gewöhnliche Erwärmen der Füße und des Unterleibes über den Kohlen bewirkt Schwäche der Theile, die zunächst der Einwirkung der Kohlen ausgesetzt sind, Blutflüsse, (fluor albus,) Krämpfe, Kopfschmerzen, und wegen der ungleichen Erhitzung des Körpers Rheumatismen u. dergl.

Die seit einigen Jahren bei uns so sehr in Gebrauch gezogene Heitzung der Zimmer mit Steinkohlen ist gewiß der Gesundheit auch nicht sehr zuträglich; für Gesunde mag sie immerhin unschädlich seyn, aber schwächlichen Personen, besonders denen, die an Fehlern der Respirationsorgane leiden, dürfte sie zu widerrathen seyn. Freilich sind die zu diesem Behufe vorgerichteten Oefen meistens sehr gut, und müssen durchaus einen starken Luftzug haben, weil sonst die Kohlen nicht brennen; aber es verbreitet sich doch ein Schwefeldampf im Zimmer, der manchem Menschen sehr lästig und nachtheilig ist, selbst bei Gesunden, die nicht daran gewöhnt sind, Echauffement, Beängstigung, Kopfschmerzen u. s. f. veranlaßt.

Außer Kleidung und Erwärmung des Zimmers verdient nun auch die in demselben eingeschlossene, mehr oder weniger verdorbene Luft in Betrachtung gezogen zu werden. — Es ist eine bekannte Thatsache, daß die atmosphärische Luft ein Gemisch von mehreren Luftarten sey, und daß darunter zwei als die wesentlichsten müssen bemerkt werden. Die erste ist die schon oben erwähnte Lebens- oder Sauerstoffluft; Lebensluft genannt, weil sie zum Leben der Thiere absolut nothwendig ist; die zweite ist das sogenannte Stickstoffgas oder Stickstoffluft (azot), die zum Leben der Thiere untauglich ist, in welcher sie ersticken. 100 Theile atmosphärischer Luft enthalten insgemein 28 Theile Lebensluft und 72 Theile Stickstoffluft; allein dies Verhältniß ist nicht immer dasselbe, es ändert sich

sich nach den Jahrszeiten, Gegenden und andern Umständen. Nach Scherers Beobachtungen ist die Luft im Winter bei sehr kalter Witterung am reinsten; im Sommer hingegen, und besonders im Herbst, wenn es viel regnet, ist sie nicht so rein. — Die Lebensluft ist diejenige Gas- oder Luftart, die beim Athemhohlen in den Lungen zersetzt, und theils dem Blute, theils andern aus den Lungen auszuscheidenden Stoffen beigemischt wird. Zum Verbrennen der Körper ist nun auch diese Luftart durchaus erforderlich, und wird dabei verbraucht. Wenn also in einem bestimmten Raume die atmosphärische Luft eingeschlossen ist, und sich in derselben entweder lebende Thiere befinden, oder Feuer in solcher unterhalten wird, so muß ihr nach und nach durch den Verbrauch die Lebensluft entzogen werden, und sie wird sowohl zum Athemhohlen, und dadurch zum Leben der Thiere, als auch zur Unterhaltung des Feuers untauglich. Läßt man die Thiere darin so lange, bis alle Lebensluft aufgezehrt ist, so werden sie unruhig, ängstlich, gerathen in Zuckungen und sterben; die brennenden Körper verlöschen allmählig. — Dies nun auf unsere Wohnungen im Winter angewandt, so wissen wir, daß man, um die Wärme so viel als möglich zu erhalten, die Wohnzimmer oft auf das genaueste verschließt, so daß nur selten reine Luft hineinkommt, und die Menschen sich oft mehrere Tage hindurch in der nämlichen Atmosphäre aufhalten. Das Beysammenseyn mehrerer Menschen in ein und derselben Luft, und das Brennen der Lichter muß aber eine große Menge Lebensluft aufzehren. Wird diese nun nicht erneuert, so entstehen Aengstlichkeiten, Kopfschmerzen, Ohnmachten u. s. f. Man kann dies in allen großen Versammlungsorten im Winter beobachten; gegen das Ende des Zusammenseyns brennen die Lichter dunkler und schwächer, und im gleichen Verhältnisse wird auch das Athemhohlen beschwerlicher und beengter. Je schwächer die Respirationsorgane und überhaupt die ganze Constitution eines Menschen ist, desto eher wird er in einer solchen verdorbenen Atmosphäre Beklemmungen, Uebelkeiten und Unruhe fühlen. — Hieraus ergiebt sich nun von selbst die Regel, daß man in Zimmern, wo mehrere Menschen beisammen sind, für die Erneuerung der Luft bestmöglichst sorgen müsse, ohne jedoch durch plötzliches Einströhmen der Luft Verkältungen zu veranlassen.

Bewegung ist ein eben so zweckmäßiges Mittel zur Erwärmung des Körpers, als zur Erhaltung der Gesundheit; sie muß daher im Winter auch nicht vernachlässigt werden. Zu den gewöhnlichen Bewegungen im Winter gehören Reiten, Gehen, Tanzen, Schlittenfahren, auf dem Eise laufen. — Das

Rei-

Reiten muß bei trockner Luft, und nicht einem herben, vorzüglich Nord- und Ostwind, entgegen geschehen. Am wenigsten darf man dabei viel reden, weil man sich durch das schnelle und häufige Einathmen der schneidend kalten Luft leicht Hals- und Lungenentzündungen, Catarrhe u. s. w. zuziehen kann. — Das Gehen muß in einer trocknen und reinen Luft geschehen, und nie zu heftig seyn; der Körper muß dabei zwar in eine angenehme Wärme, keinesweges aber in Schweiß gerathen und plötzlich abgekühlt werden. Man hüte sich vorzüglich, des Morgens nüchtern, wo der Körper immer reitzbarer und empfänglicher ist, in einer neblichten, mit dicken Dünsten angefüllten Luft auszugehen. — Das Tanzen ist vorzüglich im Winter eine der gewöhnlichsten Vergnügungen. Ueber die Schädlichkeit oder Unschädlichkeit desselben im Ganzen kann hier nicht geredet werden, eben so wenig, ob diese oder jene Tanzart zu billigen oder zu verwerfen sey. Aber dies sey gesagt, daß diese Vergnügungsart besonders im Winter schädlich, Gesundheit und Leben untergrabend werden kann, wenn nicht Vorsicht, sehr große Vorsicht dabei beobachtet wird. Das Tanzen muß nicht zu heftig, mit zu großer Erhitzung verbunden seyn. Man vermeide alle mögliche Erkältung, die entweder durch den Zutritt kalter Luft, oder durch den Genuß kühler Getränke und Speisen leicht entstehen kann. Catarrhe, Pneumonien, Bräunen, Rheumatismen sind Folgen davon. — Die Schlittenfahrten in einer sehr kalten Luft bringen desto leichter Verkältung und die daraus entstehenden Krankheiten hervor, weil der Körper dabei ruhig ist, und die Wärme von innen durch zweckmäßige Bewegung nicht entwickelt wird. — Bei nem Laufen oder Fahren auf dem Eise finden dieselben Regeln ihre Anwendung, die beim Reiten müssen beobachtet werden, und deren so eben Erwähnung geschehen.

Zum Beschluß nun noch einige Worte über Speisen und Getränke im Winter! Im Durchschnitt hat man in dieser Jahrszeit mehr Appetit als im Sommer; dagegen ist der Durst im Sommer größer als im Winter. Stärkende und nahrhafte Speisen sind in der letztern Jahrszeit im Ganzen genommen am zuträglichsten; ein gut genährter Körper erträgt die Kälte besser, und ohne Nachtheil für die Gesundheit. Eben so fällt die Kälte bei nüchternen und leeren Magen weit mehr auf. — In Hinsicht der Getränke kommt es sehr auf Gewohnheit an; doch sind im Allgemeinen diejenigen die passendsten, welche weder zu wenig noch zu viel reitzen. Ein gutes Bier, bei längern Aufenthalt in strenger Kälte, er-

erwärmt, Kaffee, Chokolade u. s. f. dürften am zuträglichsten seyn. Starke Weine, Branntwein, Liqueurs, zumahl wenn man sich sogleich nach ihrem Genusse in die Kälte begiebt, überreitzen, machen schläfrig, ma[n] und beschleunigen das Erfriere[n]. Die Erfahrung lehrt, daß die B[e]trunkenen eher erstarren, als d[ie] Nüchternen.

Verschiedenes für Oekonomen.

Um den schwarzen Kornwurm zu vertreiben, belegt man den Kornboden mit Heu, und läßt solches ein halbes Jahr liegen. Der Wurm verliert sich alsdann, und kommt nicht wieder. Der Boden muß aber gänzlich von Korn, Mehl, Malz und Schroot leer gemacht werden, sonst geht der Wurm in die vorhandene Früchte.

Mit frisch gekochten Schweineknochen kann man Ratzen und Marder aus ihren Schlupfwinkeln vertreiben, und von Hühnerhäusern und Taubenschlägen abhalten. Man streuet solche Knochen zu dem Ende alle Jahr an diese Orte hin, und erhält sie daselbst immer vorräthig.

Man kann die Farbe des Mahagoniholzes nachmachen; man benetzt Ahorn- und Ulmenblätter mit Scheidewasser, nimmt darauf ein Loth pulverisirtes Drachenblut (Gum. Sang. Drac. opt.), ein halb Loth wilde Ochsenzungenwurzel (Rad. Alkannae), ein Loth Aloe. Auf diese gießt man 16 Loth des stärksten Weingeistes, und zieht damit die Tinktur au[s]. Diese Tinktur streicht man mit [ei]nem Schwamm oder weichen Pins[el] zwei oder dreimal über die Brette[r] und läßt sie trocknen.

Die Chinesen gebrauchen ein ga[nz] einfaches Mittel, verschiedene Arten v[on] Fruchtbäumen fortzupflanzen, welch[es] in Barrow's Reisen in China Th. [.] S. 352. angezeigt wird. Sie schneid[en] einen etwa 1 Zoll breiten Ring aus d[er] Rinde eines fruchttragenden Astes, un[d] legen den Ort mit einer Kugel fett[er] Erde oder Lehm, welche sie mit eine[m] Stück Matte an den Ast festbinder[n]; über diesen hängen sie einen Topf od[er] ein hörnernes Gefäß mit Wasser, we[l]ches im Boden ein kleines Loch hat, [so] daß das Wasser heraustropfen kann, u[m] die Erde beständig feucht zu erhalte[n]. Der Ast schlägt dann neue Wurzel[n] in die Erde, gerade über dem Orte, n[wo] der Ring abgeschnitten worden ist; di[es] wird im Frühling vorgenommen, un[d] der Ast wird im Herbste abgesäg[t] und in den Boden gesteckt; das näch[ste] Jahr trägt er Frucht.

Neues
Hannoversches Magazin.
11tes Stück.
Freitag, den 5ten Februar 1808.

Beschreibung und Geschichte der Stadt Osterode. a)

(Größtentheils nach handschriftlichen Quellen bearbeitet.)

Sind die berühmten Gegenden des Harzgebirges schön, so sind die Gefilde des Vorharzes noch entzückender, indem in diesen nicht das Rauherhabene alle andere Eindrücke vertilgt, sondern vielmehr durch die Paarung des Milden mit dem Furchtbaren eine Mannigfaltigkeit neuer Vorstellungen hervorführt. Hier wechseln noch Tannenwälder mit heitern Laubgehölzen, sanftfließende Bäche mit reißenden Waldströmen, und goldne Saaten mit dunkeln Bergwiesen ab, während dort alles zu einem schroffen Ganzen sich vereint, und liebliche Harmonie und Abwechselung verschmäht. In einer dieser paradiesischen Gegenden b) des Vorharzes liegt die Stadt Osterode in einem engen Thale, von den nahen Bergen gleichsam wie von einer Mauer eingeschlossen, der Vorplatz des eigentlichen Harzes. Die Chaussee, welche nach Süd-Ost durch ein dunkles Tannenwäldchen läuft, führt schroff durch einen Berg, dessen einstürzende Seiten durch Mauern befestigt sind, und dann durch eine Reihe lachender Gärten, welche nicht den geringsten Vorzug der Stadt ausmachen, an das Thor. Westlich zieht sich ein enges Thal nach dem Flecken Lasfelde zu, und in diesem schlingt sich mit tausendfachen Krümmungen an den weißen Kalkgebirgen c) ein Bächlein her-

a) Eine sehr gute statistisch-topographische Beschreibung derselben liefert Gatterer, Anleitung den Harz zu bereisen. Th. 5. S. 1 – 129. Siehe auch Fabri und Hammerdörfer historische und geographische Monatsschrift. 1788. St. 3.

b) Sie ist 627 Pariser Fuß über die Oberfläche der Ostsee, und 100 Pariser Fuß über Göttingen erhaben.

c) S. A. Ritter de fossilibus Osterodanis. Sondershusae 1734. 4. und desselben Supplementa scriptorum suorum. Helmst. 1748. 4. welches sich

herunter, welches einige Kalkmühlen treibt; nördlich erheben sich die dunkeln Harzgebirge, und hart in die Stadt hängt die alte zerstöhrte Burg schauerlich herein.

Die Stadt selbst liegt an dem Abhange der Berge d), und hat daher einen unebenen Boden, welcher durch diese Eigenschaft die meisten Straßen krümmen mußte, wozu denn auch die öftern Feuerbrünste, welche Osterode erlitten, nicht wenig beigetragen haben. Wenn aber gleich die Straßen der Stadt nicht ganz gerade sind, so sind doch die der Marien-Vorstadt, welche sehr stattlich sind, von diesem Mangel frei. Die Stadt hat vier Thore, das Marien-, Johannis-, Jacobi- und Neustädter-Thor, gegen 560 Häuser und 5000 Einwohner, welche sich hauptsächlich von dem sogenannten städtischen Gewerbe e), zum Theil aber auch vom Ackerbau nähren. Sie hat dreizehn Straßen, nämlich:

1) Die Johannisstraße.
2) Das Schild.
3) Die kleine Mühlenstraße.
4) Der Rollberg.
5) Die Aurenstraße.
6) Der Hellhof.
7) Bei der Wage.
8) Aegidienstraße.
9) Judenstraße.
10. Die Scheffelstraße.
11) Der krumme Bruch.
12. 13) Die obere und un Neustadt.

Der Vorstädte sind zwei, näml die Marien- und Johannis-V stadt. An die letztere stößt ein klei Dorf, genannt die Freiheit, well nämlich von der Stadt-Gerichtsb keit f) eximirt ist. Jede Vorst hat ihre Kirche, die ihren Nahr führt, nämlich die Marien- Johannis-Kirche; so wie sich der Stadt die Aegidien- c Marktkirche, und die Jacobi- c Schloßkirche befinden. Auch l noch eine kleine Kapelle neben d Siechenhofe oder sogenanntem S Loboldi, in welcher jedoch Betstunde gehalten wird.

Heinrich Wendt aus Einb Bürgermeister und Syndicus

L

sich auf der Götting. Univ. Bibl. mit seinen eigenen zahlreichen Zus und Zeichnungen befindet. S. Lasius Merkw. der Harzgeb. Th. S. 233.

d) Gegen S. liegt der Schäferberg, gegen W. der Kalkberg oder w Stein, gegen N. der Röttenberg, gegen O. der Hundische Weg Scheerenberg.

e) So sind die Wollenmanufacturen der Herren Greve und Damerahl berühmt. Eine genaue Beschreibung siehe bei Gatterer §. 53—55.

f) Vielleicht auch wohl von der Harzfreiheit, nämlich von der Zeit, Bergwerke daselbst betrieben wurden, und Harzfreiheit daselbst statt fan

Osterode, ein Mann von seltenen historischen g) und juristischen Kenntnissen, arbeitete fünf und vierzig Jahre lang an einer Geschichte und Beschreibung der Stadt, und vollendete seine Chronik im Jahr 1680; ein Werk, welches von spätern Geschichtsforschern sehr geschätzt und häufig angeführt ist h), ob es gleich nie im Druck erschien. Der Titel ist:

Chronica
oder Zeitbuch und Warhaftige Beschreibung der löblichen Stadt Osteroda von ihrer Ankunft, Zunehmen und jetzigem Zustande. Und was sich daselbst bis in das 1680. Jahr Gedenkwürdiges in allen Ständen zugetragen, auß alten Vrkunden und Schriften auch eigener Erfahrung ordentlich zusammengetragen und beschrieben durch Henricum Wendt Einbeccensem der Stadt Osterode Bürgerm. und Synd. 1680.

Dann folgt das Stadtwappen. Es enthält eine doppelte Abtheilung. In der obern stehn zwei Thürme im weissen Felde, und zwischen ihnen ein rothes Kreuz. In der untern ein goldner Löwe in rothem Felde, und unter demselben ein weißes O mit einer goldnen Krone. Die Chronik ist sehr schön in Folio geschrieben, enthält 857 Seiten, und sechs und sechzig Capitel.

Da sich nun wohl schwerlich vermuthen läßt, daß bei der jetzigen Lage des Buchhandels dieses Werk einen Verleger finden werde, es auch einer sorgfältigen Ueberarbeitung bedürfte, indem sich seit der Zeit so vieles verändert hat; da es aber so manches Vortreffliche, und zur Kenntniß der Braunschweig-Lüneburgischen Landesgeschichte Brauchbare enthält, so glaube ich kein unnützes Werk zu thun, wenn ich in diesen Blättern einen gedrungenen Auszug desselben liefere, und in daneben gesetzten Anmerkungen die heutigen veränderten Verhältnisse erzähle.

Erster Abschnitt.

Ursprung der Stadt.

(Cap. 1.) Wendt leitet den Ursprung der Stadt von dem alten Götzen Astaroth ab, welcher nach Letzners Geschichte des Bonifacius da verehrt seyn soll, wo nachher die alte Burg erbauet ist. Des Astaroth Gottesdienst habe Bonifacius 724. zerstöhrt, und ein Oratorium in honorem dei omnipotentis, et St. Egidii erbauet. Als darauf die Sachsen Christen geworden, habe Herzog Bruno von Sachsen ein Kloster Brunsrode daneben erbauet, welches dann bald von Astaroth den Namen Osterrode erhalten. Wer dieser Bruno gewesen,

 sey

g) Er schrieb auch Annales Grubenhagiacae. S. Chron. Osterod. S. 800. Ob diese je gedruckt sind, bezweifle ich.

h) Z. B. von Leukfeld Antiquit. Poeldens. p. 242. Honemann in den Alterth. des Harzes u. s. w.

sey unbekannt; doch halte er ihn für Bruno, welcher das Kloster Brunstein bei Nordheim erbauet († 843.) und dessen Enkel Bruno im Jahr 861. Braunschweig erbauet. — Noch andere hingegen i) leiteten den Namen Osterode von **Osten** und **Rode** (ager ex loco inculto factus) ab, weil es dadurch entstanden, daß der dasige Wald ausgerodet; denn daß daselbst ehemals noch auf dem Rödenberge Wald gewesen wüßten noch alte Leute.

(Cap. 2. V. Abgott Astaroth.) Der Gott Astaroth, auch Eostar und Ostar genannt, sey aus Syrien, und bedeute eben so viel als Venus oder der Mond. k)

Zweiter Abschnitt.

Lage der Stadt.

(Cap. 3. Ort und Gelegenheit der St. O.) Osterode l) liegt im Fürstenthum Grubenhagen, **gerade** der Gränze des Harzes **in der letzt** fruchtbaren Region **desselben**, **weswegen** es auch die Kornkammer **des Harzes** genannt wird. (**Daher ist auch** 1722. an der Söse vor **dem Johannisthore** ein großes m) **massives Magazin**

UTILITATI
HERCYNIAE

erbauet, wie die über der Thür eingehauenen Worte:

EXSTRUCTUM HOC AEDIFICIUM
A. O. R. cIↄ Iↄcccxxii.

beweisen.) Die Söse fließt hart neben der Stadt weg, und trennt einen Theil der Johannisvorstadt von derselben; in einiger Entfernung trifft man auch die **Innerste**, **Oker** und **Ruhme**. Obgleich Osterode noch nicht zum Harz gehört, so waren dennoch vor langen Zeiten Bergwerke und ein Bergwerksrecht n) daselbst; allein

jetzt

i) Z. B. Johann Wolf in: Stuffo, kein thüringischer Abgott. S. 79. Nov. Act. Acad. Mogunt. Erfurt. T. II. — 1802.

k) Eine gründliche Abhandlung über die Ostar siehe in Bragur. Th. 6. S. 35-48. S. 38-67. in der ersten und zweiten Abtheilung.

l) Eine gute Abbildung der Stadt s. in Merians Topographie von Braunschweig-Lüneb. sub voce Osterode.

m) Es ist 240 Fuß lang, 45 Fuß breit, kostet 26000 rthl, und hält gegen 11000 Malter. Eine Abbildung desselben s. vor Gatterer auf dem Titel.

n) Wendt citirt als Gewährsmann: *Henning Goedeni* ICti Consil. de auri et argenti fodinis. S. auch Merians Topographie von Brschw. Lüneb. sub v. Osterode. — Honemann Alterth. des Harzes hat noch folgende Notiz:

1663.

jetzt findet man von beiden keine Spur. Die Gränzen des Stadtbezirks waren vor Zeiten bei weitem ausgedehnter, als jetzt; ein schlimmer Vorfall hätte beinahe dieselbe aller Privilegien beraubt, und, obgleich dieses nicht geschah, so wurde sie doch in ihren Gerechtsamen sehr beschränkt. Die nämlich 1310. an den dasigen Bürgermeister Johann Freyenhagen von den aufrührerischen Bürgern verübte Mordthat erzürnte den damaligen Landesherrn, Herzog Philipp den ältern, so sehr, daß er zur Aufsicht ein fürstliches Amt in die Stadt niedersetzte, welches seitdem mit derselben in Rücksicht der Jurisdictionsgränzen in beständigem Streite lebte. Des ewigen Zankens müde, ließ sich der Rath mit dem Amte in einen Vergleich ein; also im 1647. den 8ten Mai erschien ein fürstlicher Receß, worin die Gränzen durch landesherrliche Autorität bestimmt wurden. Ueber den sogenannten Knick, oder die Landwehre heißt es in demselben: „daß dieselbe ihren terminum a quo von dem an dem Lichtensteinstehenden, und mit einer Wolfsangel gezeichneten Büchenbaum an den Kußbusch genannt, und bis an den Fahrweg, so nach der Burggrund, dem Katzenstein zu herunter geht, als den terminum ad quem sich ende — gestalten dieselben termini hienegst — bemahlsteinet — werden sollen — wie es denn gleichergestalt mit dem Badenhausischen Knick also zu halten.“

Dieser Receß ward, wie aus Wendt erhellt, folgendermaßen interpretirt: Obgleich hiedurch die Knicke zwischen Badenhausen, Förste, Lasfelde der Stadt-Jurisdiction eximirt, so sey es doch bey Unterhaltung der dortigen Warten, und Besetzung der Landwehrsleute u. s. w. beym Herkommen gelassen, gleichwie nach wie vorhin ohne Zuthun des Amtmanns angenommen, abgesetzt, und gestraft wird. Der Rath habe auch die Pfandung in der ganzen Feldmark, so weit die Warthürmer, halte Flurschützen hiezu; und habe auch daselbst

1663. wurde am Eichholz eine Grube Glücksbrunn, und 1686. eine neue Zeche, neue Freiheit, aufgenommen, aber da man nichts fand, giengen beide ein. — Ueber einen etwa eine halbe Stunde von der Stadt 1651. entstandenen Gesundbrunnen, der zu Georgs des Zweiten Regierung sehr benutzt wurde, hat A. P. Conradi eine besondere Epistel geschrieben, und eine Analyse desselben gewagt. (Abgedruckt in *F. E. Brückmanni* Epistolae itinerar. Centur. II. (Guelpherb. 1749. 4.) Epist. 29. sistens memorabilia Osterodana. p. 303-318.) Er entspringt hinter der Kirchmauer des zerstörten Dorfes Metlingerode. Daneben steht noch die Trümmer des Kirchthurms auf einem Hügel an der Chaussee. Vielleicht hatte es auch seine eigenen Herren. Denn 1240 kommt ein G. Mötlingerot vor. S. Meyern Orig. Plescens. p. 202. — Ueber Eisensteingruben im breiten Busche s. Gatterer §. 56.

selbst die Wrogensachen. (Wie sich dieses später geändert, und was für Jurisdictionsrechte jetzt dem Stadtmagistrat zustehen, siehe unten. Die Feldmark der Stadt enthält 40 Morgen, den Morgen zu 1200 Q. dratruthen gerechnet.)

(Die Fortsetzung folgt.)

Kurze Beschreibung,

wie man auf den Papiermühlen zu Angoumois dem Papi die bläuliche Farbe giebt.

So viel mir bekannt ist, haben die Holländer zuerst das Mittel erfunden, dem Papiere ein bläuliches Ansehn zu geben; unsern Papiermachern wollte die Nachahmung nicht gleich glücken. Jetzt weiß man das Verfahren der Holländer. Sie rühren nemlich weiße Stärke oder Kraftmehl mit Wasser an, und mengen darunter so genau als möglich Schmalte. Dieses Gemeng thun sie in den sogenannten Holländer, wenn der ganze Zeug bald genugsam bearbeitet ist. Daß das Papier dadurch das bläuliche Ansehen erhält, beweiset die Erfahrung; aber sehr wahrscheinlich ist, daß eben daher das holländische Papier den bekannten Fehler bekommt, daß die Schreibfedern darauf so bald stumpf werden. Die Schmalte, sie mag auch noch so fein seyn, ist doch nichts als Glas, woran sich die Feder bald abreiben muß. Die Stärke, welche nöthig ist, damit die schwere Schmalte nicht zu Boden sinke, kann auch die Brüchigkeit, die ohnehin schon i holländische Papier hat, vermehren.

In Frankreich soll man ein be res Mittel erfunden haben. M findet solches in Essai d'une methc propre à étendre les connoissan des voyageurs, par Mr. Manier. I dieses Buch wohl nicht sehr bekai seyn möchte, so theile ich diese Na richt daraus mit.

Die französische Maaße wird ei geschickten Künstler nicht sehr auff ten; wenige Versuche werden schon darüber belehren. Eine Pi ist 48 Pariser Kubiczoll, fasset 2 Pf 1 Qu. Wasser, und ist also m einem hannöverschen Quartier gle Eine **Barrique** ist etwas größer ein Orthoft. Eine **Chopine** ist Hälfte einer Pinte. Eine **Porse** ungefähr das, was unsere Papier cher eine Pauscht nennen. Man l leicht, daß man in Angoumois Papier erst in der Bütte, kurz dem Schöpfen, färbt, und zwar

einer Art Berlinerblau, das sich die Papiermacher selbst bereiten, so wie die unsrigen sich auch den Leim selbst kochen, den sie brauchen. Aber es möchte noch die Frage seyn, ob es nicht nur bequemer, sondern auch vortheilhafter seyn möchte, sich des käuflichen Berlinerblaues zu bedienen.

Man nimmt 3 Pfund guten Salpeter und $3\frac{1}{2}$ Pfund weißen Weinstein, macht alles zu einem feinen Pulver, sichtet es, thut es darauf in einen Kessel und zündet es an, wobei man das Gemenge beständig mit einem langen eisernen Löffel umrührt. Zuletzt löscht man die Kohlen dadurch aus, daß man allmählig $1\frac{1}{2}$ Pfund fein gestoßenen und gesichteten Weinstein darüber streuet, worauf man alles in einem Mörser kalt werden läßt.

Ferner nimmt man Ochsenblut, so frisch wie es vom Thiere erhalten wird; man sammlet alles sorgfältig, was geronnen ist, schüttet es unter beständigem Umrühren mit einem hölzernen Spatel, in einen Kessel, und läßt alles einkochen, bis die Masse wie eine gekochte Wurst wird; diese läßt man in einem Ofen calciniren, um es stoßen und sichten zu können. Hiervon nimmt man 3 Pfund, mengt sie mit dem oben beschriebenen Gemenge genau durcheinander, und thut alles in einen eisernen Topf, der mit einem Deckel, der einen halben Zoll dicke ist, versehen wird. Dieser Topf kömmt in einen runden Ofen, dessen Durchmesser unten 1 Schuh, und oben 16 Zoll ist; man stellt ihn nemlich auf einen Rost, der über einen eisernen Dreifuß, welcher 18 Zoll hoch ist, gelegt wird. Es ist nöthig, daß unter dem Topfe ein großer Raum bleibt, der mit Kohlen gefüllt werden muß. Der aus Mauersteinen aufgebauete Ofen muß auch groß seyn, daß rund um den Topf ein Raum von 3 bis 4 Zoll bleibt, der ebenfalls dergestalt mit Kohlen gefüllt wird, daß der Topf ganz damit umgeben ist. Wenn der Ofen angefüllt ist, macht man das Feuer an, und wenn der Topf glühend ist, wirft man die oben angezeigte Masse hinein. Das Feuer muß in gleichem Grade unterhalten werden. Jede Stunde deckt man den Topf einmal auf, und rührt alles mit einem eisernen Löffel um. Nachdem in drei Stunden dreimal umgerührt worden, nimmt man einen Kessel von gegossenen Eisen, worin zehn Pinten reines Wasser seyn müssen. Er muß einen hölzernen Deckel haben, der auf einen Zoll tief in den Kessel, und zwar gedrungen, hereintritt, damit er nicht in die Höhe gesprengt werde. Dieser Deckel muß in der Mitte ein Loch, etwas größer als ein Spundloch in einem Fasse, haben. Alsdann nimmt man mit dem eisernen Löffel aus dem im Ofen befindlichen Topfe so viel als eine Nuß groß, und gießt es durch die Oeffnung des Deckels in den Kessel. Wenn ein Knall wie ein Pistolenschuß erfolgt, indem die Masse ins Wasser fällt, so ist dies ein Zeichen, daß sie lange genung im Feuer gewesen; im Gegentheil wird der Topf von

neuem

neuem mit Kohlen bedeckt, bis endlich seine Erscheinung erfolgt. Alsdann füllet man alles sogleich mit dem Löffel aus dem Topfe in den Kessel mit Wasser, und zwar so geschwind als möglich.

Demnächst wird alles in einen andern Kessel gethan, worin man noch 31 Pinten klares Wasser schüttet, läßt alles eine halbe Stunde kochen, und schüttet darauf alles durch ein in einem hölzernen Ramen ausgespanntes Linnen, worunter ein anderer Kessel steht. Was in oder auf dem Linnen hängen bleibt, nimmt man weg und reinigt es, um es zum fernern Gebrauche aufzuheben.

Die hindurch gelaufene Brühe kömmt nun in ihrem Kessel aufs Feuer zum Kochen. Zugleich aber läßt man in einem andern Kessel 82 Pinten klares Wasser, $10\frac{1}{2}$ Pfund des besten schwedischen Alauns, und $1\frac{1}{4}$ Pfund grünen Vitriol kochen.

Wenn beide Kessel ein wenig stark kochen, so muß man eine kleine wohlgereinigte Küfe und 3 Handlanger haben. Der eine schöpft alsdann mit einem Maaße von 6 Pinten aus dem Kessel, worin das meiste Wasser ist, der andere aus dem andern Kessel, und beide giessen wechselsweise das [...] schöpfte in die kleine Küfe, die i[...] dritte Handlanger mit einem Stocke geschwind als möglich umrühret, dar[...] alle diese Laugen sich aufs genau[...] mischen mögen. Die kleine K[...] muß ungefähr 2 Barriques fasse[...] endlich füllt man sie mit kaltem W[...]ser voll, und den folgenden T[...] wird man die blaue Farbe auf d[...] Boden finden.

Alsdann zapft man das kl[...] Wasser durch ein Loch, das über d[...] Boden angebracht ist, ab, und gi[...] die blaue Farbe einigemal durch [...] in einem Ramen gespannte Linn[...] bis sich alles Präcipitirte gesamm[...] hat, welches man auf dem Lin[...] fünf Tage lang trocknen läßt.

Von dieser Farbe läßt man [...] Pfund in 23 Chopinen Wasser [...] gehen, und es durch Linnen lauf[...] Von dieser Auflösung gießt [m...] 4 Chopinen in die Bütte für [...] erste Porse, und für jede folge[...] nur eine Chopine; doch kann m[...] mehr oder weniger nehmen, nach[...] das Papier mehr oder weniger b[...] seyn soll. Jenes Verhältniß ist inz[...] schen üblich, und gemeiniglich [...] 23 Chopinen zu 20 Porsen [...] länglich.

Neues
Hannoversches Magazin.
12tes Stück.
Montag, den 8ten Februar 1808.

Beschreibung und Geschichte der Stadt Osterode.

(Größtentheils nach handschriftlichen Quellen bearbeitet.)

(Fortsetzung.)

Dritter Abschnitt.

Landesherren der Stadt.

(Cap. 4. In welcher Herrschaft die Stadt O. gewesen.) Die ersten Schutz- und nachmaligen Lehnsherren der Stadt und des umliegenden Districts waren die Grafen von Lutterberg, besonders eine Familienlinie, die sich deswegen die Herren von Osterode nannte. Als der letzte dieser Linie, Hermann, 1143 mit dem Abt zu Gerenroda in Streit gerieth, und deswegen von dem Erzbischof von Mainz in Bann gethan wurde, so verfiel er darüber in eine so unheilbare Schwermuth, daß er an derselben am ersten August starb, und zu Pölde in der gräflichen Capelle nebst seinem Schilde begraben wurde. a) Da also durch dessen Absterben das Lehn eröffnet war, so fiel es an die Herzöge von Sachsen, von denen es herrührte, zurück, und dem zu Folge wurde Osterode, Herzberg und Rotenberg auf Befehl der Vormünder Herzogs Heinrich des Löwen von der Stadt Göttingen besetzt. Heinrich der Löwe besuchte auch in spätern Zeiten oft das alte Schloß Osterode. Im Jahr 1235. wurde Herzog Heinrichs Enkel, Otto das Kind, mit der Grafschaft

a) Die Genealogie dieser Herren von Osterode erzählt Leukfeld Antiq. Poeldens. cap. 24. Doch hat er viele ausgelassen. S. Origines Guelf. Tom. V. p. 333. Heineccii Antiq. Goslar. hie und da. Sie schrieben sich de Osterott, Asterott u. s. w., oft auch von ihrem andern Schloß de Winthusen. Vogt monument. Bremens. p. 513. Braunschw. Anz. 1747. S. 1666.

Lutterberg, Eberstein, Homburg, Sichelstein und andern vom Kaiser belehnt, und nannte sich daraus Herzog zu Braunschweig-Lüneburg.

(Cap. 5. Siehe: ad C. 17. Cap. 6. 7. Von H. Heinrich Leo. Cap. 8. Von Otto Puer.) Otto erbauete 1238. die Neustadt in Osterode, und gab ihr dieselben Privilegien, welche die alte Stadt hatte. Im Jahr 1239 verordnete er gleichfalls, daß Osterodische Güter in Braunschweig zollfrei seyn, und zum Besten der Stadtbrauerei b) kein Goslarsches Bier wider Willen der Stadt in dieselbe eingeführt werden sollte.

(Cap. 9. Von Albrecht M.) Otto's erstgebohrner Sohn **Albrecht der Große** theilte sein Land unter seine Söhne **Heinrich den Wunderlichen, Albrecht** und **Wilhelm**. Heinrich erhielt den Theil der Grafschaft Lutterberg, in welchem Osterode lag, nebst Eimbeck, Duderstadt, Catlenburg, Scharzfeld, Seeburg, Gielshausen u. s. w., welches das Land **Oberwald** hieß, und nannte sich **Herzog von Grubenhagen.**

(Cap. 10. Vom Schloß Grubenhagen.) Grubenhagen war nämlich vorher ein Ganerbhaus der edeln Gruben, Helden, Bönikehäuser, und anderer. Als aber Curd Gruben wegen eines schweren Verbrechens in Ungnade gefallen war, so nahm es sein Lehnsherr Albrecht der Große in Besitz, und hielt einige Zeit lang auf dem Schlosse Hof.

(Cap. 11. Von Heinrich Mirabilis. Cap. 12. Von dem Lüneburgischen Wapen. Cap. 13. Henricus Mirabilis.) Herzog Heinrich der Wunderliche lebte immer mit seinem Bruder Albrecht in Unfrieden, so daß oft die Stadt Osterode in großes Gedränge kam. Er ertheilte jedoch 1293 der Stadt dieselben Privilegien, welche zu der damaligen Zeit die Stadt Goslar hatte; allein nicht lange darauf belegte er sie mit seiner Ungnade. Sein Sohn **Wilhelm** hielt auf der Burg zu Osterode Hof, und begnadigte 1324 nebst seinen Brüdern Johann, Heinrich, und Ernst die Stadt wieder, confirmirte auch darauf die väterlichen Privilegien. Allein auch so blieb die Stadt nicht lange ruhig, denn der immer mehr zunehmende Geldmangel bewog im Jahr 1334 die Herzöge Heinrich und Wilhelm, ihrem Bruder Ernst die Stadt zu versetzen; und dieser

b) Laur. Gieseler D. discursus philosophicomedicus vom Osteroder Braunbier. Goslar 1647. 4. — 1574 wurde Weißbier gebrauet. Die Stadt hat zwei öffentliche Brauhäuser und 294 Stadtbrauhäuser. Siehe Cap. 55.

ser verpfändete ebenfalls 1343 den Grafen Heinrich, Diedrich, Bernd und Ulrich von Hohnstein das Gericht auf der Maute in Osterode zur Hälfte; doch mußten sich diese Grafen reversiren, die Stadt bei allen ihren Rechten und Privilegien zu lassen.

(Cap. 14. Von Herz. Albrecht.) Nach seinem Tode erhielt sein Sohn Albrecht die Stadt. Dieser war ein sehr kriegerischer Herr, der stehende Truppen nach Westerhof, Lindau, Lichtenstein und andern Orten verlegt hatte, welche viel raubten und plünderten. Er soll 1365. zuerst eine bleierne Büchse vor Eimbeck gebraucht haben.

(Cap. 15. V. Herzog Friedrich.) Ihm folgte sein Bruder Friedrich. Dieser machte sich dadurch um die Stadt verdient, daß er im Jahr 1402. der Stadt drei Mühlen, welche ehemals Curd von Lutter zu Lehn gehabt hatte, zinsfrei verehrte. c) Auch hat er nebst seinem Vetter Erich, und seinem Sohne Otto die Stadt mit der Schule belehnt. „Es waren zu dieser Zeit die Schulen sehr rar, und wenich derselben zu finden, sondern wurde die Jugend in den Klöstern erzogen, und von den Mönchen informirt, und waren damals die Clöster nicht anders als Schulen; die Schüler oder Studenten, so in den Clöstern lebeten, wurden Clerici genannt, und die eruditio und litterarum cognitio Clericatura. Woher ohne Zweifel zu Rostock annoch die Gewohnheit geblieben, daß der gemeine Mann daselbst die Studenten HalbPapen nennet." d)

(Cap. 17. V. H. Erich Albrechts Sohn.) Zu seiner Zeit begab sich Osterode 1427 in die Hanse e), allein sie trat bald wieder gutwillig heraus. Auch findet man unter seiner Regiernng noch folgende Notizen. Sie hat nämlich, wenn sich schwere peinliche Fälle zugetragen, den Rath in Braunschweig befragt, und nach dessen Gutachten die Urtheile motivirt. Ferner hat sie es als Landstand von Grubenhagen mit Eimbeck so hergebracht, daß Eimbeck über den fünften Theil bei allen Landeslasten nicht zu beschweren, Osterode hingegen nur ein Zehntel zu prästiren schuldig sey. „Und ist hiebey von undenklichen Zeiten geruhig gelassen."

(Cap. 18. Von Ernst und Heinrich Erichs Söhnen.) Diese beiden schlich-

c) Dieses sind die heutigen drei Mahlmühlen der Stadt. Ausserdem besitzt die Stadtkämmerei noch eine Sägemühle.

d) Wendt aus Rittershus. Expos. Novell. p. 9. cap. 8.

e) Die Urkunden hierüber bei Wendt S. 54–64. sind für die Geschichte der Hanse sehr wichtig.

schlichteten eine zwischen Wetzel von Salde und der Stadt entsprungene Fehde. Aus derselben entstand aber eine neue mit denen von Kramme, welche der Stadt folgenden Fehdebrief überschickten:

„Wetter Vormester unde Rath, Gilden unde Meinheit der Stadt Osterode, dat we Herborde, unde Gottschalk Brödere van Kramme, dat we wellen met juw sitten in aller mate und verwarninge alse Wetzel und Evert Bröderr von Salde ju daranne sitten, unde kein des in dren vrede unde unvrede. Geschreven vnder unses eines Ingesegele."

Diese Fehde scheint wirklich in Erfüllung gegangen zu seyn, denn eine alte Hand hat unter dem Fehdebrief folgendes bemerkt: Executum est praesens scriptum ao. 62. die Clementis. Obengedachte beide Fürsten haben dem Rath zu Osterode das Dorf Uhrde (Uerde) nebst Kirchlehn und allen andern Zubehör zugewandt.

(Cap. 19. V. H. Albrecht.) Herzog Albrecht, Heinrichs Nachfolger und Bruder, gab der Stadt das Privilegium, daß auf der Freiheit niemand Kaufmannschaft treiben solle, es geschähe denn mit des Raths Wissen und Willen. Dieses geschah 1474. Einige Jahre früher, nemlich 1471 ließ derselbe Fürst auf der Burg zu Osterode Geld münzen, jedoch unbeschadet des Raths Privilegien, der hier die Münze besaß. Diese Münze ward 1601 nach Zellerfeld verlegt. f)

(Cap. 20. V. H. Heinrich.) Ein rührendes Denkmal der Genügsamkeit damaliger Zeiten giebt uns ein Streit, den die Stadt mit ihrem Landesherrn, Herzog Heinrich, Heinrichs Sohn, hatte. Dieser vermählte sich 1500 mit Elisabeth von Sachsen auf dem Schlosse Salzderhelden. Da sich aber dieses in einem baufälligen Zustande befand, so hielt der Herzog zu dessen Ausbesserung bei der Stadt um ein Geschenk von 80 Fl. an. Diese schickte ihm jedoch nur 10 Fl. unter dem Vorwande, daß sie arm sey. Hierüber ward der Herzog unwillig, weil er diese geringe Gabe für Spott hielt, und schrieb der Stadt einen bittern mit vielen Drohungen angefüllten Brief. Sie schickte darauf 40 Fl., allein der Herzog verlangte noch die restirenden 30 Fl. und als die Stadt dieselben durchaus nicht aufbringen konnte, so befehdete er sie.

(Cap. 21. Von H. Philipp.) Herzog Philipp sen., Albrechts Sohn, gab der Stadt 1498. sehr viele Privilegien. Unter seiner Regierung trug

f) Noch 1506. schlug die Stadt Mattiere. S. Braunschw. Anz. 1747. St. 21. S. 495. aus einer alten Handschrift, von der Pagemünze.

trug sich die schmähliche Mordthat an dem Bürgermeister Freyenhagen 1510 zu. g) Hierüber entbrannte der Herzog so sehr, daß er der Stadt deswegen alle Privilegien nehmen wollte, sie jedoch auf die dringenden Vorstellungen des Magistrats, daß dieselbe unschuldig sey, wieder begnadigte.

(Cap. 22. V. H. Ernst.) Herzog **Ernst**, Philipps Sohn, starb 1567. in Osterode, und liegt in der Aegidienkirche begraben, wo er folgende Grabschrift erhielt:

> Anno 1597. 2. die Aprilis inter 4. et 5. horam pomeridianam Ernestus dux Brunsvicensis et Lüneburgensis laudabili fine immortalem vitam consecutus est.

(Cap. 23. V. H. Wolfgang.) **Wolfgang**, Ernsts Bruder, privilegirte die Stadt dahin, daß auf der Freiheit von Osterode kein Wein noch fremdes Bier geschenkt, oder daselbst gebrauet werden sollte. Er und seine Gemahlin liegen in Osterode begraben.

(Cap. 24. V. H. Philipp.) Herzog **Philipp** junior, Philipps Sohn, starb 1596, und mit ihm erlosch die **Grubenhagensche Linie**.

Auf seinem Leichenstein, denn er liegt in Osterode begraben, stehn die Worte:

> Philippus dei gratia dux B. et L. obiit Aprilis ann. MDXCVI. Vixit annos 63. mens. 11. cujus anima requiescat in pace.

Und auf einem Monumente auf dem Chor:

> Philippus dux B. et L. Alberti filius Christianae religionis pius Professor, Vitae morumque integritate clarus moritur Herzbergae prope Osterodam et in hoc St. Egidii templo sepultus est Anno Christi

g) Der Bürgermeister Zeiso Freyenhagen hatte sich bei der Bürgerschaft wegen einer Procedur gegen ein gewisses Weib, die seine Frau eines Ehebruchs beschuldigte, sehr verhaßt gemacht. Man warf ihm öffentlich vor, daß er seine Pflicht gebrochen. Er nahm seine Zuflucht zum Herzoge, welcher ihn bei sich behielt. Dieser wollte nicht gestatten, daß Freyenhagen es auf sein Geleit wagen, und sich in die Stadt begeben sollte, allein er gieng in Abwesenheit Herzog Philipps dennoch hinein. Hier wurde er von einem Bürger verrathen, aus einem Kasten, worin er sich verborgen hatte, herausgezogen, auf den Markt geführt, vor dem Rathhause in die Spieße geworfen, und in Stücken zerhauen. Der Herzog, erboßt, nahm die Stadt ein, ließ viere von den Aufrührern rädern, und andere enthaupten. S. v. Rohrs Denkwürdigk. des Oberharzes. (Frankf. u. Leipz. 1739 8.) S. 325. — Der Bürger, welcher ihn verrathen, und dem der Unglückliche ehemals sehr viele Wohlthaten erwiesen hatte, starb bald darauf in Schwermuth.

sti 1551. Johannes filius quartus dux B. et L. globo bombardae lethaliter vulneratus inter Quintinum et Derveram, in qua pugna 5000 caesi, et decies mille capti sunt, post piam confessionem in castris mortuus et sepultus in urbe regis Hispaniae Camerich Anno 1557. aetatis 31.

(Cap. 25. Von Henrich Julius.) Nach Absterben der Grubenhagenschen Linie besetzte Herzog Henrich Julius, Bischof zu Halberstadt, das Land, ward aber darüber mit der Zellischen Linie in einen Streit verwickelt, durch welchen besonders Osterode viel litt.

(Cap. 26. V. Friedrich Ulrich.) Und endlich mußte sein Nachfolger Friedrich Ulrich, nachdem er 1615 einen Landtag in Osterode gehalten hatte, das Land kraft der richterlichen Entscheidung 1617 an Celle abtreten.

(Cap. 27. V. H. Christian dem Aeltern. Cap. 28. V. H. August dem Aeltern. Cap. 29. Successionsstreit nach Friedr: Ulrich H. von B. Wolfenb. Tod. Cap. 30. Von H. Friedrich. Cap. 31. Von H. Georg. Cap. 32. V. H. Christian Ludewig. Cap. 33. Von H. Johann Friedrich. Cap. 34. Von H. Ernst August.)

(Die Fortsetzung folgt.)

Ueber das Nachtheilige der ehemals so allgemein beliebten alt-französischen Modefrisur.

Als Antwort zu der im 90ten Stück vom vor. Jahre des Hannov. Magazins aufgeworfenen Frage.

Den Nachtheil, welchen die Frisur à la Titus bei Personen beiderlei Geschlechts und vorzüglich bei Bejahrten, nach den in der allgemeinen Mode-Zeitung Nro. 42. vom Aug. 1807 befindlichen Anklagungs-Gründen eines angeblich französischen Arztes bewirken soll, ist sowohl mit natürlichen als chemisch-medicinischen Grundsätzen und der Erfahrung unvereinbar. Der Verfasser sagt nämlich: daß durch die durch das Haarabschneiden bewirkte Nothwendigkeit, den Kopf zu waschen, und durch die daraus erfolgende Verdunstung des Wassers leicht eine Verkältung und eine Menge anderer chronischer Uebel erzeugt würden, die bei einem mit Puder und Pomade bedeckten Kopfe nicht zu befürchten wären, weil dieses gleichsam als eine Decke das Eindringen der äusseren Feuchtigkeit und

die

die Einwirkung der Luft verhüte. Wenn dieses das Hauptnachtheilige des Hrn. N. N. ist, so kann nach meiner Beurtheilung die Abnahme einer solchen schmierigen Bedeckung der Kopfhaut nur demjenigen nachtheilig werden, der sich im Winter oder in sonst einer rauhen Jahrszeit plözlich dieser unangenehmen Decke entledigt und die beliebte alt-französische Frisur von seiner Kindheit getragen, wodurch die Haut schon einen hohen Grad von Reitzbarkeit gegen die äussere Luft erhalten hat. Da der Ankläger des à la Titus das Waschen und Reinigen der Haare für nothwendig hält, so möchte es wohl bei jeder andern Frisur sehr üble Folgen haben, indem doch auch hier das Wasser, um sich zu verflüchtigen, dem Kopfe Wärme entzieht und Kälte bewirkt, die hier bei weitem empfindlicher wirken muß, als bei der à la Titus.

Erstlich ist es eine natürliche Folge, daß ein mit Puder und Pomade bekleisterter Kopf der Reinigung öfterer bedarf, und zweitens ist es eine richtige Folge, daß die Theile eines Körpers, welchen durch irgend eine Bedeckung der Zutritt der äussern Luft versagt ist, viel reitzbarer und empfindlicher gegen den äusseren Eindruck seyn müssen, als diejenigen Theile, welche beständig dem Eindringen der Luft und und einer freien Ausdünstung ausgesezt waren.

Wenn der Mensch sich eine Erkältung zuzieht, so ist es die Entblößung derjenigen Theile, welche der Gewohnheit gemäß am stärksten durch die Kleidung bedeckt waren, gewöhnlich die erste Ursache. Folglich muß auch die plözliche Abnahme der Puderdecke dem Kopfe unendlich eher nachtheilig werden, als eine stets freie Ausdünstung und Einwirkung der äussern Luft bei der Mode à la Titus. Es ist natürlich, daß die Temperatur der Haut unter einer solchen Schmierdecke unnatürlich erhöhet und gegen die Einwirkung der Luft dadurch reitzbarer werden muß, als wo beständig eine gleiche Wärme herrscht. Hievon kann man sich sehr bald durch ein Pflaster überzeugen, welches, einige Zeit auf der Haut gelegen, und wiederum abgenommen, die erhöhete Reitzbarkeit merklich anzeigt. Alle die Unannehmlichkeiten, daß der Puder, mit Kreide und Gyps versezt, Entzündung und Ausschläge der Haut veranlaßt, daß ein edles Nahrungsmittel, als der reine Puder, so unzweckmäßig verschwendet wird; daß ferner die Pomade, mit beitzenden Oelen versezt, die Haare ausgehen macht und in Verbindung des Brennens der Haare zur Ursache der vielen Glatzköpfe wird, nicht zu gedenken; so muß doch eine so unnatürliche Verklebung einer Haut, die von Natur zum starken Ausdünsten geneigt ist und einer unmittelbaren Berührung der Luft so sehr be-

bedarf, äusserst nachtheilig für die Folge werden. Daß die durch den Schweiß, Puder und Pomade bewirkte Verklebung nicht allein die Ausdünstung des Kopfes unterdrücke, sondern ausser einer Verstopfung der Schweißlöcher, auch eine gänzliche Stockung in den den Haaren zufließenden Erhaltungssäften bewirken, und so als natürliche Folge das Ausfallen der Haare herbeiführen könne, ist unzweifelhaft.

Denen, welche den Anblick einer Glatze widerlich finden, rathe ich, sich eine Perüke à la Titus anzuschaffen. Wer keinen kahlen Kopf hat, bedarf auch keiner künstlichen Decke gegen die Einwirkung äusserer Luft; denn die kurzgeschnittenen Haare sind noch immer Bedeckung genung, um eine der Natur gemäße nothwendige Temperatur zu erhalten, und selbst so viel Fettigkeit zu erzeugen, als die Natur zum Widerstande der wäßrigen Feuchtigkeit bedarf.

Ich bin fast von Jugend auf mit abgeschnittenen Haaren gegangen, und bin, Gott sey Dank! von Gicht und chronischen Uebeln bis jetzt noch gnädig verschont; habe auch bei Mehreren, nach Abschneidung der Haare im späten Alter, eher eine Erleichterung der Augenschwäche und Zahnübel bemerkt, als bei denen, die bei Verklebung der Haut nach alt-französischer Sitte unabänderlich verblieben. Man sehe nur die so lange bewahrte Haarmode der Landleute; fast alle tragen abgeschnittenes Haar, und bei dieser Volksklasse wird man gewiß am wenigsten die hiedurch angeblich entstehenden Nachtheile wahrnehmen können.

Anfrage.

Welches sind die besten Grasarten zur Besaamung etwas nasser Wiesen, wenn solche gebrochen, und darauf wieder als Wiesenwachs benutzt werden sollen, und wo sind die Saamenarten zu haben?

Neues
Hannoversches Magazin.
13tes Stück.
Freitag, den 12ten Februar 1808.

Beschreibung und Geschichte der Stadt Osterode.

(Größtentheils nach handschriftlichen Quellen bearbeitet)

(Fortsetzung.)

Vierter Abschnitt.

Kirchen der Stadt.

(Cap. 35. Kirchen zu Osterode.) Es sind derselben vier, die Aegidien, Jacobi oder Schloß Kirche, Marien und Johannis Kirche, nebst einigen Capellen.

(Cap. 36. Von St. Aegidio. Cap. 37. V. der Marktkirchen zu St. Aegidii.)

I. Von der Marktkirche zu St. Aegidii.

Sie soll von Bonifacius gestiftet seyn, zu einer Zeit, wo Osterode nur ein Dorf war. Weil sich dasselbe so früh zum Christenthum bekehrt, soll es das Zeichen des Kreuzes im Wappen erhalten haben. Wann die jetzige Kirche gebauet ist, ist unbekannt; ein Altar in derselben ist 1368 in die Walpurgis, 1415 ein anderes des heil. Creutzes, 1492 noch ein anderes gestiftet. Vor diesen wurden die Messen, Vigilien und Seelmessen gehalten, und über dieselben ein Caland gestiftet, welcher der große hieß. Die Calandsbrüder lebten meistens zu Berka, daher man ihn auch den Berkschen Caland nannte. Doch wurde er 1460 von da transportirt, nach Osterode gebracht, und 1519 confirmirt. a) Im Jahre 1460 ist wahrscheinlich die Kirche reparirt, weil diese Jahrszahl über der Kirchthür eingehauen ist. 1545 brannte sie nebst der ganzen Stadt, ausgenommen vierzig Häuser, bis auf die Mauern ab. Das erste Haus ward nach diesem großen Brande durch einen gewissen Brandenburg aufgebauet, der an dasselbe zum ewigen Gedächtniß folgenden Reim schreiben ließ:

Ae-

a) Die Calandsartikel s. bei Wendt S. 345 — 358.

Aegidii Domschreiff 1545 Jahr
Verbrande Osterode gar
An 40 Hüsern dat is war
Marcus Brandenburg.

1580 wurde die in der Kirche befindliche Orgel für zweihundert und fünf und zwanzig Thaler erkauft, so wie 1613 eine große Glocke von Joachim Schrader für 486 Gulden 11 gr. 6 pf. 1636 ward die Kirche erweitert. b)

Auf dem Thurm, welcher durchaus mit Schiefer gedeckt, und wegen der vielen Ausbaue ein sonderbares Ansehn hat, wohnt ein Thurmwächter. Es hängen in demselben fünf Glocken.

An der größten stehen in drei Zeilen folgende Worte:

TRIVNI DEO GLORIA D. JOH. SINDERAMO. ET MI .... APELIO PASTORIBUS. ADAMO ELERDS CONS. GEORG RETEN CAMERAR. | A .... LENT FERDES DIACONIS HOC OPVS REPARATVM. A: D: MDCXIII. JVN: : | BARTHOLDO EGGENA AEDILE. GEOR. ECSTEIN .... A. | PER JOCHIM SCHRADER HANNOV.

An der sogenannten Viertelglocke lieset man:

A. EGO SV̄. LVX. MVNDI. A.

An der dritten Glocke steht auf der einen Seite:

SVMPTIBVS SENAT.
OSTERODAN. ANNO 1660. 7.
JVL. JOHAN CRAVELIO
MEIG
HENR. WENDT
CONS. IC
BARTHOLD VDERN
CAM. HENR. HATTORFFE
ANDR. HAGEMANN
AEDILIB.
JOHANN MEIENBERG

nebst dem Osteröder Wappen. Auf der andern Seite:

CAMPANA DEO PVLS
OR VERO
PRAECONIS VICE FVNGOR
EGO NAM CONVOCO
TVRBAM.
AVDIAT VT REGIS TVS
SA VENERANDA POLI.
QVAM MEMOR IPSA MEI
SVM. MVNERIS ESTO TVI
QVE
EXCELSI SERVUS QVI
CVPIS ESSE DEI.

Auf der vierten steht mit alten Buchstaben des vierzehnten Jahrhunderts:

† O. REX. GLORIE. XPE. VENI. CVM. PACE. AVE. MARIA. | † CONFLAVIT. IO-

b) Hievon ist wahrscheinlich die in Holz geschnittene Inschrift daselbst:
VERBVM DOMINI MANET IN AETERNVM. 1638.
zu verstehen. Auch ist sie 1772 reparirt.

IOhAN. MÆ. DVM. STÆTI.
JVBILVS. AN.
(Amen.)]

(Cap. 38. **Prediger in derselben.**) Unter den an derselben angestellten Predigern darf ich nur, um alle Weitläuftigkeiten zu vermeiden, folgende als die merkwürdigsten nennen:

Der erste lutherische Prediger (gegen 1546) **Andreas Domeyer** hatte vielen Streit mit den katholischen Meßpfaffen; besonders dem zu Berka, welcher ihm das Interim aufzudringen suchte. (Diese sollen ihm nach dem Leben getrachtet, ja sogar seine Kanzel einmal so eingerichtet haben, daß er mit derselben herunterfallen und den Hals brechen sollen.) c) Domeyer zog mit Herzog Ernst nach Frankreich als Feldprediger, und während der Zeit verwaltete **Johann Sinderam** dessen Amt.

Nicht lange nach Domeyern ward **Heinrich Hövel** Prediger. Diesen hat die Gemeinde nicht verstehen können, weil er hochdeutsch gepredigt. Er ist daher nach Wildeshausen im Amt Herzberg gegangen.

1566 ward **Johann Sinderam** wirklicher Prediger, nachdem er seine Hofpredigerstelle zu Herzberg „einer Zauberinnen halber" verlohren hatte; ein äusserst thätiger und eifriger Mann. Seine besondere Stärke bewies er in den Katechismuslehren, die er vorzüglich in Aufnahme brachte. Um ihm sein Amt zu erleichtern, ward 1570 eine Kaplanei gestiftet, und Andreas **Theoderici** von Goslar als erster Kaplan berufen: so daß von nun an zwei Prediger an der Aegidienkirche angestellt waren. — Dem Rath steht sowohl electio als vocatio, und praesentatio vermöge des habenden Patronatsrechts allein zu; dergestalt, daß er sowohl die beiden Prediger dieser Kirche, als auch den Pfarrer zu St. Marien, wählt und vocirt, und demnächst dem Landes-Consistorio zur Confirmation präsentirt. Diese Präsentation muß jedoch binnen drei Monaten nach dem Tage, da der Prediger verstorben ist, geschehen, obgleich auf geschehenes Ansuchen der Termin von dem Consistorio proregirt werden kann. Ehedem hat auch der Rath das Absetzungs- und Bestrafungsrecht der Prediger gehabt, daher haben dieselben auch einen Schoß und Wachtgeld zahlen müssen, worüber sie sich 1526 mit dem Rathe verglichen. Dem allem zufolge ward 1559 der Prediger **Johann Erdmann** aus Helmstädt, weil er gegen Jobst von Gladebeck und Otto von Berkefeld, Inhaber des Klosters St. Jacobi, heftig gepredigt hatte, vom Rath dimittirt. Doch hatte sich einst der Rath fast aus dem Besitz des Präsentationsrechts gesetzt, indem er den Kaplan **Franz Daniel**

c) Honemann Alterth. des Harzes.

Bergius statt ihn zu präsentiren, bloß recommandirte. Denn die Fürstlichen Räthe setzten statt seiner den Magister Breiger als Kaplan ein. Hierauf ward gegen diese Handlung von Seiten des Raths eine Klage angestellt, die 1647 dahin beendigt wurde, daß derselbe das Präsentationsrecht wieder erhielt. (Jetzt haben die Prediger ihr gemeines forum privilegiatum. d) —

II. Von der Schloßkirche zu St. Jacobi.

(Cap. 39.) Diese ist aus dem ehemaligen Kloster Brunsrode entstanden. Das Kloster war zur Ehre Mariens und des heil. Jacobus gestiftet, und mit Cisterciensernonnen besetzt. Ob es gleich herrlich dotirt war, so verfiel es doch mit der Zeit, so daß deswegen 1284 an Pabst Martin Klage erhoben ward. Der Pabst delegirte zur Untersuchung dieser Klage Bernhard, Scholasticus zu Hildesheim, und dieser subdelegirte Günther, cantorem ecclesiae Fritzlariensis et praepositum des Nonnenklosters daselbst, und gab ihm folgende Vollmacht:

Harum igitur auctoritate litterarum vobis sub poena suspensionis districte praecipimus, et mandamus, quatenus civitatem Osterode adeatis, et Johannem Advocatum Besceconem de Poelde, Henricum de Northeim, Gerhardum Pistorem, Jordanum Sutorem, Henricum de Foro et eorum complices Consules ejusdem civitatis Osterode ad nostram citetis peremtorie praesentiam, Abbatissae et Convent. monasterii in Osterode finaliter secundum justitiam responsuros, eisdem terminum in crastinum Mauritii praefigendo. Datum anno dni MCCLXXXIII ad vincula Petri.

1437 ist auf dem Concil zu Basel über die Alienation der Klostergüter geklagt.

Sacrosancta generalis Synodus Basileensis in spiritu sancto legitime congregata universalem ecclesiam reputans dilecto ecclesiae filio Decano ecclesiae beatae Mariae Wormaciensis salutem, et omnipotentis dei benedictionem. Humilibus supplicum votis libenter annuimus, eaque quantum cum Deo possimus favoribus prosequimur. Exhibita siquidem nobis pro parte venerabilis Nicolai Episcopi Vernensis nostrae congregationi incorporati. . . . . continebat, quod olim postquam ipse adhuc nobilis viri Ottonis Ducis Brunsvicensis oppidi et districtus Osterodensis Moguntinensis dioeces temporalis domini. Datum Basileae quinto Kalend. Septembr. anno a nativitate domini mil-

d) S. besonders Schlegel Hannoversches Kirchenrecht. Th. I. S. 408 = 410. Recht des Magistrats zu Osterode über Kirchensachen.

millesimo quadringentesimo, tricesimo septimo.

Herzog Otto, der Rath und die Bürgerschaft, die Aebtissin und einige Klosterjungfrauen wurden excommunicirt, weil durch ihre Nachlässigkeit das Kloster heruntergekommen. Die Execution der Excommunication ward Johann Messrid, Decano ecclesiae St. Mariae Wormaciensis, aufgetragen. Doch wurde sie den nächsten Pfingsttag wieder losgesprochen, mit der Warnung, daß es bei der Excommunication bleiben sollte, wenn sie sich nicht mit den Testamentsexecutoren Episcopi defuncti Vernensis abfinden würden, denn der Verstorbene hatte sich über einige Injurien, die ihm zugefügt waren, beklagt. e) Allein der Rath fuhr dennoch fort, Klostergüter käuflich an sich zu bringen, wie ein Kaufbrief vom 15. Kal. Jan. 1289 bei Wendt darthut. So erkaufte derselbe auch 1442 das Riekenrode, und 1453 den Torfteich.

Herzog Albrecht nahm sich 1466 des verarmenden Klosters an, und ließ es, da es schon sehr baufällig geworden war, renoviren, welche Reparation 1472 vollendet, und das Kloster von neuem durch den Weihbischof des Erzbischofs von Mainz eingeweihet ward.

1558 hat Herzog Ernst die lutherische Religion eingeführt, den übrigen wenigen Klosterjungfrauen ein Haus nahe bei der Kirche bauen, und einen gewöhnlichen Unterhalt reichen lassen; den andern Raum des Klosters aber zum fürstlichen Schloß genommen.

Die Kirche ist vor 60 Jahren neu erbauet, ohne Pfeiler und sehr einfach.

Von diesem Kloster hat der Churhannoversche Arzt Kotzebue f) Antiquitates verfertigt, welche nebst den meisten seiner Handschriften in die Königliche Bibliothek zu Hannover erkauft sind. Das eigentliche Jahr und die völligen Umstände der Stiftung können nicht angegeben werden, weil der Stiftungsbrief und andere Nachrichten verlohren sind. Das älteste Document, welches Kotzebue auftreiben konnte, war ein Diplom Kaisers Otto IV. von 1218. Durch dieses nimmt der Kaiser die auf seinem erbe und eigenthümlichen Grund und Boden

e) Siehe noch Leukfeld Antiqq. Walkenried. S. 248 sqq. So war auch zwischen den Nonnen und den Walkenrieder Mönchen eine Brüderschaft errichtet, vermöge welcher sie wechselseitig für ihre Todten beten wollten. S. daselbst S. 185. 1331 kommen Agnes und Rixa, Töchter Heinrich des Wunderlichen, als Nonnen daselbst vor. — S. überhaupt Braunschw. Anzeigen 1745 S. 578.

f) so wie auch Hofmann, welche aber auch ungedruckt sind. S. Leukfeld Antiq. Walkenred.

ben erbauete Kirche zu St. Mariä und Jacobi in Osterode in seinen besondern Schutz, und spricht sie von aller Advocatie frei. Dieses bestätigt seine Gemahlin Maria. Ohne Zweifel gehörte Osterode zu der Kaiserin Witthum, weil sie die Schenkung bestätigen mußte. Damals war noch keine Rede von einem Kloster. Von H. Otto Puer findet sich 1233 ein Diplom, worin das Kloster novum claustrum genannt, und dabei angeführt wird, daß es von einem gewissen Ambrosius mit Hülfe der Calandsbrüderschaft gestiftet sey. Dieser Ambrosius war auch erster Probst des Klosters. Ihn nennt Otto dilectus et specialis amicus noster vita et aetate reverendus. g)

1238 gab Pabst Gregorius IX. dem Kloster ein herrliches Privilegium, und bestätigte ihm alle Güter, vorzüglich die Johanniskirche zu Osterode mit der dazu gehörigen Pfarre, welche das Kloster mit Bewilligung des Erzbischofs zu Mainz und Herzogs Otto zu Braunschweig erkauft hatte. h) Jetzt besteht die Gemeinde aus einem Theil der Stadtbewohner, und hat einen Superintendenten zum Prediger, welcher immer vom Consistorio angesetzt wird.

III. Von der Kirche zu St. Mariae.

(Cap. 40.) Diese muß sehr alt seyn, denn die Vorstadt ist von ihr benannt. 1328 ertheilte Pabst Johann III. demjenigen den Ablaß, der die Kirche besuchen würde. Auch verkauften ihr Heise, Hermann, Heinrich und Theoderich von Minnigerode 1333 einige Güter auf dem Nordberge. Bald nachher brannte die Kirche ab, ward 1430 wieder erbauet, und 1437 renovirt. Zu der Pfarre gehörte ein Meierhof, dessen Einkünfte dem zeitigen Pfarrer zustanden. Da die Meier dem Pfarrer **Dietrich von Einem** diesen Zins nicht geben wollten (er bestand in Hahnen und Eiern), so gieng er nach Schwiegershausen. So stand die Kirche leer, und fiel 1554 ein. Der Meierhof ward an den Berghauptmann **Siegmund Quast** verkauft. Von dessen Erben erkaufte ihn **Jobst von Berkefeld**, welcher ihn von neuem aufbauete. Der Hof hieß **Wedemenhof** (widmen, consecrare), **Marienhof**, **Papenmeierhof**. Mit Berkefeld ward nun der Kirchengüter wegen ein Proceß geführt, welcher eine geraume Zeit dauerte, und da während derselben die Kirche desolat wurde, so verglich man sich

g) S. auch **Meyern** Origg. Plessenses. S. 202 sqq. — wo ein Probst Gerhard vorkömmt, um 1240.

h) Diese Diplome sind abgedruckt in den Braunschweigschen Anzeigen 1745 St. 18. S. 292 und 1747 St. 41. S. 942 sqq. Siehe Orig. Guelf. T. III. S. 628 und 839.

sich 1653 dahin, daß die Gebrüder Jobst Rudolf und Heinrich von Berkefeld 2000 Thl. Capital zu zahlen, und zwei Morgen Landes abzutreten versprachen. Nun konnte wieder ein Prediger angestellt werden, welcher die Zinsen von den 2000 Thalern zu hundert Thaler, ferner fünf und zwanzig Thaler von einem Capital von 500 Thalern, welches der Landesherr dazu geschenkt hatte, und zwölf Klafter Holz erhielt. So ward dann die Kirche von neuem reparirt, ein eignes Pfarrhaus erbauet, und 1659 als erster Prediger Andreas Hagemann ernannt.

1507 war schon ein Caland in dieser Kirche, und in eben dem Jahre erließ Johann Erzbischof von Mainz einen Ablaßbrief für alle, welche diese Kirche besuchten.

IV. Von der Kirche zu St. Johannis.

(Cap. 41. V. d. St. Joh. Kirche, Capelle St. Bartholomei und Barfußer-Kloster.) Es werden nur Leichenpredigten darin gehalten, und deshalb ist sie ganz mit Todtenkronen und Gedächtnißtafeln angefüllt.

So liegt hier auch Georg Fabricius begraben. Die meisten Grabschriften sind von 1569, 1567, 1581, 1604 u. s. w. Als Probe mögen folgende beiden dienen:

ANNO DOMINI 1 : 5 : 6 : 6 : DEN. 22. SEPTEMBRIS. STARF. DIE. ERBAR. VNDT. | . . . . GENTSAME. DOROTHEA. IHRES. ALTERS. IM. 47. IARE. ERNST. LEMF. . . . .

Anno 1564 die . . . . . aust . . . ta nata . . .

Auch befindet sich hier eine fast vier hohe schöne Statüe eines knienden Ritters aus weißem Alabaster gehauen. Die Kanzel trägt ein aus Holz geschnittener Priester, der ein Buch in der Hand hält.

So düster und feierlich es im Innern der Kirche aussieht, so grauenhaft ist auch ihr Aeusseres. Sie ist aus Flußkieseln erbauet, hat einen kleinen spitzigen Thurm, und sehr enge Fenster und Thüren. Wann sie erbauet ist, ist unbekannt, doch muß sie nach dem, was ich oben beigebracht habe, schon 1238 gestanden haben, in welchem Jahre sie an das Cistercienserkloster kam.

Sie soll, als sie verfallen, ebenfalls von der Bürgerschaft zur Strafe der Mordthat Freyenhagens neu erbauet seyn. Vermögen besitzt sie nicht weiter, als einen geringen Erbzins, der von den benachbarten Gärten entrichtet wird. Die Reparaturen geschehen aus dem Fond der Aegidienkirche. Ueber der Thür lieset man halb verwitterte Buchstaben

ann . . . . cccci . . . .)

V. Von der Kirche zu St. Bartholomei.

Man weiß nur von derselben, daß ihr 1397 die von Oldershausen eine

Hufe

Hufe Landes und einen dienstfreien Meierhof vor Foerste geschenkt haben. Damals war **Johann Lowenschild** Prediger daselbst. (Sie existirt nicht mehr.)

VI. Von dem ehemaligen Barfüßerkloster.

Dieses wurde 1510 an der Johanniskirche erbauet, und Herzog Philipps Mutter legte den ersten Grundstein. Wegen der an den Bürgermeister Johann Freyenhagen verübten Mordthat mußte es der Rath zur Strafe vollenden. 1512 zogen die Mönche ein, **Johann Becker** war ihr Guardian. (Noch jetzt sieht man Ruinen des Klosters theils frei an der Mauer des St. Johanniskirchhofs, theils an die nahegelegenen Gebäude eingebauet. Der Umfang desselben muß sehr beträchtlich gewesen seyn.)

VII. Von dem Hospitale St. Spiritus.

(Cap. 42.) Dieses scheint aus dem Caland der Marienkirche entstanden zu seyn. Wenigstens schenkte der Calandsbruder **Gerhard Pistor** 1270 dem Hospitale einige Länderei, so wie 1333 die Herren von Minnigerode auch thaten. Ebenfalls schenkte Hans Loep 1431 demselben eine halbe Hufe Landes. (Jetzt besitzt das Hospital nur ein Haus und eine Braugerechtigkeit, welche wegen eines ausgeglichenen Capitals in solutum angenommen ist. Es werden darin 8 bis 10 Personen unterhalten, welche zu ihrem Eintritt 40 fl. erlegen mussen, und dagegen freie Wohnung, Theil an einem bei dem Hause belegenen Garten und jährlich 7 Thl. 1 ggr. erhalten.)

VIII. Von dem Hospitale St. Lobaldi (Theobaldi.)

Dieses ist ein sogenannter Siechenhof oder Stift, in welches sich gebrechliche oder arme Personen hineinkaufen, um darin freie Wohnung, Feurung und etwas Geld (wöchentlich einen guten Groschen) zu erhalten. Der Rath hat in demselben die Jurisdiction, sogar auch die criminelle, jedoch nicht ohne Widerspruch des Landesherrn. (Wann dasselbe entstanden, ist unbekannt. Doch findet man in der dabei befindlichen Kirche einen Altar, welcher 1613 erbauet worden ist. i) Aelter noch ist das Wohnhaus, wenigstens liest man an dem Thürbalken

HANS RECKEN. ANNO 160..

Die in der Kirche hängende Glocke giebt auch keine nähere Ausweisung, denn sie ist von 1706. Folgendes liest man daran:

ANDREAS CASSEBAVM. ANNO 1706.)

i) Zuhr ehre gottes, und christlichen Andenken | hab M. Jürgen Diedrichs Papiermacher allhier | und seine ehliche Hausfraw Ilseburg Schulze | diesen Altahr bowen lassen. Anno 1613.

Von diesem Diedrichs sind auch einige Legate bei der Aegidienkirche vorhanden.

Die Fortsetzung folgt.

Neues
Hannoversches Magazin.
14tes Stück.
Montag, den 15ten Februar 1808.

Beschreibung und Geschichte der Stadt Osterode.

(Größtentheils nach handschriftlichen Quellen bearbeitet)

(Fortsetzung.)

Fünfter Abschnitt.

Von der Stadtschule.

(Cap. 48.) Sie entstand 1420 mittelst eines Privilegs Herzog Friedrichs, seines Vetter Erichs, und seines Sohnes Otto, wodurch die Stadt mit der Schule belehnt wurde. Anfangs war sie klein, und bestand nur aus einem Schulmeister und Collegen; verbesserte sich aber bald so, daß 1578 eine eigene Schulordnung gemacht wurde. Dieser gute Zustand wurde durch die Uneinigkeit der Collegen unter einander sehr behindert, so daß sich der Rath ins Mittel legen, dieselbe schlichten, und sich vorbehalten mußte, jährlich jeden Collegen von neuem anzunehmen, und die unruhigen zu entfernen. Daher findet man noch bis diese Stunde im Cämmereiregister unter der Rubrik der Ausgaben bei den Schulcollegen die Ausgabe von jährlich 1 Rthlr. Annehmungsgeld. Doch wurde 1582 dem Rath verwiesen, daß er seinen Weinschenken, der seines Handwerks ein Schuster gewesen, zu einem Schuldiener angenommen. Zum Besten der Schule ward 1655 eine Buchdruckerei durch Martin Vogel und Christian Trabeth angelegt, (die aber bald wieder eingieng.) Die Schule hatte ihre Scholarchen, einen Rector, Conrector, Subconrector und Quintus. Der erste Rector nach der Reformation war der Prediger Johann Sinderam. Verbunden mit der Schule ist ein Singechor. (Diese Schule ist in dem vorigen Jahre von Grund aus neu organisirt, und wird die neue Einrichtung und Reformation derselben bald öffentlich bekannt gemacht werden.) a)

O Sechs-

a) So sind auch zum Besten der studirenden Stadtkinder 1734 zwei Freitische für 104 Thaler zu Göttingen auf Aufforderung der Regierung bestellt. Obgleich

Sechster Abschnitt.

Regierungs-Verfassung.

I. Von dem Rathhause.

(Cap. 44. Polizei und Stadtregiment.) Das Rathhaus ist 1388 erbauet, und vor Alters das **Nordhaus** genannt, 1545 abgebrannt, und 1552 wieder erbauet. (Daher lieſt man auch an der Ecke die Worte:

Anno. dni. 1552.

Es hat vorn eine Vorlaube, welche die von beiden Seiten herausführenden Treppen bedeckt. An der Thür hängt ein großes Messer, als ein signum omnimodae jurisdictionis.)

II. Von dem Stadtregiment.

Das Stadtregiment theilte sich vor Zeiten in den alten, oder regierenden, und neuen, oder stillsitzenden Rath, von denen jeder zwölf Personen, mithin überhaupt vier und zwanzig enthielt. Diese wurden 1655 auf sechszehn reducirt. An der Spitze jedes Raths stand ein Bürgermeister. Diese wechselten jährlich in in der Regierung, und nur in dringenden Zeiten ward auch der nichtregierende Rath mit berufen. Die übrigen Aemter waren unter die Rathsherrn vertheilt. Unter denselben waren die des Cämmerers, dem die Viermänner zugeordnet sind, und die des Bauherrn perpetuirlich; die übrigen, als das Weinamt, Forstamt, Sägemühlenamt, Mühlenamt, Feueramt und Haberamt wechselten ab. (Jetzt ist nur Ein Rath und Ein Bürgermeister bestellt.) 1529 ist dem Rath wegen der ofterwähnten Mordthat des Bürgermeisters Freyenhagen ein Schultheiß an die Seite gesetzt, damit er Acht auf ihn habe. Dieser hat eine doppelte Eigenschaft, als Beisitzer im Rath, und als fürstlicher Amtmann. Schultheiß und Rath sind demnach pro uno corpore zu halten, daher auch einige Bürgermeister zugleich das Schultheißenamt geführt.

Der Rath hatte mit dem Schultheiß omnimodam iurisdictionem. Ausgenommen:

1) in offenen Jahrmärkten ist nach dem Vergleich von 1529 mit Her-

gleich die Cämmerei befugt war, in dem Fall, daß sich kein Stadtkind dem Studiren widmete, das Geld bis dahin einzuziehn; so hat dennoch der Magistrat edel genug gedacht, in solchen Fällen die Freitische an Nichtstadtkinder zu verleihen, wenn dieselben nur der Absicht dieser Stiftung gemäß angewandt werden. — Noch ist Behuf der Studirenden ein Stipendium von 72 Thaler 4 mgr. Cassengeld vorhanden, welches aus dem Legat eines Privatmannes herrührt, und sich nicht auf Stadtkinder beschränkt, welche jedoch billiger Weise einen Vorzug haben.

Herzog Philipp, dem Rath allein zuständig, die Verbrecher einzuziehn, und nach abgezahlter Geldstrafe gegen eine Urphede loszugeben, und alle andere actus voluntariae ac contentiosae iurisdictionis auszuüben.

2) hat auch der Rath allein die Geschosse, und Anlagen auf vorfallende Fälle zu ordnen, zu erhöhen und zu mildern.

Die Jurisdictionsgränzen des Raths sind überhaupt theils nach den Stadtmauern und deren Gerichtsbarkeit bestimmt, theils insbesondere durch den Receß von 1627, und noch mehr durch die Vergleichsdeclaration vom Jahr 1647.

Das Stadtgericht wird von dem Landrichter im Namen des Landesherrn gehegt, und ist mit zwei Rathspersonen und zwei Procuratoren besetzt. „Und haben die Rathsstuben, und das Gericht concurentem iurisdictionem.“ (Der Schultheiß hat dann als Mitglied des Senats ein Votum, weil er zugleich die Rechte des Landesherrn conserviren soll. Außer dem Bemerkten handelt der Rath selbstständig, und ohne Theilnahme des Schultheißen in allen Wahlsachen, mit Ausnahme der Wahlen der Unterbediente. So wie er nämlich Prediger und Schullehrer erwählt, so erwählt er auch alle und jede seiner Mitglieder, und zwar in der Maaße, daß jedes Mitglied den vorgeschriebenen Wahleid feierlichst abschwört, sodann die Competenten zur weitern Wahl aufgestellt werden, von diesen per schedulas drei auf die engere Wahl gezogen, und aus diesen dreien auf gleiche Art einer erwählt wird. Das Wahlprotocoll wird sodann mittelst eines Berichtes der Landesregierung zur Bestätigung des Erwählten überreicht. Auf gleiche Weise werden sämmtliche Schulcollegen erwählt; die ersten derselben dem Consistorio zur Confirmation, der Infimus, der Schulmeister zu St. Marien, und die Mädchenschullehrer dem Superintendenten zur Prüfung angezeigt, welcher letztere darüber dann berichtet.

Die schon vor Alters vorhandenen Aemter im Rath sind: **das Amt des Bürgermeisters, das Syndicat, Secretariat, Bauamt, Cämmereiamt, Forstamt und Servisamt.** Alle vorherigen Aemter, welche sich blos auf ökonomische Angelegenheiten bezogen, gehören jetzt zur Cämmerei. Das Forstamt, als zu welchem zwei Senatoren als Forstherrn gehören, beschäftigt sich mit dem Forsthaushalt, das Bauamt mit den öffentlichen und Privatbaungelegenheiten, in so fern letztere öffentliches Interesse haben. — Das ganze Collegium nimmt an allen öffentlichen Verhandlungen Theil, so wie auch an Justizsachen, welche in pleno zu verhandeln sind. — Der Magistrat hat iuris-

risdictionem omnimodam über alle in dem Jurisdictionsbezirk befindlichen Bürger und Einwohner; daher auch Criminaljurisdiction (altam et bassam). Nur in wichtigen Criminalfällen, bei denen es auf Haut und Haar ankömmt, verschickt er die Acten auf eine Facultät zum Spruch. Das Urtheil wird sodann in deren Namen concipirt und publicirt. Ehe jedoch dasselbe vollzogen wird, werden die Acten an die Landesregierung eingeschickt, weil der Landesherr das Begnadigungsrecht hat: es mag Lebensstrafe, oder öffentliche Arbeitsstrafe enthalten.

Die Gränzen der Jurisdiction sind durch Steine und Pfähle bestimmt, auch der ehemalige Streit über dieselbe dahin entschieden, daß dem Magistrat die Untersuchung und Cognition in allen persönlichen Klagen, wenn auch deren Gegenstand Grundstücke sind, welche außerhalb den Gränzen liegen, zustehe; jedoch solle die Klage ebenfalls beim Amt Osterode anhängig gemacht werden können. Mithin hat Stadt und Amt in diesem Falle Jurisdictionem concurrentem. Verfügungen außerhalb den Gränzen der Stadt werden durch Requisitorialen veranstaltet. Die Residenz, die sonst die Fürsten auf dem jetzigen Amt hatten, bewürkte, daß ein gewisser District den Namen und die Eigenschaft des Burgfriedens erhielt, über welchen das Amt das Privilegium der Execution in allen Privatsachen besitzt, ob er gleich im unbestrittenen Bezirk der Stadtjurisdiction belegen ist; so daß, wenn die Klagen beim Stadtrath angebracht und entschieden sind, das Amt Osterode jedoch stets requirirt werden muß, die Execution vollziehen zu lassen. Ist aber die Rede von bürgerlichen Abgaben und deren Beitreibung, so hat der Magistrat das Recht, diese zu vollstrecken. Freiwillige Veräußerungen, die nach dem Willen des Eigenthümers öffentlich geschehen, können auf dem Rathhause ohne Widerspruch, in Rücksicht der Besitzungen im Burgfrieden, und der außerhalb der Stadt befindlichen bürgerlichen Grundstücke vorgenommen werden.

(Cap. 45. Von den Rathsgliedern und Bedienten.) Die Stadt Osterode hat vor Alters einen Schreiber gehalten, nachher zwei, denen ein Cämmereischreiber beigezählt wurde. Nachher ward noch ein Syndicus erwählt.

(Cap. 46. Von den Viermannen.) Die Gilden wollten anfänglich mit regieren, und beschuldigten den Rath immer einer schlechten Administration. Daher erbaten sie sich 1493 von dem Landesherrn die sogenannten Viermannen, für welche eine besondere Stube auf dem Rathhause eingerichtet wurde. Auch sollten dieselben die Schlüssel zu den Privilegien und Intraden haben, und der Rath sollte sich immer melden, wenn er etwas suchte. Wollten hingegen die Gilden

etwas

etwas vom Rath erlangen, so sollten sie es durch die Viermannen suchen.

(Cap. 47.) Der **Gilden** sind aber zehn, die Schuster, Schneider, Schmiede, Krämer, Knochenhauer, Bäcker, Leineweber, Kürschner, Kleinbinder und Tischler, deren jede ihre besondern Privilegien hat. Sonst existirte auch noch eine Wollenwebergilde. b) Die Gilden wurden Anfangs mit zum Rathschlage gezogen, doch ist dieses 1529 verboten.

Siebenter Abschnitt.

Von der Polizei.

(Cap. 48. Von der Schützengesellschaft. Cap. 49. Von den löblichen Ordnungen und Gewohnheiten.) Nebst einer Feuerordnung und Nachtwache sind drei Feuerteiche angelegt, auch zur Verhütung der Feuersgefahr jede Flachsarbeit in der Stadt verboten. Auch ist, um einen entstandenen Brand baldigst zu dämpfen, ein Bach Apenke (open Beeke) durch alle Gassen geleitet.

(Cap. 50. Von Armenordnungen.) Zum Besten der Armen wird am grünen Donnerstage eine Spende vorgenommen, welche von Zinsen herrührt.

(Cap. 51. V. d. Hochzeitshause.) 1653 ist für die Bürger, welche Hochzeiten und weitläuftige Schmausereien anstellen müssen, ein Hochzeitshaus erbauet. Denn sonst haben dazu vier oder fünf Häuser zusammengenommen werden müssen, welches denn sehr lustig gewesen. Die Hochzeiter brauchen blos Essen und Trinken anzuschaffen, das Tischgeräthe finden sie dort. Zugleich ist es das Wirthshaus und die Wage.

So ist auch auf dem Kohlmarkt ein Meßhaus zur Maaße des Korns angelegt, und die besondere Verfügung getroffen, daß an Markttagen eine Fahne ausgesteckt wird. Ehe dieselbe hereingezogen wird, darf kein Fremder etwas kaufen. (Das Meßhaus ist jetzt abgerissen, und wird in den Häusern am Markte gemessen.)

(Cap. 52. Von den Vorstädten.) Alles dieses gilt auch von den Vorstädten, deren Einwohner gleiche Rechte mit den Bürgern haben. (Nur dürfen sie nicht selbst brauen, ob sie gleich Braugerechtigkeiten kaufen dürfen. Dann sind sie genöthigt, die Benuzzung derselben an einen Brauer innerhalb der Ringmauer zu verkaufen.)

(Cap. 53. Von den Einwohnern.) Eben so darf kein Bürger ohne Wissen und Willen der Obrigkeit einen Fremden zu sich nehmen, oder ihm die Wohnung gestatten. Besonders schwer

b) Ebenfalls sind jetzt die Eimermacher zünftig. S. G. [illegible] §. 36.

schwer ist die Reception der Juden. Auch darf keiner ein unter dem Rath belegenes Gut ohne dessen Consens an einen Fremden verkaufen.

(Cap. 54. Von der Forst.) Die Gränzen der Stadtforst sind 1513 durch Herzog Philipp folgendermaßen bestimmt: c)

„Von den schlaggen, die da liegen in der Söse von der kleinen Schacht an dem Rücken anzugehende auf der Höhe her zwischen der kleinen und großen Schacht heraufwärts bis an den Acker, wieder vor dem Acker nieder Osterodewärts, und nach den Geißköppen bis an den nassen Weg nieder bis uff dem Dregestieg, den Dregestieg nieder bis an den Mittelweg, den Mittelweg nieder zu Feldwärts auß, für den Eichholz nieder bis uff die Söse, von der wieder an die vorbenannte schlaggen für der kleinen Schacht."

Die Stadt hat nicht die Jagd, sondern bloß das Strafrecht gegen die Holzverwüster, weswegen der Rath auch Forstherrn, Förster und einen Forstknecht bestellt. Wendt sagt bei dieser Gelegenheit:

„ich halte drey Wind- und Jagdhunde. Wenn ich einen Hasen haben will, lasse ich einen Hund, welcher heisset Kopfstück, los. Will der ihn nicht fangen, so lasse ich einen andern, der heisset anderthalb Kopfstück, darauf gehen, kann der auch nichts ausrichten, so muß der dritte fort, der heisset zwey Kopfstück, der bringet ihn gewiß."

Die ehemaligen Forstgerichte sind aber in Abgang gekommen. d) Ferner hat die Stadt die **Huth** und **Weide**, und hat sich in derselben, aller Widersprüche ungeachtet, manutenirt. Gleichwie Osterode in vier Quartiere (**Schild**, **Rollberg**, **Neustadt**, **Kohlmarkt**) getheilt wird, so hat auch jedes Quartier seinen Hirten und seine bestimmte Huth, wenn nicht die Koppelweide eintritt.

(Cap. 55. V. d. Brauwerk.) Die Stadt hatte schon 1239 die Braugerechtigkeit. 1547 wurde der erste Broyhan gebrauet, und 1599 eine

c) Der Harzforst enthält, nach Gatterer, 3549 Morgen, 46 Ruthen, der Uehrderforst 383 Morgen, 31 Ruthen, den Morgen zu 160 Quadratruthen gerechnet.

d) Hier hat Wendt Unrecht; im Gegentheil werden selbige bis diese Stunde, und jährlich mehreremal gehalten; so daß selbst die Herrschaft genöthigt ist, die Forstverbrechen der hiesigen Bürger in ihrer Forst dem Magistrat zur Untersuchung vorzulegen.

eine Brauordnung verfaßt. Königin Christine von Schweden liebte das Osteröder Bier so sehr, daß sie den Landdrosten Bodo von Hodenberg ersuchte, ihr einen Osteröder Braumeister nach Schweden zu schicken.

(Cap. 56. Freie Jahrmärkte.) Die Stadt hält vier Jahrmärkte, von denen der eine uralt, der zweite von Otto Puer, der dritte 1549 von Philipp, und 1617 der vierte von Christian concedirt ist. Sie fallen folgendermaaßen:

der erste den Sonntag post Margarethae auf der Neustadt,
der zweite den Sonntag post Michaelis auf dem Kohlmarkte,
der dritte den Sonntag post Elisabethae auf dem Schilde,
der vierte den Sonntag post Lactare auf dem Kohlmarkte.

(Der Schluß folgt.)

Ein Wort an meine theuren Mitschwestern.

Der Aufsatz in dem 2ten Stücke des Hannoverschen Magazins von diesem Jahre, betitelt: „Gedanken am letzten Abend des 1807ten Jahrs," gab die Veranlassung zu einigen Ideen, welche vorzutragen Sie mir erlauben werden.

Wenn in dieser bedrängten Zeit so mancher Hausvater trübe gestimmt ist, und seine Gesundheit unter den gramvollen Empfindungen seines Gemüths zu wanken droht — und wenn, um jene Stimmung zu erheitern, die sorgsame liebreiche Gattin, und gute Töchter, sich bemühen, die einfachen häuslichen Freuden aufzusuchen, zu vermehren, und um den Gatten und Vater zu versammlen, während sie gern den kostspieligen Vergnügungen entsagen, um durch diese Ersparniß in den Ausgaben seine Sorgen zu erleichtern; sollten nun nicht eben diese Gattinnen und Töchter, (und ich habe zu viel Achtung für mein Geschlecht, um deren nicht auch viele vorauszusehen) zu einigen Aufopferungen bereitwillig seyn, welche ganz dazu geeignet sind, zu ihrem Endzweck mitzuwirken?

Vor längern Jahren entstanden in mehreren Gegenden Deutschlands Societäten, um die tiefe Trauer zu schaffen, welche damals so vielen Aufwand verursachte. Wie? wenn in dem jetzigen Zeitpunkte deutsche Frauen und Mädchen sich verbündeten, und sich anheischig machten, sich Ein Jahr mit dem gegenwärtigen Bestande ihrer Garderobe zu begnügen — und auch eben so

lange

lange den Ankauf der kostbaren Artikel des Putzes, als Spitzen, Halsschmuck u. dgl. zu unterlassen?

Möchte dieser hingeworfene Gedanke von einigen aus Ihrer Mitte zu einem Plane aufgefaßt, vielleicht erweitert — und von einer zahlreichen Menge unterstützt, zur Ausführung gebracht werden!

A. K. S.

Etwas für Oekonomen.

In Paris hat man die Entdeckung gemacht, aus Weintrauben rohen Zucker (Moscovade) zu ziehen, woraus sich ergiebt, daß eine beträchtliche Menge Zucker auf diese Art gewonnen werden kann, wie auch, daß diese Masse sich in weißen Zucker verwandeln lasse. Die Gesellschaft des Gers-departements stellte sehr genaue und sorgfältige Untersuchungen hierüber an, und der Erfolg derselben war nicht nur für ihre Bemühungen belohnend, sondern übertraf auch ihre Erwartungen.

Die Methode des Bürgers Watin, einen Alkoholfirniß zu Tafelwerk und andern hölzernen Geräthen zu verfertigen, ist folgende: Man gießt in ein gläsernes Gefäß 20 Unzen Alkohol, und schüttet 8 Unzen Sandarack und 2 Unzen Platt- oder Schellack hinein. Wenn sich alles aufgelöst hat, so setzt man noch 6 Unzen venetianischen Terpentin zu. — Sollen nun die Möbeln und andere hölzerne Sachen von diesem Firniß eine rothe Farbe erhalten, so nimmt man mehr Gummilack, und setzt auch etwas Drachenblut hinzu.

Sinngedicht.

Jutta in Ps.

Die alte Jutta zeigt in ihrer Tracht
Der jüngsten Mode Pracht;
Das Auge wird dadurch erfreut,
Wie durch das Sternenkleid
Der Winternacht.

G. F. K.

Neues
Hannoversches Magazin.

15tes Stück.

Freitag, den 19ten Februar 1808.

Beschreibung und Geschichte der Stadt Osterode.

(Größtentheils nach handschriftlichen Quellen bearbeitet)

(Schluß.)

Achter Abschnitt.

Von merkwürdigen die Stadt betreffenden Begebenheiten.

I. Kriegsschäden.

(Cap. 57-59.) Im dreißigjährigen Kriege hat Osterode verhältnißmäßig wenig gelitten.

1626 begehrte Herzog Georg von Lüneburg, daß die Stadt 200 Mann vom Colloredischen Regiment einnehmen möchte. Als aber dieses Bürgermeister und Rath unter dem Vorwande, daß ihr regierender Herzog Christian von Celle es ausdrücklich verboten, ablehnten, so ließ er es dabei bewenden, und wurden hierauf von der Stadt selbst, zu desto größerer Sicherheit, 100 Mann angeworben.

1627 wurde die Stadt durch eine Räuberbande, die Harzschützen, angegriffen, welche aber durch einen Ausfall zurückgeschlagen wurden.

1632 berannte Graf **Merode** vom Pappenheimischen Heer die Stadt, ließ Mörser und Geschütz aufführen, und verlangte 40,000 Thaler Contribution. Da alle Vorstellungen ihn nur erboster machten, so rückte er ein, sperrte den Rath und die Prediger in die Johanniskirche, und verlangte von den Bürgern 6000 Thaler, unter der Drohung, daß er sie im Weigerungsfall wolle niederhauen lassen. Wie er aber endlich sah, daß er unmöglich Geld bekommen konnte, so war er mit 1200 Thalern zufrieden, zernichtete noch beide Vorstädte, und zog ab.

1637 forderte der Schwedische Generalfeldmarschall **Leslie** Steuern, und da diese nicht berichtigt werden konnten, so schickte er den Obersten Brossard ab, welcher die Vorstädte plünderte, und 3400 Thaler forderte. Nach vielen Drangsalen erhielt er 2200, und nahm den Land-

drost, Herrn von Dannenberg nebst dem Regierungsrath Hund mit sich als Geisseln.

(1641 soll Osterode nach **Leopold Steins** Chron. Ms. ausgeplündert seyn, von wem? weiß man nicht. a) Auch in der neuesten Occupation durch die Französischen Truppen hat die Stadt außerordentlich, und mehr als die andern umliegenden Städte gelitten. b)

II. Brandschäden.

(Cap. 60.) Diese sind sehr häufig gewesen. So brannte 1425 die Judenstraße, 1492 der Rollberg, 1508 die Johannisvorstadt, 1545 in der Nacht Aegidii die ganze Stadt bis auf 28 Häuser, und das Jacobikloster ab.

III. Wasserschäden.

(Cap. 61.) Die Söse, die so gering im Sommer scheint, thut oft durch das anschwellende Wasser vielen Schaden, und hat mehrmals die massive Brücke am Johannisthor weggerissen.

IV. Theuerung.

(Cap. 62. Theuere Zeiten waren 1317, 1440, 1448. In diesem Jahr waren durch die Belagerung des Schlosses Grubenhagen die Felder so ruinirt, daß ein Malter Korn 8 Schillinge, Haber 6 Schillinge, ein Fuder Heu 26 Schillinge Göttingisch kostete. 1460 kostete ein Malter Rocken 4 mgr., Weizen 8 mgr., ein Fuder Heu 16 ggr. 1472 war auch Getreidemangel, indessen war der Wein so gut gerathen, daß die Tonne 4 Pfennige galt. 1530 galt der Malter Rocken 30 Osteröder Mark.

V. Pestilenz und Seuchen.

(Cap. 63.) Die schlimmsten Jahre waren 1348, 1349, 1350, 1450, 1454, 1484, 1580, 1626, 1647. So war auch 1439 ein großes Sterben in allen Landen, daß die Leute nur drei Tage und Nächte schliefen, darnach mit dem Tode rangen bis sie starben.

VI. Uebelthäter und Unfälle.

(Cap. 65.) Bei Gelegenheit einer Anzahl Criminalfälle führt Wendt S. 825. eine merkwürdige Stelle aus uralten nicht mehr vorhandenen Statuten c) an, welche so lautet:

„Van

a) Honemann Alterth. d. Harzes.

b) Eine Erzählung von Drangsalen und der Ursachen derselben s. in Wielands Neuem teutschen Mercur 1805. B. II. S. 306-310.

c) Die neuern Statuten von Osterode hat Pufendorf in Observat. Jur. Univ. T. II. p. 233-267. (ed. Hannover. 1748. 4.) abdrucken lassen.

„Van Vredebröke. cap. 66.
Nu vernömet wie men jo welk Unrecht richten schall. Den Deef sall man hengen, dar de defferie vieff schilling werth ist. Is der auer mie = so geit es öme nicht to hude und hare et en si denne dat he anrüchtig si, edder dat he teken an sek hedde de misdedige Lüde plegen to hebbende, so schal man öne hengen. Unde we pennige verleset, unde de schwaren uth den Riechter tüht, dat is een Deeff."

Neunter Abschnitt.

Von dem Dorfe Uhrda.

(Cap. 66.) Dieses wurde zuerst von den Herrn von Uhrde besessen, und daher findet man 1290 einen Gotefrid de Uderde. d) Darauf haben es die Herrn von Medem besessen. Der letzte derselben, Ludolf, vermachte es seiner Frau Beate als Leibgedinge, und diese verkaufte es 1417 an den Rath zu Osterode, welchen Kauf Herzog Otto bestätigte. Dem zufolge verrichtet der Rath die actus meri imperii, nemine contradicente, darin, und hat auch das Patronatrecht über die dortige Kirche. (Das Dorf ist klein, und hat Mangel an Wasser. Auch die Kirche ist klein, finster, und ohne Orgel. Sie ist wahrscheinlich 1552 erbauet, wie die Jahrszahl in der Kirchfahne beweißt. Doch steht auch über der Kirchthür das Osterödische Stadtwappen, nebst

1652.

A. H. B.

und an der Kirche

C L B. B. H.

B I I M M

1741.

eingehauen, welches vielleicht von Reparaturen zu verstehen ist. Auf dem Wege nach dem dreiviertel Stunden davon entlegenem Osterode bemerkt man noch einen mit einem Kreuze bezeichneten Stein, welcher einen vom Bliz erschlagenen Schäfer deckt.)

Zehnter Abschnitt.

Von der alten Burg Osteroth.

Wendt erwähnt ihrer nur beiläufig. Da sie aber eine der vorzüglichsten Merkwürdigkeiten der Stadt ist, so werden folgende Nachrichten von ihr vielleicht nicht ganz unangenehm seyn. — Sie liegt auf einem Hügel des Johannisthors, und hängt grauenerregend in die Stadt hinein. Die vorzüglichste Ruine ist ein halbeingefallner Thurm, dessen Mauern die

d) Auch die Herren von Wenden besaßen Lehn daselbst. (Braunschw. Anz. 1747. St. 31. S. 734) — um das J. hr 1356 Uhrde enthält 7 Meyerhöfe, und über 100 Einwohner. 1308 kömmt Hermanus famulus dictus de Uderde als Zeuge vor. Braunschw. Anz. 1746. S. 415.

die enorme Dicke von 8 Fuß haben. Er enthielt, nach den noch vorhandenen Spuren, 5 Stockwerke übereinander. In dem zweiten derselben findet man einen engen gewölbten Gang, welcher mittelst zweier Stufen in die Wandmauer hineinführt, und zu einem Abtritt geführt zu haben scheint. Der Thurm ist rund, nicht viereckt gewesen, wie man aus Merians Abbildung von Osterode schließen könnte. Außer einigen halb eingestürzten Kellern findet man noch die Grundmauern der Gemächer und Gebäude, unter welchen man die Münzgebäude erkennen will. Dieser sind vier bis fünf. Das Ganze war mit starken Mauern und einem breiten Graben umschlossen, dessen Spuren in Gärten verwandelt sind. Oben wuchern Dornen und Disteln, und die Burg trägt die Kennzeichen einer gewaltsamen Zerstöhrung, nicht der langsamen Verwitterung an sich. Die Mauern sind aus Bachkieseln und Flußgeröllen erbaut, welche auf eine kunstreiche Art rautenweise mit einander verbunden sind. Der Thurm soll ehemals eine hohe Spitze gehabt, und zu dem Sprüchwort Gelegenheit gegeben haben: **daß dich der Teufel über Osterode führe.** e) Ehemals soll das Schloß in der Mitte der Stadt gelegen haben, welches aber unbegreiflich ist, und vielleicht von dem andern fürstlichen Schlosse, jetzt dem Rathhause, zu verstehen ist. Im Jahr 1332 war es noch in gutem Zustande. f) Eine alte Tradition soll von demselben in Schwange gehn, welche neuerlichst g) romantisch erzählt ist; deren Existenz mir aber unbekannt ist. Wann es erbauet ist, h) ist zweifelhaft; die meisten schreiben seine Erbauung dem Herzog Bruno im Jahr 813 zu. Heinrich der Löwe soll oft daselbst gewesen seyn. Dann erhielten es die Grafen von Lutterberg, und schrieben sich oft von diesem ihrem Schlosse Herren **von Ost-roth;** von denen man oben mehreres finden kann. Von denselben ist besonders **Basilius von Osteroth** öfters erwähnt, wie die oben angezogenen Urkunden ergeben. — 1203 wird es als Eigenthum Kaiser Otto IV. angeführt. i) — Das Wappen der Herren von Osteroth waren drei schwarze Rauten im silbernen Felde. Ihr Geblüt soll noch in den heutigen Gra-

e) Honemann Th. I. S. 15.

f) Leukfeld Antiq. Poeld. C. 24. §. 3. 4. 5. 6.

g) Vom Dr. Borbek in W. Aschenberg Taschenbuch auf 1806. für die Gegenden des Niederrheins. S. 171 — 196.

h) Es soll aber an die Stelle des alten Ostartempels erbauet seyn, si fabula vera.

i) Orig. Guelf. T. III. p. 628.

Grafen und Herren **Reuß** vorhanden seyn, welche vormals das ganze Osterlandische Voigtland inne gehabt. k) Weiter entfernt von der Stadt liegen die Trümmer der **Staufenburg**, des **Lichtensteins**, und der **Windhäuserburg**.

Eilfter Abschnitt.

Von einigen Naturmerkwürdigkeiten.

Hierher gehört außer dem obenerwähnten Gesundbrunnen der **Klinkerbrunnen**, eine Stunde von der Stadt auf dem Wege nach dem Dorfe Schwiegershausen gelegen. Er besteht in einer tiefen Höhle, welche einen engen Eingang hat, und von deren Decke Wassertropfen in die Tiefe fallen, welche ein klingendes Geräusch machen. l)

Außer demselben sind noch die sogenannten **Teufelsbäder** oder **Teufelstümpfel** merkwürdig, welche sehr tiefe Teiche sind, die wahrscheinlich aus Erdfällen, die sich überhaupt in Osterode sehr häufig zutragen, entstanden sind.

Sonst war der Osteröder Marmor sehr bekannt, und wurde zu mancherlei Sachen, besonders zu Tischplatten verarbeitet. Es giebt deren sechs Sorten, weißlichten mit leibfarbigten Strichen und Flecken, dunkelgrauen mit weißen Tüpfeln, schwarzen, weißen, gelben mit rothen und dunkelgrauen Flecken, und weissen mit aschgrauen Adern. m)

Noch merkwürdiger ist das, eine halbe Stunde von der Stadt ausgegrabene Elephantenskelett, und die Fischabdrücke in den Osteröder Vitriolschiefer, von denen **Leibnitz** in seiner Protogäa einige abbilden ließ. n) So sind auch auf den dortigen Gypsfelsen, der **weiße Stein** genannt, welchen **Trebra** in seinem Werke über das Innere der Gebirge so meisterhaft abbilden ließ, viele vorher unbekannte Cryptogamen und Moose gefunden. —

Sed iam tempus equo fumantia
solvere colla.

k) Schneider Saxon. vetus. p. 230. 31.

l) S. außer Ritter am angef. Orte **Rohr** Merkw. des Oberharzes.

m) S. außer Ritter und **Rohr**, **Lasius** Betrachtungen über die Harzgebirge. Th. 1. S. 233.

n) S. F. E. **Brückmanni** epist. itin. 29. Centur. II.

M. u. S.

Noch

Noch eine Beantwortung
der im 90sten Stück dieses Magazins vom vorigen Jahre geschehenen Anfrage: Wie und unter welchen Umständen kann das jetzt fast allgemein zur Mode gewordene Haarabschneiden der Gesundheit nachtheilig werden?

Die Natur versah den Kopf des Menschen mit Haaren, theils um ihn zu wärmen, theils ihn zu zieren. Sie verbindet, wie wir überall wahrnehmen, das Nützliche mit dem Schönen.

Da nach Einführung der Mode, das Haar à la Titus zu tragen, eine mehrjährige Erfahrung bei einiger Aufmerksamkeit uns hinlänglich hätte überzeugen können, daß das Abschneiden der Haare, ohne anzuwendende Vorsicht, Kopfweh, Rheumatism, blöde Augen und dergleichen Uebel zu verursachen im Stande ist, so hätte man billig hier mehr dem Hauptzweck der Natur nachzukommen suchen, als dem tyrannischen Gesetze der Mode ohne alle weitere Rücksicht folgen, und dem Haare nicht völlig die Kürze geben sollen, welche jenes gebieterische Gesetz vorschreibt. Wenn man indessen einmal übereingekommen ist, der herrschenden Mode dieses Opfer zu bringen, und der daran gewöhnte Geschmack unserm Auge einen Tituskopf mit langen Haaren als sehr häßlich darstellt; so ist es doch wenigstens rathsam, eine solche, der Gesundheit leicht nachtheilig werdende Mode so unschädlich als möglich zu machen. Es giebt allerdings Männer und Greise, deren Köpfe mit Haaren sehr spärlich bedeckt, ja einige, die fast gänzlich davon entblößt sind. Aber so wie die Natur an Vieles nach und nach sich gewöhnen läßt, so scheint diese Blöße, durch die Zeit allmählich hervorgebracht, denn auch hier ohne Nachtheil zu seyn. Aber man findet doch auch immer Einzelne, die mit beständigem Kopfweh behaftet sind, und wiederum Andere, welche zu Zeiten eine gewisse Schwäche oder Gedankenlosigkeit empfinden, welche Uebel oft einzig und allein durch Bedeckung des Kopfes mit einem Käppchen oder einer Perücke gehoben werden.

Nachtheilig kann das Haarabschneiden allerdings werden, wenn die dadurch verursachte Veränderung auf einmal zu groß wird, oder wenn man aufs Wetter und den Zustand des Körpers gar keine Rücksicht nimmt. Denn da die Haare einen sehr reichhaltigen Wärmestoff enthalten, und durch ihre Länge und Menge der Kopf in einem sehr warmen Zustande sich befindet, so kann das Abschneiden derselben, besonders wenn sie dadurch den äußersten Grad von Kürze erhalten, wegen plötzlicher Veränderung oft von sehr nachtheilicher

licher Wirkung für den Kopf, und eine Erkältung von mehreren Monaten die Folge davon seyn. Um dieses zu verhüten, ist anzurathen, das Haar immer in einer gleichen Länge oder Kürze zu erhalten, und daher im Sommer es alle 3, höchstens 4 Wochen, im Winter aber, wo das Haar weniger schnell wächst, es alle 4 bis 5 Wochen schneiden zu lassen, und dazu denn, wo möglich, einen Tag zu wählen, an dem der Wind nicht zu heftig, und die Luft nicht zu rauh ist. Merkt man aber das geringste Rheumatische im Kopfe, oder an den Augen etwas Röthe u. dgl., so wäre es gänzlich zu widerrathen, höchstens dürfte alsdann nur so wenig abgeschnitten werden, daß es keine merkliche Veränderung im Gefühl verursachen könnte. Eben dieselbe Vorsicht möchte ich auch bei den Kindern anzuwenden wohl empfehlen. Ob die Kinder im Allgemeinen beim Haarabschneiden nicht noch empfänglicher wie Erwachsene für Erkältungen seyn dürften, wage ich als Nichtarzt nicht zu bestimmen. Einige sind der Meinung nicht, weil sie ihren Kindern die Haare gern kurz abscheeren, und sich von einzelnen Beispielen einer vielleicht nur scheinbaren Unschädlichkeit dazu bewegen lassen. Bei einem großen Theile der Kinder sind die Haare nur dünn, der Kopf hat nur eine geringe Bedeckung, und ist daher gewissermaßen an die Luft gewöhnt. Das Abschneiden derselben, welches der Dünnheit wegen nur unbedeutend seyn kann, verursacht also keine große Veränderung. Wieder Andere können Husten, Schnupfen und blöde Augen haben. Die Mütter oder Verwandte geben sich aber nicht die Mühe, über die Ursache des Entstehens weiter nachzudenken, sie ahnen es auch wohl nicht einmal, diese im Abschneiden der Haare finden zu können. Uebrigens sind denn auch sehr viele Mütter so vernünftig, und lassen den Kindern ihre Haare nicht so kurz schneiden, wie bei den Erwachsenen zu geschehen pflegt, und daher sind wohl die Beispiele von Erkältungen bei Kindern seltener als bei Erwachsenen. Dieses ungekünstelte Zwanglose in den Haaren der Kinder, diese, ohne alle Rücksicht auf Mode, gewählte Länge derselben finde ich nicht allein vernünftig, und ihrem Alter angemessen, sondern auch doppelt wohlthätig für sie. Es sichert vor Erkältungen und befördert die Reinlichkeit. Ueberhaupt wird durch diese Leichtigkeit, mit der jetzt die Köpfe der Kinder reinlich gehalten werden können, sicher auch bewirkt, daß man bei weitem nicht mehr so viele mit ausgeschlagenen Köpfen und sonstigen Unreinigkeiten sieht, wie ehemals, da Knaben von 5 bis 6 Jahren schon Zöpfe, und Mädchen in dem Alter ihre Haare in Flechten trugen.

Sollte

Sollte übrigens Jemandem diese hier angerathene Vorsicht im Haarabschneiden unnütz scheinen, vielleicht weil er selbst nie nachtheilige Folgen davon empfunden hat, dem könnte ich aus vieljähriger Erfahrung das Gegentheil beweisen, und ich würde ihn bitten, zu bedenken, daß die Constitutionen der Menschen sehr verschieden sind, daß Manchem eine Sache wohlzuthun, und seinem Körper zuträglich zu seyn scheint, welche einen Andern aufs Krankenlager zu werfen im Stande ist. Auch sind ja nicht alle Zeiten gleich, und die Umstände nicht immer dieselben.

H. Sch.

Ueber den Wurmfraß im Holze.

Der Wurmfraß im Holze entsteht, wenn dasselbe mit dem Safte gefällt und verarbeitet worden, indem es sodann mancherlei Insekten nach sich zieht. Vom Januar bis zur Mitte des Februar ist in dieser Hinsicht die beste Zeit zum Holzfällen. Das gefällte Nutzholz muß aber sogleich von seiner Rinde befreiet, und an einem trockenen, ziemlich luftigen Orte aufbewahrt werden. Bei Verfertigung der Möbeln darf der Splint nicht mit verarbeitet werden, weil derselbe die Holzinsekten gleichfalls stark anlockt. Verstattet es die Farbe des Holzes, so kann man es auch dadurch gegen den Wurmfraß sichern, wenn man dasselbe mit einer Beitze, welche von grünen Wallnußschalen mit etwas Alaun bereitet worden, auf allen Seiten einigemal überstreicht. Die Merkmale, woran man das im Safte gefällte Holz erkennen kann, sind: 1) Es reißt an der Borkenseite, zumal wenn der Splint davon ist, sehr auf. 2) Die Poren sind sehr kennbar. 3) Wenn dieses Holz gelegen hat, so ist es an den Enden zwar braun, unterm Schnitt aber weiß; es schneidet sich auch nicht glatt, sondern ist immer los und locker. 4) Ist es niemals gerade, sondern zieht sich krumm. 5) Ziehen sich die Jahrwüchse in der Sonne auf. — Wenn man Holzwürmer, die Bohr- und Diebkäfer, auch Holzböcke ꝛc. in den Möbeln bemerkt, so fülle man die Löcher mit Salzgeist an, welcher die Insekten sowohl als ihre Brut tödtet. Hiebei wird das Holz so gelegt, daß die Feuchtigkeit hineinfließen kann, und dann neben dem Wurmloch ein Tropfen davon hineingegossen, und derselbe mit einer starken Schweinsborste hineingeleitet, indem man die genäßte Borste öfters in das Loch hineinsteckt.

Neues
Hannoversches Magazin.
16tes Stück.
Montag, den 22ten Februar 1808.

Einige inländische Stellvertreter des gegenwärtig mit jedem Tage theurer werdenden Zuckers.

Noch mehr, wie der Kaffee, verdient, besonders jetzt, der Zukker unsere ganze Aufmerksamkeit, denn man gebraucht ihn nicht allein zum Kaffee oder Thee, sondern auch zur Versüßung mancherlei Getränke und vieler Speisen, zur Arznei und zu mehrern andern Zwecken. Der Zucker ist allen Ständen so sehr zum Bedürfniß geworden, daß die jetzige große Theurung dieses Artikels, bei den gegenwärtigen ausserdem so äusserst drückenden und traurigen Zeiten, jede Haushaltung, von der reichsten bis zu der ärmsten, in eine gleich lästige Contribution setzt. Vorschläge und Versuche, dieser Unannehmlichkeit abzuhelfen, verdienen daher immer unsre Aufmerksamkeit. Man hat bei diesem Aufsatze nur allein die Absicht gehabt, seinen bedrängten Mitbürgern solche inländische Zuckersurrogate wieder in Erinnerung zu bringen und bekannt zu machen, die bereits von erfahrnen Männern, sowohl in diesem Hannoverschen Magazin, als in andern Schriften, wie Stellvertreter des Zuckers vorgeschlagen, sehr leicht und wohlfeil zu haben oder zu verfertigen sind, und bei ihrer verschiedenen Anwendung völlig eben das leisten, wie der ausländische theure Zucker, oder der gleichfalls im Preise steigende, oft verfälschte, und mit Unreinigkeiten geschwängerte Zukkersyrup, ob sie gleich die äussere Gestalt, Farbe und Härte des Zuckers nicht haben, worauf hoffentlich kein Vernünftiger einige Rücksicht nehmen wird.

Der erste deutsche Stellvertreter des Zuckers ist unser jetzt in sehr wohlfeilem Preise stehende Honig. Unter allen Süßigkeiten in der Natur, die jeder, auch ohne im mindesten galant zu seyn, kennt, ist der Honig am brauchbarsten zu diesem Zwecke.

Freilich sagt vielleicht mancher, der nie reinen Honig gekostet hat, den Zukkerhändlern nach, daß er dem Zucker nicht gleich komme. Allein nach dem

Zeugniß derer, die bei der jetzigen Theurung des Zuckers bereits Versuche aller Art mit dem Honig angestellt haben, verdient er bei den mehrsten Speisen den Vorzug vor dem Zucker, und ist besonders dem gewöhnlichen Kochzucker weit vorzuziehen, theils weil er mehr süßt, theils weil er einen angenehmen Geschmack giebt. Das wird allgemein anerkannt werden, sobald man reinen guten Honig anstatt des unkenntlichen Gebräues sehen wird, das man in den Städten oft dafür verkauft, und dann wird man gewiß ein Produkt lieber geniessen, was das Vaterland aus seiner Fülle giebt, als jenes, das erst durch unzählbare christlich-jüdische Hände zweier Welttheile geht.

Verzärtelte Gaumen, denen selbst der reine und angenehme Honiggeschmack nicht so angenehm seyn sollte, wie der Geschmack des Zuckers, können dem Honig diesen ihm eigenen Geschmack auf eine sehr leichte und wohlfeile Art benehmen, und ihn dadurch in Ansehung des Geschmacks dem Zucker vollkommen ähnlich machen.

Hier ist die Vorschrift: — Man lasse den Honig schmelzen, schäume ihn ab, und nachdem er sich gehörig geklärt hat, werfe man fünf bis sechsmal einen großen Nagel oder Stück Eisen, welches man jedesmal vorher auf Kohlen recht glühend gemacht hat, hinein, und schütte zugleich auf jedes halbe Pfund Honig einen Eßlöffel voll Brannteweín. Hierdurch verliert sich der Honiggeschmack gänzlich, und die mit diesem Honig eingemachten Sachen, besonders Kirschen und Johannisbeeren, bekommen nicht nur ein weit besseres äusserliches Ansehen, sondern sind auch weit schmackhafter und gesunder, wie die mit Zucker zubereiteten Confitüren. Mit zwölf Unzen Honig kommt man eben so weit, als mit sechszehn Unzen Zucker, und die mit Zucker eingemachten Sachen kommen noch einmal so hoch, wie die, welche man mit Honig eingemacht hat. — Der Restaurateur Holzen aus Hamburg, der auch mit eingemachten Sachen handelt, hat sich dadurch ein ganz artiges Vermögen erworben, daß er sich zu seinen eingemachten Früchten, Syrupen, Liqueurs, Compoten und übrigen Canditoriewaaren, nicht des Zuckers, sondern des weissen Honigs bedient. — Ein Wink für unsere hiesigen Schweizercanditors!

Schon vor einigen dreißig Jahren that der sel. Herr Hofmedikus Taube in Zelle der dortigen Landwirthschaftsgesellschaft den Vorschlag, Versuche anstellen zu lassen, aus dem Honig ordentlichen Zucker zu gewinnen. Herr Hofmedikus Taube stellte selbst, ohne Erfolg, Versuche hierüber an, und auch in Stade wurde solches probirt, aber nicht mit mehrerm Glück. Durch zwei Theile Puderzucker konnte nur erst der Honig zur Consistenz gebracht werden, und folglich war der gehoffte Vortheil von keiner Erheblichkeit.

Hoffentlich wird indessen die dem Honig fehlende Zuckergestalt keinen Patrioten abhalten, ihn wie Surrogat

des

des theuren Zuckers zu gebrauchen. Wird er aber erst dazu gebraucht, so wird die Bienenzucht, die für die geringe Mühe und Kosten viel reichlicher belohnt, als irgend eine andere ökonomische Unternehmung, noch immer mehr emporkommen, und noch größern Vortheil bringen. Denn, da man nach dem einstimmigen Zeugnisse der erfahrensten Bienenwirthe, nach Abzug aller Kosten und gewöhnlichen Unfälle, bisher den Vortheil zu 100 Procent rechnen können, so muß er jetzt durch den Mangel an Zucker noch beträchtlicher erhöhet werden.

Beim Kaffee und Theetrinken wenigstens könnte auch das so sehr bekannte Süßholz die Stelle des Zukkers vertreten, und dieser dadurch erspart werden. An sehr vielen Orten wächst das Süßholz auf den Köpfen der Weidenbäume, und der Preis desselben könnte sehr wohlfeil seyn, wenn es in Quantität gebauet und gezogen würde.

Das sogenannte **Kraut** oder der **Birnhonig** wird in größern Haushaltungen auf dem Lande und in den Städten Westphalens besonders häufig zur Ersparung des Zuckers und der Butter zum Brodte bereitet. Zur Verfertigung dieses Birnhonigs eignen sich aber nur saftige gewürzhafte Birn mit schmelzendem Fleisch. Diese Birnsorte ist die sogenannte Stuttgarter Geißhirtenbirn, nach Hofrath **Diels** und Pastor **Christs** Büchern über die Obstarten und Obstbaumzucht, auch Rousselette de Stoutgart genannt. Es finden sich daselbst drei Arten vor, welche zur Verfertigung des Honigs vorzüglich sind. Die früheste wird mit der kleinen Muskatellerbirn im Julius reif; eine andere Art gewöhnlich Mitte Augusts, ist von mittlerer Größe, von $1\frac{1}{4}$ bis 2 Zoll Länge, und einen Zoll und darüber Dicke, verdünnt sich gegen den Stiel hin merklich, und bekommt auf der Sonnenseite eine schöne rothe Farbe, die wie mit Pflaumenduft angeflogen ist, und sonst hochgelb aussieht. Die dritte Art unterscheidet sich dadurch, daß sie gewöhnlich Ende Augusts reif wird, und in ihren größten Erscheinungen beinahe noch einmal so groß ist, auch nie so gelb gefunden wird. Diese Birnsorten halten sich nicht lange, und müssen höchstens acht Tage nach dem Abpflücken genutzt werden.

Dieser Birnhonig ist bei dem beinahe jedem zur Hauptnahrung gewordenem Kaffee ein sehr trefflicher Ersatz des Zuckers, auch ausserdem durch seinen mannigfaltigen Gebrauch sowohl größern als kleinern Haushaltungen sehr dienlich, daher er nicht genug empfohlen werden kann. Durch die allgemeine Verfertigung desselben würde man selbst in staatswirthschaftlicher Hinsicht an Wichtigkeit gewinnen, da er viel zur Verminderung der Zuckerconsumtion und Ausfuhr des Geldes beitragen würde.

Der **Karotten**- oder **Möhrensyrup** ist gleichfalls ein besonders

guter Stellvertreter des indischen Zukkers. Auf dem Eichsfelde, in Langensalze, in und um Quedlinburg, im Mecklenburgischen u. s. w. macht man diesen Karottensyrup, und gebraucht ihn nicht nur in der Haushaltung zur Versüßung verschiedener Speisen, sondern ißt ihn auch statt Butter auf Brod geschmiert.

Grotjan in seinem immerwährenden Gartenkalender von 1765 Seite 277 bis 280, und die Coburger Auszüge vom Jahr 1752 Nr. 35. lehren, uns zwar die Bereitung dieses Syrups, allein folgende Bereitungsart ist doch kürzer und besser.

Man nimmt eine Portion Karotten, wäscht solche rein ab, schneidet die Pollen und Spitzen davon, und thut solche, entweder zerschnitten, oder ganz, in einen Sack, nimmt darauf eine Breche, dergleichen man zum Flachsbrechen gebraucht (es versteht sich aber von selbst, daß sie stark seyn muß; die eisernen sind die besten), legt den Sack mit Wurzeln darzwischen, und quetschet vermittelst derselben die Wurzeln dergestalt, daß der Saft in ein darunter stehendes Gefäß laufe.

Man darf den Sack aber nicht zu voll Wurzeln nehmen, denn sonst würde die Arbeit schlecht von statten gehen. Auch muß man das Ausgequetschte in einen besondern Sack thun, um allen Saft der Karotten zu erhalten; denn durch das Brechen bekommt man nicht allen Saft; sondern es bleibt noch vieles zurück. Thut man daher das Gequetschte in einen besondern Sack, und beschwert solchen mit Steinen, so läuft der noch darin befindliche Saft nach und nach heraus. Der Sack muß stark seyn, damit er nicht beim Quetschen zerreisse, und der Saft verunreinigt werde.

Man läßt den ausgepreßten Saft durch ein Sieb in einen Kessel laufen, und ihn alsdann brav kochen. Beim Kochen pflegen einige Unreinigkeiten auf der Oberfläche zum Vorschein zu kommen, welche man mit der Schaumkelle abnehmen muß.

Die Zeit des Kochens läßt sich so genau nicht bestimmen, sondern richtet sich nach der Portion des Saftes. Findet sich nach dem Einkochen des Saftes, daß der Syrup nicht dick genug geworden, so kocht man ihn zum zweiten, auch nochmals wohl zum dritten mal ein, bis er dick und zähe genug ist.

Funfzehn Karotten, welche sechs Pfund wiegen, geben vollkommen ein Quartier Saft; dieser kocht in drei und einer halben Stunde, und der übrig bleibende Syrup beträgt ungefähr ein Drittel Quartier.

Sieht man bei dem Syrup mehr auf den Wohlgeschmack als auf den Vortheil, so wird der Kern der Wurzel ausgeschnitten, und nur die äussere Rinde davon ausgepreßt. Der Kern ist zwar sehr saftreich, aber dabei wässerig, und giebt dem Syrup einen etwas wässerigen Geschmack.

Wenn der Saft so dick eingekocht ist, daß ein Löffel darin steht, und er dun-

dunkelgelbbraun aussieht, so thut man ihn in irdene Töpfe, bindet solche mit einer Blase fest zu, setzt die Töpfe an einen kühlen Ort, und auf diese Weise erhält er sich viele Jahre gut.

Mit diesem Karottensyrup kann man mancherlei Speise zubereiten und angenehm machen, als: Wein- und Biersuppe, allerlei Fische, Fleisch u. s. w. Er leistet eben die Dienste wie Zucker, oder Zuckersyrup, oder wie der Saft von Aepfeln und Birnen.

Die Kräfte und Tugenden der Karotten sind dem Diätisten bekannt; sie sind alten versauerten und verschleimten Magen und verdorbenen Säften überaus zuträglich, daher sie den Kindern nicht nur wider die Würmer dienen, sondern auch überhaupt denen, die zu Verstopfung und zähem Schleim geneigt sind.

Sey es auch, daß die Runkelrübe (Beta vulgaris altissima) sich zur wirklichen Zuckererzielung nicht ganz so tauglich finden läßt, wie Achard und andere uns glauben machen wollen, und daß die auf Runkelrübenzucker zu früh angelegten Siedereien schnell wieder eingehen müssen, so ist doch der Anbau der Runkelrüben für den wahren Hauswirth von sehr großem Nutzen. Nicht gerechnet, daß sie ein ganz vortreffliches Futter für das Hornvieh sind, das die Milch vermehrt und fett macht; so geben sie doch immer einen sehr guten und reinen Syrup zum Hausbedarf, der eben so wie der Karottensyrup die Stelle des indischen Zuckers und Zuckersyrups völlig vertreten kann, und ihr Ueberrest dient noch als Nahrungsmittel für das Hornvieh.

Wer diesen Syrup aus der Rübe bereiten will, der schneide die Rüben in Stücken, stampfe sie, presse den Saft aus, und lasse den Saft nochmals mit lauwarmem Wasser übergiessen, und abermals nach Verlauf von drei Stunden pressen. Dieser Saft stehe nun achtzehn Stunden, damit sich die Stärke absondere, man giesse ihn klar ab, lasse ihn aufsieden, und seihe ihn dann durch wollene Tücher. Nun wird er bei mässigem Feuer eingesotten, mit Kalkmilch versetzt, um die Säure wegzunehmen, mit Blut geklärt, abgeschäumt, nochmals durchgeseihet, und zur Syrupdicke eingekocht. Wer so verfährt, der wird einen vortrefflichen zuckerreichen Syrup erhalten, der ihm als Nebenprodukt so vielen Candis gewährt, wie er mit seiner Familie zum Kaffee, Thee u. s. w. bedarf.

Noch giebt die Runkelrübe ganz vortrefflichen Branntwein und herrlichen Essig, die beide, wenn sie mit Fleiß bereitet sind, dem Weinbranntwein und Weinessig nichts nachgeben. Allein dieser Umstand ists werth, daß sich die Oekonomen mehr mit dem Anbau dieser Rüben beschäftigen, wie bisher geschehen ist, und die solches wollen, denen sind die kleinen Schriften des Kriegsraths K. A. Nöldechen über den Anbau

der

der sogenannten Runkelrübe, 1s und 2s Heft. Berlin, bei Nicolai 1799, anzurathen.

Professor Göttling hält übrigens alle Arten des Mangolds in ihrem Gehalt an Zucker sich fast einander gleich, und sagt, es sey gleichgültig, ob man die rothe Rübe (Beta vulgaris rubra) weisse Rübe oder Mangold (Beta cicla); oder die Runkelrübe (Beta vulgaris altissima) baue.

Der verdienstvolle Herr Commissionsrath Riem in Dresden hat den Runkelrübensyrup auf mehrerlei Art bereitet, und zu seinem Hausgebrauche sowohl, als auch vorzüglich zum Füttern der Bienen eben so gut, wie seinen von ihm erfundenen Malzsyrup angewendet. Dieser Riemsche Malzsyrup ist gleichfalls ein vortreffliches Zuckersurrogat. Herr Riem giebt in seiner Bienenpflege Aufl. 1795. S. 262. eine verbesserte Anweisung, sich für große und kleine Haushaltungen Syrup ohne viele Kosten selbst zu verfertigen. Man nehme drei Pfund oder sechs Hände voll Luftmalz, dörre es vollends auf dem Stubenofen, reibe und säubre die Keime davon, stampfe die Körner gröblich, nicht fein wie Mehl; oder thue sie in einen reinen Sack, und klopfe sie so zwischen zwei Steinen zu Schroot; teige dieses in einem reinen Zuber mit etwas lauem Wasser an, giesse dann vier bis fünf Kannen kochendes Wasser nach und nach darauf, und rühre es mittlerweile und sofort noch eine halbe Stunde um, lasse es zugedeckt noch eine halbe Stunde stehen, giesse das Klare ab, und seige das letzte durch ein Tuch, um die Treber fürs Vieh davon zu sondern. Nun schütte man eine Handvoll fein gestampfte Kohlen hinzu, lasse sie eine Viertelstunde damit kochen, abermals durch eine Leinewand, am besten durch einen Filztrichter klar ablaufen, alsdann das helle Flüssige in einem reinen Gefäße über gelindem Feuer, oder in der Ofenröhre, bis zur Honigdicke einkochen. Das Pfund dieses Syrups wird nicht über 18 Pfennige kommen, und kann zu allem dienen. Wer Confitüren darin einmachen, oder ihn zu Liqueurs anwenden will, der kann ihn vorher wie Zucker mit Eiweißschaum absieden und abschäumen.

Wer solchen Zuckersaft im Grössern machen will, kann nicht nur Luftmalz, sondern auch Malz auf englischen Darren getrocknet, weil das auf Rauchdarren zu braun, und von Rußgeschmack wird, nehmen, es zu Scheffeln schroten, und wie beim Bierbrauen mit lauem Wasser einteigen, dann mit kochendem Wasser extrahiren, das Flüssige in Bierkesseln oder Pfannen mit Kohlenstaube kochen, um es vom Mehlgeschmack zu befreien, dann bis zu zwei Drittel einsieden, durchseigen, und in kleinen Gefäßen bis zur Syrupsdicke, zuletzt bei gelindestem Feuer, abdampfen. So wie man nun von dieser

nur

nur einmal ausgezogenen Flüssigkeit mit gutem Hopfen das beste englische Bier, und aus dem Abgusse der noch einmal mit heissem Wasser übergossenen Treber ein gutes Tischbier, vom dritten Aufgusse und Auskochen der Treber aber Kofend machen kann; so erlangt man auch aus den zum zweitenmal ausgelaugten Trebern einen ordinairen Syrup, aus dem ersten Auszuge aber den delikatesten.

Wie man das Luftmalz in kleinen Portionen bereite, ist so: Der Weizen, oder die Gerste, wird gewaschen, 12 bis 18 Stunden in Wasser eingeweicht, dann abgegossen, und noch einmal frisches Wasser darauf geschüttet, welches nach andern 12 bis 18 Stunden, bis die Körner sich über den Nagel biegen lassen, abgegossen wird. Nun läßt man diese Körner auf einem Haufen von drei Fuß Höhe etwa 12 Stunden liegen, dann 1 Fuß hoch verbreitet, bis der Keim ausfährt, hierauf alle 12, dann alle 6, zuletzt alle 4 Stunden umgearbeitet, und immer dünner gesetzt, bis 2 und 3 Wurzelkeime da sind. Jetzt muß es gleich, damit es nicht in Blattkeime auswächst, dünne an der Luft, wohin keine Katzen kommen, von der Luft getrocknet werden. Im März kann man am besten sein Malz für ein ganzes Jahr vorräthig machen. Weizenmalz giebt mehr und süßeren Syrup wie Gerstenmalz.

(Der Schluß folgt.)

Der Karpfen.

Der Karpfen scheint ursprünglich aus dem südlichen Europa herzukommen, ob er gleich gegenwärtig überall zu finden ist. Man weiß gewiß, daß ihn Peter Maschal im Jahr 1514 nach England, und Peter Oxe im Jahr 1560 nach Dänemark brachte, Einige Jahre nachher ward er in Holland und in Schweden eingeführt. In Schweden fangen die Karpfen an auszuarten, und werden, je weiter man nach Norden zu kömmt, immer kleiner.

In langsam fließenden Wassern halten sich die Karpfen am liebsten auf, und hier erhält ihr Fleisch den feinsten Geschmack, dessen es fähig ist. Auch erlangen sie in solchen Gewässern, zumal wenn sie überflüssige Nahrung darin finden, eine sehr beträchtliche Größe. In Frankreich sind Karpfen von 12 bis 15 Pfund nichts Seltenes; die größten jedoch fängt man in Deutschland. Zu Offenburg kam einmal einer auf die Tafel des Prinzen Conti, welcher

4 Fuß

4 Fuß lang war und 45 Pfund wog. Der größte, von dem man je gehört hat, ist der, welcher im Jahr 1711 in der Oder bei Frankfurt gefangen ward. Er war 2 Ellen lang 1 Elle breit und wog 84 Pfund.

Solche Ungeheuer von Karpfen lassen ein hohes Lebensalter voraussetzen, es ist jedoch schwer, dasselbe zu bestimmen. Es läßt sich bloß vermuthen, daß sie länger als 200 Jahre leben können. In den Kanälen von Fontainebleau soll es noch Karpfen aus den Zeiten Franz des I., der 1515 den Thron bestieg, geben. Ihr Kopf ist ganz mit Moos bedeckt.

Die Fruchtbarkeit der Karpfen ist ungeheuer. Bloch fand in einem 1 Pfund schweren Weibchen 237,000 Eier; Petit in einem, das anderthalb Pfund wog, 342,000, und in einem dritten von 9 Pfund Schwere, fanden sich deren 621,600. Indessen werden bei weitem nicht alle Eier zu Karpfen, und nicht alle kleine Karpfen werden groß. Ein großer Theil der Eier wird von den Fischen gefressen, und die ausgekrochenen Karpfen sind tausend Gefahren ausgesetzt; so daß eine sehr kleine Anzahl derselben das Alter von 3 Jahren erreicht, wo sie nur noch Hechte, Fischottern und Fischer zu fürchten haben. Indessen vermehren sie sich in Teichen, wo es keine andere Fische giebt, und wo eine vorsichtige Aufsicht sie vor ihren Feinden bewahrt, dermaßen daß sie in kurzem nichts mehr zu leben finden, abnehmen und vor Hunger sterben. In diesem Falle muß man die Anzahl der Mutterkarpfen beschränken, und Hechte, Barschen und Forellen hineinbringen.

Das Fleisch der Karpfen ist ein vortreffliches Essen, verdaut sich leicht, und bekömmt allen Constitutionen. Indessen erlaubt man es nicht gern den Wiedergenesenden, und untersagt es den Podagristen, deren Anfälle es befördert. Je ruhiger das Wasser ist, worin die Karpfen leben, um desto weicher ist überhaupt ihr Fleisch.

Es verdient hiebei noch ein Mittel angeführt zu werden, auf eine künstliche Art den Fortpflanzungstrieb der Streichkarpfen zu vermehren, das sich in Möllers ökonomischen Abhandlung findet, und dessen Anwendung einem Besitzer von Karpfenteichen große Vortheile durch Erregung des Geschlechtstriebes der Streicher zuwege brachte.

Zu 28 Streichkarpfen nimmt man für 6 Pf. gestoßenen Safran, 4 Eßlöffel Kraftmehl, 1½ Löffel Honig, 28 Messerspitzen sehr feingestoßenen Pfeffer. Dies alles wird zu einem Teig gemacht, und dann mit Wasser so verdünnt, daß es vom Löffel läuft. Von dieser Latwerge werden jedem Karpfen 2 Theelöffel voll eingegossen und mit Teichwasser nachgespült; der Karpfen muß aber beim Eingießen so gehalten werden, daß er in den Händen auf dem Rücken liegt, und so werden die Karpfen wieder in den Teich gelegt.

Neues
Hannoversches Magazin.
17tes Stück.
Freitag, den 26ten Februar 1808.

Einige inländische Stellvertreter des gegenwärtig mit jedem Tage theurer werdenden Zuckers.

(Schluß.)

Was können deutscher Fleiß und deutsche Beharrlichkeit — vereint und hinreichend unterstützt — nicht Gutes ausrichten! Wer die Hand diesem Fleiß, dieser uns Deutschen so eigenen Beharrlichkeit bieten will — und wie viele Deutsche können das nicht — der bepflanze die öden Strecken, die ihm selbst, oder mit der Gemeinheit zugleich eigen sind, mit *Zuckerahorn* (Acer sacharinum), *Silberahorn* (Acer rubrum, dasicarpum), *Bergahorn* (Acer platanoides) und sollte er auch nicht mehr selbst die Freude haben, Zucker aus seinen Plantagen zu ernten, so werden es seine Kinder gewiß und sicher thun. Unter allen Einwohnern des Pflanzenreichs, die Zucker enthalten, aus denen sich Zucker bereiten läßt, ist noch keine Pflanze entdeckt, die so reich an Zucker ist, wie das Zuckerrohr, und einige in Amerika einheimische Arten des Ahorns; keine Pflanze, aus deren Säften sich der Zucker so leicht absondern ließe, wie aus den Säften des Zuckerrohrs und der oben angeführten Arten des Ahorns. Diese enthalten nemlich nur wenig Schleim, wenig Eiweiß- und eben so wenig Extractivstoff, wogegen der Saft jeder andern zuckerhaltigen Pflanze sehr reich an diesen Stoffen ist. — Das Zuckerrohr kann in unserm Klima nicht angebauet werden, wohl aber die zuckerhaltigen Ahorne, und daher verdient hier von selbigen noch folgendes angemerkt zu werden.

Man kann den Saamen aller Ahornsorten, sogleich, nachdem er reif geworden ist, im Herbste nebst seinen Kapseln in ein offenes Beet von gemeiner Erde säen. Da aber

Hamster, welche sehr lüstern darnach sind, vielen Saamen zu zerstöhren pflegen, so thut man besser, wenn man ihn mit feuchtem Sande bedeckt, und bis zum Frühjahr aufbewahrt. Im Frühjahr säet man ihn alsdann mit diesem Sande untereinander aus, so, daß er ungefähr nur eines halben Zolls dick mit Erde bedeckt wird. Die Pflanzen pflegen bald aufzugehen, lassen sich allerlei Arten von Erdreich gefallen, und kommen sehr leicht fort, wenn man sie versetzt. Zum Versetzen kann man Pflanzen von 1 bis 12 Fuß Höhe nehmen; es ist unnütz, wenn man die Erde an den Wurzeln läßt, nur darf man den Ahorn beim Pflanzen nicht kappen. In die wilde Baumschule muß man sie in zwei Schuh weit von einander abstehende Reihen versetzen. An diesem Orte können sie 3 bis 4 Jahr stehen bleiben, da sie dann groß genug seyn werden, daß man sie an einen Ort, wo sie beständig bleiben sollen, versetzen kann.

In trocknem Boden kommt dieser Baum nicht so gut fort, wie im feuchten Erdreich. Er läßt sich auch durch Absenker, und die an den Wurzeln auslaufenden Nebenschüsse recht gut fortpflanzen. Die Nordostwinde sind ihm, wenn er noch jung ist, schädlich.

Die meisten Sorten des Ahornbaums, welche aus Amerika kommen, können die Hitze sehr wenig vertragen, so lange sie noch jung sind. Man muß daher ihren Saamen an einem bedeckten Orte aussäen; denn, wenn die Pflanzen, wo sie aufgehen, nur einen einzigen Tag über der Sonne völlig ausgesetzt bleiben, so kommen wenige derselben davon. Man muß daher die Vorsicht gebrauchen, die Töpfe, worin man den Saamen gesäet hat, in Schatten zu setzen. Sobald man sie in die Sonne bringt, setzen sich die Insekten daran, welche in einem Tage die Saamenblätter abfressen, worauf die Pflanze sogleich zu Grunde geht.

Der Zuckerahorn (Acer saccharinum) liebt ein steinigtes Erdreich. Wenn er völlig ausgewachsen ist, ist er so hoch, wie die weissen und schwarzen Eichen, und hält 2 bis 3 Fuß im Durchmesser. Im Frühling, noch ehe er ein einziges Blatt austreibt, giebt er eine schöne weisse Blüte. Selbst seine kleinen Zweige und Aeste sind so mit Zuckersaft durchzogen, daß sie den Winter durch dem Vieh und Pferden, wenn noch kein Futter wachsen kann, eine gute nährende Substanz liefern. Auch brennt man von diesem Baume in so großer Menge Pottasche, als nur immer von einer Holzart, die in Nordamerika wächst.

Im Walde hat sich der Baum in etwa 20 Jahren völlig ausgewachsen.

Er leidet nicht im mindesten durchs Schröpfen und Anbohren, sondern je öfterer dieses wiederhohlt wird, desto mehr erhält man Syrup.

Von 23 Gallons (der Gallon enthält

hält beinahe 4 Pariser Pinten) welche n 24 Stunden nur aus 2 dieser Bäume abgezapft waren, hat Herr Arthur Noble im Staat von Neuyork 4 Pfund und 13 Unzen guten körnigten Zucker erhalten.

Ein Baum von gewöhnlicher Größe liefert in guter Jahrszeit 20 bis 30 Gallons Saft, und diese geben fünf bis sechs Pfund Zucker. Doch giebt es auch beträchtliche Ausnahmen von diesem Anschlage, und man hat Beispiele, daß jemand zwischen dem 14ten und 23sten April 1789 zwanzig Pfund und eine Unze Zucker von einem einzigen Baume gewonnen hat, der vorher viele Jahre nach einander schon abgezapft worden war.

Zufolge des Einflusses, welchen die Kultur auf die Waldbäume und andere Gewächse äussert, hat man vorausgesetzt, wenn ein Zuckerahornbaum in einen Garten versetzt würde, oder man die Bäume um ihn herum wegnähme, die ihm die Strahlen der Sonne entziehn, so würde sich die Quantität seines Saftes vermehren, und auch die Güte desselben verbessern. Diese Muthmaßung hat sich bekräftigt. Ein Pächter in Pensilvanien pflanzte vor einigen 30 Jahren auf seinem Wiesenlande eine gewisse Menge Zuckerahornbäume, und gewinnt nun alle Jahr von jeden 3 Gallons Safte 1 Pfund Zucker, da doch sonst 5 bis 6 Gallons von dem Safte solcher Bäume, die in den Wäldern wachsen, zu 1 Pfund Zucker erfordert werden.

Der Saft fließt selbst aus dem Holze des Baums. Die Bäume, welche den Winter durch zur Fütterung der Hausthiere in den Pachtungen gefället worden sind, liefern eine beträchtliche Menge Saftes, sobald hernach im Frühling den Stamm und die Aeste die Sonne bescheint.

Die schicklichste Zeit zum Anbohren des Zuckerahornbaums fällt in die Monate Februar, März und April. Warme Tage und darauf folgende kühle Nächte begünstigen ganz besonders den Ausfluß des Ahornsaftes. Die Menge, welche man in einem Tage von einem Baume sammelt, beträgt gewöhnlich 5 Gallons. Es geht auch immer ein Stillstand im Ausfluß des Saftes in der Nacht vor, wenn ein Frost auf den warmen Tag folget. Das Aderlassen geschieht entweder mit einem Beil oder Hohlbohrer. Dieses letzte Werkzeug wird heutiges Tages zu dieser Absicht dem andern vorgezogen, indem es am besten den Zweck erfüllt. Man treibt den Bohrer etwa auf eine Tiefe von 9 Linien hinein, und giebt ihm die Richtung von unten nach oben zu, damit der Saft nicht gefrieren kann, wenn er Abends oder über Nacht langsam fließt; hernach bohrt man stuffenweise bis auf 3 Zoll fort. In das mit dem Bohrer gemachte Loch steckt man auf einen halben Zoll tief ein dünnes Röhrchen hinein, welches nach den Umständen mehr oder weniger, nämlich 3 bis 12 Zoll hervorsteht. Man macht dieses entweder von Sumachholz oder von Hollunder. Man öffnet den Baum zuerst auf der

 Süd-

Südseite, und wenn dieser Einschnitt anfängt, nur wenig Saft zu geben, macht man auf der Nordseite einen neuen, durch welchen der Ausfluß mit neuer Stärke vor sich zu gehen pflegt. Der Saft fließt 4 bis 6 Wochen durch, nachdem die Jahrszeit dazu günstig ist. Unter das Röhrchen stellt man zum Aufnehmen des ablaufenden Saftes Becken und Wannen, oder Eimer von weißem Tannen- Eschen- Linden- Pappeln- oder Ahornholze, und alle Tage leert man diese Gefäße in größere dazu bestimmte Behälter aus, die gleichfalls von einem der obgedachten Hölzer gemacht sind.

Den Saft gegen das Eindringen des Regenwassers und gegen Unrath aller Art zu verwahren, legt man auf die Wannen und Behälter Dekkel von ausgehöhlter Form, die in der Mitte eine Oeffnung haben. Während des übrigen Theils vom Frühling, im Sommer und zu Anfange des Herbstes giebt der Ahornbaum einen leichten und dünnen Saft, den man zum Zuckermachen gar nicht gebrauchen kann, wovon man aber ein angenehmes Getränk während der Zeit der Ernte, auch wohl Rum verfertigt.

Man zieht den Zucker auf dreierlei Art aus dem Safte des Ahornbaums aus, nemlich:

1) Indem man den Saft dem Gefrieren aussetzt. Man behauptet, daß die Hälfte einer gewissen gegebenen Quantität Saftes, wenn sie auf solche Art reducirt oder verdickt wird, besser sey, als ein Drittel von derselben Menge, welche durchs Einkochen erhalten worden ist.

2) Durch natürliche oder freiwillige Abdünstung; jedoch ist der gewöhnlichste Weg, dessen sich die Pächter heutiges Tages zu bedienen pflegen, der:

3) daß sie den Saft einsieden oder einkochen. Hiebei ist nun folgendes zu beobachten:

a) Je mehr man den eingesammelten Saft kochen läßt, desto vorzüglicher geräth der Zucker. Man muß aber nie über 24 Stunden mit dem Safte warten, ehe er übers Feuer gebracht und eingesotten wird.

b) Je größer der Kessel ist, in welchem man den Saft einkochen läßt, desto mehr Zucker bekommt man daraus.

c) Kupferne Kessel geben einen Zucker von schönerer Farbe und besserm Ansehn, als die eisernen.

Der Saft fließt hernach in hölzerne Wannen, woraus man ihn in Behälter sammelt, welche die Form eines Nachens oder Futtertroges haben, und von Eschen- Linden- oder Tannenholze gemacht sind; von hieraus bringt man ihn in den Kochkessel. Der Behälter und der Kochkessel sind gewöhnlich mit Deckeln versehen, damit der Regen nicht hineinschlagen kann. Der Zucker verbessert sich dadurch, daß man ihn durch ein reines Tuch seihet, ehe oder nach-

nachdem man ihn auf die Hälfte eingekocht hat. Man thut in den Kessel mit dem Safte etwas Butter, Schweinefett oder Talg, damit jener nicht überlaufe, wie auch etwas Kalk mit Eiweiß oder Milch, die frisch gemolken ist, ihn zu klären und zu läutern. Ein Löffel voll gelöschten Kalks, das Weisse von einem Ei, und eine Pinte frisch gemolkener Milch wird auf 15 Gallons Saft gerechnet.

Wenn der Saft genug gekocht hat, schmiert man den Zucker mit dem Fett an, überzieht ihn mit Thonerde, raffinirt ihn, und bildet davon ordentliche Zuckerhüte.

Die Proceduren hiebei sind denen in den gewöhnlichen Zuckerfabriken so gleich, daß sie hier völlig mit Stillschweigen übergangen werden können.

Etwas über Eicheln.

Daß Eicheln ein Nahrungsmittel für Menschen seyn können, lehrt schon das Beispiel der ältesten Griechen, welche der Geschichte zufolge in ihrem noch rohen Zustande, und ehe sie den Getreidebau kannten, mit Eicheln ihren Hunger gestillt haben sollen. Viele haben dieses sonst für ein Mährchen gehalten, weil es ihnen unmöglich schien, daß Jemand an einer so herben Frucht, wie unsere Eichen liefern, Geschmack finden und solche verdauen könne; aber sie wußten oder bedachten nicht, daß es auch süßere Eicheln giebt, die recht gut genossen werden können, und daß es vermuthlich solche, oder eine Art von Kastanien waren, deren sich die Griechen bei dem Mangel und der Unkunde anderer Nahrungsmittel bedienten. Einer der neuern Reisenden, D. Heinrich Fr. Link, in seinen Bemerkungen auf einer Reise durch Frankreich, Spanien und Portugall sagt: „Auf der einen Seite gegen Lissabon zu, sieht man Wälder von immer grünen Eichen. Dieser Baum macht den Reichthum der Gegend aus und ernährt eine Menge Menschen. Seine Eicheln, die einen Vorzug vor allen übrigen Arten von Eicheln haben, dienen nicht nur zur Mästung der Schweine, sie werden auch geröstet von Menschen gegessen, und haben gar keinen unangenehmen Geschmack, doch geben sie nur eine Speise für die Armen." Auch in Spanien giebt es, wie derselbe Schriftsteller erzählt, dergleichen eßbare Eicheln.

Bekanntlich sind aber auch selbst die herbern Früchte unsrer Eichen, wenn

wenn nicht roh, doch nach gewissen Zubereitungen, genießbar. Du Hamel bemerkt, daß die armen Leute im Jahre 1709, um dem Hungertode zu entgehen, Brod von ordinairen gemahlnen Eicheln gemacht hätten, und daß von solchem Brode, obgleich es sehr schlecht gewesen, überaus viel wäre verzehrt worden. Auch die Chinesen wissen aus den Eicheln ein gesundes Nahrungsmittel zu bereiten *).

Der hohe Preis des Kaffees hat ebenfalls in den jetzigen Zeiten Viele genöthigt, zu den Eicheln ihre Zuflucht zu nehmen, und es ist für diejenigen, welchen das Kaffeetrinken durch Gewohnheit zum dringenden Bedürfniß geworden, sehr viel werth, daß die Eichelnärnte im vorigen Herbst gut ausgefallen ist. Vielleicht dürften auch wohl unter allen Surrogaten, die man bisher statt des gewöhnlichen Kaffees empfohlen und gebraucht hat, die Eicheln der Gesundheit am wenigsten nachtheilig seyn. Ich sage **vielleicht**, weil längere Erfahrung und das Urtheil der Aerzte erst darüber entscheiden werden. Gesetzt aber, der Eichelnkaffee wäre der Gesundheit nicht zuwider, ja ihr wohl noch zuträglicher, als jener, den wir theuer bezahlen müssen, würde es alsdann nicht räthlich seyn, auf die Anschaffung einer bessern Sorte dieser Baumfrucht zu denken? Es sind so viele ausländische Bäume und Gewächse aus mildern und wärmern Klimaten auf unsern vaterländischen Boden verpflanzt, und so manchem Wildling, der, der Natur überlassen, ungenießbare Früchte tragen würde, zwingen wir durch das Einpfropfen edeleres Obst ab, sollte es uns mit der Veredelung der Eicheln nicht auch gelingen? Ein Kaffee von den eßbaren portugiesischen oder spanischen Eicheln, deren ich vorhin gedacht habe, würde doch vermuthlich wohlschmeckender, vielleicht auch noch gesunder seyn, als der von unsern deutschen Eicheln gekocht wird. Freilich würde erst eine Reihe von Jahren verfließen, ehe eine solche neue Anpflanzung Früchte lieferte, und zu dem erwähnten Zweck benutzt werden könnte; aber Kinder und Enkel würden sich doch ihrer freuen.

G. F. Koch.

*) S. St. 51. dieses Magazins vom Jahre 1786.

Bey

Beantwortung
der Anfrage im 8ten Stück des Hannoverschen Magazins von 1808.

Es ist gar keinem Zweifel unterworfen, daß die in der Anfrage beregten Krankheiten bei den Pferden durch die Futterung mit geschnittenen Hafergarben entstehen.

Diese Futterungsart geschieht zwar vielfältig, und fast durchgängig von den Bauern, allein sie ist gewiß verwerflich, und die Kosten, welche das Ausdröschen des Hafers veranlassen, werden, z. B. bei vier Pferden, gewöhnlich achtdoppelt durch den Verlust eines Pferdes vermehrt, indem das Dröscherlohn für vier Pferde im Jahre etwa 10 bis 11 Thl. beträgt.

Jedem Landwirth ist es bekannt, daß vielfältig ein Theil des Hafers, und oft der ganze Hafer mit einem Mehlthau befällt; ferner mancher Hafer nicht ganz trocken eingescheuert wird, auch daß durch schadhafte Stellen der Dächer Regen oder Schnee in die Bansen dringt; endlich daß die unten in der Banse liegende Hafergarben, besonders gegen das Frühjahr, feucht und mulstrich werden. Wenn auch nur eines dieser Ereignisse eintritt, so ist es ganz natürlich, daß das Stroh von dem Hafer höchst schädlich ist, und wenn ja der Hafer mit Mehlthau befallen seyn sollte, auch die Kapseln der Frucht ungesund sind. Werden nun ohne sorgsame Auswahl — wie solches gewöhnlich der Fall ist, — die Hafergarben geschnitten, so bekommen die Pferde ein ihnen sehr nachtheiliges Futter. Gesetzt aber auch, daß alle diese Widerwärtigkeiten den Hafer vor dem Dreschen nicht betroffen haben, so müssen die Pferde doch beim Schneiden der Garben allen darin befindlichen Unrath, Staub und s. w. mit verzehren.

Ganz anders verhält es sich inzwischen, wenn auch jene widrige Ereignisse dem Hafer zugekommen sind, sobald solcher ordentlich gedroschen wird; alle Unreinigkeiten können dann abgesondert und die Körner vom Staube befreiet werden.

Ausserdem, daß durch das Schneiden der Hafergarben gefährliche Krankheiten, bösartige Drusen u. s. w. herbeigeführt werden, hat es auch den Nachtheil einer sehr ungleichen Futterung; bald bekommt ein Pferd viel, bald wenig Korn, und dieses veranlaßt, daß gierige Pferde sich vielfältig überfressen.

Man ist wirklich zu unachtsam auf diesen Gegenstand, theils weil einige kurzsichtige Menschen die Kosten des Dreschens zu hoch im Werth halten, theils weil viele den alten Schlendrian befolgen; theils indem manche Acker-

Ackerwirthe von den Knechten bei den Pferden zu der Garbenfutterung sich verleiten lassen; und theils da viele Eigenthümer der Pferde den Nachtheil einer solchen Ernährung nicht einsehen.

Die Pferdeknechte bei einer Ackerwirthschaft wünschen sehr gern die Garbenfutterung, weil sie dann manches Bund über die gesetzte Zahl von der Scheure entwenden können. Dieses steht dagegen leicht zu controlliren, wenn Haferstroh im Hecksel nicht befindlich seyn darf.

Unstreitig besteht das beste Futter für Pferde, nach Maaßgabe der Arbeit und Größe, aus täglich 8, 10 bis 12 Pfund guten reinem Hafer, nebst einem angemessenen Zusatz von fein geschnittenem, nicht mulstrigem Rockenstroh, und 8 bis 10 Pfund gutem Heu.

Im großen Ganzen genommen wird den Pferden, da, wo man von der übeln Gewohnheit, Garben zum Futter zu schneiden, abgekommen ist, der Hafer, ohne Rücksicht auf dessen Gewicht, himtenweise zugemessen. Dieses ist auch trüglich, und daher muß jeder aufmerksame Eigenthümer der Pferde, um die Pfundezahl des zu reichenden Hafers zu wissen, den Futterhafer zuvor gewogen haben, um darnach das Maaß ertheilen zu können.

Den Hafer und das Hecksel noch zu futtern hat gleichfalls einen wesentlichen Nachtheil, weil das Futter gewöhnlich nicht angefeuchtet, sondern die mehrste Zeit mit Wasser überschwemmt wird; dadurch werden die Krippen — deren gehörige Reinigung von den Knechten, ohne ernsthafte Erinnerung selten geschieht, — niemals trocken; es entsteht hieraus ein saurer widriger Geruch in den Krippen, der dem Futter mitgetheilt wird, und diese verdorbene Nahrungsmittel verursachen Koliken und oftmals tödtliche Krankheiten.

Bei einer guten, ordentlichen und reinlichen Futterung wird man die Hülfe der Roßärzte größtentheils entbehren können. Darnach zu trachten muß der Besitzer der Pferde um so mehr sich angelegen seyn lassen, da geschickte Roßärzte selten sind, und nur in großen Städten gefunden werden, und die Eigenthümer der Pferde, welche oft nicht in großen Städten oder deren Nachbarschaft wohnen, nur entweder sich empirischer Roßärzte, — deren Curart selten hülfvoll, sondern in den mehrsten Fällen ganz verwerflich ist — bedienen, oder zu solchen unwirksamen, oft höchst schädlichen Mitteln, als dem Eingeben von Branntwein u. s. w., ihre Zuflucht nehmen müssen.

S.

Neues
Hannoversches Magazin.
18tes Stück.
Montag, den 29ten Februar 1808.

Darstellung der Provinzial-Gewohnheit des Leichen-Säens im Fürstenthum Lüneburg.

Es sind oft in einem Lande oder in einer Provinz Gewohnheiten vorhanden, die durch ihre Allgemeinheit oder durch ihr Alterthum eine Rechtlichkeit begründet zu haben scheinen, wodurch selbst die Gerichte bewogen werden, eine solche Gewohnheit, wenn nicht etwa Verordnungen in contrarium existiren, zur Norm ihres Verfahrens anzunehmen, obgleich sie in allen ihren Beziehungen auf das Wohl der Einwohner höchst schädlich ist; oder sollten auch höhere Bestimmungen dagegen nicht mangeln, so wissen nur zu häufig die Contravenienten solche zu elidiren, und selbst die Obrigkeiten sind aus mancherlei im Allgemeinen nicht zu bestimmenden Gründen oft ausser Stande, solche Gesetze in ihrem ganzen Umfange anzuwenden.

Einen solchen schlimmen Gebrauch zur öffentlichen Notiz zu bringen, und das Fehlerhafte und Schädliche desselben darzulegen, um es dem reifen Ermessen der höchsten Landes-Behörden zu unterwerfen, kann nicht anders als verdienstlich seyn; es ist daher eine genaue Darstellung dessen, was die Lüneburgischen Landbewohner Leichen-Säen oder Leichen-Lohn nennen, und der Folgen desselben, in diesen Blättern wohl nicht am unrechten Orte.

Fast im ganzen Fürstenthum Lüneburg, jedoch in einem Amte mehr als wie in dem andern, vorzüglich aber in dem Amte Medingen und in mehrern Dörfern der benachbarten Aemter ist es hergebracht, daß der Hauswirth auf dem Lande den Knechten und Mägden ein sehr geringes Dienstlohn an baarem Gelde verabreicht, aber diesen Domestiken dagegen außer der gewöhnlichen Kost noch Land einräume, um darauf Rocken, Hafer und Lein zu säen und zu erndten, welche Einsaat sowohl wie aller dazu gehörige Dünger und dabei nöthige Arbeit aus

dem Eigenthum und durch die Leute des Wirths beschafft werden muß. Es ist dieses das Leichen-Säen oder Leichen-Lohn. Dieser Ausdruck ist vielleicht von dem Worte gleich entstanden, und soll etwa andeuten, daß der Herr dem Knechte eine Quote seiner Nahrungsquellen einräume, gewissermaßen mit ihm zu gleichen Theilen gehe, ihm sich gleichstelle; jedoch ist mit Gewißheit das Nomen nicht zu deriviren, aber ein Omen scheint dieses Wort zu zeigen: denn wie über Leichen, so werde jeder Wirth über diese schlimme Gewohnheit und ihre Folgen noch trauren.

Es fällt sogleich in die Augen, zu welchen Misbräuchen ein auf diese Weise gegebener Dienstlohn führen kann, indessen scheint a priori die Sache kaum so schlimm zu seyn, als es sich durch Erfahrung ergeben hat. Der hauptsächlichste Nachtheil davon besteht darin, daß die producirende Classe der Staatsbewohner, die am meisten zur Erhaltung des Staates beitragen muß, der dienenden Classe untergeordnet wird, wodurch die erstere vom Wohlstande immer mehr entfernt bleibt, und dem Staate die Grundstützen der Erhaltung entzogen werden; mit einem Worte, es wird der Zustand der Dienstboten auf Kosten der Hauswirthe immer besser, während die letztern in eine immer drükkendere Lage gerathen müssen, wodurch die Höfe wüst werden, und die öffentlichen Praestanda in Abnahme kommen.

Vor etwa 50 Jahren und länger ist das Leichenlohn nicht so allgemein im Lüneburgischen gewesen, wie jetzt, wenigstens ist es nicht übertrieben worden, und hat man einem Großknecht 12 Thaler jährlichen Lohn, dem Kleinknecht 10 Thaler gegeben, und so der Großmagd und Kleinmagd resp. 8 und 6 Thaler; seit dieser Zeit aber hat das Leichen-Säen dergestalt überhand genommen, daß kein Knecht für bloßen Lohn, sey er auch noch so erhöhet, jetzt zu bekommen ist. Nach den von den Hauswirthen schon vor mehrern Jahren sehr mäßig angeschlagenen und genau specificirten Berechnungen ergiebt sich der Tarif des Dienstverwerbes:

1) für 1 Großknecht auf	76 Thl.	18 ggr.	1 pf.
2) für 1 Ochsenjungen	28 "	23 "	4 "
3) für 1 Pferdeknecht auf	33 "	7 "	" "
4) für 1 Magd	29 "	21 "	8 "

Alles exclusive der Beköstigung. Es kosten daher einem Wirth, der dieses Personale und 2 Mägde gebraucht, seine Domestiken jährlich 198 Thaler 20 ggr. 1 pf., die Kost ungerechnet, wobei der Werth des Himten Rokkens nur zu 18 ggr., und des Hafers zu 8 ggr. angeschlagen ist; wie theuer kommen dem Wirthe nun seine Leute in diesen Jahren zu stehen, in denen alle Früchte einen so erhöheten Preis gehabt haben. Da der Bauer durchaus doch Knechte haben muß, so setzt er denselben

durch

durch Einräumung von mehrerem Leichenlande bessere Bedingungen, wenn etwa Ursachen vorhanden sind, wodurch der Knecht bewogen werden könnte, den Dienst zu verlassen; daher sich die Knechte in neuern Jahren auf 60 bis 100 Thaler und noch höher gedienet haben, indem Beispiele vorhanden sind, daß ein Knecht sein bloßes Leichenlohn für 100 Thaler nicht abtreten wollen. Es erhöhet auch wohl ein Bauer vor dem andern den Leichenlohn, welchen er seinen Knechten giebt, um sie zufrieden zu stellen, indem er den eignen Schaden nicht berechnet; wodurch nun andere Wirthe bewogen werden, ihre Knechte eben so gut zu setzen. Es erwächst daher eine Schwierigkeit für die Wirthe, Leute zu ihren Haushaltsgeschäften zu bekommen, so wie in gleichem Maaße die Knechte und Mägde mit Leichtigkeit ihr Unterkommen finden; eine natürliche Folge ist, daß kein Wirth das Leichenlohn geringer setzen kann, sondern eher steigern muß, indem der Lohn der Dienstboten nun gänzlich von ihren Forderungen dependiret. Die Wirthe werden dabei arm und ihre Knechte reich; es tritt sogar nicht selten der Fall ein, daß ein Knecht mehrere hundert Thaler aus seinen Dienstjahren gesammelt und auf Zinsen stehen hat.

Der Nachtheil, welcher dadurch für das Land entsteht, ist zu klar, als daß der Verfasser glauben kann, es verlange noch jemand eine genauere Demonstration. Der Vortheil, welcher dem Lande durch den, der dienenden Classe auf Kosten der Herren zugefallenen Reichthum, in der Hinsicht erwachsen soll, daß die Knechte früher in den Stand gesetzt werden, sich zu verheirathen, und daß das Land dann seltener mit außer der Ehe erzeugten Kindern beschweret werde, wie dieses wohl hat behauptet werden wollen, wiegt doch den Nachtheil nicht auf, den die traurige Gewißheit hat, daß mit der Zeit durch die zunehmende, grade auf jenen Reichthum sich gründende Armuth der Wirthe alle Höfe wüst werden müssen. Und sobald dieses außer Zweifel ist, wie der Verfasser noch näher zu erweisen suchen wird, so nützen diese frühen und allgemeinen Ehen der Knechte eigentlich dem Staate nicht; vielmehr können diesem die Kinder der Knechte aus den weiter unten vorkommenden Gründen, auf mehr als eine Weise schädlich werden.

Schon aus dem bisher Gesagten gehet die Schädlichkeit des Leichenlohns hinlänglich heror; jedoch wird es nicht überflüssig seyn, alle die Beschwerden, welche dagegen geführt werden können, der Reihe nach vorzutragen, und ihre Folgen zu erwiren.

Es ist oben im Allgemeinen angegeben, wieviel einem Wirthe durch das

das seinem Gesinde zu gebende Leichenlohn, aus seinem Vermögen entgehet; es mögen aber einige erweisliche Beispiele dieses noch näher bestätigen. Im Jahre 1802 hat ein Knecht in dem Dorfe Golste an Leichenlohn 35 Himten Rocken, 52 Himten Hafer und 1 Stück Flachs geerndtet; damals kostete der Rocken $1\frac{1}{2}$ Thaler, der Hafer 16 ggr., der Flachs 2 Thaler; nimmt man dazu noch 4 Thaler Dienstlohn, 2 Hemde à 1 Thaler 3 ggr. 6 pf., für Leinwand zu Beinkleidern 1 Thaler, und für ein Paar Schuhe 1 Thaler 2 ggr., wie dieses zu geben üblich ist, so hat dieser Knecht seinem Herrn in Einem Jahre die Summe von 101 Thaler 5 ggr. 6 pf. gekostet, ohne Einen Pfennig von dem, was die Unterhaltung desselben weggenommen hat, in Rechnung zu bringen. Andere Knechte sind damit nicht einmal zufrieden, sie bedingen sich z. E. noch Stiefeln, Land zu Rauhzeug, Buchweizen, Geld für einen Hut, für ein Halstuch u. m. dgl. Es hat in dem Dorfe Vinstedt ein Knecht auf 84 Himten Hafer an Leichenlohn geerndtet.

Es wäre ein Leichtes, eine Menge solcher Beispiele anzuführen, wenn diese wenigen nicht schon genugsam zeigten, wie die Sache beschaffen sey. Es erhellet daraus, daß der Wirth bei einem solchen Gesindelohn nicht bestehen kann. Nun wählt sich aber der Knecht ohne Widerspruch seines Herrn das beste Land zu seinem Leichensäen, so wie er es am besten und reichlichsten düngt und bearbeitet. Sein Land und seine Früchte liegen dem Knecht natürlich am nächsten; er benutzt die gute Witterung daher bei der Erndte zur Sicherheit seiner Früchte, ohnbekümmert, ob dem Herrn dadurch ein Schaden erwachse. Ja, leidet das Feld durch Hagelschlag oder sonstige gemeine Noth, so zwingt der Knecht seinen Herrn, ihm das lucrum cessans zu erstatten. Der Wirth muß sich dieses unerhörte Ansinnen gefallen lassen, weil ihn sonst der Knecht verließe. Noch mehr! des Wirths wie des Knechts Land wird durchgezehntet, denn der Zehntherr kann nichts durch den Contract des Wirths mit seinem Knechte verlieren; aber der Knecht will auch in seiner Leichenerndte keinen Verlust leiden, und der Wirth muß ihm alle vom Zehntherrn dem Leichenlande abgenommenen Früchte ersetzen. Es entgehet hier nicht bloß dem Herrn das, was er selbst hätte gewinnen können, sondern er muß dem Knechte auch das bezahlen, wovon der Herr nie einen Gewinn hätte haben können, und dieses sogar oft doppelt, wenn es der Augenschein lehrt, daß durch die bessere Bestellung des Leichenlandes die Früchte des Knechts besser gestanden haben, wie die des Herrn, so daß der Knecht durch die Wegnahme Einer Zehntgarbe von seinem Leichenlande den Werth zweier Garben von des

Wirths

Wirths Lande verlohren hat. Der Wirth ist nun auch gehalten, seinem Gesinde bei der nöthigen Verarbeitung des geerndteten Leichenlohns allen möglichen Vorschub zu thun, und er muß es daher leiden, daß sich die benachbarten Knechte und Mägde in seinem Hause versammeln, um bei dem Ausdreschen der Leichenfrüchte, bei der Bereitung des Leichenflachses für die Mägde die nöthige Hülfe zu leisten, wodurch er einer doppelten Unannehmlichkeit nicht entgehen kann, denn nun muß er seinem Gesinde zur andern Zeit wieder erlauben, dessen Kameraden zu helfen, sobald dieselben ein solches bei ihren Leichenfrüchten bedürfen, und ferner ist er verpflichtet, alle diese Gäste aufs beste zu bewirthen, wobei er sich nicht nothdürftig zeigen darf, so wie es bei jenen denn auch nicht auffallend seyn kann, wenn sie sich in der Arbeit nicht übereilen, um es sich desto länger wohlschmecken zu lassen. Will dann der Knecht sein Korn, die Magd ihr Flachs, oder was es sonst seyn mag, in der entfernten Stadt in Geld umsetzen, so darf der Herr weder die erforderlichen Leute noch das nöthige Spannwerk zu diesem Behuf verweigern, und alle Einwendungen des Wirths dagegen wegen etwa nicht aufschiebbarer anderer Geschäfte, werden nicht für erheblich gehalten, und können keine Aenderung in dem Willen des Gesindes bewirken.

Indem nun der Knecht für sich allein arbeitet, so entgeht diese Zeit natürlich dem Herrn, und hat dieser dieselbe als baaren Verlust zu rechnen; denn es ist vorzüglich beim Landhaushalt die Zeit sehr wohl wie Geld zu betrachten, da jede Benutzung der Zeit dem Wirthe Gewinn bringen kann und muß. Sind nun die Knechte nicht alle zur Arbeit bestimmte Zeit für den Wirth beschäftiget, so sind ihm mehrere Domestiken nöthig; wenn der Herr also dasjenige, was zwei Knechte arbeiten könnten, durch drei verrichten lassen muß, weil jene zwei einen großen Theil der Zeit für eigene Arbeit hinwegnehmen, so kommen dem Herrn da, wo er nur zwei Knechte nöthig hätte, wenn er sie bloß mit Gelde besoldete, wegen dieser Natural-Besoldung immer drei in Ausgabe, wodurch dem Wirthe schon ein ansehnlicher Gewinn entgeht, und welches zu seinem größten Schaden gereicht, da es ein Hauptgrundsatz der guten Wirthschaft ist, mit so wenigen Unkosten als möglich das Maximum des Gewinns zu erlangen. Es folgt nun aus dem Gesagten das Bedürfniß, überflüssige Knechte zu halten, und hieraus entspringt wieder ein Mangel an Tagelöhnern, die fast gar nicht zu haben sind, da alle herrnlose Leute als Knechte ihr reichliches Unterkommen finden können. Diejenigen Leute, welche noch etwa um Tagelohn dienen möchten, wurden in der vorigen Zeit den Wirthen noch durch die

Lüne-

Lüneburgische Saline entzogen, die dem Tagelöhner mit 1 Thaler des Tages bezahlte; und diese war ebenfalls genöthigt, sich ein solches hohes Tagelohn gefallen zu lassen, weil sonst die Arbeiter sich lieber den Bauern um Leichenlohn vermietheten. Dieses übertriebene Tagelohn cessirt zwar jetzt durch die neuere Einrichtung der Saline, indessen ist damit nichts gewonnen, weil sich alle arbeitsfähige Leute nun um immer ärger werdendes Leichenlohn verdingen, und alle Häuslinge sind entweder Krüppel oder alte Weiber. Wer sich nach diesem allen nun nicht ruiniren will durch übertriebenes Leichenlohn, der kann keine Knechte erhalten; da aber kein Hauswirth die letztern entbehren kann, so muß er sich dem erstern unterwerfen; und will ein Herr den oben gezeigten Verlust der Zeit nicht mit mehreren Knechten wieder einbringen, so leiden unwidersprechlich die Haushaltsgeschäfte darunter, und der Hof kann nicht in dem gehörigen Wohlstande erhalten werden; er muß eher sinken, als daß man ihn zu heben im Stande wäre, wie dieses auch die Erfahrung besonders bei Besetzung wüster Höfe schon oft gezeigt hat.

Durch allen diesen Schaden, den die Wirthe durch das Leichenlohn leiden, kommen sie dergestalt vom Wohlstande herunter, daß sich selten solche finden, die wüstgewordene Höfe anzunehmen und wieder empor zu bringen, Lust bezeigten, theils weil sie zu unvermögend, theils weil sie durch Erfahrung gewitzigt sind, und ein gebranntes Kind das Feuer scheuet. Es pflegen dann mehrentheils Knechte zu seyn, die, nachdem sie sich durch Leichenlohn ein Vermögen, welches sich oft auf mehrere hundert Thaler beläuft, gesammelt haben, es wagen wollen, ihre Knechte auf demselben Wege demnächst reich und sich wieder arm zu machen. Vorzüglich zeigt sich der Reichthum der Dienstboten auf Hochzeiten und Kindtaufen, auf welchen letztern die Knechte als Gevattern einen halben bis einen ganzen Louisd'or zum Geschenk geben, während ihre Herren um terminliche Zahlung auch nur geringer Abfindungen oder kleiner Privat-Schulden bei den Aemtern nachsuchen.

Man sieht wohl, daß auf diese Weise der Herr zum Knecht wird, und dieser eigentlich den Herrn spielt, welches doch einer guten Wirthschaft nicht angemessen seyn kann; aber das Leichenlohn zieht noch mehr Umstände herbei, welche diese üble Haushaltung immer unbezwingbarer machen. Es ist nemlich der gewöhnliche Fall, daß der Wirth seine Saatfrüchte von dem Knechte ersteht, weil dieser aus den schon erwähnten Ursachen sie besser liefern kann, als sie dem Herrn aus dessen eigner Erndte zugewachsen sind, oder weil gar der durch Hagelschlag der meisten Früchte beraubte Herr seinem Knechte die noch eben zur folgen-

genden Aussaat übriggebliebene Frucht als Leichenlohn geben muß. So wird der Herr von seinem eignen Gesinde ganz dependent, zumal da er die meiste Zeit jene Saatfrüchte von seinem Gesinde zu Borge nehmen muß, und kann auf keine Weise den Einfällen und Mißbräuchen des Gesindes Gränzen setzen; er muß es leiden, daß der verheirathete Knecht seine auswärts wohnende Frau Sonntags besucht, und erst Montags Mittag wieder zur Arbeit sich einstellt, oder daß umgekehrt die Knechtsfrau ihren Mann besucht, der dann ungescheut auf Kosten des Wirths seine ganze Familie auf das beste bewirthet, die Verschleppungen ungerechnet, welche bei diesen Besuchen gar nicht unterbleiben, und wogegen der Herr auch nicht einmal etwas einwenden darf, wenn er nicht den Knecht verlieren will. Auch kann es der Wirth nicht hindern, daß nicht der Knecht jeden Sonntag die Krüge besucht, und durch die häufigen, von dem Leichenlohn entspringenden Gelegenheiten zum Wohlleben verwöhnt, seine Neigung, die ganze Nacht hindurch und noch allenfalls den Montag dazu, mit Trunk und Spiel befriedigt, denn der Krüger creditirt ihm auf sein künftiges Leichenlohn sehr gern. Will der Herr seinen Knecht endlich zu Hause haben, so muß er sich am Montag Abend selbst bemühen, denselben aus dem Kruge zu holen, und ist der Herr dann etwa selbst dem Trunk nicht abhold, so wird er leicht durch den Knecht verleitet, noch ferner gute Gesellschaft zu leisten. Welche Aussicht dann für das Aufkommen des Hofes! Fällt es dem Herrn ein, seinen Knecht zur Besorgung seines Dienstes ernstlich anzuhalten, so entblödet sich der Knecht nicht selten, seines Herrn, den er aus obigen Gründen nicht über sich erkennt, Sinn, mit dem Prügel zu ändern, und es laufen bei den Aemtern so viele Klagen geprügelter Herren als geschlagener Knechte ein.

Da der gewöhnliche Landbewohner keine überflüssige Scheuern hat, so muß er seine Früchte mit den Leichenfrüchten des Knechts zusammenlegen, und wie dieses zum Diebstahl führe, glaube ich nicht erst auseinander setzen zu müssen; es nährt aber diese Leichtigkeit, sich einen Gewinn verschaffen zu können, den unmäßigen Hang der Lüneburgischen Knechte zur Völlerei, wozu sie jede, auch die entfernteste Gelegenheit hervorsuchen, und sich denn dieser verderblichen Neigung ganz überlassen.

Jede Hochzeit dauert 5, gewöhnlich aber 8 Tage. Jede Richtung eines Gebäudes ist der Anlaß zu einem dreitägigen Gelage für das ganze Gesinde der benachbarten Gegend, das sich bei diesem Richten zu helfen versammlet hat. Freilich hat diese Hülfe den heitern Anstrich der Menschenfreundlichkeit, aber hinter der Kappe ist Ausschweifung und Mißbrauch aller Art verborgen; jene Hülfe wird weit von den Ausgaben des Wirths überwogen.

Selbst

Selbst eine geringe Besserung des Daches, oder was sonst am Hause zu repariren vorfällt, ist ein Antrieb für die Knechte und Mägde des Dorfs, mit ihrer Herren Gespann auf die benachbarten Dörfer zu ziehen, um Stroh und Eier zu erbetteln, welche zusammengetriebene Kleinigkeiten sie dann dem Wirthe, der sein Haus oder Dach bessern will, zu dessen Erleichterung schenken; was ist natürlicher, als daß der Wirth, dem eine solche Beihülfe gegeben wird, diese guten Leute wenigstens etwas rafraichire, und dabei wird dann auch auf volles und übergerüttelte Maaß gesehen, denn gewöhnlich kehrt dieses Gesinde erst am folgenden Morgen betrunken wieder zu ihren Herren zurück. Selbst der Einkauf eines einzelnen Schweins hält den Knecht, der es behandelt hat, oft bis zum andern Morgen hinter dem Branntweinsglase.

Diese Ueppigkeit verbindet sich nun mit einer Trägheit, die den Bewohnern anderer Provinzen des Hannöverschen Landes ganz fremd ist. Sie äussert sich sowohl in dem kurzen Arbeitstermin, den sich der Lüneburgische Knecht des Tages über gefallen läßt, als besonders auch in der pünktlichen Beobachtung der genauesten Enthaltung von aller Arbeit an allen erdenklichen Fest- und Feiertagen, selbst an den abgeschafften, welches für die Wirthe von dem größten Nachtheil ist.

Der Reiz, den die reiche Ausbeute des Leichenlohns hat, verleitet schon die Knaben von 9 Jahren, auf diese Art zu gewinnen, und dem Wirthe die Ochsen um Leichenlohn zu hüten. Abgesehen von der Zügellosigkeit, in welcher bei dieser Lebensweise die Jugend ohne allen Schulunterricht der Dummheit und Trägheit entgegenwächst, sind diese Jungen für ihre Herren zum größten Nachtheil, indem sie aus Nachlässigkeit allerwärts zum Schaden hüten, den der Wirth sich nicht einmal von ihrem Lohn ersetzen darf, weil ihm sonst der Junge von dannen läuft, und andere Ochsenjungen sich nun nicht bei ihm vermiethen, indem sie fürchten, er werde ihnen im ähnlichen Falle ebenfalls den Lohn schmälern. Haben diese Jungen zwischen ihren Ochsen und bei copiösem Genuß des Branntweins das 14te Jahr erreicht, und sind dann confirmirt, so entgeht ihnen ihr Unterkommen als Knecht gegen das 15te Jahr schwerlich, und in wenigen Jahren darauf sind sie zum empfindlichen Nachtheil aller Hauswirthe verheirathet.

(Der Schluß folgt.)

Hannoversches Magazin.

19tes Stück.

Freitag, den 4ten März 1808.

Darstellung der Provinzial-Gewohnheit des Leichen-Säens im Fürstenthum Lüneburg.

(Schluß.)

Wenn der Knecht, der für Leichenlohn dient, den Dienst verlassen will, so kann er dieses nicht gut auf andere Zeit thun, als wenn er seine Leichenfrüchte eingeärntet hat. Diese sind im Winter schon in die Erde gebracht, und das Resultat des Leichenlohns ergiebt sich erst völlig gegen den Herbst; es ist daher Michaelis die einzige Wandlungszeit des Dienstes. Nun bestehet ferner der Gebrauch, daß der Wirth, welcher den Michaelis angetretenen Domestiken länger als ein Jahr behalten will, demselben am nächsten Weihnachten schon ein neues Miethgeld anbieten muß, wodurch der Domestik engagirt wird, bis künftigen Michael zu bleiben und ebenfalls der Herr gezwungen ist, den Domestiken, er sey tauglich oder nicht, diese ganze Zeit hindurch zu behalten. Wiefern dieser aus dem Leichenlohn entspringende Gebrauch zu der schon oben gerügten Dependenz der Herren von dem Gesinde beiträgt, überläßt man eines Jeden Ermessen. Auch in Hinsicht des Verlassens und Antretens des Dienstes ist die Trägheit der Knechte wieder auffallend, indem es unter ihnen eine allgemeine Gewohnheit ist, schon den Dienstag nach Michaelis den Dienst zu quitiren, und erst in der vollen Woche, auch 14 Tage nach Michaelis wieder anzutreten. Entlöset daher ein Wirth auf diese Zeit sein ganzes Gesinde, so entsteht ihm oft dadurch ein unersetzlicher Verlust. Ueberhaupt würde dem Landmanne eine Wandlungszeit seiner Domestiken auf Johannis und Weihnachten weit zuträglicher seyn, weil zu jener Zeit das Sommerfeld, und zu dieser das Winterfeld völlig bestellt und der Arbeit weniger ist, wie um Michaelis, wo gerade alle Aussaat in die Erde gebracht werden

muß,

muß. Aber selbst das schärfste Durchgreifen der höhern Behörden würde diese Wandlungszeit nicht ändern können, es wären denn die frommen Wünsche aller verständigen Landleute um völlige Abschaffung des verderblichen Leichenlohns zuvor erhört, denn von diesem ist jene beschwerliche Wandlungszeit völlig abhängig.

Jeder Nachtheil, welcher der arbeitenden Klasse der Staatsdiener erwächst, ist auch indirecter Nachtheil des Staats; aber es giebt noch nähere Beziehungen, in welchen das Leichenlohn dem Staate schädlich ist. Ein so reichlich erwerbender Knecht nämlich hat doch immer kein beständiges Domicilium, keinen sedem fixam im Lande; was kümmert es ihn, wenn er mit seinem im Lande verdienten Lohn ausser Landes geht, sobald vielleicht in einem benachbarten Lande ein guter Hof zu haben ist; aber was entgeht dem Staate dadurch? Es entsteht ausserdem durch die Aussicht, sich mit Bequemlichkeit und bei lustigem Leben so reichlichen Unterhalt verschaffen zu können, eine unauslöschliche Abneigung gegen den Soldatenstand, die stark genug ist, um jedes Mittel zu versuchen, wodurch man sich den in dieser Hinsicht gegebenen höhern Befehlen entziehen könne. Bei Ausnahmen sind allemal solche Knechte häufig, um sich der Ausnahme zu entziehen, mit den Pferden und dem Spannwerke ihrer Herren vom Felde über die Elbe entlaufen, wo sie sich mehrere Tage, ja Wochen lang verborgen hielten.

Ferner wird der Wirth, der, wie oben gezeigt ist, durch die Folgen des Leichenlohns auf keinen grünen Zweig kommen kann, zu einer frühen Leibzucht bewogen. Es ist begreiflich, daß er, wenn er siehet, er könne auf dem Hofe nicht empor kommen, denselben seinem kaum zwanzigjährigen Sohn abtritt, sich in Ruhe setzt, und so sein gewisses Brod zu essen sucht, welches denn der Sohn oder Schwiegersohn aus dem Hofe herbeischaffen mag, wie er kann. Wie viel thätige Arme werden dadurch zu früh der Arbeit, und also auch dem Staate entzogen!

Wäre es thunlich, diese verderbliche Gewohnheit völlig aufzuheben, so würde nicht allein für den Staat unendlich gewonnen werden, sondern es würde auch in der That die Moralität der Bewohner verbessert werden, die durch die überhand nehmende Ueppigkeit der dienenden Classe fürwahr nicht gezügelt werden dürfte. Die Liebe zur Schwelgerei zeigt sich nicht stärker bei diesen Leuten, als in der Erndte, wo das Gesinde ausser dem überreichlichen Morgenbrodte vier Mahl des Tages sehr starke Mahlzeiten nebst einer übermäßigen Menge von Bier und Branntwein genießt. Es findet auch kein Hinderniß statt fremdes Gesinde zum Gebrauch bei der Erndte für bloße Erndtekost zu

bekommen, so viel ein Hauswirth haben will; und die Herren der fremden Knechte und Mägde müssen geduldig ihre Arbeit deswegen versäumen lassen, weil ihrem Gesinde die Weigerung ein Anlaß seyn würde, den Dienst zu quitiren. So unglaublich die Sache ist, so wahr ist sie doch, und müssen die Aussagen der Wirthe und die Berichte der Beamten damit übereinstimmen.

Es sind nun zwar zur Beschränkung der üblen Gewohnheit, wovon bisher die Rede gewesen ist, verschiedene Verordnungen im hiesigen Lande vorhanden, indessen haben diese aus Gründen, die der Verfasser nicht anzugeben vermag, ihre volle Wirksamkeit wenig erreichen können. Nach den Ideen eines einsichtsvollen und sehr geachteten Beamten des hiesigen Landes, dessen Gewogenheit den Verfasser in Stand gesetzt hat, diese lästige Provinzial-Gewohnheit des Leichenlohns in ihrem ganzen Umfange beurtheilen zu können, scheint indessen wohl eine Möglichkeit vorhanden zu seyn, das Land von diesem Uebel zu befreien, und so wirklich eine wahre Landplage aus dem Wege zu räumen, wenn nemlich durchgehends mit der größten Strenge über die Befolgung der bestehenden Verordnungen gehalten würde. Sowohl der Leichenlohn versprechende Wirth, als der empfangende Knecht, müßten straffällig werden, und dürfte die zu erlegende Buße kein unbedeutendes Object seyn. Es würde, weil es doch darauf ankommen muß, das Feuer in der ersten Gluth zu ersticken, das zweckmäßigste Mittel seyn, das dennoch ausgelobte Leichenlohn durch öffentlichen Verkauf der Früchte des Knechts oder der Magd sofort zu annulliren, davon sodann 10 Thl. für den Wirth und 10 Thl. für den Dienstboten dem Denuncianten zuzubilligen, dem Knechte oder der Magd ihren verordnungsmäßigen Lohn davon zu bezahlen, und was noch übrig bliebe, den Armen des Kirchspiels zu bewilligen. Dabei müßte jede Adquisition der Natural-Früchte von Seiten des Gesindes für höchst strafbar erklärt werden, wohin auch das oben erwähnte Betteln bei vorfallenden Reparaturen zu ziehen seyn dürfte. Wollte man die lange Dauer der Hochzeiten und Kindtaufen verordnungsmäßig einschränken, so würde der Nutzen davon sich bald evident darthun. Endlich wäre noch die Wandlungszeit der Domestiken auf eine andere Zeit zu setzen; und dieser Punkt ist gar nicht den Schwierigkeiten unterworfen, die man dagegen einwenden zu können wohl gemeint hat, daß nämlich die Domestiken ein anderes sich nicht gern gefallen lassen und in andere Aemter übergehen, und daß ferner die Wirthe durch die Anschaffung von baarem Gelde zu Ablohnung ihrer Leute sich zu sehr gedrückt finden würden. Die beste Wandlungszeit ist ohnstreitig Johannis und Weihnachten, und das

das auf Michaelis abgehende Gesinde dürfte nur gehalten seyn, bis Weihnachten fortzudienen, dann würde schon besserer Rath über Nacht kommen, da es leicht veranstaltet werden könnte, ein deswegen entlaufenes Gesinde zur Pflicht zurück zu führen, und dem Gesetz zu gehorsamen. Auch stehet nicht zu befürchten, daß im Winter ein Knecht oder eine Magd sich auf eigne Hand setzen werde, weil theils in dieser Zeit der Verdienst zu geringe ist, und vorzüglich, weil eine solche Aenderung allgemein im ganzen Fürstenthum in Ausübung gebracht werden würde. Setzten sich auch einige Domestiken als Häuslinge, so würde dem Herrn dadurch kein Mangel an Leuten entstehen, weil er bei der bessern Betreibung der Haushaltsgeschäfte nicht so viel Leute bedürfte, und doch den vollen Lohn seines Fleißes einärndtete. Gerade dadurch würde dem Wirth die Anschaffung des baaren Geldes nicht so schwer werden; und auch die Wandlungszeiten würden ihm conveniren, da der Bauer um Weihnachten fast alle seine Produkte in Geld umgesetzt hat, so wie ihm die Johannis-Hälfte des Lohns ebenfalls nicht sauer werden kann, weil in dieser Zeit die herrschaftlichen Prästanda nicht mehr zu entrichten sind. Der Landmann wird solchergestalt bald gewahr werden, welche neue Wohlthat ihm durch eine solche Verfügung zuwachsen muß, wenn er alle zur Betreibung seiner Geschäfte nöthigen Leute für den Werth desjenigen erhalten kann, was ihm sonst Ein einziger Knecht gekostet hat.

Könnten diese Zeilen eine Aenderung dieses gerügten Mißbrauchs nach sich ziehen, so würde dem Verfasser die Stunde heilig seyn, wo er sie niedergeschrieben; denn er ist überzeugt, daß der Wunsch, diesen Gebrauch beim Alten zu lassen, nur die Stimme desjenigen Bauern seyn kann, den der Knecht bald mit Gelde, bald mit Saat- und Brodkorn-Früchten bisher ausgeholfen, indem er nicht bedenkt, daß er selbst es ist, welcher den Knecht in den Stand gesetzt hat, dieses thun zu können, oder dessen, welcher es jenem nachgesprochen und keine so genaue Kenntniß dieser landesverderblichen Plage zu erlangen sich bemühet hat.

H. C. F. B. U.

Wohl-

Wohlfeile wasserdichte Schuhe ohne Leder zu verfertigen.

Ein Bauinspector, Berkes, zu Rotenburg an der Fulde, hat neuerlich in der Casselschen Zeitung sowohl als im Hamburger Correspondenten, eine Erfindung von wohlfeilen wasserdichten, nicht ledernen Schuhen, wozu das Material aller Orten im Ueberfluß sich befinden soll, angekündiget, für deren Bekanntmachung er nicht weniger als Ein Tausend Laubthaler fordert. Da eine solche Erfindung aber nicht zum Besten des Reichen, sondern des Armen dient, so will ich eine Erfindung unentgeldlich bekannt machen, welche der Erfindung des Bauinspectors, wo nicht gleich kommen, doch an Wohlfeilheit sie übertreffen wird, da jeder Mensch, der nähen kann, sich diese Schuhe zu verfertigen schon nach folgender Beschreibung im Stande seyn wird; das Material dazu aber so wohlfeil ist, wie nur irgend etwas zu einem Kleidungsstück seyn kann.

Man flicht aus Hede, Werg oder dem Abfall von Flachs und Hanf (wer es besser will, aus Hanf selbst) dreisträngige Flechten von einer Viertels oder halben Zolles Breite, so wie manche Frauenspersonen Haarflechten tragen. Von diesen Flechten wird eine Reihe rings um den Rand der Sohle eines Schusterleistens, von der Größe, wie ihn der bedarf, dem die Schuhe bestimmt seyn sollen, aufgeheftet. An diese Flechte nähet man die zweite und dritte u. s. w. dicht an, bis die ganze Sohle aus lauter im Umkreise an einander genäheten Flechten verfertigt ist. Alsdann nähet man an den obern Theil des Leistens eben so reihenweise in die Länge und im Umkreise über den Fersen Flechte an Flechte dicht an, bis so die ganze beliebige Form des Schuhes, Pantoffels oder Stiefels hergestellt ist, die man denn mit alter Leinwand oder Flanell, Barchend und dergleichen ausfüttern kann. Man kann aber diese Flechtensohlen auch mit einem andern Zeuge zum Obertheil des Schuhes verbinden, wie z. B. mit Tuch, Barchend und dergl. Ja ich sahe Damen solche Schuhe verfertigen, die oben von Atlas waren, und sie versicherten mich, daß solche Sohlen ohne weitere Zubereitung, selbst bei nassem Wetter, den Fuß trockener halten, als dünne lederne Sohlen; diese Flechtensohlen aber überhaupt dauerhafter seyen, selbst beim Tanz, und bequemer beim Gehen, als die gewöhnlichen ledernen Sohlen.

Soll aber ein solcher aus Flechten bestehender Schuh recht wasserdicht werden, so darf man nur Leinöl mit Bleiglätte zu einem Firniß kochen,

und damit die Schuhe einige Mahl von aussen bestreichen, jeden Anstrich recht trocken werden lassen, beim dritten Anstrich aber Kienruß unter den Firniß mischen, so hat man schwarze wasserdichte Schuhe, die nur nach dem Reinmachen von Zeit zu Zeit mit etwas gewöhnlicher Schuhschmiere geschmeidig gemacht werden dürfen. Soll die Sohle braun aussehen, so braucht man nur etwas Ombraerde und Röthel unter den Firniß zu mischen.

Da in jedem Hause Kinder zu Verfertigung solcher Hedeflechten und Schuhe angelernt werden können, das Material aber in den Häusern auf dem Lande ohnehin meist im Ueberfluß vorräthig ist, andern es wenig oder gar nichts kostet, und nur der Ankauf des Leistens, der Nadeln und des Firnisses Geld erfordert, so kann ein Paar große Schuhe nicht, wie Berkes sie liefern will, auf 9 bis 12 ggr., sondern höchstens auf 6 ggr. zu stehen kommen; und es wäre zu wünschen, daß in Industrie-Schulen die Kinder zu Verfertigung solcher Schuhe angewiesen würden, weil dadurch mancher dürftigen Familie eine schwere Ausgabe erspart, und jeder Mensch in Stand gesetzt würde, an allen Orten sich selbst die wohlfeilste Fußbekleidung zu verschaffen. Lederne Schuhe werden daneben immer noch für den Wohlhabenden einen Vorzug vor diesen wergenen Schuhen behalten, und die Schuhmacherzunft deshalb nicht in Gefahr kommen, brodlos zu werden; arme Schuster aber, die kein Leder zu kaufen vermögen, könnten sich durch Verfertigung solcher, gewiß Abgang findenden Schuhe eine gute Nahrungsquelle verschaffen.

F. B. O.

Ankündigung
eines ökonomischen Instituts.

Daß die Kultur der Haushaltungswissenschaft zum Wohlergehen des Staats ungemein beitrage, wird gewiß niemand leugnen. Der grösseste Eifer unsrer Kameralisten, mit allen Finanzsystemen, wird da nicht ausreichen, wo man diese ergiebige Quelle des Staatswohls vernachlässiget. Um so viel achtungswürdiger sind die Versuche unserer Zeit, den künftigen Mitgliedern eines Standes, dessen Interesse zugleich Interesse des Landes ist, einen grösseren Grad der Bildung zu verschaffen. Denjenigen, welche sich bisher der Haushaltungswissenschaft widmeten, fehlte es gemei-

meiniglich an den nöthigen Vorkenntnissen; gewisse Vorurtheile, die hie und da diesem Stande ankleben, entfernen auch mehrentheils die Zöglinge aus der Gesellschaft derer, die für ihre Bildung sorgen sollten; und man darf sich also nicht wundern, daß man den meisten Oekonomen Mangel an Kenntnissen, und hauptsächlich an einer feinern Bildung vorwirft. Unterschriebener ist gewillet, in Vereinigung mit einigen Freunden, theils um seinen Wirkungskreis zu erweitern, theils aus Vorliebe für sein Fach, eine solche Anstalt anzulegen, welche alle wünschenswürdigen Vorzüge der Art für Eltern, welche ihm ihre Kinder anvertrauen wollen, in sich vereiniget. Der zu ertheilende Unterricht soll nicht nur die nothwendigsten Vorkenntnisse, als Rechnen, eine Anleitung zu schriftlichen Aufsätzen, die, jedem Gebildeten unentbehrlichen, Vorkenntnisse der Naturgeschichte umfassen, sondern auch zugleich durch die gütige Mitwirksamkeit eines benachbarten geschickten Arztes, auf Chemie und Thierarzneikunde sich erstrecken. Die glückliche Lage dieses Orts und die versprochene Unterstützung einiger Freunde, setzt mich zugleich in den Stand, auch für den Unterricht in solchen Wissenschaften zu sorgen, die man nur ungern im geselligen Leben an andern vermißt, als z. E. in der Geschichte, Erdkunde, und in der unter den gegenwärtigen Zeitumständen unentbehrlichen französischen Sprache. Mit einem Worte, ich werde alles thun, um einsichtsvolle, praktische Oekonomen und gebildete Männer zu ziehn.

Möchte sich nur eine hinlängliche Anzahl von Zöglingen finden, deren Eltern ich davon überzeugen könnte, daß mich nicht Habsucht und Interesse, sondern der Wunsch beseelt, Gutes zu stiften! Den umständlichern Plan zu diesem Institute, so wie die näheren Bedingungen, unter denen ich im Stande bin, Jünglinge aufzunehmen, erfährt man, wenn man sich in frankirten Briefen am Unterschriebenen wendet.

Duttenstedt bei Peina,
den 29ten Jan. 1808.

August Breithaupt,
Amtmann.

Thüringischer Möhrensyrup.

In Thüringen wird in vielen Haushaltungen der Saft von gelben Möhren statt des Syrups gebraucht, und auf folgende Art bereitet: Man nimmt die rothgelben Möhren von mittler Größe, ohne Eisen- und Rostflecke, schneidet die sogenannten Köpfe und Schwänze ab, schabt die äuß-

sere Schale rein ab, und wäscht sie. Alsdann schneidet man sie ganz klein, oder reibt sie auf einem Reibeisen, oder, wenn es ins Große geht, stampft man sie in einem Stampftroge oder einer Hirsestampfe. Dieses Kleingestoßene kocht man in einem Kessel mit klarem Brunnenwasser, welches 5 bis 6 Zoll über die Möhren gehen muß, bei mittelmäßigem Feuer weich, und läßt es in reinen Gefäßen verschlagen. Hierauf thut man es in einen linnenen Sack oder Tuch, legt es unter eine Wachspresse, oder unter eine hierzu verfertigte Presse von eichenem Holze, preßt den Saft aus und sammelt ihn in saubere Gefäße. (Man kann auch die kleingestoßenen Möhren, ohne sie vorher zu kochen, pressen. Durch das Kochen erhält man zwar mehreren Saft; weil aber dadurch zugleich die schleimigten Theile aufgelöset und durchgepreßt werden, so soll dieser Saft nicht so delikat als der andere seyn, sich auch nicht so lange halten.) Dieser ausgepreßte Saft wird sachte abgegossen, damit kein Dickes mit kommt, ohne Wasser bei gleichem und mäßigem Feuer unter stetem Abschäumen und Umrühren, und ungefähr 8 Stunden, oder so lange, bis er braun wird, gekocht, und bis zu einer flüssigen Honigdicke eingesotten. Wenn die Hälfte eingekocht ist, wirft man nach Proportion ein oder ein halbes Pfund Zucker hinein. Soll der Saft lange dauern, so läßt man auch etwas Gewürze, als Nelken, Zimmt oder Neuewürze, mit aufsieden. Dieser Saft wird in steinerne Büchsen gethan, welche man, wenn der Saft kalt ist, fest zubindet, und im Keller oder Gewölbe aufbewahrt. Es kann dieser Saft statt des Honigs und Syrups gebraucht, auch mit unter Hanebutten- und Pflaumenmus gekocht werden. Die ausgepreßten Möhren dienen in der Haushaltung zur Mästung der Schweine und des Rindviehes. Die geriebenen Möhren, roh gepreßt, geben zwar weniger Saft, allein derselbe ist weit besser, gesunder und hält sich viel länger als der, welcher zuvor mit Wasser gekocht wird.

Sinngedicht.

Wips.

Wenn Wips mit Lisis tanzt und springt,
So zeigt er seine Kunst der Füße,
Nicht aber, wenn er ihre Küsse
Im Sylbenmaß der Elegie besingt.

G. F. K.

Neues
Hannoversches Magazin.
20tes Stück.
Montag, den 7ten März 1808.

Ueber die Wirkungen drückender Zeitumstände auf die Gemüther der Menschen.

Vom Hofrath Feder.

Beobachtung und Nachdenken haben längst die Warnung aufgestellt, behutsam zu seyn bei Urtheilen, die ins Allgemeine gehn; besonders wenn sie sich auf Menschen beziehen. Denn vermöge seiner feinern Organisation und der freiern Thätigkeit seines Geistes ist der Mensch veränderlich und verschiedenartig bestimmbar, ungleich mehr als die andern Bewohner dieses Erdballs. Wenn also Zeiten gemeiner Noth und Bedrückung von einigen als ein wohlthätiges Mittel vorgestellt werden, dessen die weise Vorsehung zur sittlichen Ausbildung und Veredlung der Sterblichen sich bediene; so möchte, in Hinsicht auf die wirklichen Erfolge, diese Ansicht wohl eben so wenig durchweg Statt finden, als das entgegengesetzteste Urtheil, nach welchem unter solchen Umständen nothwendig auch der sittlichen Uebel mehr werden müssen. Aber der Mühe werth ist es, genauer zu untersuchen, von welchen Gründen und Bedingungen die eine und die andere dieser entgegenstehenden Arten von Erfolgen abhängen; denn nur dadurch kann die Anweisung zu den anderweitigen theoretischen und praktischen Folgerungen sich ergeben. Diese Untersuchung wird lehren, daß es hiebei ankomme

1) zuförderst auf die Beschaffenheit der Gemüther, welche unter dem Einflusse drückender Zeitumstände sich befinden. Freilich diejenigen, deren sittliche Kräfte im hohen Grade erweckt und befestiget sind, diejenigen, die von lebendigem Gefühle und innigster Ueberzeugung beseelt sind, daß seine Pflicht thun, Gutes schaffen und erhalten nach bestem Vermögen, das höchste Gut des Menschen ist, der Grund der

rein-

reinsten und dauerhaftesten Zufriedenheit; die schon durch Uebung und Erfahrung wissen, wie sehr vieles der äussern Güter, bei allem Werthe, den ihnen die Vernunft zugesteht, entbehrt werden könne, wenn es seyn muß; die dabei auch die Ueberzeugung haben, daß unsere Urtheile über Glück und Unglück, bei den Schikkungen, die ausser unserer Gewalt sind, um so unsicherer werden, je umfassender, je mehr ins Große gehend diese werden: ja diese, die so Gott und die Tugend lieben, so weit in wahrer Weisheit und Seelengröße es schon gebracht haben, diese werden dem Andringen der äussern Uebel und den Versuchungen zur Pflichtvergessenheit so widerstehen, daß ihre sittlichen Kräfte dadurch noch wachsen; diese werden sich angetrieben fühlen, je mehr der Uebel sie um sich herum erblicken, desto sorgfältiger zu achten auf das Gute, was erhalten und erhöhet werden kann, durch neue Anwendungen der innern Kräfte den Abgang der äussern Hülfsmittel zum Gutes thun zu ersetzen; in ihnen kann der Werth der Tugend eben jetzt am schönsten und unwiderstehlichsten hervorleuchten.

Aber bei wie vielen Menschen darf dieser hohe Grad sittlicher Ausbildung und Vollkommenheit vorausgesetzt werden? Wenn es nun hieran fehlt, und je mehr es fehlt? So werden um so leichter die Regungen des Mitgefühls, dieses ersten natürlichen Antriebes zur Menschenliebe, Gerechtigkeit und Billigkeit, durch das stärkere Gefühl eigener Bedürfnisse erstickt oder geschwächt werden; die anhaltendere und ängstlichere Sorge für die Selbsterhaltung wird die Aufmerksamkeit von andern abziehen und gegen die Stimme fremder Noth unachtsamer machen; die Unzufriedenheit mit seinem eigenen Zustande kann in Unzufriedenheit mit der ganzen Welt, in unfreundliches, mürrisches Wesen übergehn; oder Gleichgültigkeit, Unthätigkeit, Nachlässigkeit selbst in den Berufspflichten hervorbringen. Doch es haben hiebei, ausser dem Grade sitlicher Vollkommenheit, auch noch andere Verschiedenheiten des Temperaments und Charakters Einfluß. Es giebt Menschen, die wenn sie sich freuen, wollen, daß alle Menschen sich mit ihnen freuen; die durch das Gute was ihnen zu Theil wird, zur demüthigen Dankbarkeit gegen Gott, und zur Milde, Gefälligkeit und Wohlthätigkeit gegen ihre Nebenmenschen gestimmt, durch Widerwärtigkeiten nicht gebeugt, sondern eher aufgebracht, trozzig und hartherzig werden. Es giebt andere, die nur so lange gut, wenigstens erträglich bleiben, als sie sich in einer nothwendigen Abhängigkeit fühlen; vom Glücke gehoben, übermüthig, stolz und ungerecht, und nur durch Verlust des Aeussern zur heilsamen Selbstkenntniß zurückgeführt werden. Manche werden erst bei zunehmendem Wohlstande geizig, weil

sie itzt erst Hoffnung bekommen, Reichthum anhäufen zu können; sie theilen das Entbehrliche eher noch mit andern, wenn ihre Ansprüche sich aufs Nöthige einschränken; manche müssen durch eigenes Unglück erst lernen, was es heisse, Noth leiden, um von thätiger Menschenliebe beseelt zu werden.

Aber es kommt 2) auch auf die Grösse des Druckes und der Leiden an, unter denen sich Menschen befinden; denn, wie es schon die bildlichen Ausdrücke zu erkennen geben, Kräfte können dadurch angeregt, in bessere Richtungen gebracht, oder auch gelähmt, verschoben, unterdrückt werden. Die Schmeicheleien des Glückes sind gefährlich, wie alle Schmeicheleien; im beständigen Ueberflusse, im beständigen Zuflusse alles dessen, was der Mensch zur Befriedigung sinnlicher Begierden wünschen kann, übergiebt er sich nur allzuleicht der Ueppigkeit und Trägheit, und bleibt in der sittlichen Ausbildung zurück. Man sieht's an dem Beispiele derjenigen Völker, welche unter einem günstigen Klima aus der Hand einer allzufreigebigen Natur fast ohne alle Arbeit Ueberfluß empfangen, und an dem Beispiele einzelner Menschen unter jedem Volke, deren Schwelgerei keine Grenzen kennt, so lange sie die Mittel dazu in Händen haben, oder leicht sich zu verschaffen wissen. Wer wird es denn übel finden, wenn solches Fleisch gezüchtiget, und wenn auch nicht zum ewigen Leben erhalten, doch durch eine mäßigere Competenz ein wenig in die Ordnung der Natur zurückgebracht, und das Aergerniß weggeschafft wird.? Wer nicht gut es finden, wenn Menschen denen Geldreichthum alles oder das Höchste ist, welche Geisteskräfte und Wissenschaft für nichts achten, oder nur nach Procenten die damit sich verdienen lassen, berechnen, wenn diese endlich durch eigene Erfahrung lernen, wie viel höher diejenigen Güter stehen, denen keine Diebe nachgraben, die keine Räuber uns abzwingen, die wir mit unserm Leben aus jedwedem Schiffbruche retten können? In solchen Hinsichten rechtfertigen sich denn leicht die sprichwörtlichen Bemerkungen, daß Armuth die Erfinderin der Künste sey, und Noth beten lehre. Arbeit aber und Religion sind die Hauptstützen der menschlichen Tugend.

Sehr verschiedene Folgen aber sind zu fürchten, wenn die drückende Noth Menschen zur Verzweiflung oder der Verzweiflung nahe bringt. Noth hat kein Gesetz, ist zwar kein in der Sittenlehre und dem Naturrechte uneingeschränkt gültiger Grundsatz. Aber wenn selbst in den Systemen dieser Wissenschaften jener Ausspruch nicht immer so eingeschränkt wird, wie die Vernunft vermöge der uneinschränkbaren Grundsätze der Gerechtigkeit und Billigkeit es fordert: wie kann man

man erwarten, daß Menschen, die in der sittlichen Ausbildung noch zurück sind, diesen Grundsatz nicht über die Gebühr anwenden; da ohnedem der Mensch Uebel, die er empfindet, so leicht zu hoch anschlägt, und zu geringe diejenigen, die er andern zufügt? Es läßt sich also nicht anders erwarten, als daß in Zeiten drückender Noth viele, wenn sie gleich noch nicht in der wahrhaft äussersten Noth sich befinden, nicht nur ohne Bedenken solche Eingriffe in das Eigenthum und die Rechte anderer sich erlauben, welche nur die äusserste Noth entschuldigen kann, sondern bei zunehmender Noth solche Handlungen glauben rechtfertigen zu können, durch welche alle Begriffe von Gerechtigkeit und Tugend aufgehoben werden, welche der sittliche Mensch mehr fürchtet, als den Verlust des Lebens. Es läßt sich nicht anders erwarten, als daß viele zu den schändlichsten Betrügereien und den gröbsten Gewaltthätigkeiten, unter diesen vermeinten Entschuldigungen sich entschliessen werden, die in bessern Zeiten dazu nicht fähig, ehrliche und redliche Menschen gewesen wären. Andere, die aus Furcht vor Schande und Strafe, oder noch reger Gewissenhaftigkeit vor so groben Vergehungen sich bewahren, werden, wenn die Rechtlichkeit allzuschwere Opfer von ihnen verlangt, auf Entschuldigungen sinnen, und Scheingründen ein Gewicht einräumen, wie sie vorher nie thaten; sie werden mit kleinen Abweichungen von den Vorschriften der Sittlichkeit, mit kleinen Falschheiten und Lieblosikeiten anfangen, aber in den Verblendungen ihrer gekünstelten Casuistik bald so weit seyn, daß auch die entschiedensten Verbrechen nicht mehr in ihrer wahren Gestalt vor ihnen erscheinen; denn schnell ist der Fortgang auf dem Wege des Irrthums und der Sünde.

Noch andere werden den Weg der Wahrheit und der Pflicht nicht verlassen, so lange das Uebel nur sie angreift; sie können viel tragen, viel entbehren. Aber sie sehen zu Boden gedrückt, sie sehen unterliegen im Kampfe die Schwächern, sie sehen den nagenden Kummer, sie sehen die Züge der Verzweiflung um sich herum, die Klagen, die Bitten um Hülfe bestürmen ihr Herz, der schmerzvolle Blick der leidenden Unschuld durchbohrt es, die Witwe, die nun auch vergessen wird, die Waisen, die nun auch abgewiesen werden, unter den leidenschaftlich treibenden Vorstellungen des eigenen Bedürfnisses, Kinder, die Brod, Kinder, die Erziehung, Kinder, welche zu ihrem Fortkommen Mitgabe fordern, finden endlich den Weg zum Herzen. Verwirrung nimmt überhand, selbst unter den sittlichen Gefühlen. Was ist heiliger, denkt im Affekt des Mitleidens auch wohl einer, den wir gut, edel nannten, und der edel gesinnt und gut geblieben wäre, ohne eine solche Versuchung — was ist heiliger als diese Pflicht, als der Aufruf, diesen zu helfen, diese zu retten; was ist Welt, was Gerechtigkeit,

keit, wenn die Unschuld soll geopfert werden; denkt so im Affekt des Mitleidens, und thut, was vielleicht er selbst bald bereuet, wenn er zur Besinnung kommt, und immer bereuen wird.

Es ist gut, wenn der Mensch sein Brod im Schweiß seines Angesichts ißt, wenn er es selbst verdient; er weiß es dann besser zu schätzen, ißt es mit höherem Selbstgefühl; es schmeckt wirklich besser, als der Leckerbissen, den der Müssiggänger aus der verschwenderischen Hand des blinden Glücks empfängt. Aber es empört und bringt auf gefährliche Abwege, wenn dem Arbeiter der Lohn, wovon er leben soll, oder die Gelegenheit, durch Arbeit ehrlich sich zu nähren, entgeht.

Es ist dem Menschen gut, wenn seine Bedürfnisse ihn von anderer Menschen Hülfe abhängig machen; aber nichts verdirbt ihn so schnell und so sehr, als wenn er aus Noth ihrer Willkühr sich unterwirft, Sklavensinn annimmt, um seinen Hunger zu stillen. Das sind dann doch wirklich böse Zeiten, sehr böse Zeiten, die diese Wirkung in vielen Gemüthern hervorbringen.

Man hört oder liest es mit Entsetzen, aber ohne es bezweifeln zu können, daß unter den fürchterlichsten Uebeln, bei schrecklichen Erdbeben, zwischen den angehäuften Leichnahmen der Pest Menschen die scheuslichsten Gräuelthaten begiengen, daß sie in Gefängnissen, indem sie jeden Augenblick die Abführung zum Richtplatz zu erwarten hatten, mehr als viehischen Lüsten sich überliessen. So viel fehlt daran, daß Noth und Gefahren immer als Besserungsmittel wirkten. Um durch Furcht vom Bösen abgehalten zu werden, muß der Mensch noch etwas Besseres zu verlieren haben, als den Genuß des Augenblicks; um schändlichen Genuß zu scheuen, muß die Wahl des anständigen ihm noch möglich, und die Ehre noch etwas werth seyn. Schon darum wächst die Gefahr für Sittlichkeit mit der Härte despotischer Gewalthaber.

3) Einen entscheidenden Einfluß haben aber auch bei der Einwirkung drückender Zeitumstände auf die Gemüther der Menschen die Ursachen, welche die drückenden Uebel der Zeit hervorbringen. Entspringen diese aus Gründen der physischen Natur, sind es Jahre des Mißwachses oder mörderische Seuchen: so denkt man, daß dieß wohl bisweilen so kommen müsse, und nimmt kein Aergerniß an der im Ganzen doch so wohlthätigen Natur. Dabei ist einige, wenn gleich nach menschlichen Einsichten nicht genau bestimmbare, doch immer einige Ordnung; auf schlechte Jahre folgen gewiß wieder gute und mehrere gute Jahre. Bei der mehr gebundenen physischen Natur entdeckt der forschende Verstand noch wohl Mittel, dem Uebel itzt, [oder seinen schlimm-

schlimmsten Folgen in Zukunft abzuhelfen, Fleiß und Wirthschaftlichkeit des Landmanns werden durch hohe Preise, Einsichten und Erfindungen in der Heilkunde durch böse Seuchen befördert. So ist jetzt schon bei den cultivirtesten Nationen Mißwachs der Feldfrüchte, wenn nicht böser Wille hinzukömmt, im Ganzen kaum mehr ein Uebel; und die fortschreitende Wissenschaft der Aerzte, nebst guter Polizei, werden den andern Hauptgattungen physischer Uebel, wie es in Absicht auf Pest und Kinderpokken geschehen ist, in noch mehreren Fällen immer engere Grenzen setzen.

Unter einer solchen Einschränkung können diese Uebel auch bei vielen die heilsame Wirkung haben, daß das entgegengesetzte Gute lebhafter empfunden, und dankbarer genossen wird, als wenn es nie und nirgends mangelte.

Um vieles anders ist alles, wenn die Leiden der Zeit durch Menschen, durch Ungerechtigkeit oder Unklugheit verursacht sind. Schon bei kleinen Beleidigungen verursacht die Vorstellung der dabei zu Grunde liegenden Ungerechtigkeit den empfindlichsten Schmerz und Widerwillen im Gemüthe; denn böser Wille ist das absoluteste Uebel, was die uneingeschränkteste Verabscheuung erregt. Ueberhaupt steht mit der Vernunft, also mit dem Innersten und Höchsten des menschlichen Wesens, nichts so sehr in Widerstreit als Unvernunft; Ungerechtigkeit und Unklugheit also auch; diese muß der Mensch hassen. Aber wenn er um ihrer Willen die Menschen haßt, wenn dieser Haß viele, wenn er etwa am meisten diejenigen trifft, die ihm, nach den allgemeinen Gesetzen der geselligen Ordnung, Gegenstände der Achtung und Zuneigung seyn sollten: in welche Gefahren geräth nicht da seine Sittlichkeit! Denkt er sich bei den Gegenständen eines solchen Hasses individuellen Grund der verabscheuten Eigenschaften: so kann der concentrirte Haß um so mehr sich dagegen erlaubt glauben. Welche Verbrechen, oft unter glänzenden Nahmen, hieraus entspringen, bedarf keiner genauern Anzeige. Glaubt er den Grund im Gemeinen der Menschennatur zu finden, wird diese selbst ihm verhaßt oder verächtlich: so ists noch schlimmer. Was soll da noch das Leben der sittlichen Kraft erhalten, wo Liebe und Achtung für die Menschheit fehlen? Hat der Mensch den Glauben an Menschenwerth verlohren; sein Glaube an Gott wird bald auch hinschwinden. Denn aus ihm selbst, aus dem Innersten seines Wesens bildet nicht nur der Mensch den Begriff von Gott; sein Innerstes, seine sittlichen Gefühle, seine Vernunft, vielmehr als alle Pracht und Regelmäßigkeit der Körperwelt, zwingen ihn an eine höhere Grundursache, als blinden Körperstoff, zu glauben. Auch dadurch also, daß es den Menschen herabwürdiget, daß es ihn verhaßt

haßt macht und verächtlich, führt das Laster zum Atheismus.

Dies müßte und sollte nun freilich nicht so kommen. Auch bei dem Uebermaaße sittlicher Uebel und den daraus entspringenden Leiden kann die Tugend noch manchen Vortheil gewinnen und manchen schönen Sieg erringen. Wenn die Vernunft die Herrschaft behauptet über die leidenschaftlichen Vorstellungen: so lassen sich auch da noch der Glaube an das Gute im Menschen, welches in solchen Zeiten bisweilen mitten unter den scheußlichen Gestalten des Lasters herrlich durchblickt, an das Gute in der Welt, an eine allwaltende, weise und gütige Vorsehung festgegründet erhalten. Aber leidenschaftliche Gemüthsbewegungen verdrängen nur allzuleicht die Vorstellungen der Vernunft.

Wenn aber auch jene äußersten Zerrüttungen nicht entstehen: so liegt immer bei Uebeln, die aus sittlichen Quellen entspringen, ein Grund zu gefährlichern Folgen in den Gemüthern der Menschen darin, daß die Vorstellungen von ihrem Umfange und ihrer Dauer gränzenloser anwachsen können; also auch die Vorstellungen von den dagegen nöthigen und zulässigen Vorkehrungen. Denn wer kann die Wirksamkeit der menschlichen Willkühr berechnen, wer das Maaß der durch sie möglichen Uebel bestimmen, wenn sie mit Macht vereinigt ist. Verzweiflung mit ihren schrecklichen Folgen tritt also noch eher hier ein, als bei gestörter Ordnung in der physischen Natur; wofern nicht fest gegründet ist der Glaube an Gott und Vorsehung, oder realisirt das Ideal der stoischen Weisheit und Tugend.

Wenn bei diesen Bemerkungen das Nachdenken länger verweilt: so bieten sich ihm leicht Folgerungen an, wovon einige hier wohl noch angezeigt werden dürfen. Schwerlich können Menschen sich berufen glauben, Leiden zu verbreiten, um Besserung im Großen zu bewirken; oder auch nur mit der Hoffnung solcher Wirkungen sich beruhigen, wenn sie in anderer Absicht zu jenem sich genöthiget glauben. *) Schon bei dem beschränktesten Gebrauche der Strafübel gegen einzelne oder wenige Menschen hat die menschliche Weisheit Ursache, bedachtsam zu Werke zu gehn; so leicht können die Wirkungen anders ausfallen als sie beabsichtiget waren. Nur bei der Gottheit läßt sich ein Recht denken, Völker und Zeitalter zu bessern durch Landplagen.

Ob und wie weit aber im einzelnen Falle sie diese Absicht habe, wenn sie aus sittlichen Quellen Leiden sich verbreiten läßt unter den Menschen, oder wel-

*) Unter den ältern Lehrern des Naturrechts ist eine Art von Krieg, bellum punitivum genannt, Gegenstand der Streitfrage gewesen: Ob Menschen ohne ausdrücklichen göttlichen Befehl einen solchen Krieg anfangen können? Zur Rechtfertigung des Ausrottungs-Kriegs, den die Israeliten gegen die Canaanitischen Völker führten, berief man sich auf einen solchen Befehl.

welche höhern Gründe ihre Zulassung bestimmten; darüber darf nicht entscheiden der menschliche Verstand. Der Mensch hat dabei weiter nichts zu thun, als dem Uebel zu wehren, so weit er mittelst der ihm verliehenen Kräfte und ohne Verletzung der ihn bindenden Gesetze es kann. Ein altes deutsches Sprichwort sagt — und der Verfasser liebt die Wahrheit in Sprichworten, mögen sie aus asiatischem, griechischem, römischem, oder deutschem Boden entsprossen seyn —

Mensch thue du nur das Deine,
Gott thut gewiß das Seine.

Sehr klein erscheint der Mensch, wenn er den Lauf des Schicksals hemmen, wenn er ihn messen und ergründen will; und wenigen nur befehlen oder erlauben ihre Verhältnisse, etwas zu unternehmen, was, in gemeiner Sprache, menschlich groß heissen kann. Aber etwas ist groß im Menschen, in jedem der es ernstlich will, groß und erhaben über alles was andern Gesetzen folgt; sein Vermögen das Böse zu unterlassen, und das Gute zu thun, aus freier Wahl und Einsicht; sein sittlich gebildeter Wille, die Tugend. Scheine ihre äussere Wirkung noch so klein und unbedeutend; der innere Werth dessen, was aus reiner Tugendliebe geschieht, ist sicher; nicht so problematisch als der Werth alles dessen, wobey es nur auf äussere Folgen ankömmt.

Anstatt also, ausser der ihm zukommenden Sphäre, metaphysisch zu grübeln oder politisch zu klügeln, an Gott und Menschen ein Aergerniß zu nehmen, oder Gott und Menschen zum Aergerniß zu werden, möchte doch jeder nur um sich herum zusehen, ob nicht ganz nahe ein Uebel ist, dem er abhelfen kann; blicken dann auch scharf in sein Inneres, ob nicht da etwas zu bessern ist. Wenn jeder, den das Uebel in der Welt schmerzt oder ärgert, statt zu klagen und zu schelten, zur Verminderung desselben, und zur Beförderung des Guten nur so viel thun wollte, als er könnte, im Aeussern und in seinem Innern; es würde bald besser werden; das Gute theilt sich auch mit. Aber wenn man durch die Vorstellung von des Verderbens Größe sich abhalten läßt, mit Ernst dagegen zu kämpfen; wenn das wahre oder vermeinte Uebelverhalten der Einen den Andern ein Rechtsgrund scheint, eben so zu handeln: so muß wohl Uebel ärger werden. Darum ist alles verlohren, wenn nicht mehr an Tugend, ihre Möglichkeit, Mittheilbarkeit, an ihren alles übersteigenden Werth nicht mehr geglaubt wird.

Hannoversches Magazin.

21tes Stück.

Freitag, den 11ten März 1808.

Einige Bemerkungen über die Eicheln als Kaffee-Surrogat.

Vom Doctor Detmold in Hannover.

Um den Eicheln als Kaffee-Surrogat den möglichst allgemeinen Eingang und bleibendes Zutrauen zu verschaffen, müssen die zum Verbrauch bestimmten Eicheln gesund und unverdorben seyn, und die gehörige Zubereitung erhalten. Ferner muß man ihnen, theils um sie verdaulicher zu machen, theils auch ihren Geschmack zu verbessern, passende Zusätze beimischen; und endlich sollte man sie nicht, im Eifer für die gute Sache, der dadurch geschadet werden kann, ohne alle Berücksichtigung, so allgemein anempfehlen.

Es giebt unstreitig Dispositionen, denen der Eichelkaffee, ungeachtet aller genommenen Maaßregeln, und ohne daß Umstände obwalten, die ihn untersagen oder Behutsamkeit erfordern, dennoch nicht zusagt. In solchem Falle ists zweckmäßig, vor der Hand von allem Experimentiren abzustehen, und zu einer andern Zeit, wo etwa die Witterung mehr Bewegung in freier Luft gestattet, oder sonst günstige Umstände eintreten, den Versuch zu wiederholen.

Der Dr. Gesenius zu Nordhausen erzählt: wie er durch des leidenschaftlichen Weikard's Lobeserhebung des Eichelkaffees, der die vortrefflichen Wirkungen desselben an seinem eigenen Körper erfahren hat, sich bestimmen ließ, diesen in einem ähnlichen Uebel, woran er selbst litt, ebenfalls zu versuchen; allein er machte ihm so vieles Ungemach, Beängstigung, Hartleibigkeit und Drücken im Unterleibe, daß er ihn ferner nicht mehr trank, noch andern in solchen Fällen anrieth. — Ob ich zwar solche schlimme Wirkung nie von dem Eichelkaffee erfahren habe, so bin ich doch weit entfernt, ihm als diätetisches Mittel unbedingt das Wort zu reden.

Nachdem die zum Verbrauch bestimmten Eicheln von ihren Kapseln und äusserer Schale gereinigt sind, werden sie in kleine Stücken, etwa jede Eichel in 8 Theile, zerschnitten, und, um sie auszulohen, zwei bis dreimal mit heißem Waßer übergossen, worin man sie jedesmal eine Viertelstunde liegen läßt. Alsdann werden sie in der Luft oder mittelst künstlicher Wärme getrocknet, und wie Kaffeebohnen gebrannt, wobei es darauf ankommt, den rechten Grad der Röstung zu treffen. Das Auslohen geschieht in der Absicht, um den Eicheln das Herbe und Zusammenziehende, worin hauptsächlich der Grund ihrer verstopfenden Wirkung liegt, zu benehmen. Je mehr Neigung zu Leibesverstopfung obwaltet, je öfterer müssen die Eicheln für solche Subjecte ausgelohet werden Nicht selten verursachen die Eicheln auch weichen Leib und wirkliche Diarrhee, wie ich noch jetzt bei zwei Kindern und einem ältlichen Manne sehe; in solchem Falle sind die weniger ausgeloheten Eicheln zuträglich *). In so fern wäre es rathsam, daß die Eichelnkaffee-Verkäufer zweierlei Sorten, die im Grade des Auslohens verschieden seyn müßten, vorräthig hätten. Die Quantität, in der man sich der Eicheln bedient, ist dieselbe, wie beim Kaffee. Ein Loth etwa zu drei Tassen, wird im Durchschnitt das passendste Verhältniß seyn. Indessen ist es gerathen, mit einer kleinern Quantität den Anfang zu machen, und diese allmählig zu verstärken.

Der Eichelkaffee darf nicht zu lange kochen, es ist hinreichend, ihn einige Mal aufwallen zu lassen; obgleich dadurch keine flüchtige Theile verlohren gehen, wie beim ausländischen Kaffee, so ist dieses in anderer Hinsicht nachtheilig. Zum Klären bedient man sich des geraspelten Hirschhorns oder etwas Kochsalz. Vorzüglich gewinnt der Eichelkaffee, wenn man ihn nach dem Kochen nochmals durchs Filtrum laufen läßt.

Personen, die eine sitzende Lebensart führen, vorzüglich wenn sie mit anhaltenden Kopfarbeiten dabei beschäftigt sind, und überhaupt solchen, denen ihre Bestimmung nur eine kurze Zeit täglich Bewegung in freier Luft gestattet, müssen den Eichelkaffee mit einiger Behutsamkeit trinken. Ich würde ihnen rathen, den Anfang mit halb Kaffeebohnen und halb Eicheln zu machen, allmählig die Quantität des Kaffees vermindern, und in demsel-

*) Herrn Plenk's Behauptung, daß der Eichelkaffee in der Regel weichen Leib und nicht Verstopfung mache, kann ich nicht beipflichten. Die öftere entgegengesetzte Wirkung des Eichelkaffees ist theils in der Zubereitung der Eicheln, theils auch in der Individualität des Subjekts gegründet.

selben Verhältniß die der Eicheln verstärken, bis sie es dahin gebracht haben, letztere ohne Kaffeezusatz ertragen zu können.

Sollten indessen die Eicheln auch bei diesem Verfahren nicht bekommen, welches sich durch ein unbehagliches Vollseyn, Uebelkeit, veränderter Zunge und irregulären Stuhl zu erkennen giebt, so ist es erforderlich, den Eicheln einen excitirenden Zusatz zu geben, um sie verdaulicher zu machen. Zu diesem Zwecke eignen sich die verschiedenen Arten des Kanels. Ein bis zwei Gran während dem Kochen zugesetzt, sind hinreichend, diesen belästigenden Wirkungen der Eicheln zu begegnen. Auch kann man sich des gerösteten Kakao's oder seiner äussern Schale zu diesem Behuf bedienen. Ein erfreuliches Unternehmen wäre es, Versuche mit einheimischen Produkten in dieser Absicht anzustellen, damit wir auch hier des Ausländischen entübrigt seyn könnten. Sollten nicht unter den aromatischen Pflanzen, woran unsere Gegenden wahrlich nicht arm sind, eine oder die andere anwendbar seyn? Etwa die Wurzel der Caryphylata, der Angelica, des aromatischen Calmus, oder der Iridis florentinae ꝛc.? Durchs Rösten und sonstige zweckmäßige Zubereitung ließe sich wohl der hervorstechende pharmaceutische Geruch und Geschmack modificiren.

Sollten die aromatischen Zusätze aus unbezwinglicher Abneigung nicht genommen werden können, wie es bei delikaten histerischen Frauenszimmern zuweilen der Fall ist; so rathe ich statt diesen, zu jeder Tasse einen bis zwei Theelöffel voll Franzbranntwein, Rum, oder eines andern Liqueurs, zu mischen. Ueberhaupt ist ein solcher geistiger Zusatz äusserst wohlthätig, ohne daß dieses Gemisch wie der sogenannte Gloria (Kaffee mit einem Spiritus) Wallung verursacht; das Unbequeme dabei ist nur, daß diese Methode den Eichelkaffee zu trinken, viel Zucker erfordert.

Bruchkranken, besonders wenn sie an einem Netzbruche leiden, einen starken Unterleib haben und ein sitzendes Leben führen, wie man es häufig beisammen anzutreffen pflegt, ist der Eichelkaffee gänzlich zu widerrathen, oder sie dürfen ihn nur mit Behutsamkeit und großer Vorsicht genießen. Es leidet keinen Zweifel, daß der häufige und anhaltende Genuß des Eichelkaffees den Körper zum Fettwerden disponirt, besonders vorwaltend ist dieses bei den laxen nachgebenden innern Theilen des Unterleibes, dem Netze und Gekröse. Für Bruchkranke aber kann ein solches Fettwerden von bedenklichen Folgen seyn.

Ganz vorzüglich gut bekömmt der Eichelkaffee solchen Leuten, deren Geschäfte mit körperlicher Bewegung, und besonders in freier Luft, verbunden sind. Für den ganzen Handwerksstand, ohne Ausnahme, ist er in aller

aller Rücksicht dem ausländischen Kaffee vorzuziehen. Er ist nicht allein, als ein vortreffliches Nahrungsmittel, bei weitem geeigneter, die Hauptschüssel einer Mahlzeit auszumachen, sondern er ist selbst für Zunge und Gaumen unstreitig behaglicher als jener, der gewöhnlich in dieser Klasse so sehr verdünnt genossen wird. Auch vor den gewöhnlichen Suppen des größten Theils dieser Stände, deren Ingredienzen warmes Wasser, etwas Mehl, Butter und Kartoffeln ausmachen, verdient er in jedem Betracht den Vorzug. Es wäre daher sehr zu wünschen, daß der Eichelkaffee bei dieser Klasse von Menschen, wo er so ganz an seiner Stelle ist, die allgemeine Aufnahme fände, die er mit so vielem Recht verdient.

Als Verdauungsmittel, bald nach der Mahlzeit genossen, paßt der Eichelkaffee nicht. Um der Verdauung nachzuhelfen, bedarf es eines flüchtigen exitirenden Mittels, wie das wesentliche Oel der Kaffeebohne, welches aber den Eicheln, die zu den fixen Mitteln gehören, gänzlich fehlet *). Ueberhaupt ist diese, fast zum Bedürfniß gewordene Sitte, unmittelbar nach der Mahlzeit Kaffee zu trinken, die nur bei ausserordentlichen Gastereien Statt finden sollte, dem gesunden unverwöhnten Menschen, der es jedesmal zum Hunger kommen läßt, ehe er an die Mahlzeit geht, völlig entbehrlich; sie ist offenbar Folge des immer weiter um sich greifenden Luxus der Tafel, die zugleich auch auf den niedern Stand unserer Verdauungskraft deutet. Indessen kann der Eichelkaffee zwei bis drei Stunden nach dem Essen, ohne der Verdauung im mindesten hinderlich zu seyn, ganz sicher getrunken werden.

Obgleich der Eichelkaffee der Kinderwelt vorzüglich zusagt, so möchte ich denselben auch hier nicht so unbedingt als diätetisches Mittel eingeführt wissen. Manchen Kindern bewirkt er, ohne irgend eine zu entdekkende Ursache, Verstopfung, oder Durchfall, Uebelkeit und Erbrechen. Ein Zusatz von gerösteten gelben Möhren, zu gleichen Theilen mit Eicheln, ist im Allgemeinen Kindern sehr zuträglich; auch pflegen sich die erwähnten Zufälle darnach zu verlieren. Bei ganz jungen Kindern, bis zum zweiten Jahre, wenn sie ohnedies im Zahnen begriffen sind, erfordert der Eichelkaffee Vorsicht. Während

*) Die Aerzte der neuern Schule unterscheiden mit Recht flüchtige und fixe Mittel. Fixe nennen sie solche, deren Wirkung auf den menschlichen Körper permanent ist, als Brod, Fleisch, China, Columbo ꝛc. Die Wirkung der zweiten Gattung ist, wie die Benennung bezeichnet, flüchtig und schnell vorüber gehend, als Wein, Kaffee, die verschiedentlichen Naphthen und wesentlichen Oele ꝛc.

rend der Periode des Zahnens ist die Reizbarkeit aller Theile des innern Mundes dermaßen gesteigert, daß dieser Zustand sich oft einer Entzündung nähert; die naheliegende Theile, als die Organe der Digestion und der Respiration werden bald mit ergriffen; daher volle Brust, Husten, Durchfall und andere Anomalien des Stuhlgangs, welche das Zahnen zu begleiten pflegen. So lange also diese Zufälle anhalten, ist es zuweilen nöthig, den Eichelkaffee gänzlich zu untersagen.

Ueber Gartenanlagen.

Die Kunst der Gärtnerei ist ohnstreitig unter den verschiedenen Arten des Landbaues eine der edelsten; sie besteht darin, in einem besondern Bezirk, Obst- und Zierbäume, Küchenpflanzen, Blumen und mancherlei ausländische Gewächse zu ziehen. Der allgemeine Zweck eines jeden Gartens ist daher, Vergnügen und Nutzen mit einander zu verbinden. Jenes fehlt dem, der die Freuden der Natur kennt und sie zu schäzzen weiß, in keinem Garten, aber die besondere Absicht des Besitzers beschränkt meistens jeden der gedachten Zwecke nach seiner Willkühr, sieht entweder blos auf das Angenehme, ohne den Vortheil sonderlich in Betracht zu ziehen, oder berechnet nur den Nutzen und vernachlässigt jede Bemühung, Schönheit und Brauchbarkeit zu vereinigen. Es erhellet schon aus dieser allgemeinen Uebersicht, daß nach der Mannichfaltigkeit des Zwecks, den man bei der Anlage eines Gartens zum Augenmerk hat, auch die Gärten selbst verschieden seyn müssen, und in dieser Rücksicht entstehen vorzüglich folgende:

1) Kunst- Lust- Pracht- oder Ziergärten, die blos zum Vergnügen angelegt werden.
2) Kraut- oder Küchengärten, in welchen man besonders auf den Anbau der sogenannten Küchengewächse sieht.
3) Baum- oder Obstgärten, bei deren Anlage man nur die Erziehung der Obstbäume zum Zweck hat.
4) Oekonomische Gärten, worin die verschiedenen Pflanzen, welche einen Nutzen in der Landhaushaltung haben, gewartet und erzogen werden.
5) Medicinische, botanische oder Arzneigärten, die zur Erziehung der Arzneigewächse und anderer merkwürdiger ausländischer Pflanzen ausschließlich bestimmt sind.

Nur in seltenen Fällen wird es nöthig seyn, bei der Anlage eines Gartens auf einen der angeführten Zwecke ausschließend zu sehen, es lassen sich sehr gut mehrere dieser Absichten mit einander vereinigen. Unter den mancherlei Vorschlägen, die in dieser Hinsicht geschehen sind, scheinen zwar die Englischen Gärten ganz dazu geeignet, Schönheit mit Nutzen zu verbinden; aber so übertrieben es seyn würde, eine Anlage dieser Art da anbringen zu wollen, wo es an Platz fehlt, und wo man mehr auf Nutzen als auf Zierde Rücksicht nehmen muß, so unrecht wäre es, ganz die letztere Absicht zu vernachlässigen und nur auf die erstere zu achten. Auch im Kleinen läßt sich beides mit einander verbinden, und ohne englische Anlage kann sehr gut eine geschmackvolle Einrichtung bei nicht sehr großen Gärten Statt finden.

Das erste, was bei jeder Gartenanlage in Betracht gezogen werden muß, ist die Größe des dazu bestimmten Platzes. Meistens steht es nicht in der Gewalt des Eigenthümers, hierin eine Auswahl zu treffen, gewöhnlich sind ihm die Grenzen vorgezeichnet, die er nicht überschreiten darf. Nur von denjenigen, welchen ein mäßiger Platz zum Nutzen und Vergnügen angewiesen wurde, kann hier die Rede seyn; denn jene, deren Willkühr der Umfang einer zum Garten zu verwendenden Strecke Landes überlassen ist, werden allemal bei englischen Gartenparthien das Nützliche mit dem Angenehmen zweckmäßig verbinden können. Höchst selten lassen sich bei kleinen, durch Mauren und Gebäude beschränkten Hausgärten in Städten, Zierlichkeit mit Nutzen vereinigen. Wo es an Aussicht in die freie Natur fehlt, ist die Kunst unzureichend, Ersatz zu geben. Die schönsten Blumenbeete sind in einem eingezwängten Raume dem Auge nur zur Hälfte das, was sie dem Blicke dessen sind, der über sie hinaus den prachtvollen Schmuck sieht, mit dem die schöpferische Natur Feld und Wiese, Berg und Thal, so kunstlos und schön bedeckt. Ueberdies kann die wohlthätige Sonne, deren Strahlen durch Mauren und Gebäude gehindert werden, auf die Gewächse nicht so wirken, als es zur Vollkommenheit derselben erforderlich ist; wie wenig ist daher auch von dem Nutzen zu erwarten, den die hier gezogenen Pflanzen dem Eigenthümer verschaffen. Nächst der Größe des Gartens verdient seine Lage eine besondere Rücksicht. So sehr auch hierin der Besitzer fast durchgehends den Umständen nachgeben muß, so gewöhnlich steht es doch in seiner Macht, bei Beobachtung dahin gehöriger Regeln der Natur durch Hülfe der Kunst das abzugewinnen, was sie ohne Beihülfe der letztern versagt.

Die Lage eines zum Garten bestimmten Platzes ist entweder abhängig oder eben. Die erstere hat immer

aber einen Vorzug vor der letzteren, denn wenn wir, wie es doch bei allen Gartenanlagen unser Hauptaugenmerk seyn muß, auf den Nutzen Rücksicht nehmen, so verdient ein abhängiges Land, aus diesem Gesichtspunkte angesehen, darum den Vorzug, weil es an der mehr erhabenen Seite trocken, an der niedrigen feucht ist, der obere Theil daher zur Erziehung früher, der untere zum Anbau später Gewächse benutzt werden kann, indeß kann doch auch ein ebenes Land unter gewissen Bedingungen brauchbar seyn. Ist nämlich die Lage des Landes hoch und trocken, so ist die Ebene gut, weil der Regen besser in die Erde zieht und nicht so leicht abfließt, als in einem abhängigen Boden. Ist aber ein ebenes Land zugleich niedrig und feucht, so verhindert und erschwert die Ebene den Abfluß des Wassers, und ein solcher Boden ist zum Gartenbau der untauglichste.

Wenn eine zum Garten bestimmte Strecke Landes von Norden gegen Süden und etwas von Westen nach Osten hängt, so ist dies ohnstreitig die beste Lage, denn Abhang des Landes von Norden gegen Süden verschafft der Sonne freien Einfluß, diese befördert den Wachsthum, die Fruchtbarkeit, den Wohlgeschmack und die Reife aller Gewächse. Die Morgensonne ist jeder Pflanze am zuträglichsten, und daher auch der Abhang von Westen gegen Osten wohlthätig. In einem solchen Garten wäre nun in Hinsicht der Brauchbarkeit der Lage nichts zu verbessern, es käme nur darauf an, ihn vor kalten Nord- und Westwinden zu sichern und zugleich das Angenehme mit dem Nützlichen zu verbinden.

Das, worauf es bei der Einrichtung eines jeden Gartens ankommt, ist, wo möglich, ihm die Gestalt eines Vierecks zu geben, ohne jedoch ängstlich diese Figur an die Regeln der Mathematik binden zu wollen. Dies gilt von allen Gärten, die Lage mag übrigens seyn, welche sie wolle. Die Nordseite eines Platzes in der angegebenen Lage von Norden nach Süden würde durch eine mehr oder weniger große Gruppe nach der grössern oder geringeren Ausdehnung des Raums, von Acacien, italienischen Pappeln und Weiden, durch einander gesetzt, am zweckmäßigsten ausgefüllt. Diese Gruppe, die gleichsam ein kleines Gehölz bildet, schützt vor dem kalten Nordwind, ergötzt das Auge sowohl durch den regelmäßigen Wuchs der Pappel, als durch die schöne Blüthe der Acacie, und überdies verschaffen die Zweige der Weiden dem Besitzer beim Binden Espaliers und verschiedener Stauden-Gewächse manchen Vortheil.

(Der Schluß folgt.)

Beant-

Beantwortung
der Anfrage im 12ten St. des neuen Hannov. Mag. v. d. J.
Welches sind die besten Grasarten zur Besamung etwas nasser Wiesen, wenn solche gebrochen und darauf wieder als Wiesenwachs benutzt werden sollen, und wo sind die Samenarten zu haben?

Nachfolgende Gräser sind sämmtlich zu Ansäung nasser Wiesen anzuwenden, als:

Aira aquatica, Wasser-Schmelen,
Aira caespitosa, Rasen-Schmelen, Ackerriethgras,
Alopecurus pratensis, Wiesenfuchsschwanz,
Festuca elatior, Wiesenschwingel,
Festuca fluitans, Schwaden-Gras, Manna-Schwingel,
Melica coerulea, Blauperl-Gras, Torfgras,
Phalaris arundinacea, Rohrartiges Glanzgras,
Phleum pratense, Thimoty-Gras, Wiesentisch-Gras,
Poa trivialis, rauhe Rispen oder Wiesen-Viehgras,
Poa pratensis, glattes Rispen oder Wiesen-Viehgras,
Poa aquatica, großes Wiesen Viehgras.

Da ich aber Gelegenheit gehabt habe, bei Wiesenanlagen mit verschiedenen Mischungen von diesen Grasarten mehrere Versuche zu machen; so habe ich zur Besamung feuchter Wiesen das Phleum pratense und den Alopecurus pratensis am besten gefunden; diese beiden Grasarten sind die besten auf magern rohen Boden, auch auf sumpfigten Plätzen.

Sehr gerne werde ich wegen des Verfahrens bei der Besamung der Wiesen und der vorhergehenden Kultur Anweisung geben, wenn man sich an mich wendet; nur bitte ich alsdann zu bemerken, was jetzt schon in Ansehung des Aufbrechens der Wiesen geschehen, und ob man sie entweder nur einmal mit Getreide bestellen und mit dem Dung der verrotteten Gruse wieder eindreschen will, oder ob sie schon mehrmal beackert und alsdann nach regelmäßiger Düngung zum Graswuchs bestimmt sind.

Der Same von letztgenannten beiden, wie auch von mehreren Grasarten, desgleichen von Feld- und Futter-Gewächsen, sind bei mir für schon angezeigte Preise zu haben.

Duve, Pächter der Hoffischerei in Celle.

Neues Hannoversches Magazin.

22tes Stück.

Montag, den 14ten März 1808.

Beantwortung der Anfrage im 9ten Stück des Hannoverschen Magazins von diesem Jahre.

Die dort aufgeworfene Frage: „Wie kann man ein feuchtes Schlafzimmer, das an sich hoch ist, auch einen Fuß höher liegt, als die Hausdiele, verbessern, damit es der Gesundheit nicht schade?“ ist zu allgemein, um eine überall paßliche Antwort darauf geben zu können. Sie veranlaßt mehrere Fragen, um die Ursache zu erforschen, weshalb das Zimmer feucht ist; denn ohne diese zu kennen, dürfte schwerlich ein sicheres Mittel zur Verbesserung des Zimmers an die Hand gegeben werden können.

Ich werde daher die verschiedenen Ursachen, warum ein Zimmer feucht seyn kann, hier zu erörtern suchen, und alsdann für jeden Fall die mir bekannten Mittel zur Verbesserung des Zimmers anzeigen, wovon denn vielleicht auch einige für das in Frage befangene Schlafzimmer anwendbar seyn werden.

Ein Gebäude stehet entweder frei oder in geschlossenen Reihen. Ist das erstere, so können die Ursachen des feuchten Schlafzimmers folgende seyn:

1) Mangel an durchstreichender Luft.

Wie diesem abzuhelfen sey, glaube ich nicht erst sagen zu dürfen. Durchstreichende Luft ist für ein Schlafzimmer wesentlich nothwendig.

2) Der Grund, auf welchem das Gebäude steht, ist vielleicht überall feucht, oder das Gebäude ist an den Abhang eines Berges gestellt.

Bei einer solchen Stellung des Gebäudes, wenn es keine Souterrains hat, können freilich die übrigen Zimmer auch nicht trocken seyn; allein die Feuchtigkeit, wenn sie nicht sehr bedeutend ist, wird sodann doch nur in den nicht geheitzten Zimmern am meisten bemerkt. Auf den Fall würde ich anrathen:

a) den Fußboden um einen Fuß erhöhen zu lassen, da das Schlafzimmer nach der Angabe ohnehin hoch ist;

b) unterhalb des Fußbodens einige Luftzüge anzubringen;

c) durch gegen einander über liegende Fenster oder durch eine dem Fenster gegenüber zu legende Thür, am Tage eine durchstreichende Luft zu bewirken.

3) Liegt der Theil des Gebäudes, in welchem das Schlafzimmer befindlich, so niedrig, daß die Schwellen auf oder zum Theil wohl gar in der Erde liegen, welches bei starken Abhängen eines Hofes, odes am Fuße eines Berges oft der Fall ist;

so dürfte es nothwendig seyn:

a) das Erdreich an der Seite bis auf anderthalb Fuß unterhalb der Schwelle und fünf bis sechs Fuß vom Gebäude abtragen zu lassen, damit die Luft frei am Gebäude herausstreichen könne;

b) eine Futtermauer von Bruchstein in Moos gegen das abgetragene Erdreich aufzuführen.

Selbst wenn das Gebäude massiv seyn sollte, dürfte das Abtragen des Erdreichs von Nutzen seyn.

4) Vielleicht liegt eine Wand des Schlafzimmers gegen Westen.

Die Fächer, wenn das Gebäude von Holz ist, sind mit schlechten Mauer: oder Bruchsteinen ausgemauert, vielleicht auch nur mit Lehmsteinen oder Stackhölzern ausgesetzt, auch wohl gar gezäunt und geklebt.

Sodann würden die Fächer mit gut gebrannten Mauerziegeln auszumauern seyn, und um ganz sicher zu gehen, müßte die ganze Wand gegen Westen mit über einander gemesserten tannenen Dielen, nicht dicht am Gebäude, sondern auf Leisten genagelt, horizontal bekleidet werden.

5) Liegt das Schlafzimmer über einem Balkenkeller, dessen Gebälkzwischenreihen nicht mit Wellerhölzern ausgesetzt sind;

so möchte wohl das Wellern und Benageln des Kellergebälks, so wie die Kalkverputzung beider Theile, anräthlich seyn.

6) Ist das Schlafzimmer vielleicht vormals ein Stall gewesen, wie dieses bei freistehenden Gebäuden durch Veränderung oder bei dessen veränderter Einrichtung wohl der Fall seyn kann;

alsdann muß der Fußboden aufgenommen, das Erdreich wenigstens drei Fuß tief herausgegraben, der Raum mit reinem und trocknem Sande ausgefüllt werden.

Eben dieses Mittel dürfte anzuwenden seyn; wenn

7) die Verfüllung des Gebäudes unterhalb des Fußboden mit Bauschutt, in welchem altes Holzwerk befindlich gewesen, geschehen seyn sollte.

8)

8) Zu Zeiten werden zur Kostenersparung gewisse Bruch- oder gar Granitsteine in die massiven Umfassungswände eines Hauses mit eingemauert.

Diese Steine verursachen Feuchtigkeit im Zimmer, welche durch dunkle Flecke in der Kalkverputzung oder Vermahlung sichtbar wird. Dergleichen Steine müssen sorgfältig herausgenommen, und durch bessere, am besten durch gebrannte Mauerziegel ergänzt werden.

9) Auch dadurch können Zimmer feucht seyn, wenn die Untersatz-Mauern von Quader oder andern nicht trocknen Steinen, bis zur Fensterbrüstung oder auch etwas niedriger aufgeführet, und an diesen Mauern die Stoßbretter oder Lambris unmittelbar befestiget worden.

Eine dergleichen Bauart kann ausserdem den so gefährlichen Schwamm zuwege bringen, wodurch im Zimmer ein widriger Geruch auch Feuchtigkeit entsteht.

Für diesen Fall ist die Abnahme der Lambris oder Stoßbretter und eine innere Blendung von gut gebrannten Mauerziegeln nothwendig, in welche die hölzernen Döbbel zur Befestigung der Lambris mit eingemauert werden können.

10) Ist das Schlafzimmer vielleicht zu früh mit Kalk verputzt, bevor die Lehmentir-Arbeit völlig trocken war,

so ist es nothwendig, die Kalkverputzung wieder abzuhauen, und die völlige Austrocknung der Lehmentirarbeit abzuwarten.

Selbst ein zu früher Anstrich des Holzwerks kann Feuchtigkeit im Zimmer durch Schwamm erzeugen, und ist deshalb sorgfältig zu vermeiden.

Steht das Gebäude in geschlossenen Reihen, so sind ausser den sub Nris. 1, 4, 5, 7, 9, 10. angeführten Fällen noch folgende Fälle in Betracht zu ziehen:

11) Wenn die Dachtraufe zwischen den Gebäuden nicht sorgfältig genug abgeführet worden, sondern in die Zwischenräume dringt, und an den Wänden herunterfließt.

12) Wenn zwischen den Häusern Abzugsgossen befindlich, und diese nicht oft und sorgfältig genug gereiniget werden.

13) Wenn Gossensteine ihren Ausfluß in die Zwischenräume haben.

Dergleichen Anlagen können sowohl in Wohn- als Schlafzimmern eine große Feuchtigkeit veranlassen, und sind deshalb mit möglichster Vorsicht anzuordnen oder zu verbessern.

Ich habe bei Beantwortung der aufgeworfenen Frage voraussetzen müssen,

sey, daß der Anfrager wegen Verbesserung des Schlafzimmers keinen Architekten oder erfahrnen Handwerker in der Nähe gehabt, um sich dessen Raths bedienen zu können; denn eine einzige Localbesichtigung würde meine Vorschläge entbehrlich gemacht haben.

Hannover. Wedekind.

Ueber Gartenanlagen.

(Schluß des im vorigen Stück abgebrochenen zweiten Aufsatzes.)

Unmittelbar vor gedachtes Gehölz, nach dem Garten zu, würden an der einen Seite Aepfel: an der andern Birnbäume, in gehöriger Weite von einander gestellt, jedoch ohne den übrigen Platz des Gartens zu beschränken, ihre bequemste Stelle finden, zwischen welchen dann in der Mitte gleichsam als Verbindung der gedachten beiden Obstbaumsorten eine Laube von Jasmin sehr gut angebracht werden könnte. Die Westseite des Gartens würde durch eine, aus verschiedenen Sorten von Haselnüssen, Schleedorn und Berberitzen unter einander gestellte hohe Hecke bedeckt, vor der abwechselnd bald ein hoher Johannisbeer: bald ein Stachelbeerstrauch angebracht werden könnte. Noch schöner wird diese Anlage, wenn rothe, weiße, fleischfarbigte und schwarze Johannisbeeren mit weißen, gelben, grünlichen und andern Sorten der Stachelbeeren abwechseln. Die Ostseite wird wechselsweise mit Espaliers, besonders mit Pfirschen und Abrikosen, besetzt, und an der Südseite, die bei der angegebenen Lage als Eingang des Gartens anzusehen ist, wären zu beiden Seiten Lauben von türkischem Hollunder (sogenannten Sirenenbäumen) an der einen von der weißen, an der andern von der blauen Art, für Gesicht und Geruch sehr willkommen. Gerade vor diesen Lauben breitete sich im halben Zirkel eine Rosenhecke aus, die in ihrer Mitte einen, der Breite des mittlern Weges im Garten angemessenen freien Ausweg enthielte, und deren innerer Raum, durch Blumenbeete ausgefüllt, einen reitzenden Eingang gewährte. Der obere und untere Theil des Gartens würde nun in Beete getheilt und mit den gewöhnlichen Küchengewächsen besetzt. In der Hälfte des Gartens könnte noch zu mehrerer Abwechselung ein runder oder viereckigter Platz, mit verschiedenen Kleearten, die sich durch Annehmlichkeit in der Blüthe aus-

zeichnen, z. B. Esparzette, rother Klee, besäet, und rund herum durch Kirsch- und Pflaumenbäume abwechselnd eingeschränkt, angebracht werden.

Weniger vortheilhaft zum Garten ist die abhängige Lage des Bodens von Osten nach Westen; sie setzt das Land den rauhen Westwinden zu sehr aus und entzieht den Gewächsen die wohlthätige Morgensonne. — Hier kommt es darauf an, gegen Westen Schutz, und gegen Osten der Sonne freien Eingang zu verschaffen. Das erstere läßt sich durch Anlage von Bäumen, in Gestalt einer kleinen Hölzung, hier gegen Abend, wie es bei der abhängigen Lage von Norden nach Süden gegen Mitternacht angegeben wurde, einigermaßen bewirken; das letztere hat allerdings mehrere Schwierigkeit, und ist wenigstens an dem obern Theile nicht möglich, es wäre denn, daß man sich der ungeheuren Arbeit unterziehen wollte, durch Abgraben des erhabenern Theils den niedriger liegenden zu erhöhen, und so durch Hülfe der Kunst dem Lande die entgegengesetzte Lage zu ertheilen. Dieses mit so vielen Schwierigkeiten verbundene Geschäft wird nur in seltenen Fällen Anwendung finden können, und daher muß man durch einen der Lage und der Beschaffenheit des Bodens angemessenen Pflanzenbau diesen Unvollkommenheiten möglichst abzuhelfen suchen. Gegen Osten, als dem höchsten Theil des Gartens, dürften nur niedrige Küchengewächse gezogen, Bäume dagegen an der Morgenseite gar nicht gesetzt werden, denn auch halbstämmige würden dem übrigen Theil des Gartens die Morgensonne entziehen, folglich müßte bei abhängiger Lage eines Landes von Osten nach Westen der höchste Theil desselben einzig zum Anbau von Küchengewächsen bestimmt werden. Mehrere Reihen neben und durch einander gestellter Wald- und Obstbäume, die sich in einem halben Zirkel von Westen nach Osten dergestalt zögen, daß ein aus Birken, Pappeln, Acacien und Weiden bestehendes kleines dichtes Gehölz die Hälfte der Westseite bis gegen Mitternacht einnimmt, von Norden bis gegen Osten aber hochstämmige Aepfel- und Birnbäume, im Fünfeck und in gehöriger Weite von einander gestellt, die andere Hälfte des halben Zirkels ausmachen, sind eine auf mannichfaltige Weise zu benutzende Schutzwehr gegen die kalten Winde dieser Gegenden. An der Südseite fänden die Pfirsch- und Abrikosenstämme mit den übrigen Espaliers ihre Stelle, und in dem Zwischenraum von Westen nach Süden würde eine Anlage von Kirsch- und Pflaumenbäumen, die, wie die Aepfel- und Birnbäume, in gehöriger Weite von einander gestellt, den durch die vorhin angegebene Baumanlage uneingeschränkten Theil des Gartens einschließen. Auf solche Weise bliebe

der Einfluß der Sonne von Osten nach Süden völlig frei; und wenn die in Südwest angelegten Bäume aus niedrigstämmigen Kirschen- und Pflaumenbäumen beständen, so würden vom Aufgang bis zum Untergang ihre wohlthätigen Strahlen dem Garten nicht entzogen, und überdies durch die an den Seiten gepflanzten Wald- und Obstbäume dem Spaziergänger ein angenehmer Schatten verschafft. Wenn etwa noch an der Ostseite, gerade in der Mitte, eine kleine Laube, um die sich wohlriechende Jasmine schlängelten, angebracht wäre, so würde diese (welche freilich nur niedrig seyn dürfte) die Sonne bei ihrem Aufgange nicht hindern, auf den übrigen Theil des Landes zu wirken. Zu beiden Seiten dieser Laube könnte dann durch eine niedrige Rosenhecke der östliche Theil des Gartens sehr angenehm begränzt werden, und zwei Blumenrabatten, an jeder Seite der Rosenhecke, in deren Mitte ein Weg so angebracht wäre, daß er vom Eingange der Laube im sanften Abhange bis zur Mitte des Gartens auf einen freien, runden oder viereckigten, mit Gras- und Feldblumen bewachsenen und mit halbstämmigen unter und durch einander, aber allemal in gehöriger Entfernung gesetzten Stachel- und Johannisbeerbüschen eingeschränkten Platz führte, würden die Annehmlichkeit eines solchen Gartens ungemein erhöhen. Zuletzt ließe sich durch zwei andere Blumenbeete, welche von dem mittlern Theil des Gartens ihren Anfang nehmen und, wie die erstern, an beiden Seiten eines hier gleichfalls in der Mitte angebrachten Spaziergweges, bis zu dem künstlichen Gehölze am westlichen Ende in einem Abhange sich verlöhren, die Schönheit der Anlage noch mehr vollenden.

Diese Entwürfe zu Gartenanlagen mögen als Beispiele dienen, daß auch auf einem mäßigen Platze Nutzen mit Annehmlichkeit sehr zweckmäßig verbunden werden können. Ich habe nur abhängige Gärten von Norden nach Süden und von Osten nach Westen als Beispiele angenommen, eine Anwendung auf ähnliche Lagen von entgegengesetzten Richtungen läßt sich hieraus leicht machen; zudem sollten es nur Ideen seyn, die nach dem Geschmack des Eigenthümers auf mannichfaltige Weise verändert werden können, zumal wenn Wasserbehälter gegenwärtig sind. Die Nachbarschaft des Wassers ist ohnedies jedem Garten unentbehrlich. Wo durch Aufsuchung von Quellen im Garten selbst oder durch Bäche, Ströme, Flüsse und dgl., die an bequeme Plätze geleitet werden, dieses erhalten werden kann, da findet sich ausser dem Nutzen, den die Nähe des Wassers zur Erquickung der Pflanzen bei anhaltender Dürre hat, noch zu mancherlei Verschönerungen Gelegenheit. Auch in ebenen Gärten lassen sich mannichfal-

faltige Verzierungen anbringen, selbst dann, wenn der Raum nicht sehr groß ist, aber sie sind dem Auge weniger angenehm, es sey denn, daß der Platz sehr ausgedehnt wäre, in welchem Falle englische Gartenparthien immer die besten sind.

Die Gemsenjagd.

Der Gemsenjäger bricht gewöhnlich noch in der Nacht auf, um schon vor Anbruch des Tages auf den hohen Weideplätzen zu seyn, wohin sich die Gemse vor der Ankunft der Heerde zu begeben pflegt. So wie er die Gegend entdeckt, wo er deren zu finden glaubt, untersucht er sie mit seinem Fernglase. Sieht er keine, so fährt er fort, zu steigen, sieht er aber welche, so sucht er ihnen die Höhe abzugewinnen, indem er entweder eine Lavine hinaufklimmt, oder sich hinter einen Felsen postirt. So wie er nur Hörner der Gemse unterscheiden kann — welches die gehörige Entfernung anzeigt — so stützt er sein Gewehr auf eine Felsenspitze, zielt so kaltblütig als möglich, drückt los, und trifft fast niemals fehl.

Jetzt eilt er hinzu, schneidet der Gemse zur Sicherheit die Gelenke durch, zieht ihr entweder bloß die Haut ab, wenn der Rückweg gar zu gefährlich ist, oder ladet das ganze Thier auf die Schultern, und trägt es so, oft viele Stunden weit, in das Thal hinab. Das Fleisch wird dann gegessen, und die Haut, nachdem sie getrocknet worden ist, um etwa neun Livres verkauft.

Nur selten indessen wird die Gemse so leicht und so schnell erlegt. Gewöhnlich wird sie nämlich den Jäger schon früher gewahr, und rettet sich mit unglaublicher Geschwindigkeit. Besonders ist dies der Fall, wenn deren mehrere beisammen sind. Dann stellen sie eine Schildwache aus, die, während die andern weiden, auf alles Achtung geben muß. Kaum erblickt sie etwas Verdächtiges, so giebt sie einen pfeifenden Ton von sich; alle übrigen eilen herbei, um selbst zuzusehen, und sobald sie den Jäger erkennen, sind sie ihm augenblicklich aus dem Gesicht.

Aber mit desto größerer Begierde, mit einer bis zum Wahnsinn steigenden Leidenschaft, setzt ihnen dieser nunmehr unaufhörlich nach. Für ihn giebt es keine Beschwerden, keine Gefahren mehr. Er eilt über Schneefelder, er klimmt von Felsenspitze zu Felsenspitze, ohne an verborgene Abgründe zu denken, ohne

zu überlegen, wie er zurückkommen will. Der Abend bricht an, ohne Feuer, ohne Bedeckung, bringt unser Jäger die Nacht auf einem Felsen zu, nimmt statt aller Nahrung nur etwas Brod und Branntwein zu sich, und setzt am andern Morgen seine Verfolgung von neuem fort. So schweift er oft mehrere Tage lang zwischen den Klippen herum, bis er entweder die Gemse erlegt, oder seinen Tod in einem Abgrunde gefunden hat.

Troß aller dieser Beschwerden, troß aller dieser Gefahren indessen, ist der Enthusiasmus für diese Lebensart außerordentlich. — „Mein Großvater — sagte ein junger Gemsenjäger zu Saußüre — mein Vater, beide sind auf der Jagd gestorben, mir wird es eben so gehen, und mein Waidsack da wird mein Leichentuch seyn. Aber wenn ich das größte Glück machen, und meiner Gemsenjagd entsagen sollte, ich nähme es doch nicht an.

Man muß den Reiz einer so lebhaften Existenz, man muß den Einfluß der hohen Gebirgsluft kennen, um eine Leidenschaft erklärlich zu finden, die durch kein anderes Interesse genährt werden kann. *) Uebrigens erkennt man den Gemsenjäger im ersten Augenblick. Sein Gesicht, sein ganzes Wesen hat etwas Wildes und Gespanntes, alle seine Ausdrücke und Bewegungen haben eine Heftigkeit und Schnelligkeit, die den kühnen, mit dem Tode vertrauten Menschen charakterisirt.

*) Der ganze Ertrag einer Gemse, Haut, Fleisch, alles zusammen, kann höchstens auf 12 Livres angeschlagen werden.

Sinngedicht.

Auf eine Sängerin, die auch als Tänzerin sich zeigte.

Den Ohren wollt' es nicht gefallen,
Als sie ließ Solotriller schallen;
Doch zum Entzücken riß sie drauf den ersten Sinn
Durch ihrer Füßchen Triller hin.

G. F. B.

Hannoversches Magazin.

23tes Stück.

Freitag, den 18ten März 1808.

Fortsetzung der im 57ten Stück des Magazins von 1807. abgebrochenen Abhandlung:

Historische Uebersicht der jetzt gebräuchlichen Gradirungsarten.

Zu den eigentlichen Gradirungsarten der Salzsoolen, von denen ich in meiner vorigen Abhandlung redete, können auch noch folgende drei als uneigentliche Soolen-Verstärkungen gerechnet werden. Sie sind aber nur lokal, und verstatten daher keine allgemeine Anwendung. Die erste von diesen uneigentlichen Soolen-Verstärkungen ist diejenige, daß man in den Gebirgen, welche Steinsalz enthalten, Sinkwerke oder Weitungen anlegt, und in diese in Kanälen vom Tage süßes Wasser leitet, welches das Steinsalz oder im Gebirge eingesprengtes Salz auflöset, und sich bis zu einem gewissen Grade damit sättiget. Dies mit Salz geschwängerte Wasser oder die Soole wird in großen mit Thon ausgeschlagenen Behältern, die man Salzstuben oder Soolstuben nennt, bis zum Versieden aufbewahrt. Diese Art, das Steinsalz in süßem Wasser aufzulösen und demnächst zu versieden, ist im Salzburgschen, Tyrolschen u. s. w. gebräuchlich. Die zweite Art ist diejenige, wo man Salzstein in Seewasser oder in armer Salzsoole auflöset und dadurch den Salzgehalt sowohl des einen als des andern ansehnlich erhöhet und siedwürdig macht. Diese Art, das Seewasser in seinem Gehalt zu erhöhen, wird, vorzüglich in England an denjenigen Seeküsten ausgeübt, welche sich von dem Steinsalzflötz in der Grafschaft Cheshire mit geringen Kosten Steinsalz verschaffen können. Das Auflösen des Salzsteins in armer Soole geschieht zu Reichenhall in Bayern, wo man den Salzstein aus dem Berchtesgadischen erhält, und wo dieses Verfahren das **Vergüten** oder **Vertränken mit Salzstein** genannt wird. Man könnte die beiden vor-

vorher genannten Soolenverstärkungen auch unter dem gemeinschaftlichen Namen einer Steinsalzläuterung aufführen. Die dritte Art der uneigentlichen Soolenverstärkungen ist endlich die, daß man schon fertiges Salz in einer geringhaltigen Soole wieder auflöset, um diese dadurch so weit mit Salz zu sättigen, daß man sie mit einem mindern Aufwand an Brennmaterial zu versieden im Stande ist. Ich weiß nicht, ob diese letztere Art die Soole vor dem Versieden zu verstärken, irgendwo schon in Ausführung gebracht ist. Vielleicht verdiente sie aber doch versucht zu werden, vorzüglich auf Salinen, welche arme Soolen, Mangel an Gradirung und theures Brennmaterial haben. Doch würde ich hier vorziehen, die Gradirungen zu erweitern, wenn die Ortumstände es verstatteten. Zu den Soolenverstärkungen könnte ferner noch gerechnet werden, wenn man auf einem Salzwerke, das im Besitz mehrerer Quellen von verschiedenem Gehalt ist, arme und reiche Soole mit einander vermischt und alsdann versiedet. Allein dergleichen Vermischungsmethoden haben wenig Werth. Man lasse lieber jede Soole allein und gradire die arme Soole so lange, bis sie mit den wenigsten Kosten versotten werden kann.

Nicht alle deutsche Salzwerke gradiren ihre Soolen vor dem Versieden, wiewohl der Salzwerke gegenwärtig nicht sehr viel mehr seyn werden, die ihre Soolen so versieden, wie sie ursprünglich aus den Quellen zu Tage gefördert werden. Einige dieser letzteren haben auch in neuern Zeiten angefangen, ihre starke Soole vorher noch einer Gradirung zu unterwerfen, theils der Ersparung an Brennmaterial, theils der Reinigung der Soole wegen. Schönebeck im Magdeburgischen hat vor vielen andern hierin den Anfang gemacht, Frankenhausen am Kiffhäuser in Thüringen ist diesem vor ein Paar Jahren nachgefolgt, und es wäre zu wünschen, daß Lüneburg und die übrigen Salzwerke hinter diesen lobenswerthen Vorgängern nicht länger zurückbleiben möchten. Ich zweifle gar nicht, daß die Salinen, welche ihre Soole bisher roh versotten haben, bei dieser veränderten Manipulation ansehnlich gewinnen müßten. Denn es ist leicht begreiflich, daß die Luftgradirung bei weitem nicht so viel Kostenaufwand erfordert, als die Feuergradirung. Nur würde ich, wo man neue Gradirhäuser anlegen müßte, zu einwändigen Gradirhäusern von einer solchen Höhe rathen, als die Materialien und Bewegungskräfte, die man zur Hand hat, es erlaubten. Dergleichen einwändige Gradirhäuser sind weniger kostbar und gewähren in jeder Hinsicht den besten Effekt. Man ist ohne Zweifel zu voreilig von dieser einfachen Bauart der Gradirhäuser abgegangen, und wird also mit der Zeit dahin wieder zurückkehren müssen.

Wie

Wie weit man in der Gradirung der Soolen überhaupt gehen soll, läßt sich schwer bestimmen, da die Ortumstände einer jeden Saline verschieden sind. Die Theure oder Wohlfeilheit des Brennmaterials, als von welchem der Preis des zu erzeugenden Salzes abhängt, möchten jedoch den Grad der Soole festsetzen, bis zu welchem die Soole durch die Gradirung verstärkt werden soll. Ueber 18 bis 20 Loth wird man aber damit nicht leicht gehen. Will man sie weiter treiben, so muß man erwägen, daß bei höherer Veredelung nicht nur der Zusammenhang der Sooltheilchen wächst, wodurch die Verdünstung des Wassers hiernächst beim Sieden ungemein erschwert wird, sondern daß auch der Soolenverlust desto empfindlicher wird, je höher die Soole gradirt ist.

Ich will nun noch eins und das andere von der Siederei sagen. In einer gut eingerichteten Salzsiederei sollen wenigstens dreierlei Pfannen seyn. Eine zum Kochen der Soole, die zugleich zum Anschießen oder Kristalliren des Salzes dient, die zweite zum Wärmen der Soole, und die dritte zur Aufbewahrung und Zugutmachung der Mutterlauge. In einigen Salzsiedereien sind die Pfannen zum Kochen der Soole und zum Anschießen des Salzes getrennt, so daß eine zum Kochen und zwei zum Anschießen vorhanden sind. Diese Einrichtung ist unstreitig die beste. Indessen giebt es doch auch Werke, die so schlecht eingerichtet sind, daß sie gegenwärtig noch nicht einmal die so nützlichen Wärmpfannen haben.

Gegenwärtig werden die Wärmpfannen alle von Eisenblech gemacht, denn die bleiernen sind endlich mit Recht aus den Siedereien verbannt worden. Für den Eisenhüttenmann ist es in der That bei einem ungünstigen Lokal keine so leichte Aufgabe, ein Pfannenblech anzufertigen, das allen Bedingungen vollkommen ein Genüge leistete, und dieses rechtfertiget einigermaßen den Umstand, daß unsere Salinen ihr Bedürfniß von Pfannenblech nicht von den einheimischen Eisenhütten, sondern vom Auslande hernehmen. Inzwischen muß man hoffen, daß unsere Eisenhütten am Harz durch fortgesetzte Versuche und bei veränderter Manipulation es doch noch dahin bringen werden, ein Pfannenblech zu erzeugen, wodurch die Einfuhr des ausländischen entbehrlich gemacht, und wodurch beträchtliche Summen Geldes im Lande behalten werden können. Der Ausfluß des Geldes für ausländisches Pfannenblech könnte aber vielleicht dadurch, wo nicht ganz umgangen, doch sehr vermindert werden, wenn man statt der geschmiedeten Bleche gegossene Platten einführen wollte. Man wird hiergegen einwenden, daß die gegossenen Platten dem Zerspringen zu sehr unterworfen wären, und daß daher die Pfannen von keiner Dauer, vielmehr

mehr immerwährenden Ausbesserungen unterworfen seyn würden. Dieser Einwurf hat bei dem größten Theile von gegossenem Eisen seine Richtigkeit. Allein eine jede Sache hat ihre Ausnahmen, und ich bin überzeugt, daß wenn man diese Platten auf der Lerbacher Hütte bei Osterode gießen läßt, man vor dem Zerspringen ausser aller Gefahr seyn kann. Es besitzt das auf der nur gedachten Eisenhütte producirte Rohreisen eine Weichheit und Zähigkeit, die in dieser Rücksicht nichts mehr zu wünschen übrig lassen. Denjenigen, welche vom Eisenschmelzen einige Kenntniß haben, muß ich zum Beweis des Gesagten hier bemerklich machen, daß der größte Theil der Eisensteine, welche aus dieser Hütte verschmolzen werden, mehr oder weniger Schwefelsäure enthalten, und eben darum etwas reichlicher als sonst der vorigen Röstung unbeschadet, mit Kohlen geschmolzen werden müssen.

Um die erwähnten Eigenschaften des Lerbacher Rohreisens noch mehr zu erhöhen, würde es vielleicht von Nutzen seyn, die Platten vor dem Gebrauch noch auszuglühen, welches mit den geringsten Kosten auf der Hütte selbst geschehen könnte. Der bessern Verbindung wegen ließe man die Platten an den Seiten mit halben Falzen gießen und die vier Ecken mit den nöthigen Löchern für die Nietnägel versehen. Gesetzt, man trüge vorerst Bedenken, diese gegossenen Platten zur sogenannten Kochpfanne anzuwenden, so könnte man doch die Wärm- und übrigen Pfannen in einer Siederei davon construiren. Dadurch wäre schon ansehnlich gewonnen, indem das Rohreisen dem Verbrennen nicht nur weit weniger ausgesetzt ist, als das geschmiedete Eisen, sondern indem auch das Rohreisen im Preise kaum halb so hoch, als das Blech zu stehen kommen kann. Denn jene Platten möchten höchstens zum verdeckten Herdguß, mithin zur zweiten Gattung der verkäuflichen Gußwaare zu rechnen seyn. Ich verhehle mir es gar nicht, daß die Kochpfanne den meisten Ausbesserungen unterworfen ist, und daher die mehrsten Kosten verursacht. Aber gerade hier, wo so viel zu gewinnen ist, sollte ein Versuch entscheiden, und da müßte es auf ein Paar hundert Thaler nicht ankommen, wenn sie auch verlohren gehen sollten! Wo man hauptsächlich zu fürchten hat, ist Stelle über dem Feuer, und da ist man mit dem Blech nicht viel besser daran.

Ich halte es für einen wesentlichen Mangel auf den Salzwerken, daß man die Pfannen bis jetzt noch mit keinen Deckeln versehen hat, um die Kochpfanne bis zum Kochen der Soole damit zu bedecken. Man würde bei dieser vorgeschlagenen Einrichtung sowohl an Zeit als Brennmaterial gewinnen. Wer daran zweifelt, der gehe in seine Küche und ma-

mache folgenden einfachen Versuch. Man nehme zwei Töpfe von gleichem Umfang und Größe, fülle beide mit Wasser, bedecke den einen mit einem gut schliessenden Deckel, den andern lasse man aber unbedeckt. Nun gebe man unter beide ein so viel möglich gleiches Feuer, und man wird finden, daß das Wasser in dem bedeckten Topfe in viel kürzerer Zeit und mit wenigerm Brennmaterial zum Kochen kömmt, als in dem unbedeckten. Wie kann dieses auch anders seyn, da die Oberfläche des Wassers immerfort einen Theil ihres Wärmestoffs an die sie umgebende Luft abgiebt? Bei Anwendung der Deckel müßte man diese mit einer Oeffnung versehen, um dadurch den Dämpfen, welche sich entwickeln, nachdem die Soole die hierzu erforderliche Temperatur angenommen hat, einen Ausgang zu verschaffen. Sobald die Soole den Siedepunkt erreicht hätte, müßte der Deckel weggenommen werden, damit die bis zum Kochen erhitzte Soole beim freien Zutritt der atmosphärischen Luft schneller und ungehinderter abrauchen könne. Richtete man die Oeffnung in dem Deckel der Pfanne so vor, daß man darauf eine Röhre anschrauben könnte, so könnte man in der Röhre die Dämpfe fortführen, und sie zum Erwärmen der Soole in den Wärmepfannen, und zur Erhaltung des Wärmegrades in den Anschießpfannen gebrauchen. Der hier nöthige Wärmegrad kann um so leichter unterhalten werden, da bei Entstehung der Salzkristallen der vorhin gebundene Wärmestoff wieder frei, mithin der Wärmestoff, welcher beim allmählichen Abdampfen der Soole fortgeht, wieder ersetzt wird. Man gewönne dadurch das Brennmaterial, welches hierzu nöthig wäre. Es ist einleuchtend, daß beim Gebrauch der Deckel die Pfannenbäume, die ohnehin mehr schädlich als nützlich sind, wegfallen, und auf eine andere Art, die Pfannen in ihrer Lage zu erhalten, gesonnen werden müßte.

Vor mehreren Jahren that Jemand den Vorschlag, die Abdampfung der Soole in den Salzsiedereien durch Blasebälge zu beschleunigen. Ich erinnere mich nicht, daß man diesen Vorschlag auf irgend einer Saline annehmlich gefunden und in Ausführung gebracht hätte. Dennoch könnte er unter gewissen Umständen nützlich werden, vorzüglich alsdann, wenn der Druck der Atmosphäre auf den Schwadenfang so stark ist, daß die Dämpfe oder Schwaden gar nicht abziehen wollen. Ich sollte nicht denken, daß die Dämpfe von dem kalten Winde der Bälge so weit abgekühlt würden, daß sie zu tropfbarer Flüssigkeit wieder zurückgiengen. Wäre es aber doch der Fall, so ist ja der Schwadenfang ohnehin so eingerichtet, daß er dergleichen aufnehmen kann.

Die Salzsoolen setzen zwar beim Gradiren Selenit und andere Un-

rei-

reinigkeiten ab, doch aber nicht alles, was sie davon enthalten, sie nehmen vielmehr noch manches mit, was beim Sieden der Soole ausgeschieden werden muß. Einige dieser Unreinigkeiten sind so beschaffen, daß sie beim Kochen der Soole zu Boden fallen; andere begeben sich auf die Oberfläche der Soole, und kommen daselbst als Schaum zum Vorschein. Diese werden durch das bekannte Abschäumen weggenommen; jene in Setzpfannen aufgefangen, die in den Ecken der Pfannen da zu stehen kommen, wo die Soole beim Kochen die geringste Bewegung macht, damit die Unreinigkeiten in der weniger bewegten Soole niederfallen können. Je mehr Fleiß auf die Reinigung der Soole verwandt wird, desto reiner und vollkommner werden hiernächst die Salzkristallen. Denn will man aus einer Salzauflösung vollkommene Kristallen erhalten, so ist Reinheit der Auflösung eine Hauptbedingung dabei.

(Der Schluß folgt.)

Wie ist guter inländischer Leinsamen zu gewinnen?

Schönen Flachs und guten vollkommnen Leinsaamen zugleich zu erbauen, verträgt sich nicht zusammen, eins widerspricht dem andern, und ist nur unter besondern Umständen ein seltener Fall. Je dicker der Flachs steht, desto feiner werden seine Fasern, desto schlechter aber auch die Knoten (Samenkapseln). Die Stängel stehen viel zu nahe, als daß die Wurzeln hinlängliche Nahrungstheile aus der kleinen Peripherie zur vollkommnen Ausbildung des Samens zuführen könnten; zumal bei unfruchtbarer Witterung, wo man eine Menge Stängel findet, die gar keine Samenknospen ansetzen. Will man dem abhelfen, und wählt einen stark gedüngten fruchtbaren Acker, so ist es noch schlimmer; bei dem ersten Regenwetter legt sich der Flachs um, und nun ist beides, Samen und Flachs, verdorben. Guter Leinsamen erfordert ferner völlige Reife des Stängels, dadurch verliert der Flachs abermals sehr an der Feinheit.

Aus sehr richtigen Gründen ist man daher darauf gekommen, beides von einander zu trennen, Lein in zweierlei Absicht zu säen: guten Samen zu gewinnen, ohne Rücksicht auf den Flachs zu nehmen, und guten

ten Flachs zu erhalten, ohne auf den Samen zu achten.

Wenn ersteres die Hauptabsicht ist, so wird ein gut gedüngter, oder doch ein sehr fruchtbarer Acker gewählt, und der Samen nur des vierten Theils so dicke darauf gesäet; dieses werden nun keine Flachsstängel, sondern Flachsstöcke, mit vielen Stängeln voll guten Samens, weil hinlängliche Nahrungstheile zur vollkommnen Ausbildung des Samens im Acker vorhanden sind. Umlegen können sich diese Stöcke nicht, weil sie sehr fett und stark erwachsen sind, auch läßt man den Samen zur vollkommenen Reife gelangen, und die Stöcke absterben, ehe der Flachs gerauft wird; dann breitet man ihn gleich auf dem Felde, bis er völlig dürre ist, wobei aber genau darnach gesehen werden muß, daß bei Sonnenschein die Samenkapseln nicht aufspringen und der Samen verlohren geht; so wie die ersten aufspringen, wird der Flachs gebunden, eingefahren und gedroschen, (hätte man ja zu lange gewartet, daß der Samen während des Aufnehmens und Bindens sehr ausfiele, so darf man es nur des Abends oder früh vornehmen, wo sich die Samenkapseln wieder schließen,) zusammt der Siede auf einen luftigen Boden geschüttet, und einigemal umgerührt, so hat man eben so guten inländischen Samen als den ausländischen.

In vieler Rücksicht ist dieser selbst erbauete Leinsamen dem ausländischen sogar vorzuziehn, weil man bei aller Kenntniß mit dem ausländischen Samen doch hintergangen werden, und entweder unvollkommenen, unreifen, oder untergeschobenen inländischen, wenigstens damit vermischten, erhalten kann, ohne es eher inne zu werden, als bis man die vielerlei Sorten Flachs im Felde stehen sieht. Ein sonderbarer Zufall wollte einst, daß eine Hauswirthin bei dem Verkauf und Wegmessung ihres erbauten Leinsamens den Trauring verlor, den sie aber im folgenden Jahre in einer Tonne erkauften, für ganz ächten Rigaer ausgegebenen Leinsamen wieder fand. Da auf diese Art gesäeter Leinsamen sich sehr vervielfältigt, bei gewöhnlicher Witterung wenigstens zwanzigfältigen Ertrag giebt, so ist bei dem Flachsbau die vorzüglichste Einrichtung diese:

Zum Anfang kauft man eine kleine Quantität, den zwanzigsten Theil der Aussaat ächten langen Rigaer Leinsamen, von diesem erbauet man auf obige Art so viel guten inländischen Samen, als man benöthigt ist, setzt dieses Verfahren zwei, drei Jahre und so lange fort, bis man merklich findet, daß der Flachs ausartet, und von seiner Länge verliert, dann kauft man wieder die kleine Quantität frischen Samen.

Würde

Würde man mit dieser kleinen Quantität, die man zukaufen muß, hintergangen, so wird man dieses in dem Wachsthum, vorzüglich in der ungleichen Blüthe des Flachses, sogleich inne werden; der Schaden geht nicht ins Große, man nimmt ihn nicht zu Samen, verkauft ihn zum Oelschlagen, und ist nur dadurch gehindert, daß man noch ein Jahr warten muß, ehe man wieder mit frischem Samen wechseln kann.

An dem auf diese Art, bloß um Samen zu gewinnen, erbaueten Flachs ist freilich nicht viel; er ist hart und grobhärig; taugt aber, weil das seiner Festigkeit nichts benimmt, sehr gut anstatt des Hanfs zu Seilerarbeiten. Wenn das aber auch nicht wäre, so ist der Ertrag an gutem Samen hinlänglicher Gewinn, auch mißräth er nur selten, weil man guten oder stark gedüngten Acker dazu nehmen kann.

Die zweite Absicht, guten Flachs zu erbauen, hängt aber mehr als irgend eine andere Frucht von der zufälligen Witterung ab. Daher läßt sich Saatzeit, Fruchtbarkeit des Akkers, Quantität der Einsaat durchaus nicht bestimmen. Auf gut Glück! ist die Losung. Daher trifft man in vielen Gegenden unter den gemeinen Bauersleuten noch den sonderbaren festen Glauben: daß es an der Person gelegen sey! „Ich habe kein Glück zum Flachsbau, ich mag es machen wie ich will, aber meinem Nachbar, dem geräth er alle Jahre!" Sogar auf den Säemann kommt es nach dem Begriff dieser Leute an, nicht ob er das Geschick dazu, nein, ob er Glück dazu habe! Der guten Zeichen und Säetage im Kalender nicht zu gedenken. Der Freitag unter andern ist in so übeln Credit gerathen, daß kein Bauer an diesem Tage Lein säen wird u. s. w.

Da zwischen dem Bau des Mittelleins und des so guten schätzbaren Rigaer sonst weiter kein Unterschied ist, als daß man bei letzterm alle 2, 3 Jahre eine kleine Quantität frischen Samen zukaufen muß, in Ansehung des erbaueten Flachses aber der gewaltige Unterschied Statt findet, daß letzterer mehr als noch einmal so viel werth ist, so ist, in Rücksicht der Fabriken ganz besonders und mehr noch als der Landwirthe, nichts weniger als rathsam, den Mittellein wieder einzuführen, vielmehr sollte, durch den hohen Ertrag des Rigaer Leinsamens angereizt, bei keinem einzigen Landwirthe Mittellein mehr angetroffen werden.

Neues
Hannoversches Magazin.

24tes Stück.

Montag, den 21ten März 1808.

Fortsetzung der im 57ten Stück des Magazins von 1807. abgebrochenen Abhandlung:

Historische Uebersicht der jetzt gebräuchlichen Gradirungsarten.

(Schluß.)

Das Kochsalz hat die Eigenschaft, daß sich im kalten und warmen Wasser gleichviel davon auflöset, wenigstens ist der Unterschied so unbeträchtlich, daß er bei den praktischen Arbeiten in den Siedereien füglich ausser Acht gelassen werden kann. *) Man muß also die Soole durch Abdampfen so weit concentriren, daß sie mit Salz übersättiget ist, und dieses Abdampfen ununterbrochen und allmählich so lange fortsetzen, als sich noch reine Kochsalzkristallen zu Boden setzen. Zuletzt, wenn die Soole größtentheils abgedampft ist, bleiben die Salze übrig, welche zu ihrer Auflösung weniger Wasser als das Kochsalz erfordern. Es ist alsdann Zeit, die Arbeit einzustellen, und die übriggebliebene Soole, welche den Namen Mutterlauge hat, in eine besondere Pfanne zum Anschießen zu bringen. Hierbei ist es von Wichtigkeit, die Quantitäten Wassers kennen zu lernen, welche die in den Soolen enthaltenen Salze zu ihrer Auflösung brauchen, und es ist besser, lieber zu wenig als zu viel abzurauchen, indem die Salze auch eine hinlängliche Flüssigkeit verlangen, wenn sich ihre Kristallen vollkommen ausbilden sollen.

Da man in den Salzsiedereien mit der Anfertigung eines Werks nach

*) Nach Bergmann bei 50° Fahrenheit $2\frac{2}{7}$ und im siedenden Wasser $2\frac{4}{7}$.

nach den Vorschriften des Betriebsplans in einer gewissen Zeit fertig seyn muß, und sich daher mit dem Abdampfen der Soole nicht so lange aufhalten kann, als man sollte, so kocht man die Soole lange und heftig, und glaubt desto berufsmäßiger zu verfahren; je länger und je heftiger man die Soole kocht. Kochen muß die Soole allerdings, dieses ist zu ihrer Reinigung unumgänglich nothwendig. Ist dieses aber zu heftig, und wird es, nachdem die Soole bereits mit Salz übersättiget ist, zu lange fortgesezt, so ist man wirklich in Gefahr, beträchtlichen Salzverlust zu leiden. Nicht deswegen, als ob das Kochsalz durch das heftige Kochen in seine nächsten Bestandtheile zerlegt, und die Säure verflüchtiget werde. Eher möchte dieser Salzverlust daher rühren, daß bei der hohen Temperatur der Soole, die desto mehr zunimmt, je reichhaltiger sie an Salz wird, völlig ausgebildetes Salz mit den Dämpfen mechanisch mit fortgerissen wird. Wer jemals in Salzsiedereien gewesen ist, wo man die Soole auf die nur gedachte Art behandelt, wird sich davon durch seine Sinne überzeugt haben.

Ob bei dem heftigen und anhaltenden Kochen der Soole eine Zerlegung des Kochsalzes vor sich gehen, und seine Säure verflüchtiget werden könne, ist eine Frage, die ich nicht so schlechthin mit Ja beantworten mag. Viele Salzmänner behaupten es, und schreiben diesem Umstande die schlechte Beschaffenheit zu, welche dieses oder jenes Siedereisalz hat. Allein aus der schlechten Beschaffenheit, die manches Salz von einer fehlerhaften Bereitung aus den Siedereien mit sich bringt, folgt bei weitem noch nicht, daß diese Fehler bloß in der angeblich verflüchtigten Säure liegen. Hierzu tragen ohne Zweifel noch andere Dinge bei, wiewohl auch diese Folge von einem zu lange anhaltenden Kochen sind. Wird nämlich das Kochen der Soole alsdann noch fortgesezt, wenn die Soole schon ihren Uebersättigungspunkt erreicht hat, und das Salz in der Soole häufig zu Boden fällt, so bleiben die Kristallen klein, weil sie nicht die gehörige Zeit und Ruhe gehabt haben, sich zu vollkommenen Würfeln oder Trichtern auszubilden. Das so bereitete Salz ist feinkörnicht und locker, hat viel Oberfläche, folglich auch viele Berührungspunkte, und hat eben daher eine größere Empfänglichkeit, Feuchtigkeit aus der Atmosphäre an sich zu ziehen, und in derselben zu zerfliessen. Um also diesem Fehler auszuweichen, muß man die Soole, nachdem sie mit Salz übersättiget ist, langsam abrauchen lassen, damit die Salztheilchen hinlängliche Zeit und Ruhe erhalten, in großen Kristallen anzuschiessen. Ruhe ist demnach ebenfalls eine Hauptbedingung da, wo große Salzkristallen entstehen sollen.

Gienge

Gienge auch bei dem heftigen Kochen der Soole ein Theil Salzsäure verlohren, so daß das Mineralalkali nicht damit gehörig gesättigt würde, so kann doch das Kochsalz davon nicht die Eigenschaft erhalten, daß es an der Luft zerfließt. Denn bekanntlich hat diese Eigenschaft nur das Pflanzenalkali, nicht aber das Mineralalkali, als welches an der Luft verwittert oder zerfällt.

Gleichwohl möchte die Kleinheit der Kristalle nicht die einzige Ursache seyn, warum ein solches Salz an der Luft leicht Feuchtigkeit anzieht und damit zerfließt. Wir wissen aus dem Obigen, daß die Salzsoolen auch Bittererde enthalten, die in der Vereinigung mit der Salzsäure ein Bittersalz giebt, welches beim Auswirken des Salzes nach der gewöhnlichen Manipulation mit dem Kochsalz verbunden bleibt. Dieses Bittersalz theilt nicht nur dem Kochsalze einen bittern Geschmack mit, sondern auch die Eigenschaft, daß daß Kochsalz, wenn es an der Luft liegt, aus derselben Feuchtigkeit anzieht, und alsdann zerfließt, wodurch dergleichen Kochsalz mit der Zeit von Bittersalzen frei wird. Um es gleich anfänglich in den Siedereien davon zu reinigen, giebt es ein sehr einfaches Mittel. Man übergießt nämlich das Salz, so wie es in den Körben oder in andern schicklichen Gefäßen ausgewirkt steht, einigemal mit warmer Soole aus der Pfanne, wodurch das Bitterkochsalz aufgelöset wird. Dieses Verfahren gründet sich auf der leichtern Auflöslichkeit des Bittersalzes vor dem Kochsalze. Die Körbe müssen zu dem Ende unten offen seyn, damit die warme Soole mit dem aufgelöseten Bittersalze wieder ablaufen kann, und nicht im Boden des Korbes hängen bleibt, welches dem Zwecke entgegen wäre. Auch müssen die Körbe nicht zwischen die Pfannenbäume über die Pfanne gestellt werden, damit die abgelaufene Soole sich nicht mit der Soole in der Pfanne wieder vermische. Die zum Auslaugen des Bittersalzes gebrauchte Soole wird in einem untergesetzten Gefäß gesammlet, und hiernächst zu der Mutterlauge in die Viehsalzpfanne gegossen, worin sie mit den übrigen in der Mutterlauge enthaltenen Salzen das Bittersalz absetzen kann.

Wenn man die hier angegebene Methode, das Kochsalz vom Bittersalze zu befreien, die übrigens eine Erfindung des Grafen Dundonald ist, auf den deutschen Salzwerken befolgen will, so können wir sicher auf reineres Kochsalz als bisher rechnen. Ich will nicht in Abrede seyn, daß auch hier, so wie bei jeder Neuerung, einige Schwierigkeiten eintreten können. Die größten finden sich immer von Seiten der Arbeiter, die nicht gern von ihren alten Gebräuchen abgehen, und sich

an neue gewöhnen. Man mache sie mit den Vorzügen der neuen Manipulation bekannt, und habe Nachsicht, wenn im Anfange Fehler dabei vorfallen. Uebrigens muß man nicht verlangen, daß nach dieser Manipulation ein chemisch reines Salz erfolgen müsse. Dieses läßt sich weder im Großen etatmäßig erreichen, noch ist ein solches Salz in den wenigsten Fällen im gemeinen Leben nöthig. Wer es dennoch verlangt, muß es sich aus seinen Bestandtheilen, dem Mineralalkali und der Säure, von einem Chemiker zusammensetzen lassen.

Sollingerhütte. Quanz.

Versuch eines Entwurfs etlicher Vorschriften, worauf Werkverständige, welche Gebäude taxiren sollen, ihr Haupt-Augenmerk zu richten haben, wenn sie einen genauen Anschlag von dem Werthe derselben aufstellen sollen.

Nachdem den Werkverständigen das abzuschätzende Haus oder Gebäude gezeiget worden, so messen sie zuförderst

1) dessen Breite, Länge und Höhe, besehen es ringsumher von außen: ob Mauern und Wände, das Grund-, Ständer-, Riegel- und Bandholz annoch gesund sey? ob solches aus Eichen- oder Tannenholze bestehe? ob das Grundholz auf Quadern ruhe, oder mit gebrannten, rauhen oder Lehmsteinen, in Kalk oder Lehm gesetzt, untermauert; wie hoch diese Grundmauer von der Erde; ob solche etwa ausgewichen, und in welchem Zustande sich das alles befinde? Ferner ob es ein Giebel- oder Querhaus sey, und aus wie viel Stockwerken es bestehe? ob in allen derselben die Ständer gerade aufstehen, und Ständer auf Ständer ruhe? ob es auswendig Brandmauern habe? womit die äussern Fächer umher ausgemauert, oder ob sie blos gestralet und in Lehm gesetzt worden?

2) Bei einem Giebelhause wird der Raum des Tropfenfalles mit gemessen, und untersucht: ob das Gebäude etwa von den benachbarten, daran stoßenden, durch deren Dachtrause, Wasserrinnen, Gossensteinen aus deren Küchen, oder sonstigem Abfluß des Wassers und Unraths in den sogenannten Zwischen Schaden gelitten?

Hiernächst gehen sie

3) in das Haus, messen die Höhe, Länge und Breite der Diele, sehen, womit selbige überlegt, dann, wie weit die Balken auseinander liegen, die Ständer von einander entfernt, und ob jene auf diesen ruhen, aus welchem Holze selbige bestehen, ob sie gesund, wie groß die Fächer der Wände, und womit solche ausgefüllet; in welchem Stande die Hausthüre und deren Beschlag; ob und wie viel Fach Fenster an der Diele, wie hoch und breit sie sind, ob es Flügel- oder Schiebfenster, ob es Stab- oder Bleifenster mit grünem oder weißem Glase, ob sie in Rahmen und Beschlag noch gut sind?

4) Wird die Küche besichtiget; nachgesehen: wie deren Fußboden überlegt; wie hoch, lang und breit sie ist; von welcher Beschaffenheit deren Brandmauern, Schornsteine und übrigen Wände; ob sie helle oder dunkel, und die etwanigen Fenster darin beschaffen; ob der Rauch gut abziehe; wie der Feuerherd belegt, und die Casserollöcher eingefaßt; ob ein oder mehrere Kesselhaken vorhanden, und ob solche an hölzernen oder eisernen Querstangen hängen; auch ob eine Speisekammer vorhanden, und wie selbige beschaffen?

5) Werden in jedem Stockwerke der Vorplatz betrachtet, die Stuben und Kammern gezählt; untersucht: ob sie in jedem von einerlei Höhe; wie lang und breit jedes Gemach, und in welchem Stande; woraus der Fußboden bestehe; ob Paneelwerk darin sey? auch wie viel Fach Fenster, wobei die obigen Vorschriften zu beobachten; imgleichen ist auf die Beschaffenheit der Oefen, etwaniger Kamine, deren Einfassung und Thüren, und ob diese inwendig mit Eisenblech beschlagen, und die Einheitzlöcher der Oefen mit eisernen Thüren verwahret sind, Rücksicht zu nehmen; weniger nicht: ob die Dekken der Zimmer blos eingebunden oder gewellert sind; ob die Thüren in Rahmen mit zwei oder drei Füllungen, oder nur schlicht, und in Hespen und Schlössern tauglich?

6) Gehen sie oben hinauf zum Boden, nehmen solchen, und, falls mehrere darüber sind, auch diese in Augenschein, messen deren Höhe, Länge und Breite; untersuchen, mit was für Dielen selbige überschossen, oder ob sie begipset sind; wie Ständer und Gebälk beschaffen, und gehörig verbunden; wie viel Dachfenster oder Luken auf jedem befindlich, und wie sie in den Kehlen verwahrt worden? imgleichen ob Dachkammern allda und von welcher Größe, auch ob sie blos mit Brettern abgeschlagen, oder mit gemauerten oder Lehmwänden versehen, und wie deren Fenster und Thüren beschaffen sind? Ferner, ob eine Rauch-, Wind- oder Luftkammer vorhanden; ob jene zu Einlassung des nöthigen Rauchs mit einem eisernen Schieber, auch ob die Schornsteine zu Dämpfung eines Brandes mit eisernen Schiebern versehen? Ob eine

Winde

Winde da, und nebst den Seilen noch tauglich; auch ob solche für alle Boden und für den Keller mit gebraucht werden könne; ob das Dach im Sparrwerke gut, und dessen Ziegel in Kalk oder Strohdocken liegen; ob die Treppen im Hause und zum Boden im Stande, ob es gewöhnliche oder Windeltreppen sind, und wie deren Geländer beschaffen?

7) Bei Untersuchung der Keller ist darauf zu achten: ob sie Bogen- oder Kreutzgewölbe haben, und ob das Mauerwerk derselben und an den Seiten noch im Stande? ob die dahin führende Treppe von Holz oder Quadern; ob der Fußboden mit Steinplatten, Kieseln oder gebrannten Mauersteinen belegt sey, oder nur aus Lehm bestehe? Auch ist Erkundigung einzuziehen: ob der Keller wasserfrei sey, als welches im leztern Falle seinen Werth sehr erhöhet.

Sollte es ein Balkenkeller seyn, so muß sorgfältig zugesehen werden: ob die Balken da, wo sie auf Ständern oder Mauern ruhen, an beiden Enden noch gesund, und, falls sie auf Ständern liegen, ob selbige auf steinernen Sockeln, oder in der Erde stehen, und wenn dieses, ob sie auch unten angefault seyn solllen; ob die Decke gewellert, oder mit Dielen überschossen sey? ob und wie viel Kellerlöcher auswärts vorhanden, wie solche verwahrt und eingefaßt sind?

8) Sind Nebengebäude, Scheuren und Stallungen da, so müssen selbige ebenmäßig nach obigen Vorschriften genau besichtiget und untersucht werden.

9) Von dem Hofe muß die Länge und Breite gemessen, auch wie er gepflastert, in Anschlag gebracht werden. Findet man daselbst einen Brunnen, so ist solcher nach seiner Einrichtung, und womit er aufgeführet werden, auch ob sein Wasser klar und rein von Geschmack sey, gebührend abzuschätzen, und darauf Rücksicht zu nehmen: ob er dem Hause allein, oder auch angrenzenden Nachbaren mit gehöre?

10) Abtritte und Mistgruben sind nach ihrer Beschaffenheit zu wardieren.

11) Wäre ein Garten am Hause oder Hofe, so gehört dessen Taxation besonders für Gartenverständige.

12) Endlich muß auch der Platz, worauf die Gebäude stehen, nach seinem Werthe ermäßiget, und auf die Lage des Hauses, in wie fern sie auf Nahrung und Gewerbe Einfluß hat, mit geachtet werden.

13) Wenn das alles gehörig untersucht und erforscht worden, so wird der Anschlag von dem Werthe, nach Abzug der angetroffenen Mängel und Schadhaftigkeiten, solchergestalt aufgestellet, daß er mit den gängigen Baumaterialien- und Verkaufspreisen übereinkomme. Wären jedoch die Gebäude neu, so würde das ganze Taxatum eintreten.

Die-

Diese kurze Anweisung mag dazu dienen, daß der Aufmerksamkeit der Wardirer desto weniger etwas entgehe, und ein erfahrner Baumeister sie, wo es nöthig gefunden wird, verbessere, und das etwa Fehlende beliebigst ergänze.

J. A. B.

Verschiedene Gedanken.

Wir müssen unsere Neigungen, Triebe und Zwecke nach der Moral regeln, aber nicht umgekehrt diese nach jenen. Besser ists, mit Reue und Aufrichtigkeit zu gestehen, daß man aus Temperament, Mangel an gehöriger Wachsamkeit über sich selbst, oder aus andern Ursachen gefehlt hat, als den Fehler mit Sophismen einer falschen Moral zu beschönigen.

Mancher treffliche Kopf würde besser schreiben, wenn er weniger strebte, schön zu schreiben. Ein guter, wichtiger Gedanke verliert oft dadurch sehr an Kraft, Natürlichkeit und Originalität, daß ihn derjenige, der ihn dachte, dem Modegeschmack gemäß darzustellen sucht. Statt verschönert zu werden, wird er häufig verkrüppelt; oder man sieht ihm die Gefallsucht an, und er gefällt dadurch weniger. Fast unausstehlich aber ist die Schönthuerei bei schriftlichen und mündlichen Verhandlungen, welche Erörterungen von Rechten und Verbindlichkeiten zum Zweck haben. Wer hier, wo es auf deutliche, bestimmte Begriffe und Ausdrücke, und auf Ueberzeugung des Verstandes durch Gründe ankommt, das Ohr durch schöne Phrasen kitzeln wollte, der würde eben so verkehrt verfahren, wie ein Dichter, der eine Ode im Canzleistyl verfertigte.

Die Leidenschaften, welche einer der größten Denker Krebsschäden der praktischen Vernunft nennt, erscheinen heut zu Tage in manchen Schriften, besonders manchen Romanen so geschminkt und reizend, daß man beinahe glauben sollte, es wäre den Verfassern recht daran gelegen, ihnen den Eingang ins Gemüth, worin sie sich von selbst so gern und leicht einnisteln und festsetzen, auf alle Weise zu erleichtern. Man überzuckert

zuckert noch ihr süßes Gift, statt davor zu warnen; man sucht sie mit moralischen Gefühlen zu verschmelzen, und giebt ihnen schönklingende Namen, die der ehrliche Altdeutsche nicht kannte; ja man kleidet sie, gleichsam um ihnen Achtung zu verschaffen, ins Gewand der Sittlichkeit, worin sie oft, wie Heuchler, die ärgsten Bubenstreiche verüben. — Aber freilich die Schriftsteller dieser Art wollen gelesen seyn und leben, und viele herzkranke Leser geben lieber Geld aus für solche süsse Leckereien, als für gesunde Geistesnahrung.

Warum haben wir noch kein Buch über das **Hochgefühl**? — Das Wort ist in unserer Sprache noch nicht sehr lange im Umlauf *), aber das, was es bedeutet, fand sich von jeher unter den Menschen, und bietet Stoff genug zu einem lehrreichen Werke dar. Um letzteres wahr zu finden, darf man nur die Natur und Arten dieses Gefühls, seine so mannigfaltigen physischen, politischen und moralischen Ursachen, seine eben so mannigfaltigen, bald wohlthätigen, bald schädlichen Wirkungen, seine Grade, sein Steigen und Sinken, unter beiderlei Geschlechtern, in der Jugend und im Alter, in höhern und niedern Ständen ꝛc. in Betrachtung ziehen. Beseelt vom Hochgefühl, mag es nun seinen Grund in Vorurtheilen, in Glücksumständen, in Besiegung großer Hindernisse, in Erreichung gewisser Zwecke, oder sonst worin haben, wie ganz anders empfindet, denkt, handelt und benimmt sich der Mensch, als wenn das Gegentheil bei ihm Statt findet! Die ältere und neue Geschichte ist reich an Beispielen und Beweisen, welche große Wirkungen das Hochgefühl hervorbringen, aber auch welche traurige Folgen es haben kann, wenn es nicht von einer aufgehellten Vernunft geleitet und gezügelt wird.

G. F. B.

*) In der ersten Ausgabe von Adelungs hochdeutschem Wörterbuche findet man es nicht, so wie auch nicht das Wort **Hochsinn**. Letzteres ist, nach meiner Meinung, mit jenem nicht gleichbedeutend, und bezeichnet, wie das französische fierté (nicht orgueil) einen Sinn, welcher auf das Edlere und schwer zu Erreichende gerichtet ist, und auf gerechte Selbstschätzung und edles Vertrauen zu seinen Kräften sich gründet. Den Begriff des Worts Hochgefühl halte ich für allgemeiner, und den Hochsinn, der auch wohl **edler Stolz**, zum Unterschiede von dem gemeinen verwerflichen, genannt wird, für eine Art desselben.

Neues
Hannoversches Magazin.
25tes Stück.
Freitag, den 25ten März 1808.

Ueber die Hoffnung.

Ein Gespräch aus einer alten Handschrift.

Philalethes.

Wir müssen hoffen, Pyrrho, daß es besser wird. Auf Regen folgt Sonnenschein, und auch in der moralischen Welt wechselt immer das Gute mit dem Bösen zum wahren ächten Genuß des Menschenlebens ab.

Pyrrho.

Hoffen, Freund! wer muß es, und welcher Vernünftiger kann es? Schon tausende von Menschen haben gehofft, und was war ihr Hoffen mehr, als bloße Idee ohne Gehalt, planmäßiger Traum eines nur an das, was seyn kann, nicht an das, was wirklich ist, sich haltenden Menschen; ein Mißgriff von Möglichkeit statt Wahrheit? O! mit dem ewigen Hoffen, mit diesem Popanz, an welchem das Verhängniß das Menschengeschlecht, wie am Narrenseile herumführt, haben sich schon Nationen um ihre ganze Existenz gebracht, und doch sollte ich noch hoffen, gar, wie du sagst, hoffen müssen?

Philalethes.

Wahr freilich, daß mancher vergeblich hoffte, und vergeblich hoffen mußte, weil seine Wünsche zu individuell waren, um mit in die schöne Kette des einzig großen Guten harmonisch zu passen. Aber nimm dem Menschen die Hoffnung ganz, und du greifst in seine Natur ein.

Pyrrho.

Nein, Philalethes! Zur Natur eines vernünftigen Wesens kann es durchaus nicht gehören, zu hoffen. Der Mensch soll nie träumen, nur genießen soll er, was ihm seine physischen, intellektuellen und moralischen Kräfte gewähren, und durch diesen Genuß sich und seine Umgebungen veredlen. Dies ist seine Bestimmung; dies der hohe Zweck seines Daseyns, und ohne diesem zu nahe

nahe zu treten, kann er also nicht ein **ungewisses künftiges Glück** blos **erwarten**, oder mit andern Worten gesagt, **hoffen**.

Philalethes.

So wäre also die Hoffnung, oder die Erwartung einer immer höher steigenden Kultur, einer immer wachsenden Vervollkommnung des Menschengeschlechts ja auch nichts wie Traum, und dies wirst du gewiß nicht behaupten wollen. Eben das aber, daß **ein** gebildeter, ein **vernünftiger** Mann sie **hofft** und erwartet, ohne zu träumen, beweiset, daß **irgend ein Hoffen mit seinem Wesen** genau **verknüpft** ist, daß also schon mit seiner **Existenz**, mit seiner **Bestimmung** und dem **Zweck** des **Menschengeschlechts** ihm das **Recht** gegeben ist, wenigstens **einmal** etwas Gutes zu erwarten, und daß es nur in so fern unnatürlich seyn kann, als es die Gränzen des Vernünftigen überschreitet.

Pyrrho.

Allerdings, Philalethes! darf ich von der Zukunft etwas Gutes für die Kultur und Vervollkommnung des Menschengeschlechts erwarten, oder ich müßte seine Tendenz ganz verkennen. Aber das nenne ich nicht hoffen. Dazu gehört wesentlich die Erwartung eines **ungewissen Guts.** Nur darin liegt der Totalcharakter der Hoffnung und ewig **gewiß** ist doch das **Fortschreiten** des Menschengeschlechts.

Philalethes.

Mag seyn, wenn gleich Erfahrungen zeigen, daß kultivirte Nationen zum Stumpfseyn herabsinken, und Menschen, überfeinert durch Luxus, oder durch Kriege an menschliches Elend gewöhnt, moralisch schlecht werden können. Aber, Pyrrho, wenn nicht **Hoffnung**, oder, wie du richtig sagst, Erwarten eines ungewissen Guts, **eigenthümlich dem Menschen** angehörte, wie sollte es zugehen, daß er schon von der ersten Stunde seines sich äussernden vernünftigen Denkens an hoffte, ehe er noch von andern die bestimmten Formen angenommen hätte? schon der Säugling, nur eben fähig, sinnliche Wahrnehmungen fest zu halten, ein Erwarten der ihre Brust ihm darreichenden Mutter hätte? wie zugehen, daß das unerwachsene Kind, bei dem Gefühle unrecht, oder wider den Willen des, dessen Obermacht es über sich fühlt, gehandelt zu haben, hoffte, der körperlichen Züchtigung zu entgehen, der Mann wie der Greis hoffte, und daß so ein **ewiges Hoffen**, ein ewiges Erwarten **ungewisser** Güter und Freuden das Leben des **ganzen Menschengeschlechts** begleitete?

Pyrrho.

Aber der Mensch **fürchtet** auch immer von der ersten bis zur letzten Stunde seines Lebens, und doch wirst du es gewiß nicht **vernünftig** finden, **immer zu fürchten**, warum denn vernünftiger immer zu **hoffen**? Bei=

Beides hat doch ein **Gemeinschaftliches** mit einander, das Erwarten von etwas **Ungewissen**. Nur dies findest du beim Fürchten unvernünftig, und eben das mußt du also auch beim Hoffen, oder du bist inkonsequent.

Philalethes.

Nein, Freund! Immer zu fürchten ist nicht schon wegen der Erwartung von etwas Ungewissen Thorheit. Denn wer vermag mich einen Narren zu schelten, daß ich nach langen Sonnenschein heute Regen ahnde? Aber **immer Böses** zu erwarten widerspricht dem Charakter des Menschen. Er mag das Böse nicht, nur das Gute wünscht er, und etwas **ungewisses Gutes** zu erwarten ist also gerade eine Forderung, welche die **Natur** an den Menschen macht.

Pyrrho.

Wäre Fürchten nicht eben so gut Natur: woher zittert denn der rohe Mensch bei jeder unbekannten Begebenheit? Beweist dies nicht gerade, daß Fürchten dem Menschen natürlicher ist, als Hoffen?

Philalethes.

Fürchten ist freilich auch Natur, aber **Natur des sinnlichen**, Hoffen Natur des vernünftigen Menschen. Daher der kultivirte immer weniger furchtsam, als der rohe.

Pyrrho.

Aber ich brauche weder zu fürchten noch zu hoffen. Zwischen beiden liegt noch ein Drittes, **nichts erwarten**, sey es Gutes oder Böses, sondern die Zeit unberechnet lassen, und wenn eins kommt, jenes zu genießen, dieses zu ertragen.

Philalethes.

Das heißt mit andern Worten: sich blos an die Gegenwart halten wollen, und auch dies widerspricht dem Charakter der Vernunft. Der Mensch knüpft in einem fort die Gegenwart an die Zukunft an. Seine ganze Regsamkeit, seine Selbstthätigkeit wird blos von der Sorge für diese geweckt. Ein Mensch, der das Itzt nur festhält, unterscheidet sich wenig vom Thiere. Denn seine Vernunft ist gerade erst durch den gedachten Zusammenhang der Dinge neben einander und auf einander des Raums und der Zeit Vernunft. Wo aber ist wohl der Scheidepunkt, wo das Itzt mit dem Künftig in keinem Zusammenhange mehr steht, und wo die Gränze, wo der Mensch anfangen muß, still zu stehen?

Pyrrho.

Da, Philalethes! wo es Egoismus wird, sich über das Gegenwärtige hinaus zu schwingen; und was ist es anders, als Egoismus, grosser Egoismus, für sich etwas Gutes nur zu **erwarten**, besonders wenn man täglich an andern seines Gleichen, vielleicht gar Bessern, die Erfahrung macht, daß sie so oft sich darin getäuscht finden, und daß viel **Vernünftiges** gehofft, nicht immer

mer **realisirt wird.** Ein solcher muß doch **glauben**, daß er **das Recht** hat, es zu erwarten, und **wo anders**, als in seinem Ich könnte die Urkunde liegen, die ihm dieses sanktionirte.

Philalethes.

Der Mensch also, meinst du, sollte nicht das Recht haben, nur Gutes zu erwarten, nur Gutes zu fordern? Er, der in der ganzen Natur, so weit wir sie kennen, oben an steht? Sey auch alles Zufall, und nicht Werk eines höhern Wesens; **alles**, was wir sehen und empfinden, greift durchaus in einander, um für **den Menschen** wohlthätig zu werden; selbst Gifte und Morde wirken manches Gute für die physische und moralische Welt, und doch **sollte** der Mensch kein Recht haben zu fordern, daß **alles** in der Natur für **ihn** wirksam sey? kein Recht, von ihr es in **jeder** Angelegenheit seines Lebens und in jedem seiner Verhältnisse zu erwarten? **Wozu** alle seine **Gefühle**, wozu vorzüglich die **Selbstthätigkeit** seiner **Vernunft**?

Pyrrho.

Aber der Mensch erfährt, daß sein Recht, wie Du es nennst, etwas Gutes zu erwarten, oft vom Zufall umgangen wird, wenn es gleich noch so vernünftig ist, was er erwartet, und noch so sehr mit dem Allgemeinen im Zusammenhange steht? Was hilft ihm nun ein prekäres Recht? ein Recht, wovon der Erfolg nicht bei ihm steht, und so lange auch nicht bei ihm stehen kann, als gerade die Hoffnung nur **etwas Ungewisses** erwartet? Wozu also das ewige Erwarten? Frage dich einmal selbst, ob es dir wohl behagt, wenn der Freund, der dir versprach, dich zu besuchen, nicht gerade in der Minute kommt, die du dir gedacht hattest? Jedes Geräusch, jeder Fußtritt macht dich aufmerksam. Du bist gespannt, unruhig, und findest du dies ein angenehmes Gefühl?

Philalethes.

Das nun freilich nicht. Aber nicht weil ich hoffte? Wenn ich auf eine verschwisterte Seele harre, die jede meiner leisesten Gedanken, Wünsche und Empfindungen nachhallt, mit der ich **eins** bin, wie sie eins mit mir ist, und in der ich den Spiegel meines ganzen Ichs finde: das Herz hebt sich mir hoch, und ich schwebe in hohen Regionen unnennbarer Freuden. Nur was mich unruhig macht, wenn der Freund über die Zeit ausbleibst, ist Sehnsucht und Ungewißheit in dem Augenblick geträumter Gewißheit. Ich möchte die Minute ereilen, wo ich ihn zu sehen mir denke; meine Seele **bestimmt genau die Zeit**, wo ich ihn sehen kann; meine Liebe macht das **Können** schon zum **Werden**. Weil ich ihn gern sehen **möchte**, muß ich auch bald ihn sehen **müssen**. Ich sehe ihn nicht. Möglichkeiten, daß Zufälle und Hindernisse mancher Art seine Ankunft noch mehr ins Weite

verschieben können, drängen sich ein; ein: vielleicht werde ich ihn gar nicht sehen, preßt mein Herz. Daher mein ganzer Zustand blos ein Gemisch von dunkeln Zweifeln. Laß, Freund! uns beim Hoffen nur nicht das Wann der Erfüllung berechnen, und gewiß wird uns dabei nie so werden, wie in dem Augenblick des Erwartens eines Freundes aus fernen Gegenden her.

Pyrrho.

Wahr! Eine verfehlte Hoffnung thut weh. Aber eben weil sie wehe thut, und weil die Realisirung des erwarteten Guten nicht vom Menschen abhängt, ist es thörigt zu hoffen, klüger dem Zufall und Verhängniß alles zu überlassen, nichts zu erwarten. Gewiß bist du einmal in den Behältnissen des erbarmungswürdigsten, jede Fiber des Gefühlvollen tief erschütternden Elendes gewesen, wo das hochgepriesene Meisterwerk der Schöpfung an seine rasselnden Ketten beißt, und die gewaltige Peitsche des rauhen Wächters den Unglücklichen glücklich machen muß; hast gesehen, wie mancher über getäuschte Hoffnungen rasete, und dein Herz hat geblutet, wenn dich die wildrollenden Augen eines sonst milden, sanften nnd guten weiblichen Geschöpfs trafen, die das bittere Gefühl zurückgewiesener oder betrogener Zärtlichkeit mit dem ewigen Verlust ihrer Vernunft büßen mußte? Auch sie hoffte, und dafür wurde sie ausgestoßen aus der Gesellschaft der Menschen, herabgewürdigt tiefer noch als zum Thier. Dagegen sind doch gewiß die Freuden des Hoffens, wenn es für Vernünftige welche giebt, für nichts zu rechnen. Wo ist der durch Hoffnungen klüger, besser und glücklicher gewordene, so lange er noch innerhalb des Gebiets von Hoffnungen stand? und wozu frommt denn das Hoffen? Getäuschte Hoffnungen machen uns zu Narren. Erfüllte Hoffnungen freuen uns nur wegen des Guten, was uns wurde, und so bleibt das Hoffen ein bloßer Schatten, nach dem Verständige nie greifen sollten.

Philalethes.

Nein, Pyrrho! hoffen ist ein Etwas, was dem Menschen die Selbstthätigkeit erhält, die zu seiner Vervollkommnung und zum Erringen des ihm gezeichneten Ziels durchaus nothwendig ist. Nimm dem Knaben die Hoffnung, das zu werden, was er wünscht: gleichviel wie und was; — und siehe zu, was aus seinem jugendlichen Frohsinn, seiner Humanität und seiner Theilnahme an Menschen wird; alles Erforderniſſe zu seiner Veredlung und Ausbildung. Hoffnung scheint nicht einmal ein Prärogativ der vernünftigen, scheint sogar mit der ganzen verständigen Natur durchaus verwebt, und selbst bei Thieren höherer Klassen eine Triebfeder zur Vervollkommnung ihrer thierischen Natur zu seyn. Vielleicht ist darum nur der Hund so schmeichelhaft gegen seinen Herrn, vielleicht folgt er darum

nur ihm so willig, weil er **freundliche Worte erwartet**, und unstreitig darf man diese Anhänglichkeit eine Veredlung des Thiers nennen.

Pyrrho.

Dies alles ist kein Einwurf gegen mich. Ich bleibe immer Mensch, und mir hilft alle Selbstthätigkeit, alle Vervollkommnung nichts, wenn ich am Ziele dessen, was ich hoffte, doch trauren muß, daß ich nicht fand, was ich hoffte.

Philalethes.

Wo aber ist denn das Ziel deiner Hoffnungen, und wo konzentrirt sich die Summe deiner Hoffnungen, als **vernünftiges Wesen** betrachtet? Gewiß doch nirgend anders, als bis du erst an dem Punkt stehst, wo das **Jzt vom Dort** sich scheidet, wo jene Welt der Welt hienieden entgegen dämmert, und auch dann noch —

Pyrrho.

Dann noch, meinst du, soll t' ich hoffen, und wenn auch keine einzige Hoffnung erfüllt wäre? Nein, Freund! Hoffen und Harren —

Philaletes.

Mag freilich oft immer täuschen, und doch frägt sich, ob die Erwartungen mit dem gewöhnlichen Gange der Dinge, der Begebenheiten und mit der ewig stehenden Kette des Harmonischen übereinstimmten; ob nicht sie wieder mit den **Hoffnungen anderer** sich **durchkreuzten**, und darum nicht erfüllt werden **konnten**, werden **durften**? Aber blos darum, weil dir keine Hoffnung in dieser sublunarischen Welt erfüllt wurde, **alles Hoffen** für unvernünftig halten zu wollen, würde Kaluminie gegen die Natur seyn, die **dem Menschen dies tief ins Herz** und in sein ganzes System geprägt hat, ein Raub des köstlichsten Guts zur **Haltung seiner moralischen Gefühle, seiner Zufriedenheit und seiner Religiosität.** Entreiß in der entscheidenden Stunde, wo das Kind der Sorge — Mensch ist sein Name — gebohren wird, der seiner Existenz sich freuenden Mutter die Hoffnung in ihm den Trost, oder die Stütze ihres Lebens zu finden. Aufgelöset sind alle lieblichen Bande, welche sie an dies Wesen fesseln, und das leidenschaftliche heiße Weib fühlt sich schon **verpflichtet**, es aus der Reihe der Dinge zu stoßen. Entreiß dem Kranken die Erwartung besser zu werden, und du reichst ihm den Becher mit Gift. Hoffte nicht der rohe Mensch am Abend, wenn ihm die Ermüdung aufs Lager ruft, der Wiederkehr der Sonne am morgenden Tage; hoffte nicht er, daß nach Verlauf von Tagen der Mond ihm wieder leuchten würde, um jagen zu können: **die Sorge für die Erhaltung seines physischen Lebens würde** ihn schwer **drücken**, und er die zur Ruhe einladende Nacht wie einen Fluch ansehen, mit dem die Natur ihm entgegen käme.

Ja, Pyrrho, in der Hoffnung selbst ist die schönste Urkunde, die uns die Unsterblichkeit sichert, und uns eine Fortdauer des Lebens nach diesem Leben bürgt.

bürgt. **Es wird** endlich **besser** werden, ruft der Mensch sich leise oder laut **immer** zu; er fühlt sich durch seine Bestimmung und seine Kräfte **berechtigt**, lauter Gutes zu erwarten; seine **Wünsche** nehmen **kein Ziel**, und **Unsterblichkeit** muß also **die** letzte **höchste Hoffnung** hienieden seyn; ein Meer, worin Millionen von Hoffnungen für die Zukunft wieder strömen, und was die Summe aller Hoffnungen, selbst solcher ist, für welche die menschliche Sprache kein Wort hat.

Pyrrho.

Auch ich, Philalethes, sage es mir oft selbst, wie sehr ich **wünschen möchte**, daß ich ein **Recht** hätte, immer zu hoffen, und daß ich **eben deshalb** auch glauben darf, daß ich es wirklich habe. Aber die Begebenheiten meiner Tage haben mich zum Zweifler gemacht. Eine vom Schicksal tief gebeugte Mutter gebahr mich unter Thränen, weil der Krieg meinem Vaterlande blutige Wunden schlug, doch unter erquickenden Hoffnungen des Glücks ihres Kindes, und eine einzige Minute des Mißmuths des Vaters zerstörte diese. Angeschmiedet bis zu meinem 15ten Jahre an die Ketten eines pedantischen bösartigen Lehrers und isolirt von allen Knaben meines Alters, hoffte ich in dem Genuß von Jugendfreuden Ersatz dafür zu finden, und ein Heer von Bekümmernissen bestürmte das blühende Alter. Ich strebte, Gutes um mich her zu verbreiten, war redlich, treu und gewissenhaft — Dekaden durch mußte ich mit drückenden Sorgen kämpfen. Der Mittag meines Lebens erschien heiter. Nur einige Jahre, und Thränen traten wieder an die Stelle. Menschen raubten mir mein Gut, Menschen versprachen, und Menschen hielten's nicht. Immer hoffte ich. Hoffend legte ich mich nieder; hoffend stand ich wieder auf. Es wird besser werden, so dachte ich immer beim Erwachen, so wieder beim Ermüden, und itzt stehe ich beim einbrechenden Abend meines Lebens, wie eine zerknickte welkende Blume, bestohlen noch kürzlich vom Verhängniß um meine Ruhe und meine Freude. Das Glück blieb fern von mir, und für Redlichkeit, Gewissenhaftigkeit, Treue, Menschenliebe und Religiösität sind vereitelte Hoffnungen und Thränen mein Lohn.

Ja, Philalethes, für den, der irgend einmal eine Hoffnung erfüllt sieht, ist es wahrlich sehr leicht, in **dem Hoffen das Glück des Lebens** zu finden, weil **eine Freude** alles vergangene **Leiden** überwiegt. Nur nicht für den, der, wenn sein Haar anfängt grau zu werden, getrennt vielleicht auf ewig von einem seiner besten ihm vorangegangenen Freunde, verlassen in dem Erdenrund da steht, ohne sonderlichen Trost, ohne Erquickung, blos mit dem peinlichen Gefühle: Du hofftest und harrtest umsonst.

Philalethes.

Blos deine Schicksale, Pyrrho, machen dich schwermüthig, und in dieser Verstimmung übersiehst du die Wahrheit. Denn wie vermagst du zu sagen, daß du **vergebens** hofftest?

Ue-

Uebereile nur nicht die **Zeit** und das **Verhängniß**. Warte erst den **Punkt** ab, wo du aufhörst für diese Welt zu leben, und nur dann erst kannst du sagen: ob deine **letzten Hoffnungen** alle unerfüllt geblieben sind.

Wenn aber bei deinem Hinscheiden dein Gewissen dir zuruft: Du hast gut gehandelt, und deine Zeitgenossen können dir ihrem Herzen das Denkmal setzen: er war werth ein Mensch zu seyn, und darum schlafe er sanft und ruhig bis zum großen Tage des Erwachens; wenn du deine Gattin nicht um ihr künftiges Auskommen, nur um das Zerreißen des freundschaftlichen Bandes weinen siehst; wenn endlich deine Kinder mit Gefühlen der Rechtlichkeit und geachtet von Menschen um den Vater trauren, und du sie segnen kannst: o Pyrrho! dann mußt Du zu dir selber sagen: ich **hoffte**, meine Bestimmung, als Mensch und als Mitglied der großen Gesellschaft zu erfüllen; **hoffte** ein glücklicher Gatte und Vater zu seyn; meine Hoffnungen sind erfüllt, und **wohl mir**, daß ich sie hatte. Denn durch sie strebte ich zum Guten, weil ich **Gutes** davon **erwartete**, und durch sie wurden mir **Verdienste**, die ohne sie nur das **Werk des Zufalls** gewesen wären.

Pyrrho.

Ja, Philalethes! aber wenn ich auch gehofft hätte, daß mir dafür am Ende meiner Tage Ruhe werden würde, und ich darin mich getäuscht fände?

Phylalethes.

Dann wird doch gewiß die **letzte** Hoffnung dir erfüllt, die nämlich: Ruhe **nach diesem Leben** im Schauen desjenigen von Angesicht zu Angesicht, der dir hienieden einst alles war, und im Genuß von Freuden, die dir unsterblich dort in einer bessern harmlosen Welt werden müssen.

Pyrrho.

Wenn aber auch die Erwartung eines bessern Lebens mich eben so sehr täuschte, als die Erwartung, daß Gewissenhaftigkeit und Religiosität mich schon hier glücklich machen würden; eine Erwartung, die der Anblick von tausenden in Ueberfluß und Freuden lebenden Bösen so schrecklich widerlegt, oder wenn ich gar die Thränen mit in jene Welt hinüber nehmen müßte?

Phylalethes.

Du hast ja ein **Gewissen**, und **Pflichten** auf dich, wozu du das **Gesetz in dir selbst** findest. Siehe, dies sind gültige Zeugen für ein **besseres künftiges Leben**, und genügt dir auch das nicht, nun, so mußt du doch eine Vernichtung glauben, das heißt, ein endliches Auflösen aller deiner Schicksale, ein Aufhören deiner Thränen, und ein totales Vergessen aller deiner herben Leiden.

Pyrrho.

Also doch immer hoffen?

Harburg. **von Spilcker.**

Neues
Hannoversches Magazin.
26tes Stück.
Montag, den 28ten März 1808.

Ueber das Erde-Essen der Menschen.

Vom Professor F. B. Osiander zu Göttingen.

Der Hr. A. von *Humboldt* erzählt in seinen Ansichten der Natur, und die Zeitschrift: „das Morgenblatt" erzählt es nach, daß an den Küsten von Cumana, Neu-Barcellona ꝛc. in Südamerika ein Volk lebe, *Otomakan* genannt, das in der Sommerzeit von Fischen und Schildkröten aus dem Orinoko lebe, des Winters aber, oder vielmehr in der Regenzeit, wo wegen Anschwellen dieses Flusses das Fischen diesem wilden Volke unmöglich werde, genieße es fast nichts als *Letten*, einen feinen milden, gelblich grauen, mit etwas Eisenoxyd vermischten Töpferthon, aus welchem sie des Sommers Kugeln von 4 bis 6 Zoll groß bereiten, solche bei mäßigem Feuer äußerlich röthlich brennen, und in ihren Hütten große Haufen solcher Lettenkugeln, als Winter-Vorrath, aufbewahren. Frage man sie, oder die Missionare, wovon diese Menschen leben, wenn sie nicht fischen können, so deuten sie auf die Vorräthe von Letten-Kugeln. Und die spanischen Missionare haben den Herrn von Humboldt versichert, daß die Otomaken in der Regenzeit eine ungeheure Quantität von dieser Thonerde, die sie erst in Wasser aufweichen, verschlucken, so daß ein Mensch in einem Tage dreiviertel bis fünfviertel Pfund genieße; daß alsdann dieser Thon ihre Hauptnahrung sey, wenn ihnen Fische und Schildkröten mangeln, und daß sie nur hin und wieder eine Eidexe, einen Fisch oder eine Art Farenkrautwurzel neben den Letten essen, und endlich, daß sie von dem vielen Genuß der Thonerde nicht erkranken. Hr. v. Humboldt hat selbst von diesen Kugeln nach Paris mitgebracht, und sie da durch den geschickten Chemiker *Vauquelin* untersuchen lassen, und von diesem die Bestätigung erhalten, daß die Thonerde völlig ungemischt sey. Es hatte nemlich schon früher, als Herr von Humboldt, ein spanischer Missionar Pater *Gumilla* von diesem Erdeessen der Otomaken Nachricht ertheilt, aber diesen merkwürdi-

gen Umstand hinzugefügt, daß diese Indianer unter den Thon Krokodillfett und Mehl von Mais oder sogenanntem türkischen Korn mengen, woraus sich dann eher begreifen ließe, wie die Menschen von solchen Thonklößen leben können.

Hr. v. Humboldt hingegen erzählt, daß man ihn bei den Otomaken versichert habe, es werde nichts dergleichen unter den Thon gemengt, und die chemische Untersuchung habe solches bestätiget. Ob nun diese Thonerde bloß zum Ausfüllen des Magens diene, oder dem Körper wirklich nährenden Stoff mittheile, läßt er unentschieden. Er macht dabei nur noch die Bemerkung, daß in allen Tropenländern in Amerika und Afrika die Menschen mit Begierde dergleichen Erde essen, und zwar nicht Kalkerde, sondern Letten, und schließt alsdann seine Nachricht mit folgenden Worten: „So finden wir das Erdeessen, welches die Natur eher den Bewohnern des dürren Nordens bestimmt zu haben scheint, in der ganzen heißen Zone, unter den trägen Menschenracen verbreitet, welche die herrlichsten und fruchtbarsten Theile der Welt inne haben."

Drei Hauptfacta nimmt also Herr von Humboldt als ausgemacht an: 1) Es giebt Menschen, die Erde essen. 2) Dieses Erdeessen ist nur in den Tropenländern der Welttheile einheimisch; und 3) nur Letten oder Thonerde genießen die Menschen, aber keine Kalkerde. Es sey mir erlaubt, diese Sätze näher zu beleuchten, den ersten durch mehrere Beispiele zu bestätigen, den 2ten und 3ten aber durch sichere Nachrichten anderer Reisenden, und durch ältere und neuere Schriftsteller, zu widerlegen.

Was das Essen der Erde überhaupt anbelangt, so haben die Menschen zu allen Zeiten und unter allen Brod und Mehl genießenden Völkern immer mehr oder weniger Erde zufällig und vorsetzlich mit ihren Mehlspeisen verschluckt. Die Art der Brodbereitung war bei den meisten ältesten Völkern, wie noch heutiges Tages bei den Arabern, von der Art, daß sich bei dem Dörren und Rösten ihrer dünnen Brodscheiben in Erdlöchern und Asche viel Erdtheile festhängen, und mit den Broden verschluckt werden mußten. Daher das Panis subcinericius der Römer. Aber sie mischten auch absichtlich ihren Mehlspeisen Erdarten bei. Die Römer hatten eine Mehlspeise Alica, der sie nach Plinius *) sehr viel Creta, Kreide, zum wenigsten eine weiße

*) C. Plinii hist. nat. Lib. XVIII. C. 29. 2. Alica fit e Zea, quam semen appellavimus. Tunditur granum ejus in pila lignea: ne lapidis duritia conterat. — Excussis inde tuninis, iterum iisdem armamentis nudata conciditur medulla. Ita fiunt alicae tria genera. — Nudum habent candorem suum, quo praecellunt: jam tamen Alexandrinae praeferuntur. Postea (mirum dictu) admiscetur creta, quae transit in corpus, coloremque et teneritatem affert. Invenitur haec inter Puteolos et Neapolim in colle Lucogaeo appellato. Exstat

weiße Erde beimischten, und ohne welche sie ihre unentbehrliche Alica nicht bereiten zu können vermeinten. Was die Zea der Alten war, welche den Mehlbestandtheil zur Alica hergab, ist noch nicht ausgemacht. Viele aber glauben, daß es unser heutige Spelz gewesen sey. Gewiß aber ist es, daß sie aus einer ähnlichen Frucht eine Grütze bereiteten, zu welcher sie, um sie schön weiß und fein zu machen, eine Creta, eine Kalkerde, es sey hernach Kreide, Calx Creta, oder Bergmehl, Creta marmoracea, oder Kreidemergel, Marga cretacea, beimischten. Hatte ihre Zea etwa die Eigenschaft als Grütze, so wie der Reis, leicht Säure zu erzeugen, und die Milch zum Gerinnen zu bringen, so ließe sich noch ein anderer Grund denken, warum sie eine solche säuretilgende Erde, wie Kreide, hinzumischten, nemlich die saure Gährung der davon bereiteten Speisen und Getränke dadurch zu verhüten.

Diese Beimischung schien ihnen übrigens eine so wesentliche Erforderniß zur Bereitung ihrer Alica, daß selbst Plinius sich darüber verwundert, und anführt, der Kaiser August habe, nachdem er eine Kolonie Neapolitaner nach Capua geschickt, und diese sich beklagt habe, sie könne ohne die neapolitanische Kreide keine Alica, Salzgrütze, bereiten, Befehl gegeben, jährlich eine beträchtliche Summe aus seinem Schatz zu heben, um von den Neapolitanern Kreidenerde zu kaufen, und sie der Kolonie zu Bereitung ihrer Alica zu übermachen. Ja, da diese Erde so kostbar war, so fehlte es nicht an Betrügerei und Verfälschung, und man mischte statt der Kreidenerde nach Plinius den vierten Theil Gyps hiezu.

Die Alica wurde nun bald als Grütze, bald als Brei genossen, bald mit Aepfel- und Traubensaft ein gegornes Getränk daraus bereitet. Daß die Alica an sich, ungeachtet der vielen beigemischten Kreidenerde, nicht schädlich als Speise und Getränk seyn mußte, folgt schon daraus, daß der römische Arzt Celsus sie eben so oft als Speise und Getränk für Kranke empfiehlt, als wir heutiges Tages Gersten- und Habergrütze den Kranken geben.

Wie war es möglich, wird man fragen, daß die Menschen so viel Kreide oder Kreidenmergel genießen konnten, ohne krank zu werden, oder ohne daß die Kranken noch kränker wurden? Ich weiß darauf nicht besseres zu antworten, als dagegen die Frage aufzuwerfen: Wie war es möglich, daß die Menschen gesund blieben, und Kranke gesund wurden, als vor einem halben

statque Divi Augusti decretum, quo annua vicena millia Neapolitanis pro eo numerari jussit e fisco suo, coloniam deducens Capuam. Adjecitque causam afferendi, quoniam negassent Campani alicam confici sine eo metallo posse." — „Alica adulterina fit maxime quidem e Zea, quae in Africa degenerat. Pisunt cum arena etc. — posteaque gypsi pars quarta inspargitur; atque ut cohaesit, farinario cribro subcernunt."

Jahrhunderte beinahe in jede Arznei Kalkerden gemischt wurden, nemlich Krebsaugen, Perlenmutter-, Austern- und Eierschalen? Und zu eben der Zeit die Gesunden, in der Meinung, sich vor Krankheiten zu verwahren, Pfundweise erdigte Mittel in Hallischen Arzneien, Temperirpulvern u. dgl. nach und nach verschluckten? Ja noch heutiges Tages giebt es manchen Menschen, der Jahr aus Jahr ein in der Einbildung krank Magnesia oder Bittersalzerde fast täglich einnimmt, und dabei weder gesunder noch kränker wird. Mit dem Schaden dieser Erden verhält es sich, wie mit dem Nachtheil des Branntweingenusses. Viele büßen seinen Mißbrauch mit dem Leben; aber noch weit mehr trinken Jahr aus Jahr ein Branntwein, bleiben gesund dabei und werden alt.

Die alten ägyptischen Frauenzimmer aßen schon Erde. In China verfertigt man seit undenklichen Zeiten einen Käse, der noch zu Canton öffentlich verkauft wird, und Checaokäse heißt, weil zu dessen Verfertigung eine gypsartige Materie kommt, die bei den Chinesen Checao genannt wird.

Die Ostindianer kauen und verschlucken das ganze Jahr einen kaustischen Kalk, der noch mit Betelblättern und und Arekanüssen gemischt und geschärft wird.

An der Küste des grünen Vorgebürges in Senegal sah Adanson die Neger eine Erde essen, die seiner Meinung nach der Gypserde um Montmartre bei Paris ziemlich gleich kam. An dieses Kalk- oder Gypserdeessen sind die Neger von Jugend auf so gewöhnt, daß ihnen der Verlust oder die Entbehrung dieses Genusses bei der Sclaverei in Westindien unerträglich ist. Sie suchen daher, sobald sie als Sclaven dahin gebracht werden, gleich ähnliche Erden auf, und da ihre Herrn befürchten, sie möchten ihnen von dem Erdegenuß sterben, so werden sie gezüchtiget, wenn man sie Erde essen sieht. Dennoch lassen sie sich nicht abhalten, heimlich, wo sie können, Erde zu essen. Herr von Chanvallon erzählt in seiner Reise nach Martinique, daß dort die Neger von Guinea durch keine Strafe abgehalten werden können, ähnliche Erden aufzusuchen und zu essen. Man verkaufte daher öffentlich und heimlich auf den Märkten zu Martinique solche Erden an die Neger unter dem Namen Caouac, welches eine Art röthlich gelben Tuffsteins seyn soll.

Indianische Weiber am Magdalenen-Flusse haben nach Gilys Erzählung einen so großen Appetit nach frischem Thon, daß wenn sie Töpfe drehen, sie von Zeit zu Zeit mit den Fingern durch den Mund fahren, und den anklebenden Thon so gierig ablecken, als ob es Honigkuchenteig wäre.

In manchen Gegenden von Südamerika müssen die Indianer ihre Kinder, wenn es geregnet hat, einsperren, damit sie nicht ins Freie laufen, und sich den Bauch von zu-

sam-

sammengeschlemmter Erde zu voll fressen. In der Mission San Borja sah Herr von Humboldt ein ausgemergeltes, skeletartiges Kind, das fast nichts als Erde essen wollte.

Auf der Insel Java bei Samarang werden nach Labillardiere's Nachricht röthliche Kuchen von Letten zum Essen verkauft. Auch in mehreren Theilen von Peru wird Kalkerde als Eßwaare für die Indianer auf den Märkten verkauft. Und auf der Insel Nassalart findet sich eine graulicht weiße Siegelerde, welche die Frauenspersonen daselbst gerne essen.

Aber nicht, wie Herr von Humboldt meinte, unter heißem Himmelsstrich allein, sondern auch in sehr kaltem und gemäßigtem Klima essen die Menschen Erde. In Siberien und gegen Kamtschatka hin giebt es solche Völker, die täglich Erde geniessen, theils als Speise, theils als Arzenei. Pallas berichtet und bestätiget die Nachricht Stellers *), daß es im Marekanischen, in der Nähe von Ochonck Gruben gebe, die sich mit einer Materie füllen, welche an Farbe, Consistenz und Geschmack einem Mehlbrei ähnlich sey, und von dem die Tungusen und Russen roh und gewürzt ohne Schaden täglich essen. Pallas hält diese feuchte Erde für eine von sauren Dämpfen zerfressene Alaunerde.

Eben so essen die Einwohner in einem Theil des nördlichen Amerika's, in Neuschottland, eine Art grünlichen Specksteins, in welchem der Chemiker Vauquelin sogar einen Kupfergehalt fand.

Auch lehrt die Geschichte aller Zeiten, daß Europäer an allen Orten bei eintretender Hungersnoth und Fruchttheurung solche Erden, wie die Tungusen, gegessen haben, nemlich Gypserde, die unter den Namen Bergmehl, Farina fossilis, subterranea, Calx Gur Lign. bekannt ist, und wovon die einfältigen Leute glaubten, es sey in solchen theuren Zeiten vom Himmel gesandtes Mehl, daher sie es auch Himmelsmehl nannten. Man findet diese Erde bald in Gestalt eines dünnen Breies in Gruben, dann heißt sie Mondmilch, Lac lunae, Creta fluida; bald trocken, dann hat sie den Namen Bergmehl, Himmelsmehl. So gewiß ihr Genuß vielen schädlich wurde, denn man beobachtete, daß die, welche viel davon genossen hatten, in solchen theuren Zeiten häufig dahin starben, so gewiß ist es, daß viele andere sie ohne Nachtheil genossen haben, besonders wenn sie andere Speisen daneben hatten, sonst würde das Volk nicht so fest an dem Glauben, daß es Himmelsmehl sey, gehangen haben, noch die Aerzte der Vorzeit sie als Arzneimittel verordnet, und besonders das Lac lunae den Wöchnerinnen so

*) J. S. Nord. Beiträge zur phys. und geograph. Erd- und Völkerbeschr. 5r Bd.

so oft als ein Specificum zur Vermehrung der Milch gegeben haben.

Stephan Blancard, ein Arzt, meldet, daß die Einwohner um Muskau in der Lausitz zur Zeit des dreißigjährigen Krieges sich eine Weile von einem aus Mergelerde gemachten Brote ernährt haben. Und Micrälius berichtet, daß man bei der Theurung im Jahr 1629 bei Camin in Pommern aus einer feinen kalchichten Erde Brod gebacken und gegessen habe. Eben so wurde in den Jahren 1719 und 1733 zu Wittenberg Brod aus Mehlerde gebacken, welche aus dem bei Wittenberg befindlichen sogenannten Mehlberge geholt wurde. Professor Vater in Wittenberg schickte ein solches Brod an Dr. Brükmann, der versicherte, es habe wie ein Thonkuchen ausgesehen. Und Germershausen im 2ten Bande seiner Hausmutter sagt, er habe sich von solchen mit Bergmehl vermischten Brod zuschicken lassen, und es so schwer gefunden, daß er es nicht habe kosten mögen, sondern es für eine höchst schwer verdauliche Speise gehalten, ob ihn gleich manche versichert haben, daß es von den Leuten ohne Schaden sey gegessen worden. Der sächs. Leibarzt Geyer erzählt, daß in dem Jahre 1720 in Sachsen ein weit und breit berühmtes Sood-Brod gebacken worden sey, wovon die Geistlichkeit auf allen Kanzeln viel zu sagen gewußt habe, daß Gottes Vorsorge Steinsemmeln für die Armuth habe wachsen lassen, da doch Gott als ein guter Vater seinen Kindern keine Steine statt Brod gebe. Mit dem Genuß eines solchen kalkerdigten Brodes hat es, wenn es z. B. mit Butter gegeben wird, beinahe eben die Bewandniß, als mit dem in unsern Zeiten zur Speise empfohlenen Knochenmehl. Große Hunde mahlen sich dieses Knochenmehl selbst, gedeihen davon, und geben die bloße Knochen- oder Kalkerde wieder von sich. Setzen Menschen zu dem kalkerdigten Bergmehl einen schleimigten und fettigen Nahrungsstoff, so haben sie ein solches Knochenmehl, was einem guten Magen eben nicht übel bekommen wird.

Ganz anders verhält es sich mit dem Genuß des Gypses, Gypsum usuale Linn., der bei Brodtheurung, auch zuweilen aus Unwissenheit, Bosheit oder durch Zufall unter das Mehl gemengt wurde. In den theuren Jahren von 1770 bis 72 brachte ein armer Landmann in Oberschwaben Korn in die Mühle, und sah da einen Sack mit so schönem weißen Mehl stehen, wie er noch nie eines gesehen hatte, und da sich niemand um dieses schöne Mehl zu bekümmern schien, so wandelte ihn die verbotene Lust an, unter sein schwarzes Mehl auch von dem schönen Mehl verstohlener Weise etwas zu mengen. Als der Müller auf die Seite gieng, füllte der Bauer davon in seinen Mehlsack, ohne zu wissen, daß er Gypsmehl einfülle,

noch

noch daß der Müller eine Gypsmühle neben der Kornmühle habe. (Ein gefährlicher Uebelstand, der leider hin und wieder im südlichen Deutschland statt findet.) Der Bauer brachte sein Mehl nach Hause, das Weib verfertigte Klöße davon, welche die hungrige Familie, so hart sie auch waren, mit Heißhunger verschlang. Kurz darauf wurden alle krank, die davon gegessen hatten, einige starben, andere wurden nur mit Mühe gerettet. Es ist bekannt, daß man ja Mäuse und Ratzen mit Gypsmehl, unter das man Zucker mengt, tödtet. Das Gypsmehl wird zu einem unverdaulichen Concrement im Magen, der Magen entzündet sich, wird brandig, und die Gedärme werden mit steinharten Pfröpfen verstopft.

Hunger ist immer die erste Veranlassung zum Erdeessen, und es läßt sich wohl begreifen, wie hungrige Menschen, besonders in den Kinderjahren, darauf verfallen. Sobald der Magen ganz leer ist, so wird der Magensaft scharf, reizt und erweckt Eßlust. Kann diese nicht befriedigt werden, so wird der Magensaft noch schärfer, und die Eßbegierde größer; es entsteht Hunger und endlich Heißhunger, Eßbegierde mit brennender Schärfe im Magen. Thiere und Menschen verschlingen unter solchen Umständen ganz ungenießbare Dinge. Besonders verfallen sie aber instinktmäßig auf Erden, welche den scharfen Magensaft einsaugen, und dadurch den Magen von dem heftigen Reiz befreien. Sie fühlen also auf den Genuß solcher Erde Sättigung, und es entsteht daher neue Begierde zum Genuß dieser hungerstillenden Erde. Wenn daher auch ohne Mangel an gesunden Nahrungsmitteln, bei Kindern, bleichsüchtigen oder schwangern Frauenspersonen durch einen krankhaften Zustand sich übermäßig Säure oder scharfer Magensaft erzeuget, der beim Aufstoßen wie die schärfste mineralische Säure äzet, und die Zähne stumpf macht, so verfallen diese Kranken von selbst auf Erde-, Kreide- Sand- und Aschengenuß, und sind manchmal auf keine Weise von dem Essen solcher Dinge abzubringen, ehe ihr kranker Zustand gehoben wird. Grasfressende Thiere und fleischfressende, wenn sie heftig Hunger leiden, z. B. Kühe und Ochsen in den Afrikanischen Wüsten, und heißhungrige Wölfe fressen Erde, und ohnehin viele Amphibien und Fische verschlucken Schlamm. Und eben so machen sich die hungrigen Kinder armer wilder Indianer über zusammengeschlemmte Erde her, und verschlingen solche, den Hunger zu stillen. Haben sie einmahl ohne Nachtheil davon genossen, und ihren Hunger dadurch gestillt gefühlt, so versuchen sie diese Erde zum zweiten und dritten Mahl, und endlich wird es zur Gewohnheit, wie das im Anfang ekelhafte Tabackrauchen der Europäer. Fortunius Licetus in einem sehr seltenen und daher wenig gele-

gelesenen Buche, das aber viel Lesenswürdiges enthält *) erklärt sich über die Begierde und Angewohnheit, Erde zu essen, sehr richtig auf folgende Weise: Moderatus appetitus nunquam, nisi bona nutrimenta expetit. Urgente autem fame immodicus, potissimum in lactentibus alimenta a non alimentis nondum discernentibus, immodicus inquam appetitus vacuum ventriculum quocunque corpore implere cupit: igitur infantes terram non appetentes primo terram devorant, sic de alio quovis corpore facturi, de cinere inquam, arena, calce, ac id generis; devorantes autem delectantur, non ut a cibo, sed tanquam a medicamento replente molestam inanitionem stomachi. Ubi vero terram multoties ingurgitaverint, ventriculi eorum afficiuntur intemperie, iisque a terra depravatur actio appetendi; quocirca et adultiores facti persistunt in appetenda terra, non quia ex esu ejus jam contraxerint temperamentum simile, ea conversa in naturam partium, sed quia terra temperamentum organi appetitus vitiavit sola qualitate mutata, et cittam picamque morbum in pueris induxit, quod et vitiosus humor alendo ineptus efficit in praegnantibus: vitiato autem appetitu, quid mirum, si quae corpori alendo non sunt expetantur, et hausta delectent? Suave namque omne id est, quod appetitum sedat, sive alimentum sit, sive non."

Wie hungrige Menschen dazu kommen, Erde zu essen, läßt sich also wohl einsehen; schwerer hingegen läßt sich begreifen, wie Menschen, die nicht nur Nahrungsmittel überhaupt, sondern selbst Leckerbissen aller Art im Ueberfluß haben, sich, ohne krank zu seyn, so sehr an das Essen einer gewissen Erde gewöhnen können, daß sie eher allen andern sinnlichen Genuß, als dieses Erdeessen meiden mögen. Indessen haben wir doch an den Tabackrauchern, Tabackkauern und Tabackschnupfern ein ähnliches Beispiel, indem sich so viele Menschen an den Genuß dieser betäubenden und ekelhaften Pflanze so sehr gewöhnen, daß sie den ganzen Tag rauchen, kauen oder schnupfen, ja manche auch des Nachts ihre Dose nicht entbehren können.

(Der Schluß folgt.)

*) Fortunii Liceti Genuensis Philosophi ac Medici de his, qui diu vivunt sine alimento libri quatuor. Patavii 1612. fol. p. m. 84.

Neues
Hannoversches Magazin.
27tes Stück.
Freitag, den 1ten April 1808.

Ueber das Erde-Essen der Menschen.

Vom Professor F. B. Osiander zu Göttingen.

(Schluß.)

Eben so haben europäische Frauenzimmer dem südamerikanischen und ostindischen Frauenzimmer in dem Genuß von einer gewissen Töpfererde und der Töpfe selbst so nachgeahmt, daß sie einen unüberwindlichen Appetit nach Schalen und Töpfen bekamen.

In dem mogolischen Reiche macht man aus einer in der Provinz Patana gegrabenen wohlriechenden Thonerde allerhand Töpfe, Flaschen und Schalen, die so dünn sind, wie ein Kartenblatt, und so leicht, daß sie der Wind wegführen kann. Das Wasser wird in diesen Flaschen kälter, als seine vorherige Temperatur war, nimmt den Geruch und Geschmack dieses wohlriechenden Thons an, und ist daher weit frischer und angenehmer zu trinken, als das Wasser aus andern Gefäßen. Aber das Sonderbarste ist, daß man die Schale, wenn sie ausgeleert ist, hinterher isset. Die indischen Weiber lieben besonders in der Schwangerschaft diese Erde bis zur Wuth, so daß, wenn man nicht auf sie acht gäbe, sie in kurzem alle Schüsseln, Töpfe und Näpfe des Hauses aufessen würden.*)

Die Bramanen essen den Schieferstein Domines; die Türkinnen und Griechinnen im Archipelagus die malthesische, lemnische und andere sogenannte türkische Siegelerden; die Tripolitanerinnen die Terra de Jusubar.

In Chili aber, besonders in der Provinz St. Jago, findet sich eine Art Bolarerde, die braun mit gelblichen Punkten gemischt, fein, leicht und wohlriechend ist, sich im Munde auf-

*) Curiositées de la nature et de l'art etc. à Paris 1703.

auflöset und, wie alle diese Erden, an der Zunge klebt, und Argilla Bucarina heißt. Die Nonnen in der Hauptstadt machen daraus Becher, Flaschen und andere Gefäße, die sie von aussen bemalen und lackiren; das Wasser erhält in diesen Gefäßen, wahrscheinlich von einem beigemischten Erdharz, einen angenehmen Geruch und etwas erdigen, den Einwohnern ebenfalls angenehmen Geschmack. Diese Gefäße werden in Menge nach Peru und Spanien gebracht, wo sie unter dem Namen Becher, Bucari, in großem Werth stehen, theils um der Annehmlichkeit des Wassers willen, das darin aufbewahrt wird, theils wegen der Schmackhaftigkeit der Gefäße selbst, welche die Peruanischen Damen, so wie die Mongolinnen, ihre Gefäße von Patna, in Stücken brechen und aufessen.

Eine ähnliche Thonerde wird in der Provinz Alentejo in Portugal bei der Stadt Esteamos gegraben. Sie ist bräunlich roth, ihr Geruch kommt dem Citronengeruch etwas gleich und der Geschmack ist etwas zusammenziehend. Die portugiesischen und besonders spanischen Damen finden in dem Genuß dieser Erde, ohngeachtet sie insgemein stopfet, ein solch Vergnügen, daß es ihnen schwer wird, ihrer zu entbehren, und sie in nicht geringer Quantität mit der größten Begierde davon essen, ja daß ihnen öfters die Beichtväter keine härtere Buße auflegen können, als daß sie sich dieser Erde einige Zeit enthalten sollen. Die Gefäße, welche daraus gemacht werden, heißen Bucaros, oder, wie es verkürzt ausgesprochen wird, Barros. Der Wein schmeckt daraus gar nicht lieblich, hingegen das Wasser desto angenehmer. Wenn man solches hineingießt, so wirft es Bläschen auf, und brauset, wie luftaltiges Wasser, und wird nach einiger Zeit kühler, als es beim Eingießen war, welches bei allen porösen Gefäßen geschiehet, die einen Theil der Flüssigkeit durch ihre Wände dringen lassen, wodurch unter dem schnellen Verdunsten Kälte hervorgebracht wird. Man setzt daher in Ostindien des Nachts solche poröse flache Gefäße mit Wasser unter freien Himmel, und erhält dadurch des Morgens eine Eiskruste, die zu gleicher Zeit auf keinem Wasser ausser solchen Gefäßen sich erzeuget.

J. Daniel Geyer, Sächs. Leibarzt, giebt von den Bucaros eine umständliche Nachricht *). Er sagt, er habe eine Dame in die Kur bekommen, welche durch das Verzehren einer Tasse und eines Schälchens sehr krank geworden sey; er habe sie fette Sachen darauf nehmen, und Klystire setzen lassen, worauf das Bucaroessen glücklich abgelaufen sey. Die Tasse, die er gesehen habe, sey hell muscusfarbig gewesen, dünn wie ein Mohnblatt und an Größe und Höhe den da-

*) Dessen Müssiger Reisestunden gute Gedanken. Dresden 1735. 4. S. 6

damaligen Porcellaintassen gleich. Das Wasser bekomme wahrscheinlich von dem Thon der nicht gebrannten, sondern nur an der Sonne getrockneten Schale einen Modergeschmack, aber es werde dabei kalt, und die Inquisition in Spanien erlaube den zum Feuertode verdammten Ketzern noch einen solchen Labetrunk aus einem Bucaros, damit sie wenigstens noch den Trost des reichen Mannes in der Hölle und Qual haben, die Zunge mit einem Tropfen kalten Wassers laben zu können.

Die ächten Gefäße aus Peru sind sehr theuer; es werden aber auch welche nachgemacht und ihnen durch Beimischung von Ambra, Akazia, Rosenholz und dgl. zu der Thonerde ein Wohlgeruch beigebracht, alsdann aber werde die Pasta nicht mehr vom Töpfer, sondern vom Drechsler verarbeitet, und sey mehr Cachunda als Bucaro.

Eine andere umständliche Nachricht von diesen Bucaros findet sich in dem Hannoverschen Magazin vom Jahre 1784 S. 1198 unter der Aufschrift: Bucares de Barro. Der Einsender machte damals von dieser Erde bekannt, daß sie gepülvert in offene Krebsschäden gestreut ausserordentlich heilsam sey, und forderte die Aerzte auf, Versuche damit zu machen. Aber man hörte nachher nichts weiter von ihrer Wirkung. Alle Bolusarten und Siegelerden (nicht Ziegelerden, wie im Hannov. Magaz. 1784 S. 1198 steht) haben von Alters her in dem Rufe gestanden, daß sie ein vorzügliches Gegengift seyen. Aberglaube erzeugte und unterhielt diese Meinung. Die Siegelerden werden nämlich vorzüglich aus den Inseln des Archipelagus und besonders aus der Insel Maltha gebracht, in viereckichten und runden Kuchen, worauf mit einem Siegel Kreuze, Paulus mit dem Schlangenstab u. dgl., auch auf denen, die aus türkischen Inseln kommen, z. B. aus Stalimene (ehedem Lemnos) türkische Buchstaben abgedruckt sind, wovon dann diese Erde den Namen gesiegelte Erde, Siegelerde, Terra sigillata, erhalten hat. An Farbe ist die eine roth, die andere weiß, die dritte grau, die vierte gelb. Und je nachdem sie aus einer Insel des Archipelagus herkommt, heißt sie Terra Melitensis, Lemnia, Chia, Eretria u. s. w. Der Glaube an die besondere heilsame Wirkung aber schreibt sich von folgender Tradition her: Bekanntlich landete der Apostel Paulus bei seiner Reise nach Rom auf Melite oder Malta; und als er Holz aufs Feuer legen wollte, fuhr ihm eine Otter (Natter, Schlange,) an die Hand, die er, ohne Schaden zu nehmen, ins Feuer schleuderte. Seit der Anwesenheit des St. Paulus, so sagt die Legende, sollen alle Ottern, Schlangen und giftiges Ungeziefer auf immer aus der Insel verbannt seyn, und die Erde dort die heilsame Eigenschaft erhalten haben, daß durch ihren innern und äussern Gebrauch viele Krankheiten und Schaden geheilt werden können, besonders aber Schlangenbisse;

bisse; auch sollen vergiftete Speisen und Getränke in den aus solcher Erde bereiteten Gefäßen ihre giftige Wirkung verlieren. Von eben dieser Erzählung erhielt die Malteser-Erde auch den Namen Terra St. Pauli.

Dieser Glaube an die giftvertreibende und heilsame Eigenschaft der Siegelerden erhielt sich mehrere Jahrhunderte lang. Aber heutiges Tages hat er ziemlich abgenommen, und man braucht diese Erden mehr als Walkererden und zum Gerben des Leders, als zum Heilen der Krankheiten. Es ist übrigens kein Wunder, daß vorzüglich Frauenzimmer ein großes Zutrauen zu diesen Erdarten behielten, da die Aerzte besonders in Krankheiten des weiblichen Geschlechts, bei Mutterblutflüssen, dem weißen Fluß, dem Erbrechen und Soodbrennen in Schwangerschaften und dergl., solche Erden anwendeten, und wahrscheinlich nicht selten mit Nutzen. Auch mischte man eine Zeitlang, besonders die Lemnische Erde, zu allen abgekochten Getränken der Fieberkranken und Wöchnerinnen, und hatte in den Zeiten, wo die Bezoararzneien in so großem Ruf und Gebrauch waren, den Glauben, daß alle gesiegelte Erden eben so Schweiß- und Giftaustreibend seyen, wie die Bezoar.

Diesen erwähnten Ursachen zusammengenommen muß es zugeschrieben werden, daß der Appetit nach dem Genuß solcher rohen oder zu Gefäßen bereiteten Erdarten sich bis auf den heutigen Tag beim portugiesischen, spanischen, griechischen ꝛc. Frauenzimmer erhalten hat. Und wer kann es wissen, ob bei zunehmender Theurung des Kaffees und Thees das Frauenzimmer im übrigen Europa nicht auch in unsern Tagen darauf verfällt, die fremde Sitte nachzuahmen, Boluserden zu essen und ihre gute Freundinnen darauf zu tractiren. — Auf diesen Fall fehlt es in Teutschland nicht an sehr schöner und ohne Zweifel auch sehr schmackhafter Boluserde, welche die Mode schon sehr elegant zu siegeln und zu Gefäßen zu drehen wissen wird.

Sind die Bäume im Winter saftleer oder haben sie auch im Winter ihren Saft, jedoch im verdickten Zustande?

Gewöhnlich glaubt man, daß der Saft gegen den Winter aus den Bäumen heraus- und in die Erde trete, im Frühlinge hingegen in ihnen wieder aufsteige, daß also die Bäume im Winter ohne Saft wären. Man wird das Ungereimte dieser Meinung begreiflich finden, wenn man auf die Erscheinungen achtet, die alle Jahr bei den Bäumen vor unsern Augen vor-

vorgehen. Eine von den Erscheinungen, welche mit dieser Meinung sich auf keine Weise vereinigen läßt, ist das Erfrieren der Bäume in strengen Wintern. Wären die Bäume im Winter ohne Saft, so würde man schwerlich eine Ursache angeben können, die eine solche Wirkung, als das gewaltsame Zersprengen der Bäume ist, hervorzubringen im Stande wäre. Nehmen wir dagegen an, daß die Bäume auch im Winter nicht ohne Saft sind, so wird es gar nicht schwer, einen zureichenden Grund von jener Erscheinung anzugeben. Ich will es versuchen, hier eine Erklärung davon beizubringen.

Bekanntlich besteht der Saft der Bäume größtentheils aus Wasser. Nun befindet sich das Wasser nur vermöge des Wärmestoffs in einem tropfbar flüssigen Zustande, worin es so lange bleibt, als ihm der Antheil von Wärmestoff nicht entzogen wird, der zu diesem tropfbar flüssigen Zustande nöthig ist. Wird ihm durch irgend einen Umstand der Antheil von Wärmestoff entzogen, so verliert es seinen vorigen tropfbar flüssigen Zustand, wird verdickt und nimmt nun einen geringern Umfang ein, als es vorher hatte, indem alle Körper in der Kälte zusammengezogen werden und einen kleinern Umfang einnehmen. Diesem Naturgesetz ist auch das Wasser unterworfen, so lange es noch nicht in den festen Zustand übergegangen oder zu Eis geworden ist. Wird aber dem Wasser so viel von seinem Wärmestoff entzogen, daß es in den festen Zustand übergeht oder zu Eis gefriert, so nimmt es gegen die Regel anderer fester Körper am Umfange zu, und zwar um so mehr, je stärker und anhaltender die Kälte ist. Diese Vergrößerung des Umfangs, die das Wasser einnimmt, wenn es zu Eis gefriert *), ist einzig und allein die wahre Ursache von dem gewaltsamen Zersprengen der Bäume in kalten Wintern. Eine andere ist nicht denkbar, man müßte dann noch eine verborgene Kraft mit Gewalt herbeiziehen wollen.

Diesem gewaltsamen Zersprengen, das fast immer mit der völligen Zerstörung endiget, sind die Bäume desto mehr unterworfen, je saftreicher sie sind. Beweise hierzu lieferten die durch den strengen Winter von 1789 zerstörten vielen Zwetschenbäume. Nicht weniger nachtheilig kann der Frost den Bäumen werden, wenn sie noch in vollem Safte sind. So sah ich einen Apfelbaum ausgehen, der von Frost und Schnee überrascht wurde, wie er noch alle seine Blätter hatte. Dieser Baum wäre sicher nicht ausgegangen, wenn

*) Anmerk. An sich nimmt das Eis einen kleinern Umfang ein als das Wasser, und jenes schwimmt daher nicht auf letztern. Da aber das Eis wegen der Luft, die beim Gefrieren des Wassers nicht entweichen kann, viele große Zwischenräume behält, so nimmt sein Umfang zu und sein eigenthümliches Gewicht ab, daß es nun auf dem Wasser schwimmen kann.

wenn er vor dem Eintritt des Frosts seine Blätter, und mit ihnen den Ueberfluß an Säften verlohren hätte. Denn nur dieser Ueberfluß konnte ihm den gewaltsamen Tod zuwege bringen.

Wären die Bäume im Winter saftleer, so hätte der Gärtner nicht nöthig, diejenigen Bäume, die bei uns im Winter nicht ausdauren können, gegen die Kälte zu verwahren, denn es wäre nun nichts vorhanden, wodurch die Kälte dem Baume nachtheilig werden könnte. Allein der erfahrne Gärtner weiß, daß seine Fremdlinge verlohren gehen würden, wenn er sie ohne alle Bedeckung dem Winter auf gut Glück überlassen wollte. Er bindet daher vor dem Eintritt des Winters alle die feinen Obstbäume, wohin Abrikosen, Pfirschen u. s. w. gehören, mit Stroh, diesem schlechten Wärmeleiter, zu, und sichert sie dadurch vor dem Erfrieren, indem durch das Stroh unmittelbare Berührung der kalten Luft abgehalten wird, welche sonst dem Saft der Bäume allen Wärmestoff entziehen würde. Die Beraubung des Wärmestoffs kann bei den erwähnten Bäumen um so leichter geschehen, da diese Bäume nur eine dünne Rinde haben. Bei Bäumen hingegen, welche die Natur mit einer dicken Rinde versehen hat, ist eine dergleichen Vorsichtsregel weniger nöthig, da die dicke Rinde schon die Stelle eines schlechten Wärmeleiters vertritt. Zu den schlechten Wärmeleitern gehören auch die verschiedenen Arten von Moosen, die man an den Bäumen antrifft, und zwar desto häufiger, je kälter die Gegend ist, in welcher die Bäume wachsen, so daß die Natur in den meisten Fällen für die Erhaltung ihrer Kinder selbst sorgt. Ueberhaupt behält der Baumsaft seinen Wärmestoff lange, ohne Zweifel aus dem Grunde, weil er in einen schlechten Wärmeleiter (festen Theilen des Baums) eingeschlossen ist.

Nimmt man nach dem Bisherigen an, daß der Saft in den Bäumen im Winter im verdickten Zustande vorhanden sey, so werden die Redensarten: **der Saft steigt in die Bäume, einen Baum im Safte hauen,** einige Abänderungen leiden. Man müßte nun sagen: **der Saft in den Bäumen wird flüssig u. s. w.** Indessen ist es schwer, dem einmal eingeführten Sprachgebrauch eine andere Wendung zu geben. Er gründet sich gewöhnlich auf allgemein in die Sinne fallende Erscheinungen. Noch immer geht die Sonne auf und unter, wiewohl Kopernikus schon lange das Gegentheil bewiesen hat.

Es verhält sich mit dem Flüssigwerden des Safts etwa folgendermassen: Der Saft, der im Winter in den Bäumen im verdickten Zustande war, wird bei wiederkehrendem Frühling von den Sonnenstrahlen nach und nach so viel Wärmestoff wieder mitgetheilt, daß er aus dem verdickten Zustande in den flüssigen übergeht. Dieses Flüssigwerden beginnt zuerst auf der Seite, welche der Einwirkung der Sonnenstrahlen zuerst und am längsten aus-

ausgesetzt ist. So wie der Saft durch den Beitritt des Wärmestoffs flüssig wird, nimmt er zu gleicher Zeit am Umfang zu, und dehnt sich endlich so sehr, daß ihm sein bisheriges Behältniß zu enge wird. Er treibt nun mit Gewalt nach den äussersten Theilen des Baums, die Knospen schwellen an und die Blätter brechen hervor. An den Blättern erhält hierauf der Baum neue Organe, welche aus der Atmosphäre die Stoffe zum Saft anziehen, verarbeiten und dem Baume zuführen, der sich davon so viel aneignet oder assimilirt, als er zu seiner Vegetation bedarf. Das übrige, was er nicht dazu gebrauchen kann, giebt er an die Blätter ab, welche es wieder in die Atmosphäre aushauchen. Diese Ab- und Zuführung der Stoffe zu einem Saft dauert so lange fort, als die Blätter ihre Function verrichten. Auch hat der Baum in dieser Zeit den meisten Saft, der allmählig immer mehr abnimmt, so wie die Blätter sich dem Zeitpunkt nähern, wo sie abfallen, und wo alsdann die Katastrophe eintritt, mit der aller Wachsthum der Bäume aufhört. Zwar kann es in jener Periode Zeiten geben, wo der Baum mehr oder weniger Saft enthält, allein dieses hängt von der Witterung ab, ob es feucht oder trocken ist. Bleibt die Witterung lange trocken und warm, wie es um Johannis oft der Fall ist, so verliert der Baum sehr viel von seinem Safte, daher auch das Aeugeln, welches in dieser Jahrszeit vorgenommen wird, selten von einem guten Erfolg begleitet zu werden pflegt.

Einen Baum im Safte hauen, heißt demnach nichts anders, als ihn zu der Zeit hauen, wenn der Saft flüssig ist. Der Regel nach soll aber das Fällen des Holzes in den Wintermonaten, vom December bis März, geschehen, wo der Saft in den Bäumen nicht flüssig, sondern verdickt ist, und sich mit den übrigen festen Theilen des Baums gewissermaßen verkörpern, und so die Masse des Brennmaterials, in so fern das Holz hierzu bestimmt ist, vergrössern kann. Bau- und Nutzholz, im Winter gehauen, hat an Festigkeit und Dauer vor dem im Sommer gehauenen große Vorzüge. Nur bei dem zum Wasserbau bestimmten Holze ist es gleichviel, ob es im Winter oder Sommer gehauen werde, indem hier an die Stelle des auslaufenden Safts das Wasser tritt. Zu allem übrigen, so wenig zu Bau- als Brennholz, taugt das im Sommer gefällte nicht, weil der flüssige Saft zu schnell und in zu großer Menge verdunstet, und ein lockeres, schwammichtes Holz zurückbleibt.

Eben daher sollten auch die Eichen, deren Rinde zur Lohe bestimmt ist, nicht in demselben Frühjahr gefällt werden, in welchem ihre Rinde zur Lohe abgeschält wird. Dieses Abschälen sollte vielmehr auf dem Stamme geschehen, und erst dann, nachdem er noch ein Jahr auf dem Stamme gestanden, zu Nutz- und Brennholz gefällt werden. Der Graf von Büfon hat hierüber viele Versuche an-

angestellt, die über den Nutzen des Abschälens der Rinde von den Bäumen, welche zu Bauholz bestimmt werden, gar keinen Zweifel mehr übrig lassen. Das so behandelte Holz ist ungleich besser und dauerhafter als das, welches zum Gebrauch seine natürliche Bekleidung behält.

Sollingerhütte bei Uslar. O.

Etwas über Weitzen-Kaffee.

Der Weitzen als Kaffee-Surrogat gebraucht, zeichnet sich dadurch vor andern Surrogaten aus, daß er keinen herben, strengen, oder süßlichen, kraftlosen Geschmack giebt. Reiner Weitzen, nur wenig heller gebrannt, als der Kaffee, mit Eichorien vermischt, nebst einer geringen Zuthat an Süßigkeit (oder auch gar keiner, je nachdem mehr oder weniger Eichorien hinzukommt,) giebt ein schmackhafteres, kräftigeres Getränk, als der Kaffee ist, so wie ihn manche Familie unter der arbeitenden Klasse genießt. Aber auch derjenige, welcher an bessern Kaffee gewöhnt ist, wird diesem Getränke seinen Beifall nicht versagen, wenn etwas Kaffee dazu genommen wird. Obgleich der Geschmack eines jeden bestimmen muß, ob eine grössere oder geringere Zuthat obgenannter drei Bestandtheile Statt finden soll, so deucht mir doch, daß folgende Proportion die beste sey: Zu 6 Tassen drei Theelöffel voll gemahlnen Weitzen, zwei Löffel voll Zichorien und ein Viertelloth Kaffee, oder auch zwei Theile gemahlnen Kaffee, mit einem Theil Weitzen und einem Theil Eichorien vermischt, und von dieser Masse zu jeder Tasse einen Theelöffel voll genommen.

R.

Sinngedicht.

Auf ein Trauerspiel und Lustspiel von X., die nacheinander zu Z. gegeben wurden.

Bei seinem Traurspiel traten Thränen
Ins Auge mir von vielem Gähnen;
Sein Lustspiel folgte hinterdrein,
Und nach dem Gähnen schlief ich ein.

G. F. R.

Neues
Hannoversches Magazin.
28tes Stück.
Montag, den 4ten April 1808.

Ueber die Indianer in Surinam.

Vorbericht. Da ich in der Colonie von Surinam in den Jahren von 1764 bis 1784 mich aufhielt, und erst bei dem dortigen Militair stand, nachher aber als Bürger ansässig war, so traf es sich, daß zu der Zeit ein starkes Bürger-Commando wider die dortigen Marons oder Buschneger ausgesandt wurde, um nach dem Flusse Marrowine zu marschiren. Indem ich mich mit bei diesem Commando befand, so wurde ich von dem Commandeur desselben beauftragt, mich nach einem indianischen Dorfe zu verfügen, und bei den Indianern um einige Fahrzeuge oder Kähne gegen Bezahlung anzuhalten, um für das Commando einige Effekten den Fluß hinauf zu transportiren. Ich fand hiedurch Gelegenheit, mit den Indianern, welche an dem Flusse Marrowine wohnen, Bekanntschaft zu machen, und kam in ein großes indianisches Dorf, wenigstens von mehr denn 100 Einwohnern. Da das Bürger-Commando über 4 Monate unweit diesem Dorfe stehen blieb; so habe ich diese Gelegenheit benutzt, mich mit den Sitten und Gebräuchen dieser Nation einigermaßen bekannt zu machen, und alles, was ich in diesem Aufsatze mittheile, gründet sich daher auf genaue eigene Beobachtung.

Noltemeyer.

Die Indianer, welche in Surinam und in den angrenzenden Landschaften wohnen, haben ihre Niederlassungen an den Ufern verschiedener großen Flüsse, welche zwar mit zu dem Lande von Surinam gehören, aber von den Europäern nicht bewohnt werden; dahin gehören die Flüsse, welche nordwestwärts an Surinam gränzen: Sarmacke, Wupumbo, Copenanie, Corentin u. s. w. Südostwärts ist der Fluß Marowine, welcher die Grenze zwischen der französischen Colonie Cayenne und Surinam bezeichnet.

Die Indianer, welche in dieser Gegend wohnen, sind fast durchgehends von mittler Größe, von einer zierlichen und guten Gesichtsbildung, aber ihr übriger Körperbau ist ziemlich unproportionirt; sie sind schmal

in Schultern, und hingegen sehr breit in ihren Hüften und Unterleibe. Sie theilen sich übrigens in zwei Kasten oder Stände, die erstern heissen Cariben, die andern Arwakken. Diese letztern sind unbedeutend, wohnen unter sich in besondern Dörfern, und haben mit den Cariben wenig Verkehr, und da sich diese in Ansehung ihres Standes einen Vorzug vor jenen anmaßen, so scheint es, daß die Arwacken die Cariben als ihre Oberherren verehren, und daher diese gleichsam eine Art von Adel bei ihrer Nation vorstellen.

Da die Indianer überhaupt von Natur eine blaßgelbe Farbe haben, so halten die Cariben es für einen Vorzug, der sie vor andern Kasten auszeichnet, daß sie jeden Morgen ihren ganzen Körper vom Kopf bis auf die Fußsohlen mit einer rothen Oehlfarbe überstreichen. Dieses Geschäft muß eigentlich die Hausfrau verrichten, sie muß erst ihren Mann, und Kinder, und zuletzt sich selbst auf diese Art bemalen. Die Farbe hat Dachsteinröthe. Da dies Oehl nie trocken wird, so lassen sie jedesmahl, wo sie sich hinsetzen, die Merkmale ihrer eingebildeten Verzierungen zurück. Mit diesem Schmuck noch nicht ganz zufrieden, suchen einige der vornehmsten Indianer ihrem Gesichte noch eine besondere Zierde zu geben, indem sie außerdem, daß sie das Gesicht und ihr Haupthaar ebenfalls roth bemalen, von der Stirn bis auf das Kinn einen halben Zoll breiten, von gelber Farbe gemachten Streifen ziehen, so wie einen ähnlichen Streifen von dem einen Ohr bis zu dem andern, und auf ihrem Gesichte 4 Abtheilungen machen, wovon sie jede in der Mitte mit einem schwarzen Punkte bezeichnen. Sobald der Indianer mit diesem Putze fertig ist, so besiehet er sich in einem kleinen Spiegel, und freuet sich über seinen Schmuck. Die Weiber, welche zwar ihr Gesicht auf diese Art nicht verunstalten, beschmieren bloß ihren ganzen Körper mit der vorerwähnten rothen Oehlfarbe, und entstellen ihre Glieder auf folgende Weise: Jungen Mädchen von 5 bis 6 Jahren werden die Beine von dem Knöchel bis an die Waden, und über die Waden bis an die Kniee, mit einer sehr starken baumwollenen Schnur sehr fest umwunden, und in diesem Zustande wachsen sie auf. Sollte nachher die erste Schnur abfaulen, so wird solche wieder erneuert. Gegen die Zeit, daß sie mannbar werden, erblickt man daher ein Paar sehr ungestaltete Beine, woran die Waden sich so sehr ausgedehnt haben, daß sie mit den Schenkeln von gleicher Dicke sind. Jenen Verband an ihren Beinen tragen sie Zeitlebens. Ihren Ohren eine besondere Zierde zu geben, werden jungen Mädchen schon sehr frühzeitig die Ohrzipfel gebohrt, und ein kleiner hölzerner Pflock hineingesteckt. Um diese Oeffnung und die Ohren immer mehr zu erweitern, wird

wird von Zeit zu Zeit der Pflock vergrößert. Ich habe daher junge verheirathete Indianerinnen mit scheußlich großen Ohren gesehen, worin sie statt der Ohrringe 2 große drittehalb Zoll dicke, und mit Baumwolle ausgefütterte Pfröpfe von Korkholz trugen. Sie setzen auch darin eine Zierde, daß sie die Oberlippe in der Mitte durchbohren, und in dieser Oeffnung eine Spendel oder Knopfnadel tragen. Einige haben solche von Silber, von 3 Zoll lang, und so oft sie was geniessen, ziehen sie solche so lange heraus, und stecken sie nachher wieder hinein, welches das Ansehen hat, als hätten sie einen Riegel über dem Munde.

Die Indianer haben durchgehends kohlschwarze lange schlichte Haare, welche die Männer etwas abgestutzt tragen, hingegen die Weiber, so lang wie sie gewachsen, über den Rücken herabhängen lassen. Einige tragen es aber auch in eine Flechte gebunden. Uebrigens dulden die Indianer beiderlei Geschlechts weiter keine Haare an ihrem ganzen Körper, als ihr Haupthaar, das übrige Haar wird mit Hülfe zweier Muschelnschalen, welche wie eine Zange auseinander schließen, beständig ausgerupft. Man siehet daher keinen Indianer, der einen Bart hat, und bei jungen Männern, bei denen der Bart zum Vorschein kömmt, werden mit den beiden Muschelnschalen die Barthaare so lange ausgezogen, bis mit der Zeit die gänzliche Zerstöhrung des Barts erfolgt. Daher siehet man bei ihnen die alten Männer mit ganz glattem Kinn.

Diese Indianer gehen beinahe ganz nackend, und die Männer haben nur eine Schnur um ihre Hüfte gebunden, und ein 4 Zoll breites und anderthalb Elle langes Stück Zeug von Kattun oder Leinen ziehen sie zwischen den Beinen durch, dann hinten und vorne durch die Schnur, und lassen vorne das eine Ende über der Schnur herabhängen. Sie nennen dies ein Camissa.

Auch Männer von einiger Distinction, wenn sie in die Stadt kommen, pflegen ein Stück von 6 bis 7 Ellen schwarzblauen Kattun zu tragen, wovon sie das eine Ende über der Schulter befestigen, und den übrigen Theil hinter sich herschleppen lassen.

Weiber tragen eine baumwollene Schürze, welche ungefähr 1 Fuß lang und breit ist, in Form einer Fliegenklappe, die zur Zierde mit allerhand bunten Korallen besetzt ist.

Was die Sinnesart dieser Nation anbetrifft, so sind sie ehrliche, treue und dienstfertige Menschen, welches sie in mehrern Fällen bei den dortigen Holländern bewiesen haben. Sie leben übrigens nach ihren gewöhnlichen Sitten und Gebräuchen in ihrer Einfalt hin, und sind mit ihrem Zustande zufrieden, ohne nach bessern Kenntnissen zu streben. Der Trunkenheit sind sie zwar zum Theil ergeben, verabscheuen

scheuen aber viele Laster, die man bei cultivirtern Völkern findet. Zum Beispiel ein Todtschlag wird bei ihnen für eine schreckliche That geachtet. Wenn ein Indianer einen seiner ärgsten Feinde, einen Maron oder Buschneger, im äußersten Nothfall, wenn sein Leben dabei auf dem Spiele steht, erlegen muß, so muß er dennoch eine gewisse Zeit, sobald er zu Hause kommt, diese That abbüßen, wovon ich als Augenzeuge selbst ein Exempel mit angesehen habe. Es kam nemlich an einem Morgen, wie ich in dem indianischen Dorfe bei ihrem Oberhaupte mich befand, ein Indianer aus seinem Hause, mit einer Tigerdecke umhangen, und trat mit gesenktem Haupte und niedergeschlagenen Augen vor das Oberhaupt des Dorfs; dieser sahe ihn an, und murmelte einige Worte, welche ich nicht verstehen konnte, weil ich in der indianischen Sprache unerfahren war, nahm sodann die Tigerdecke von dem Rücken des Indianers, und strich ihn dreimal damit über die Brust, hängte ihn solche wieder um, und hieß ihn gehen. Dieser gieng sodann mit eben der traurigen Miene wieder in sein Haus. Dieser Vorfall hatte meine Neugierde aufs Aeußerste gespannt, und ich wünschte die Ursache dieser Begebenheit zu erfahren. Es traf sich, daß ich mit einem alten Indianer bekannt wurde, Namens Boreu, der sehr gut neger-englisch sprach, welche Sprache ich ebenfalls erlernt hatte. Bei diesem erkundigte ich mich wegen obigen Vorfalls des Indianers mit der Tigerdecke. Er erzählte mir, daß der Indianer vor einiger Zeit einen Buschneger getödtet, welchen er hätte gefangen nehmen sollen; da die Indianer aber jeden Todtschlag verabscheuten, und es sich zur Pflicht machten, das Leben anderer Menschen, ja selbst ihrer Feinde, wenn solche sich gefangen geben wollen, so viel wie möglich zu schonen; so wäre diesem Indianer folgende Buße auferlegt: er müsse 14 Tage in seiner Hangmatte liegen bleiben, erhielte täglich nur sehr wenige Nahrung, so daß er kaum das Leben damit hinhalten könnte, müsse jeden Morgen, so lange sein Arrest dauerte, vor ihrem Oberhaupte erscheinen, der ihm jedesmal seine begangene That vorrückte, ihn dreimal mit der Tigerdecke überstriche, zum Zeichen, ihn daran zu erinnern; daß er nicht wie ein Mensch, sondern wie ein Tiger gegen seinen Nebenmenschen verfahren.

Ich erstaunte, eine solche vortreffliche Moral bei wilden Völkern anzutreffen.

Diebstahl ist ebenfalls ein Laster, welches diese Indianer verabscheuen. Wenn sie auf ihren Reisen zu Zeiten ein Nachtquartier auf einer Plantage in Surinam nehmen; so werden sie nie etwas entwenden, und wenn sie auch alle mögliche Gelegenheit dazu hätten, nicht so sehr aus Furcht vor Strafe, sondern weil sie es vielmehr für Schande halten, jemand etwas zu entwenden.

Ungeachtet ihrer Kriege, die sie zu Zeiten mit den Buschnegern führen, findet man bei ihnen keine große

Ta-

Tapferkeit; sie sind von Natur etwas schüchtern und furchtsam, und daher wagen sie es selten, sich mit ihren Feinden in ein Gefecht einzulassen, wenn sie solchen an Anzahl nicht überlegen sind.

Ihre Waffen bestehen in Pfeil und Bogen, auch einige wissen mit Schießgewehr recht gut umzugehen. Anstatt eines Seitengewehrs tragen sie in ihrer rechten Hand ein von schwerem und harten indianischen Holze verfertigtes Instrument, welches 1¼ Fuß lang ist; in der Mitte, wo sie solches anfassen, ist es schmal, an beiden Enden 4 Zoll breit, und mit scharfen Kanten versehen. Sie nennen dies Instrument Potu, und können damit ihren Gegner mit einem Schlage zu Boden strecken. Krieg führen die Indianer unter sich nie, sondern nur allein gegen die Marons oder Buschneger. Sie erhalten für jeden Gefangenen von den dortigen Holländern 50 Gulden, und für einen Erschlagenen, den sie die rechte Hand abhauen, und solche produciren, 25 Gulden.

Von ihren Religionsgebräuchen habe ich weiter nichts erfahren können, als daß sie an eine Gottheit glauben, und daß dieser Gott sehr gut wäre, und ihnen niemals Schaden zufüge. Dahingegen aber glauben sie auch einen bösen Geist, welcher ihnen schaden könne, und die Macht habe, die Menschen zu plagen, und damit er ihnen kein Leid zufüge, müßten sie sich durch Opfer mit ihm aussöhnen. Worin diese Opfer aber bestehen, habe ich nie erfahren können. Von der Unsterblichkeit der Seele, von einer Auferstehung und zukünftigem Leben haben sie gar keine Begriffe, und nach ihrer Meinung hört mit dem Tode alles auf. Obgleich vor geraumen Jahren die Herrenhuter, welche sich in Surinam befinden, sich viele Mühe gegeben haben, sie zur christlichen Religion zu bekehren, so haben sie doch nichts ausrichten können, und die Indianer sind bei ihren Meinungen geblieben. Wenn die Indianer eine Reise zu Wasser nach der Stadt Paramaribo vorhaben, welche von ihrem Wohnorte über 20 Meilen ist, so stellen sie, eine glückliche Reise zu erhalten, ihrem vermeinten bösen Geiste zu Ehren, ein Fest in einem hierzu bestimmten langen Gebäude an. Alle Indianer des Dorfs versammlen sich in diesem Hause, alle Hangmatten werden in einer Reihe nebeneinander aufgebunden, und ein jeder legt sich sodann in seine Hangmatte. Die Weiber, welche die Aufwartung haben, müssen ihnen zu Trinken geben. Dies Getränk, welches sie selbst aus gewissen Art Wurzeln verfertigen, ist sehr kräftig und wohlschmeckend. Ich werde von dessen Zubereitung nachher ein Mehreres sagen. Jeder Indianer muß eine Schale voll austrinken; bei dem erstern nimmt das Trinken seinen Anfang, und geht so die Reihe herunter; wenn der letztere seine Schale geleert hat, so kömmt die Reihe wieder an den erstern, und dies wird ununterbrochen fortgesetzt. Wenn sie ihren Magen zu sehr überladen haben,

ben, so entledigen sie denselben durch Brechen, um von neuem wieder saufen zu können. Zwischendurch stimmen sie auch Gesänge an, welche von hölzernen Blase-Instrumenten begleitet werden. Diese Musik, welche das Ohr eines Europäers empört, ist dem Katzen- und Hundegeheul völlig gleich; sie nennen ein solches Fest Bagayren.

Gegen die Zeit der Mitternacht erscheint ein alter Indianer; die ganze Gesellschaft wird stille und aufmerksam; der alte Indianer, von dem sie glauben, daß er mit dem bösen Geist sich unterreden könne, steigt oben in sein Haus, und Niemand darf ihm folgen, sondern die ganze Gesellschaft versammlet sich unten um das Haus herum, und horchet zu der dumpftönenden Stimme des alten Indianers hinauf, welcher den bösen Geist beschwört, ihm zu sagen: ob sie eine glückliche Reise haben würden oder nicht? Erfolget eine günstige Antwort, dann kehrt die ganze Gesellschaft voller Freuden wieder in ihr festliches Haus zurück, und feiert ihr Sauffest die ganze Nacht hindurch bis an den Morgen. Erfolgt aber eine ungünstige Antwort, dann geht die ganze Versammlung traurig auseinander, und ein jeder nach Hause. Ihre Reise setzen sie bis zu einer andern Zeit aus, feiern ihr Fest von neuem, und sobald eine günstigere Antwort des Orakels erfolgt, unternehmen sie getrost ihre Reise.

Ich gab dem alten Indianer Boccu, mit dem ich mich oftmals unterhielt, meine Meinung hierüber zu erkennen, daß ich es nemlich für ein Blendwerk und für Unsinn hielte, solche Betrügerei zu glauben, und daß der alte Indianer, welcher angeblich den bösen Geist beschwöre, dies blos in der Absicht thäte, sich bei dem übrigen Haufen in Ehrfurcht zu erhalten. Allein Boccu versicherte, daß es keine Thorheit wäre, sondern allen Glauben verdiene, weil er solches aus der Erfahrung wüßte, daß wenn sie den Ausspruch des Orakels wegen einer gefahrvollen Reise nicht gefolgt, sie auch eine unglückliche Reise gehabt hätten.

Die Fahrzeuge, welche die Indianer haben, sind aus einem ausgehöhlten Baume verfertigt, 20 bis 24 Fuß lang, an beiden Enden spitz, und in der Mitte 5 Fuß breit. Um ein solches Fahrzeug über dem Wasser zu erhöhen, ist an beiden Seiten noch ein Brett befestiget; 3 bis 4 Familien mit Weiber und Kindern und allen ihren Habseligkeiten sitzen darin. Es ragt kaum 6 Zoll über dem Wasser hervor, und sie fahren damit über die See nahe an der Küste heraus bis nach der Stadt Paramaribo in Surinam. Wird ihr Fahrzeug auf der Reise bei starkem Winde durch die Wellen überschwemmt, dann schwimmen Weiber und Kinder so lange auf dem Wasser umher, bis die Männer das Fahrzeug, wobei sie ebenfalls herumschwimmen, von Wasser wieder geleert haben. Letztere packen sodann ihre Weiber und Kinder und ihre übrigen Sachen wieder hinein, und setzen ihre Reise fort.

Ein

Ein solcher Unfall kann sich bei starkem Winde mehrmals auf ihren Reisen ereignen, ohne daß sie im mindesten etwas von ihrer Fracht verlieren. Im Schwimmen sind die Indianer überhaupt sehr geschickt, selbst kleine Kinder schwimmen auf dem Wasser wie Enten, welches vermuthlich der schmierigen Oelfarbe, womit auch die Kinder bestrichen werden, beizumessen ist.

Ihre Dörfer sind an den Ufern der Flüsse gebaut, und ziemlich regelmäßig eingerichtet; ihre Häuser sind mehrentheils nur klein, die Wände sind mit Latten von Palmholz bekleidet, und die Dächer mit Palmblättern gedeckt. Ihre Hausgeräthe bestehen bloß in einigen irdenen Töpfen und Schüsseln, auch Calabassen. Nur einige Indianer schlafen in Hangematten, hingegen der größte Theil auf der Erde, auf Matten schlafen besonders Weiber und Kinder. Tische und Stühle trifft man in ihren Häusern selten an, bloß bei dem Oberhaupt des Dorfs, bei dem ich mich einquartirt hatte, habe ich in seinem Vorzimmer einen kleinen Tisch und eine Bank vorgefunden. Hinter dem Dorfe befindet sich ein Gemüsefeld, welches die Weiber anbauen und für die nöthigen Gemüse sorgen müssen. Die Indianer sind übrigens in Ansehung ihres Wohnorts sehr veränderlich, und nachdem sie einige Jahre ein solches Dorf bewohnt haben, so verlassen sie es wieder, und ziehen mit ihren Familien einige Meilen weiter, suchen sich einen bequemen Ort aus, und bauen sich allda von neuem wieder an.

(Der Schluß folgt.)

Erfahrung eines Gartenfreundes.

Im letztverwichenen Frühlinge blieb mir, nach vollendeter Obstkernsaat, noch ein kleiner Vorrath von Aepfelkernen übrig. Um diesen Rest zu nützen, und in Folge der natürlichen Ordnung, nach welcher der reife Fruchtkern, in der Regel, je eher er, nach vollendeter Reife, in die Erde gepflanzt wird, desto tüchtiger ist, zu keimen und zu treiben, legte ich diese Kerne in der Mitte des Septembers. Bald darauf fiel eine Periode von feuchter, gelinder Witterung ein, so wie sie zur Eigenthümlichkeit des Spätjahres 1807 gehörte; und gerade in der Mitte des Octobers, einst früh, nach einer vorzüglich milden Nacht, fand ich eine Vorrath von Aepfelpflänzchen aufgegangen, in jeder der drei belegten Reihen des Beetchens einige. Von da an, bis in den December hin,

hin, kamen oft andere nach, und alle, gegen vierzig an der Zahl, hielten sich, auch nach den ersten theils bedeutend scharfen Frösten, noch gut. Höchstvermuthlich wird ihrer keines die Zeit des künftigen Frühlings erleben. Der Verlust wäre indeß nur gering; das Beetchen kann voll genug besetzt werden, wenn die im Schlafe gebliebenen übrigen Kerne im April erwachen werden. Sollte ein Pflänzchen der Vernichtung durch die Winterkälte entgehn, in dem Maaße, daß es im Frühlinge fröhlich fortwachsen könnte, so werde ich sorgfältig beachten, in welchem Verhältnisse gegen die erst im Frühjahre aufgegangenen Pflänzchen sein fernerer Wachsthum sich zeigen werde. Interessanter und sicherer würden diese Beobachtungen freilich ausfallen, wenn mehrere solcher Winterpflanzen übrig bleiben sollten; doch auf diesen Genuß hoffe ich nicht.

Angenehm war mir die durch diese Erfahrung festgestellte Ueberzeugung: daß reife Aepfelkerne, gut aufbewahrt — die meinigen behielt ich in einem blechernen, oben mit einer Oeffnung versehenen Gefäße — mindestens sieben Monate, nachdem sie vom Apfel genommen wurden, noch völlig keimfähig bleiben. Daß übrigens diese Keimfähigkeit solcher Kerne, im Zustande ihrer trocknen Aufbehaltung, sich noch weiter als auf sieben Monate erstrecke, bezweifle ich keinesweges, und theils beweiset es die angeführte Erfahrung schon.

Daß aufbewahrte Birnkerne wenigstens eben so lange tüchtig bleiben mögen, auf Hoffnung gepflanzt zu werden, vermuthe ich um so mehr, weil ihre innern Bestandtheile, durch den eigenthümlichen Firniß ihrer Hülse besser noch bedeckt, und gegen das Ausdörren von der sie umgebenden Luft sicherer beschützt sind, als die Keime von Apfelkernen. Nur dürfte es, jemehr dieser Firniß, welchen man bei den Kernen mancher, vorzüglich französischer Sorten, sehr stark aufgetragen findet, durch die Zeit und durch die Luft gehärtet ist, desto rathsamer seyn, ihn vermittelst des Einlegens der älteren Birnkerne in Wasser oder feuchten Sand vor der Pflanzung zu erweichen, damit nicht die ruhenden Keime durch die Abschneidung von allem Einflusse der zum Treiben ihnen unentbehrlichen Erweckungsmittel im Schlafe gehalten werden, oder, wenn sie erwacht wären, sich zu schwach befinden mögen, die sie festumschließende Hülse zu sprengen, und so auf die eine oder andere Weise ersterben müssen.

S. N.

Hannoversches Magazin.

29tes Stück.

Freitag, den 8ten April 1808.

Ueber die Indianer in Surinam.

(Schluß.)

Die Regierungsform der Indianer besteht bloß darin, daß ein jedes Dorf seinen Regenten oder Oberhaupt hat, welchen sie unter sich wählen, und dessen Befehle sie genau befolgen. Er regiert unumschränkt, und hat keine höhere Obrigkeit über sich, auch nicht von den dortigen Holländern, denen er von seinem Thun und Lassen nicht die mindeste Rechenschaft zu geben schuldig ist.

Uebrigens beschäftigen sich die Männer bloß mit der Jagd und Fischerey, und wenn sie einen Vorrath zu Hause gebracht, so muß solcher erst verzehrt werden, ehe sie wieder darnach ausgehen. Das Wild wird Stückweise auf dem Feuer geröstet, und dann mit spanischem Pfeffer und Salz bestreuet gegessen. Die Weiber müssen Gemüse kochen, welches so stark mit spanischem Pfeffer gewürzt wird, daß es einem Europäer schwer fällt, nur einen Löffel voll davon zu genießen. Aus der bittern Cassabe-Wurzel *) backen sie eine Art platte Kuchen, die anstatt des Brodts gegessen werden. An allerhand Gemüsen, als Pisang und verschiedenen Arten von Wurzeln u. dgl. fehlt es ihnen auch nicht.

Auch

*) Die bittere Cassabe-Wurzel ist schneeweiß, und siehet einer Zichorienwurzel ähnlich. Die Cassabe-Kuchen werden auf folgende Art bereitet: die Cassabe-Wurzeln werden auf einer Reibe fein gerieben, sodann der Saft ausgepreßt, und das Mehl auf einer eisernen Plate sehr dünne aus einander gemacht und gebacken. Diese Kuchen sind schneeweiß und so wohlschmeckend, wie der feinste Zwieback, und bleiben einige Monate gut. Dahingegen ist der ausgepreßte Saft giftig, und wenn ein Thier davon säuft, schwillt es gleich auf, und stirbt in einer Stunde.

Auch bereiten sie 2 Arten Getränke, welche beide gesund und wohlschmeckend sind. Eine Sorte wird aus einer dunkelrothen Wurzel *) (unter dem Namen Napies-Wurzel bekannt) gemacht. Die Wurzeln werden kleingeschnitten, und dann zu einem Brei gestampft, alsdann in ein Gefäß gethan, mit Wasser überfüllt, und zu Zeiten durchgerührt. Diese Masse fängt sodann an zu gähren, und nachdem solche ausgegohren, ist das Getränk fertig. Es sieht aus wie Rothwein, hat einen angenehmen säuerlichen Geschmack, und ist zugleich auch kräftig, so daß sich die Indianer darin können berauschen. Ein zweites Getränk, welches aber nicht so stark wie jenes ist, wird aus der süßen Cassabe-Wurzel **) gemacht, und auf eben die Art zubereitet, wie das erstere. Nachdem es ausgegohren und trinkbar geworden, sieht es aus wie Milch, ist kühlend, von einem angenehmen säuerlichen Geschmack, und gesund. Uebrigens sind die Indianer große Liebhaber vom Zuckerbranntwein, den sie in der Stadt oder auf den Plantagen kaufen, und sich oft darin berauschen.

Was ihre übrigen Handarbeiten anbetrifft, so findet man bei ihnen einige Handwerke, welche von eigener Erfindung sind, als:

1) das Korbmachen. Sie flechten kleine und große Körbe, welche sie zum Theil an die dortigen weissen Einwohner verkaufen, und haben es in dieser Kunst so weit gebracht, daß sie sehr zierliche und mit vielen Figuren durchflochtene Körbe verfertigen, wodurch sie einen hiesigen Korbmacher mit ihrer Arbeit beinahe noch übertreffen.

2) Töpfer-Arbeit. Sie verfertigen allerhand irdene Töpfe und Schalen von sehr feinem Thon mit Figuren. Ungeachtet sie keine Glasur haben, sind diese Geschirre dennoch sehr glatt und wie polirt glänzend. Sie verfertigen auch große Wassertöpfe von einem sehr guten Modell, von 5 bis 6 Eimer groß, welche sie an die dortigen europäischen Einwohner verkaufen, und worin das Trinkwasser aufbewahrt wird. Zum Gahrbrennen dieser irdenen Geschirre haben sie keine Brennöfen, wie bei hiesigen Töpfern gebräuchlich sind,

*) Von der Napies-Wurzel giebt es in Surinam 3 Sorten, eine dunkelrothe, eine hellrothe und eine weiße; sie sind aber fast von einerlei Güte und Geschmack; sie sind etwas länglich, und wachsen wie die Kartoffeln unter der Erde; wegen ihres guten Geschmacks sind sie den Kartoffeln noch fast vorzuziehen.

**) Die süße Cassabe-Wurzel ist von der bittern sehr unterschieden. Ihr Saft ist nicht schädlich, und man kann sie im Feuer geröstet oder gekocht geniessen; sie ist von Geschmack fast den süßen Kastanien ähnlich.

find, sondern sie machen ein Loch in die Erde, setzen das Geschirr hinein, und legen das Feuer herum, decken oben das Loch so weit zu, daß das Feuer bloß die erforderliche Luft behält, und so brennen sie ihre irdenen Geschirre gahr.

3) Baumwollen-Weberei. Sie spinnen baumwollenes Garn ohne Spinnrad, und verfertigen daraus Hangmatten und andere Zeuge zu ihrem Bedürfniß. Das baumwollene Garn spinnen sie auf folgende Art: Nachdem sie die Baumwolle gehörig gereiniget und gekämmt haben, so nehmen sie einen Theil davon unter den linken Arm, drehen mit der rechten Hand einen Faden, befestigen solchen mit einem Ende an eine Spindel, geben dieser Spindel einen Druck, daß sie rundum läuft, bis der Faden drall genug ist, alsdann wickeln sie solchen auf, und ziehen wieder einen neuen Faden, und dies wird so lange fortgesetzt, bis sie eine solche Spindel oder Rolle voll haben. Sie spinnen auf diese Art ein gutes Garn, welches zu Hangematten und anderm Zeuge gebraucht wird.

Die Hangmatten, welche sie verfertigen, sind gewöhnlich 7 Fuß lang, und 8 bis 9 Fuß breit. Sie haben einen Webestuhl so lang wie die Hangmatte seyn muß, worauf sie das Garn der Länge nach aufziehn. Der Einschlag wird aber nicht, wie bei hiesigen Leinewebern gebräuchlich ist, mit einer Schoßspuhle durchgeschlagen, sondern statt dessen gebrauchen die Indianer eine feine hölzerne Stricknadel, welche mit dem Garn überzogen ist. Mit dieser ziehen sie den Faden queer durch den Aufzug, schlagen solchen jedesmahl feste an, und machen dadurch ein Gewebe, welches fest und dauerhaft, und dem hiesigen Drell ähnlich ist. Diese Arbeit geht aber sehr langsam von Statten, und es dauert beinahe ein Vierteljahr, ehe sie eine solche Hangmatte vollenden. Dies ist eigentlich eine Arbeit, womit die Weiber sich beschäftigen. Für eine solche Hangmatte lösen sie bei den dortigen Holländern 50 bis 60 Gulden. Sie verfertigen auch hölzerne Fingerringe von schwarzem Makaholz (eine stachlichte Palm-Staude) mit zierlichen Figuren, in Form einer Rose, eines Herzens, oder einer sonstigen Figur. Diese Art Ringe verkaufen sie ebenfalls an die dortigen Holländer, welche solche nachher durch eine goldene oder silberne Einfassung noch verschönern.

Die Heirathen der Indianer werden auf eine einfache Art vollzogen. Wenn das junge Paar die Einwilligung der beiderseitigen Eltern hat, so verbindet es sich, und lebt die übrige Zeit mit einander in guter Eintracht. Der Hang zur Veränderung ist bei ihnen eine seltene Sache, weil sie gegen jede Ausschweifung

fung einen Abscheu haben, und wenn der Indianer sein Weib über einer Untreue ertappen würde, so hätte sie eine derbe Züchtigung oder vielmehr eine schreckliche Mißhandlung zu erwarten. Nur bloß bei unverheiratheten Personen tritt der Fall zuweilen ein, daß sie sich derein schuldig machen. Sie äußern übrigens das größte Mißfallen über die ausschweifende Lebensart der dortigen Europäer und Neger. – Ich habe bei den Indianern keine Vielweiberei angetroffen; nur ihr Oberhaupt nahm ein zweites Weib zu sich, weil sein ersteres Weib schon ziemlich bejahrt war. Uebrigens ist der Indianer gegen sein Weib gebieterisch und herrschsüchtig, und behauptet völlig das Recht als Herr im Hause. Er ißt auch jederzeit allein, wobei ihm die Frau aufwarten muß. Erst nachdem er abgegessen, setzt sich die Frau mit ihren Kindern, und ißt, was ihr Mann übrig gelassen. Sie essen fast alle von der Erde, nach Art wie die Morgenländer mit untergeschlagenen Beinen.

Von Krankheiten sind die Indianer ziemlich befreiet. Ungeachtet solche bei den dortigen Europäern und Negern zu Zeiten sehr einreissen und viele Sterbefälle veranlassen, so erreichen hingegen die Indianer ein ziemlich hohes Alter. Sie wissen, wenn ihnen eine Krankheit zustößt, von innerlichen Kuren wenig oder nichts, und lassen ihre Natur allein würken. Aeußerliche Schaden wissen sie recht gut zu heilen, besonders frische Wunden heilen sie in kurzer Zeit durch den vortrefflichen Balsam Raccasiri; *) sie überstreichen die Wunde mit diesem Balsam, und verbinden solche mit einem Bast von einem bei den Indianern nur allein bekannten Baume, wodurch auch schwere Wunden in einigen Tagen wieder geheilt werden.

Wenn ein Indianer stirbt, so wird eine Gruft in seinem Hause oder Hütte gemacht, der Leichnam in ein Stück Leinewand oder ander Art Zeug gewickelt, und ohne Sarg, mit seinen Waffen, als Pfeil und Bogen, begraben. Doch nur der Herr vom Hause hat allein den Vorzug, eine solche Ruhestätte zu erlangen; da hingegen seine Frau und Kinder, wenn letztere auch von männlichem Geschlechte aber noch unverheirathet sind, in einer Entfernung vom Hause begraben werden.

Die Beerdigungen überhaupt bei den Indianern geschehen in aller Stille

*) Dieser vortreffliche Balsam Raccasiri (eine indianische Benennung) ist nur allein bei den Indianern bekannt. Er muß sehr mühsam zu haben seyn, denn nur selten bringen sie solchen nach der Stadt, und es wird von den dortigen Aerzten für ein Loth von diesem Balsam ein Dukaten und darüber bezahlt.

Stille, ohne einiges Geheul und Klagelieder, dergleichen bei einigen andern wilden Völkern gebräuchlich sind. Man bemerkt bei den Anverwandten auch keine äußerliche Zeichen von Trauer im Anzuge u. dgl., sondern nur im Stillen betrauren Mutter und Kinder den Verlust eines Vaters.

Einige Bemerkungen
über Kindererziehung in den ersten sechs Jahren.

Jeder Erwachsene, der mit andern in gesellschaftlicher Verbindung lebt, wird bei der verschiedenen und mannigfaltigen Behandlungsart der Kinder in den ersten sechs Jahren oft Fehler gefunden haben, die durchaus nachtheilige Folgen für das Kind in den Jahren der Mannbarkeit nach sich ziehen müssen.

Die Periode, worin das Kind verständig genug ist, seine Bedürfnisse zu fühlen, und worin es weiß, was es will, aber durch Mangel an hinlänglicher Bezeichnungskunst seiner Vorstellungen so oft verhindert wird, seine Wünsche zu erreichen, seine Triebe zu befriedigen, ist für den Charakter des Kindes sehr gefährlich. Strenge Pflicht ist es für Erwachsene, diesem Mangel abzuhelfen, so viel nur geschehen kann. Man zeige oder hole dem Kinde den Gegenstand, nach welchem es greift, her, und spreche den Namen desselben mehrmals bestimmt und deutlich aus. Auch gebe man ihm seine Freude zu erkennen, wenn man es verstanden hat, und thue gleich, was es haben will.

In dieser Periode ist es, wo gewöhnlich beim Kinde der Grund zum Eigensinne, zur Widerspenstigkeit gelegt wird, und zwar durch das öftere Verweigern einer Sache, die es haben will. Nach meiner Meinung ist für dies Alter die beste Regel: Man gebe dem Kinde, was es verlangt. Zwar wird von Seiten der Eltern und Erwachsenen ein weises und vorsichtiges Betragen erfordert, wenn diese Regel in Ausübung gebracht werden soll, allein die Sache ist wahr, und die Ausführung nicht schwer. Strecke das Kind seine Hand nach etwas aus, so reiche man ihm die Sache, und sage wenig oder nichts dabei. Sollte aber der Gegenstand, wornach sich das Kind sehnt, für dasselbe gefährlich seyn, ja gar nachtheilige Folgen für dasselbe haben können, so berühre man doch wenigstens die Sache mit der Hand, daß das Kind sieht, daß

es verstanden worden ist, nehme aber dabei eine ernsthafte Miene an, schüttle den Kopf, und sage Nein dazu. Auf diese Art wird gewiß das Kind, ohne streng gegen es zu seyn, zur Nachgiebigkeit und zum Gehorsam gewöhnt werden. Sollte es aber doch auf seinem Verlangen bestehen, so nehme man den Gegenstand weg, und bringe, indem das Kind zusieht, ihn aus den Augen, oder man leite ganz unvermerkt seine Aufmerksamkeit auf andere sich ihm oft in Menge darbietende Gegenstände, oder bringe es, wenn es wirklichen Eigensinn zeigen sollte, an einen andern Ort.

Ernsthafte Miene ist überhaupt nöthig, wenn das Kind unartig ist. So nützlich es auch sonst ist, mit ihm viel, ja sehr viel zu sprechen, damit es seine Muttersprache deutlich und bestimmt erlerne, so nützlich ist es, stille zu seyn, und mit ernsthafter Miene das auszuführen, was man beschlossen hat, um es seines unanständigen Betragens wegen zu züchtigen. Denn jeden wird, wer nur wenige Kinder beobachtet hat, doch die Erfahrung gelehrt haben, daß bie Unarten des Kindes bei weitem öfter gegen diejenigen Menschen ausbrechen, die ihm noch viel vorsprechen, und sich über Kränkungen, die es ihnen anthut, beschweren, als gegen diejenigen, welche sich durch das Lärmen, Schreien u. s. w. des Kindes ganz und gar nicht aus ihrer Fassung und Gemüthsruhe bringen lassen, sondern nach einmaligem Verbieten stillschweigend und ruhig hingehen, und den kleinen Plagegeist mit Gelassenheit vor die Thür setzen, oder ihm einen andern schicklichen Ort anweisen.

Je kleiner überhaupt das Kind ist, desto weniger Empfänglichkeit hat es für die Worte, die ihm bei jedem Fehltritt von den Erwachsenen vormoralisirt werden, desto mehr aber für Ton, Miene und Geberden, mit welchen die Worte begleitet sind.

Ein gar nicht seltener Fehler, den gewiß schon mancher gefunden haben wird, den Eltern und Erzieher so oft begehen, ist das so verwerfliche und nachtheilige Mittel der Abbitte nach überstandenen Strafen. Es zerstört das Ehrgefühl, führt zur Verstellung, erbittert, und bringt diejenigen, die es verlangen, um alle Zuneigungen des Kindes.

Ein anderer nicht minder großer Fehler in der Erziehung ist das abgeforderte Versprechen, daß das Kind nicht wieder thun wolle, worüber es bestraft worden ist.

Ein Haupthülfsmittel, und ich möchte fast behaupten, das wirksamste in der ganzen Erziehung, in diesem Alter, so hart und herbe es auch vielleicht manchen Eltern scheinen mag, ist Unerbittlichkeit. Aber auch hier wird vorausgesetzt, daß Eltern und Erzieher wohl überlegen, was sie verbieten, und was sie erlauben. Es ist fast unglaublich, zu welchem schönen Zweck es führt, und welche wohlthätige Folgen es

für

für das Kind hat, wenn es gewöhnt ist, nichts zu hoffen, was ihm einmal abgeschlagen worden ist, oder wenn es weiß, daß eine Strafe, welche ihm für ein gewisses Verbrechen angedeutet wird, zuverlässig erfolgt. Dem Mangel an dieser durchaus nothwendigen Behandlung von Eltern und Erziehern sind die Fehler und Laster, welche man gar zu häufig bei Kindern findet, zuzuschreiben. Wird wohl Eigensinn entstehen können, wenn es ein unwiderrufliches Gesetz wäre, daß es bei dem bliebe, was die Eltern und Erzieher gesagt haben? Ungehorsam, Lügen, und besonders Widerspenstigkeit haben meistens ihren Grund darin, daß Eltern und Erzieher das Kind anders handeln lassen, als sie es einmal festgesetzt hatten. Wird sich aber dagegen nicht ein Geist der Ordnung und eine gewisse Festigkeit des Charakters, der für seine künftige Berufsgeschäfte von dem größten Nuzzen seyn kann, in dem Kinde bilden, wenn Eltern und Erzieher strenge über das halten, was sie gesagt, oder angeordnet haben? Und so könnten noch manche Sachen, die zwar schon zur Sprache gekommen, aber noch immer nicht so beherziget worden sind, wie sie es verdienen, berührt, und ins Andenken zurückgerufen werden.

St. O.

Durch welche Mittel kann das Brennöhl verbessert werden?

Wenn man einen Docht in Wasser einweicht, und dann so stark ausdrückt, daß er nur noch etwas feucht bleibt, so brennt das Oehl sparsamer, aber der Schein ist dunkler. Wenn man im Wasser so viel Salz auflöset, als sich davon auflösen läßt, den Docht in dasselbe einweicht, und hernach trocknet, so brennet das Oehl länger, ohne merkliche Abnahme der Helligket. Oder: Man nimmt mit Salz gesättigtes Wasser, gießt gleichviel Oehl dazu, schüttelt dieses um, läßt es eine Zeitlang stehen, und gießt dann das gereinigte Oehl ab. Dieses Oehl brennet rathsamer und ohne Dampf. Oder: Man vermischt mit einem Pfunde Baumöhl zwei Quentchen ungelöschten, feingestoßenen Kalk, schüttelt dieses durcheinander, und läßt es einige Tage stehen, bis das Oehl ganz

ganz helle ist, und der Kalk sich mit den Unreinigkeiten zu Boden gesetzt hat. Dieses Oehl brennt so sparsam, daß man auf 6 Stunden eine halbe Stunde gewinnt.

Zu einem Pfunde Rübeöhl giebt man 3 Quentchen, zu einem Pfunde Leinöhl $3\frac{1}{2}$ Quentchen Kalk. Giebt man zu solchem Oehle dann noch $1\frac{1}{2}$ Loth guten Branntwein, so giebt es eine recht helle Flamme, ohne am sparsamen Brennen zu verliehren.

Frische Oehle dampfen mehr als alte; kalt geschlagene nicht so viel als warm geschlagene.

Die unreinen Oehle kann man auch so reinigen: daß man z. B. 4 Pfund davon nimmt, diese mit 1 Pfunde frisch geschälten, von den Kernen gereinigten, und in einem Mörser gestoßenen sauern Aepfeln, in einem steinernen Gefäße, an einem temperirten Orte, bei öftern Umrühren einige Tage der Gährung aussetzt; nachdem sich das Oehl oben hingesetzt hat, alles ein Paar Tage stehen läßt, bis es nicht mehr schäumet, und dann nach einem nochmaligen Umrühren 14 Tage in den Keller setzt. Nach dieser Zeit kann man das Oehl hell und klar von den Hefen abschütten. In dem Beckerschen Noth- und Hülfsbuche werden dazu Borsdorfer Aepfel empfohlen. Endlich:

Zu 5 Pfund ordinairen Baumöhl nimmt man ungefähr ein Viertelpfund Vitriolöhl, gießt beides zusammen, und läßt es 8 bis 12 Tage an einem warmen Orte stehen. Das Unreine des Oehls scheidet sich, und fällt zu Boden, wovon man das obere gereinigte Oehl behutsam abgießt. Der Bodensatz kann zu Wagenschmier gebraucht werden.

So viel zur Beantwortung obiger Frage! Noch mag folgendes damit in einiger Beziehung stehende hier seine Stelle finden.

Man hat gefunden, daß der feuerfangende Aufschlageschwamm, wenn er besonders dazu zubereitet wird, die besten Lampendochte giebt. Diese verzehren bei weitem nicht so viel Oehl, als die baumwollenen und andern, brennen eben so hell, und verzehren sich sehr sparsam.

Hohenbostel. W.

Hannoversches Magazin.

30tes Stück.

Montag, den 11ten April 1808.

Fortsetzung
der Nachricht über den Rehburger Gesundbrunnen.

Vom zweiten Brunnenarzt daselbst,
Doctor Albers zu Stolzenau.

Seit wie lange und wodurch die Bäder zu Rehburg eine höhere Wirksamkeit und Allgemeinheit in ihrer Anwendung erhalten haben, das glaube ich schon früher in Hufelands Journal *), so wie auch in diesem Magazin **) gezeigt zu haben.

Mit Vergnügen sehe ich mich gegenwärtig in den Stand gesetzt, zu der Bestätigung des vorhin Gesagten einige weitere Belege mitzutheilen; und ich halte mich hiezu um so mehr verpflichtet, als sowohl aus dem separirten Gebrauche der alkalisch-mineralischen Wasser, da auch der gemischten Anwendung dieser mit dem schwefelhaltigen und mit den stiptischen Vitriolwassern, ganz neue Medicinalwirkungen hervorgegangen sind, welche es verdienen, zu einer allgemeinern Wissenschaft gebracht zu werden.

Inzwischen werde ich mich darauf beschränken, die in einzelnen Krankheiten von mir beobachteten Wirkungen des Rehburger Bades bei den Hausleuten und Armen unter Nennung der Namen anzuzeigen.

1. Die Witwe Gosen aus Gerdbruch, Amts Fallingbostel, hatte die Gicht in beiden Händen so stark, daß sie sich beim Anziehen fremder Hülfe bedienen mußte. Wie das 14te Bad und die 18te Douche genommen war, waren die Hände schon völlig brauchbar geworden, und die daran gehabte Ge-

*) Band 9. Stück 4. Band 25. Stück 4.

**) Jahrgang 1798. Stück 47. J. 1801. St. 49. J. 1806. St. 46. J. 1807. St. 8.

Geschwulst und Schmerzen gänzlich verschwunden.

2. 3. Meves Frau aus Steimke, Amts Wölpe, war an Händen und Füßen lahm. Nach einer zwöchentl. Curzeit war sie im Stande, an einem Stock ins Badehaus zu gehn und sich die Kleider selbst anzuziehen; und 8 Tage später konnte sie ganz allein gehen. Derselbe Fall war bei Schuhmachers Frau aus dem Flecken Steierberg.

4. Schlütter aus Harpstedt hatte nach einer Erkältung eine gänzliche Verdunkelung der cornea beider Augen bekommen. Nach 14 Tagen konnte er schon geschriebene Schrift lesen.

5. Der Maler Sprenger aus Nienburg kam in Betten eingepackt nach dem Brunnen gefahren. Derselbe litt an einer äusserst schmerzhaften Kniegeschwulst, die bereits die Größe eines gewöhnlichen Mannskopfes erreicht hatte. Dabei glich die ganze Gestalt des jungen Mannes der eines Schwindsüchtigen. Nach beendigter Curzeit reisete er gesund nach Hause.

6. Biermann aus Nienburg konnte des Hüftwehs und [illegible]ger gichtischen Beschwerden wegen nicht ohne Krücke gehen. Nach 14 Tagen erstieg er die Berge allein.

7. Sprenkelmann aus Diepholz kam im Sommer 1806 mit zwei Krücken und so gichtisch steif an, daß er seinen abgemagerten Körper aus der einmaligen Stellung eines schiefen Winkels nicht herauszubringen vermochte. Die dermalige Besserung war sehr groß, — noch grösser aber die vorigjährige. An einem Morgen nämlich hatte ich die Freude, diesen Mann dröschen zu sehen. Die Arbeit geschah aus Dankbarkeit für einen der Douchknechte, die er vorhin so viel bemühet hatte.

8. Duven Tochter aus Börum im Hildesheimschen hatte seit zwei Jahren eine steife Hand nebst Schwäche und Verschwinden der fleischigten Theile desselben Arms. Nach drei Wochen war alles besser.

9. Hoppe aus Leese, hiesigen Amts, war nach einem rheumatischen Schlagfluß lahm und sprachlos geworden. Er kann jetzt recht gut an einem Stock gehen, so wie auch ziemlich verständlich sprechen.

10. 11 Stümke aus dem Amte Neustadt, und Twachtmann aus dem Amte Nienburg, waren von der Gicht lahm und abgezehrt. Beide sind besser geworden.

12, 13. Der Witwe Huntmann aus Erichshof, Amts Sieke, und Busch Sohn aus dem Flecken Siedenburg konnten wegen einer von selbst erfolgten Aussetzung der Huft (luxatio spontanea) nicht ohne Krücke gehen. Ersterer hat sich sehr gebessert und letzterer ist beinahe ganz geheilt worden.

14. Des Bürgers Hilker Frau aus der Stadt Schlüsselburg war nach einer hitzigen Milchversetzung mit dem rechten Bein ganz lahm geworden. Nach 14 Tagen war sie im Stande, allein ins Badehaus zu gehen.

15.

15. Lattmanns Sohn aus Einbeckhausen, Amts Lauenau, hatte eine so große Schwäche im Kreuz, daß er sich nicht aufrecht halten und nicht ohne Krücke gehen konnte. Nach drei Wochen geschah beides ohne fremde Hülfe.

16. Die verwitwete Frau Finken aus Heevern, hiesigen Amts, war seit etwa einem Jahre mit der Darmgicht behaftet gewesen, die täglich bald mehr bald weniger die heftigsten Schmerzen mit Erbrechen verursachte. In den ersten acht Tagen der Curzeit beschäftigte mich diese Frau verhältnißmäßig am meisten. Die Gicht wüthete wie schneidende Messer in ihren Eingeweiden, und das Ganze deutete auf nahe Gefahr hin. So mißlich waren die Umstände, wie ich zur Douche rieth. Unter banger Furcht von Seiten der Patientin, die Anwendung dieses Mittels nicht mehr aushalten zu können, ward der Rath befolgt. Von dem Tage an begann die Besserung, die nach drei Wochen vollkommen erfolgte und annoch von Dauer ist. Es ist hiebei zu bemerken, daß ich in dem Gebrauche der Arzneimittel keine Abänderung traf. Solche waren: R. tinct. gumm. guaiac. volatil. 2 Unzen, tinct. opii Eccard. 1 Drachma. D. S. Alle 3 Stunden funfzig Tropfen mit Salab. Decoct. Ein auf Leder gestrichenes Pflaster von gumm. galban. mit Cajeput- und Pfeffermünz-Oel malaxirt ward auf dem Unterleibe getragen, und wenn dies vor dem Bade abgenommen ward, wurde nachstehende Salbe eingerieben: R. Sapon. Venet. 2 Unzen, Camphor. 1 Drachm., spirit. vini Gall. 6 Drachm., ol. salviae ½ Dr., ol. petrae 3 Dr. M.

17. Mein eigener Kutscher, Heinr. Kurk, war seit vielen Jahren dem unleidlichsten Magenkrampf wöchentlich wenigstens einmal unterworfen. Mittelst einiger zwanzig im Sommer 1806 genommener Bäder scheint er ganz davon befreiet zu seyn, indem er seit anderthalb Jahren auch nicht einmal eine Spur mehr davon bemerkt hat.

18. Frau Tiermann aus dem Hessischen Flecken Uchte, mit erblichen Anlagen zur Schwindsucht gebohren, hustete stark, war bereits sehr abgemagert und profuse Schweiße trieften beinahe den ganzen Tag über an ihrem Körper herunter. Diese junge Frau ist allein durchs Baden und langsames Ersteigen der Berge geheilt worden.

18. Jungfer Meiners aus Hannover hatte bereits in den Jahren zuvor starke Schwefelbäder gegen ihre von Gicht ganz verunstaltete Hände und steif gewordene Finger ohne Nutzen gebraucht. In der Mitte einer vierwöchentlichen Bade- und Douchcur zu Rehburg konnte sie schon geläufig stricken, und zuletzt jede weibliche Arbeit ungenirt verrichten. Die Handwurzeln haben zwar ihr natürliches Aeussere nicht wieder erhalten, indeß kam es hier mehr auf die Brauchbarkeit, als auf die Schönheit der Hände an.

19. Einem Schustergesellen, Heinrich Thürnau aus Meyenfeld, Amts Ricklingen, war durch einen unglücklichen Zufall die linke Hand mittelst eines Mühlenrades dermaaßen gequätscht worden, daß es dem Chirurgus zu Wunstorf, dessen Name mir entfallen, zur großen Ehre gereicht, denselben bis auf einige nicht zu vermeiden gewesene Verunstaltung und gänzliche Steifigkeit des Handgelenks geheilt zu haben. Bislang hatte der unglückliche Mensch noch nichts mit seiner kranken Hand wieder verrichten können. Um so größer war seine Freude, wie er schon in der zweiten Woche der Curzeit mit Verfertigung einiger Leisten den Anfang machen, und bald darauf sein Handwerk völlig ungehindert wieder fortsetzen konnte.

Solche Curen sind es, die gegenwärtig den geringern Bauer- und Bürgerstand der benachbarten Gegend schaarenweise nach Rehburg führen. Dem höheren Stande wird sein Bad gewöhnlich von dem Arzte angewiesen. Unsere Heilquellen sehen sich dabei zwar nicht vergessen; indeß scheinen sie von den Aerzten des Auslandes aus Unbekanntschaft mit ihren Kräften und dem reizend schönen Locale noch nicht genug gewürdigt zu seyn. Der Herr Doctor und Brunnen-Medicus Matthäi zu Verden sagt daher mit Recht in einer Note an einer Stelle *), wo er den Rehburger Brunnen gelegentlich berührt: „Ein mineralisches Wasser unsers Landes, aus der Classe der alcalisch-erdigten, das lange nicht in dem Maaße gewürdigt wird, wie es eigentlich verdiente." Derselbe geschätzte Schriftsteller fährt weiter unten fort: „Sehr wäre es zu wünschen, daß wir von diesem Brunnen unsers Landes brauchbare Nachrichten im Publikum hätten, sowohl um den grössern Haufen zu belehren, als auch entferntern Aerzten eine richtigere und bessere Idee von diesem Wasser zu verschaffen, gewiß würde die Frequenz um ein Grosses vermehrt werden."

Durch dasjenige zwar, was seit der Zeit von Seiten des Oberhofbau-Departements, unter dessen Direction der Rehburger Brunnen steht, geschehen ist, so wie auch von dem verstorbenen Leibmedicus Lentin **) und verschiedentlich von mir, als aus der Erfahrung resultirend, öffentlich gesagt ist, sieht man die Aufmerksamkeit entfernterer Aerzte mehr wie vormals darauf gerichtet; nur wie gesagt, noch nicht in dem Maaße, als es für das Wohl der

*) Hannoversches Magazin. Jahrgang 1796. Stück 26.

**) 1. Nachricht von den Gesundbrunnen und Bädern zu Rehburg, besonders von der neuen Schwefelquelle. Hannover 1803.

2. Kurze Nachricht über die Bestandtheile und die bisher beobachtete Wirkung der Rehburger Gesundbrunnen und Bäder. Vid. dessen Beiträge zur ausübenden Arzneiwissenschaft. B. 3. pag. 176.

der erkrankten Menschheit zu wünschen seyn dürfte. Das Uebelbefinden nämlich, weshalb der höhere Stand gewöhnlich nach Rehburg kommt, ist selten von der Art und Bedeutung, daß die daselbst erhaltene Besserung viel Aufsehen erregen könnte; oder die Krankheit ist bereits so veraltet, daß keine Cur mehr dabei etwas oder nur ein Weniges auszurichten vermag. Eine Klage, die jeder Brunnenarzt, wo nicht ganz, doch immer etwas, mit mir theilen wird. Was vermag nicht im indicirten Falle das Trinken der mineralischen Wasser zu Pyrmont und Driburg an den Quellen selbst, wenn es annoch zu rechter Zeit geschieht. Haben diese, zu Hause oder an einem andern Curorte getrunkenen Wasser, Magendrücken, Congestionen u. s. w. erregt, so werden dieselben Wasser, an der Quelle getrunken, wo eine grössere Menge des Brunnengeistes die Nerven des Magens zu höherer Thätigkeit weckt, auf einem angenehmern und sichern Wege vom beabsichtigten Nutzen seyn; es sey denn, daß eine Idiosynkrasie der Natur des Curgastes durchaus kein Mineralwasser vertragen läßt; mithin den Gebrauch desselben untersagt. Eben so verhält es sich mit den künstlichen Bädern im Vergleich mit den natürlichen. Mag man jene immerhin mit eben so viel oder noch mehrern Schwefel, Eisen oder Seife bereiten lassen, als in diesen die Chemie entdeckt, so wird dennoch denselben die grössere Heilkraft, die nur der Natur angehört, abgehen; ich meine die innigere Verbindung der festen Bestandtheile mit dem Wasser und den Gasarten; so wie auch die verborgene Natur und Wirkungsweise aller mineralischen Wasser auf den menschlichen Körper. In dem Wasser zu Balaruc findet sich fast nichts anders, als ein wenig Kochsalz, und dennoch ist es so wirksam *). In dem alcalisch-mineralischen Wasser zu Rehburg zeigen, wie sich unten darthun wird, die chemischen Reagentien nicht die Summe fester Bestandtheile, von der sich a priori oder eo ipso auf die aus der Erfahrung sich ergebende Wirksamkeit der Bäder schließen ließe. Dieser höhere Grad von verborgener Wirksamkeit ergiebt sich nicht deutlicher, als bei der krankhaft erhöheten Reizbarkeit, Mobilität und Schwäche der Nerven, die den an der Tagesordnung stehenden Krämpfen so häufig zum Grunde liegen, und die man durch diese Bäder vorzüglich geheilt sieht. Hingegen liegt die Erklärung der grössern Heilkräfte unserer Schwefelbäder in der reißenden Gicht, gichtischen Lähmung, Steifigkeit, Geschwulsten, Verunstaltungen der Glieder u. s. w. nicht so fern. Bekanntlich, wie auch der verstorbene Hofrath Schröter, damaliger Brun-

*) Marcard's kurze Anleitung zum innerlichen Gebrauche des Pyrmonter Brunnens zu Haus und an der Quelle. A. 1791. S. 27.

Brunnenarzt zu Nenndorf, mit denselben Worten sagt, „gehen mit der Wärme die flüchtigen und wirksamen Theile der Schwefelwasser verlohren *)"; da hingegen die alkalisch-mineralischen Wasser, die die Rehburger Schwefelbäder erwärmen, durchs Kochen noch anschmiegender und eindringlicher werden; mithin dem Rehburger Schwefelbade mehr Eingang und Durchdringlichkeit verschaffen. Daher sagt auch Lentin im 3ten Bande seiner Beiträge zur Arzneiwissenschaft p. 183, daß das Schwefelwasser, mit dem gekochten Rehburger Badewasser vermischt, als Bad genommen, in Ansehung seiner Wirkung den sogenannten Schlammbädern zu St. Amand in Flandern, unweit Valenciennes, über welche Mr. Gossé am besten geschrieben hat, gleich kommen; denn Niemand — fügt dieser spähende Arzt hinzu — wird doch in der Damm- und Thonerde, durch deren Vermischung mit dem dasigen Schwefelwasser der Schlamm entsteht, eine vorzüglichere Wirkung suchen, die man hier im klaren Badewasser auf eine angenehmere Art haben kann." Wird es demnach dem Rehburger Brunnen nicht mehr an Gelegenheit fehlen, seine Heilkräfte bei in- und ausländischen Curgästen von Distinction eben so vielseitig und häufig, wie dies alljährig bei den Hausleuten und Armen (deren Anzahl sich im vorigen Sommer auf 1214 belaufen hat) geschieht, so wird sich dieser ohnehin durch seine freundliche und gesunde Lage sich empfehlende Curort bald zu der Celebrität erheben, auf die er ein so begründetes Recht hat.

Nach der von dem Herrn Berg-Commissair Westrumb äusserst genau angestellten Untersuchung sind die Bestandtheile

1) des Badewassers,
2) des Trinkwassers,
3) des Badeschaums,
4) des Pfannensteins,
5) des Winzlarschen Schwefelwassers bei Rehburg,

folgende:

1) Die Bestandtheile des Rehburger Badewassers

in 20 Civilpfunden.		In 1 Pf.
Harzstoff $\frac{3}{4}$ Gran	—	$\frac{3}{80}$ Gr.
Salzsaure Magnesie $3\frac{1}{2}$ Gr.		$\frac{5}{32}$ =
— Kalch 2 Gr.	—	$\frac{1}{10}$ =
Küchensalz $1\frac{1}{6}$ Gr.	—	$\frac{7}{120}$ =
Engl. Bittersalz $2\frac{1}{4}$ Gr.		$1\frac{1}{80}$ =
Glaubersalz $18\frac{5}{6}$ Gr.	—	$\frac{1}{2}$ =
Luftsaures Eisen $\frac{5}{8}$ Gr.	—	$\frac{1}{32}$ =
Thonerde $1\frac{3}{8}$ Gr.	—	$\frac{11}{160}$ =
Luftsaure Kalcherde $62\frac{1}{2}$ Gr.		$3\frac{1}{8}$ =
Selenit 40 Gr.	—	2 =
Kieselerde, Schmutz 4 Gr.		$\frac{1}{5}$ =
Luftsäure in 100 Cubiczoll $65\frac{1}{4}$ Cubiczoll.		

In 1 Pfunde $18\frac{1}{2}$ Cubiczoll.

2)

*) Schröter über Nenndorfs Mineralquellen. pag. 19.

2) Die Bestandtheile des Rehburger Trinkwassers sind folgende:

	In 20 Civilpfunden.	In 1 Pf.
Harzstoff	$\frac{7}{5}$ Gr. —	$\frac{7}{100}$ Gr.
Salzsaure Magnesie	3 Gr.	$\frac{3}{20}$ =
— Kalch	$2\frac{3}{8}$ Gr. —	$\frac{19}{160}$ =
Küchensalz	$1\frac{1}{6}$ Gr. —	$\frac{11}{120}$ =
Engl. Bittersalz	$33\frac{1}{2}$ Gr.	$1\frac{27}{40}$ =
Glaubersalz	$20\frac{5}{12}$ Gr. —	$1\frac{1}{48}$ =
Luftsaures Eisen	$\frac{3}{4}$ Gr. —	$\frac{3}{80}$ =
Thonerde	1 Gr. —	$\frac{1}{20}$ =
Luftsaure Kalcherde	$59\frac{3}{4}$ Gr.	$2\frac{77}{80}$ =
Selenit	43 Gr. —	$2\frac{3}{20}$ =
Kieselerde, Schmutz	$1\frac{1}{2}$ Gr.	$\frac{3}{20}$ =

Luftsäure in 100 Cubiczollen 64 Cubiczoll.

In 1 Pfunde $20\frac{2}{3}$ Cubiczoll.

---

3) Die Bestandtheile des Badeschaums oder der Schaumerde sind folgende:

		In 200 Granen.
Luftsaures Eisen	—	8 Gr.
Thonerde	—	$6\frac{1}{2}$ =
Luftsaure Kalcherde	—	182 =
Kupfer-Kalch	—	1 =
Kieselerde und Unreinigkeiten	—	$2\frac{1}{2}$ =

4) Die Bestandtheile des Pfannensteins sind folgende:

		In 200 Granen.
Luftsaures Eisen	—	9 Gr.
Thonerde	—	6 =
Luftsaure Kalcherde	—	168 =
Selenit	—	3 =
Kieselerde und Schmutz		14 =
Kupfer	—	eine schwache Spur.

Ueber die Entstehungsart der beiden Körper 3 und 4 sagt der Herr Berg-Commissär Westrumb folgendes im Bericht an das Oberhofbau-Departement:

„Das Rehburger Badewasser wird in großen kupfernen Pfannen bis zum Sieden gebracht. Bei den niedern Graden der Erhitzung geht gleich Anfangs eine Zersetzung des Wassers vor: die Luftsäure wird aus dem Wasser entfernt, und mit ihr zugleich das Abgeschiedene, was durch die Auflösungskraft jener Säure in dem Wasser aufgelöset enthalten war. Diese Materien sind, wie die Analyse beweiset, Kalcherde, Eisen und Thon. Sie werden von den Luftblasen, welche die Luftsäure bei ihrer Absonderung bildet, auf die Oberfläche des Wassers getragen, und bilden hier einen weißen Schaum, der sich lange schwebend erhält; dann aber, wenn er durch Zusammenhäufung mehrerer Theilchen körperlicher geworden ist, zu Boden sinkt. Diese Zerlegung dauert fort, bis das Wasser zum Sieden kommt. Die abgesonderten erdigten Theile steigen aber nicht mehr auf die Oberfläche des Wassers, sondern sinken gleich zu Boden, nehmen auch wohl, wenn das Sieden des Wassers lange fortgesetzt wird, und ein beträchtlicher Theil desselben verdampft, etwas vom schwer auflöslichen Salzgehalte, dem Selenite, in sich. Diese zu Boden sinkende Materien bilden den sogenannten Pfannenstein, die leichten und obenauf schwimmenden die bekannte

kannte Schaumerde. Jener wird in Rehburg beim Baden nicht benutzt, die Schaumerde aber als ein äusserliches Medicament gebraucht."

„Man war mit den Bestandtheilen dieser sogenannten Schaumerde bisher nicht bekannt; da sie es aber eigentlich ist, die das seifenartige Wesen des Rehburger Wassers ausmacht, so habe ich eine chemische Zerlegung derselben für nöthig gehalten, auch den Pfannenstein einer solchen Untersuchung zu unterziehen."

Darstellung der Bestandtheile des Rehburger Schwefelwassers.

	Im Pfunde	
Harzstoff — — —	$\frac{3}{40}$	Gran
Salzsaure Magnesie — —	$\frac{7}{20}$	=
Salzsaurer Kalch — — —	$\frac{23}{40}$	=
Küchensalz — — —	$\frac{1}{2}$	=
Engl. Bittersalz — — —	$5\frac{1}{8}$	=
Glaubersalz — — —	$2\frac{29}{40}$	=
Luftsaure Kalcherde — — —	$1\frac{19}{20}$	=
Thonerde — — —	$\frac{1}{10}$	=
Selenit — — — —	$17\frac{1}{8}$	=
Kieselerde und Unreinigkeiten — —	$\frac{3}{20}$	=
Summa —	$28\frac{3}{4}$	=

Schwefelgas in 100 Cubiczollen $44\frac{1}{2}$ — $46\frac{2}{3}$ Cubiczoll
Luftsäure — — $22\frac{1}{2}$ — 30 =

Die von den Rehburgern alcalisch-mineralischen Brunnenwassern, mittelst thönernen Röhren im benöthigten Falle zum separirten Gebrauch abgesonderten stiptischen Vitriolwasser sind bislang keiner solchen chemischen Untersuchung unterworfen worden.

Der Schluß folgt.

Neues
Hannoversches Magazin.
31tes Stück.
Freitag, den 15ten April 1808.

Fortsetzung der Nachricht über den Rehburger Gesundbrunnen.

Vom zweiten Brunnenarzte daselbst,
Doctor Albers zu Stolzenau.

(Schluß.)

Ich benutze diese Gelegenheit, ein mir nöthig scheinendes Wort

über das kalte und warme Baden

zu sagen; in wie fern jenes oder dieses als stärkend zu betrachten seyn dürfte.

Hippokrates sagt: „durch das warme Bad wird der Körper kälter; durch das kalte wird er wärmer." Ueber diesen Ausspruch läßt sich pro et contra disputiren; mithin ist derselbe mit den gegenwärtig gangbaren Ansichten, so verschiedenartig sie auch sind, — über die Wirkung der Kälte und Wärme auf den menschlichen Körper sehr gut vereinbar.

Huxham drückt sich über die kalten Bäder bestimmter aus, wenn er in seinen operibus physicis Tom. 2. p. 39 sagt: „Nihil efficacius molles et laxas roborat fibras, quam balneorum frigidorum usus. Hoc molles debiles, ac gibbosi infantes mirum quasi in modum subito restituuntur." Fr. Hoffmann*), nachdem er zunächst das Baden im Allgemeinen in besondern Schutz nimmt, bezeichnet einige krankhafte Zustände, bei welchen die warmen, und bei welchen die kalten Bäder vorzugsweise anzuwenden sind, und wo sich ihm bald diese, bald jene als das größte Heilmittel bewiesen haben.

Ferro, der 50 Jahre später ein eigenes Buch über den Gebrauch der kalten

*) de medicina simplicissima summae efficaciae.

kannte Schaumerde. Jener wird in Rehburg beim Baden nicht benutzt, die Schaumerde aber als ein äusserliches Medicament gebraucht."

„Man war mit den Bestandtheilen dieser sogenannten Schaumerde bisher nicht bekannt; da sie es aber eigentlich ist, die das seifenartige Wesen des Rehburger Wassers ausmacht, so habe ich eine chemische Zerlegung derselben für nöthig gehalten, auch den Pfannenstein einer solchen Untersuchung zu unterziehen."

Darstellung der Bestandtheile des Rehburger Schwefelwassers.

		Im Pfunde
Harzstoff — — —	$\frac{3}{45}$	Gran
Salzsaure Magnesie — —	$\frac{7}{20}$	=
Salzsaurer Kalch — — —	$\frac{23}{40}$	=
Küchensalz — — —	$\frac{1}{2}$	=
Engl. Bittersalz — — —	$5\frac{1}{8}$	=
Glaubersalz — — —	$2\frac{29}{40}$	=
Luftsaure Kalcherde — — —	$1\frac{19}{20}$	=
Thonerde — — —	$\frac{1}{10}$	=
Selenit — — — —	$17\frac{1}{8}$	=
Kieselerde und Unreinigkeiten — —	$\frac{3}{10}$	=
Summa —	$28\frac{3}{4}$	=

Schwefelgas in 100 Cubiczollen	$44\frac{1}{2}$ — $46\frac{1}{2}$	Cubiczoll
Luftsäure — —	$22\frac{1}{2}$ — 30	=

Die von den Rehburgern alcalisch-mineralischen Brunnenwassern, mittelst thönernen Röhren im benöthigten Falle zum separirten Gebrauch abgesonderten stiptischen Vitriolwasser sind bislang keiner solchen chemischen Untersuchung unterworfen worden.

Der Schluß folgt.

Neues
Hannoversches Magazin.
31tes Stück.
Freitag, den 15ten April 1808.

Fortsetzung der Nachricht über den Rehburger Gesundbrunnen.

Vom zweiten Brunnenarzte daselbst,
Doctor Albers zu Stolzenau.

(Schluß.)

Ich benutze diese Gelegenheit, ein mir nöthig scheinendes Wort

über das kalte und warme Baden

zu sagen; in wie fern jenes oder dieses als stärkend zu betrachten seyn dürfte.

Hippokrates sagt: „durch das warme Bad wird der Körper kälter; durch das kalte wird er wärmer." Ueber diesen Ausspruch läßt sich pro et contra disputiren; mithin ist derselbe mit den gegenwärtig gangbaren Ansichten, so verschiedenartig sie auch sind, — über die Wirkung der Kälte und Wärme auf den menschlichen Körper sehr gut vereinbar.

Huxham drückt sich über die kalten Bäder bestimmter aus, wenn er in seinen operibus physicis Tom. 2. p. 39 sagt: „Nihil efficacius molles et laxas roborat fibras, quam balneorum frigidorum usus. Hoc molles debiles, ac gibbosi infantes mirum quasi in modum subito restituuntur." Fr. Hoffmann*), nachdem er zunächst das Baden im Allgemeinen in besondern Schutz nimmt, bezeichnet einige krankhafte Zustände, bei welchen die warmen, und bei welchen die kalten Bäder vorzugsweise anzuwenden sind, und wo sich ihm bald diese, bald jene als das größte Heilmittel bewiesen haben.

Ferro, der 50 Jahre später ein eigenes Buch über den Gebrauch der kalten

*) de medicina simplicissima summae efficaciae.

kalten Bäder schrieb, und zugleich eine Badeanstalt auf dem fließenden Wasser eingerichtet hatte, ertheilt dem Nutzen derselben einen sehr hohen Grad der Allgemeinheit vorzüglich in den Krankheiten von Schwäche.

Browns Lehre hingegen gestattet es, dasselbe von dem Nutzen der blutwarmen Bäder behaupten zu dürfen.

Der Herr Geh. Rath Hufeland *) giebt die goldene Regel, daß man durch Hülfe eines Badethermometers zuerst bestimmen müsse, daß das Wasser weder über 23 noch unter 18 Grad Wärme hat. Nun kann man sich sicher hinein begeben, und nun durch Zugießung von kaltem oder warmem Wasser, dem Bade den Grad von Temperatur geben, wo es weder ein Gefühl von Kälte noch beträchtlicher Wärme erregt, kurz, wo es am behaglichsten ist."

Wie wird bei so verschiedenartigen Meinungen der Arzt nun sich verhalten, der mit der Wirkungsweise der Bäder, in besonderer Beziehung auf Kälte und Wärme aus eigener Erfahrung nicht vertraut genug ist, und dennoch seinen zum Bade reisenden schwachen Kranken eine Bestimmung über den Wärmegrad mitgeben soll?

Wäre hier die Rede von den diätetischen Bädern, die Hufeland in der angeführten Erinnerung an die Bäder zu seinem Gegenstande gewählt hat, und die derselbe mit Recht zur Erhaltung der Gesundheit wöchentlich ein- bis zweimal genommen haben will, so würde dessen vorstehend gegebener Rath nur einzig und allein zu befolgen seyn. Da aber an dieser Stelle diejenigen Bäder in Frage kommen, die ein schon vorhandenes Uebel an einem öffentlichen Curorte heilen sollen, so, glaube ich, dürfte es der Absicht am besten entsprechen, wenn jeder eigentliche Curgast von seinem Arzte ein Schreiben an einen Brunnen-Medicus mitbrächte, worin dieser über die zur Behandlung eines Kranken ihm nöthig scheinenden individuellen Erfordernisse die gehörige Auskunft erhielte, nach welcher er alsdann die Cur einzuleiten haben würde. Der Arzt am Bade selbst wird in der Regel weit leichter, und in zweifelhaften Fällen nach den ersten Bädern weit sicherer einsehen, ob ein kühles oder kaltes, ob ein laues oder warmes Bad den beabsichtigten Erfolg herbeiführen wird. Ist nämlich die Gicht, um nur ein gewöhnliches Beispiel anzuführen, mit einem Schwächezustande verbunden, den die lange Dauer dieser Krankheit hervorbrachte, so wird hier ein laues oder ein warmes Bad eben so stärkend seyn, als ein kühles in dem Fall, wenn eine übermäßige Entziehung der besten Säfte eine allgemeine Schwäche erzeugte; oder wie Hufeland sagt **), „wenn der Mensch durch Wollüste und Uebermaaß

*) Erinnerung an die Bäder pag. 34.
**) ibidem pag. 32.

sinnlicher Genüsse abgespannt und erschöpft ist."

So paßt hier, wie überall in der praktischen Heilkunde des Herrn Leibmedicus Stieglitz zu Hannover weise Ermahnung *): „— Aber man sehe doch ein, und gestehe, die Praxis bleibe hinter dem Systeme zurück, sage diesem nicht zu, gehe ihren eigenen Weg."

*) Stieglitz Versuch einer Prüfung und Verbesserung der jetzt gewöhnlichen Behandlungsart des Scharlachfiebers. Hannover 1806. pag. 46.

Fragment aus dem Tagebuche eines Ehemannes.

Klagen, sagt man, erleichtern das Herz; aber die Erfahrung lehrt, daß man in der Wahl derer, die man mit seinem Kummer vertraut machen will, die äusserste Vorsicht beweisen müsse. Lieber will ich daher diesen verschwiegenen Heften dasjenige anvertrauen, was jetzt meine Empfindlichkeit reizt, als an meine Freunde mich wenden, die mich doch nur — belachen, höchstens bedauern, nicht aber trösten oder mir helfen würden. Lese ichs denn nach einigen Jahren wieder, so — lache ich vielleicht über meine jetzige Empfindlichkeit und freue mich, daß es besser geworden ist.

Leider ists meine so herzlich geliebte Gattin, mit deren Betragen ich nicht allerdings zufrieden zu seyn Ursach habe, obgleich unser bisheriges einträchtiges Leben dadurch noch nicht gelitten hat und auch, wills Gott, nicht leiden soll. Ich sage es mir selbst, daß sie durch die Allgewalt der Mode zu dem, was mir nicht gefällt, hingerissen ist. Und so seufzt vielleicht mancher brave Mann in dieser nächtlich einsamen Stunde gleich mir, weil meine Klagen im Ganzen das schöne Geschlecht überhaupt betreffen, dem ich aber nicht Lust habe, den Krieg anzukündigen. Ich bitte vielmehr im voraus um Verzeihung, wenn ich es nicht sollte vermeiden können, hin und wieder im Allgemeinen zu reden, und der Zufall, der oft so wunderlich spielt, es wollte, daß Einer von Ihnen, meine Damen! diese Zeilen, die in meinem Schreibpulte zu ruhen bestimmt sind, zu Gesicht kommen sollten.

Gute, liebe Lotte, du sitzest jetzt noch — es ist 10 Uhr — am Spieltisch und lachst vielleicht herzlich über einen gemachten Schlemm, und ich ziehe dich mit ernster Miene vor den Richterstuhl. Verzeihe auch du, wenn ich dir Unrecht thue; ich kann nicht anders, ich muß meine Empfindungen einmal in Worte übergehen lassen.

Eins der ersten Stücke, worüber ich, wie ich glaube, mit Recht zu klagen Ursach habe, ist

der Schlaf.

Immer ist mir der schöne Morgen nach meiner Hochzeit noch gegenwärtig, wie meine Lotte mir den Kaffee selber brachte, und dabei mit liebevoller Freundlichkeit erklärte: daß sie sich dies Geschäft forthin nicht nehmen lassen würde, wenn nicht dringende häusliche Beschäftigungen sie daran hinderten. Nur zu bald und zu gern gewöhnte ich mich daran, und meine Frau hielt Wort. Selbst als ich einst, im ersten Jahre unsrer Verbindung, mich früh um drei Uhr von ihrer Seite geschlichen hatte, um eine Reise vorzunehmen, war sie mir leise gefolgt, und trat, ehe ich noch völlig reisefertig war, die Tasse in der Hand, mit den Worten in mein Arbeitszimmer: bald hätte ich heute mein Amt versäumt. Nach und nach traten indessen manche Verhinderungen ein, es fanden sich häusliche Geschäfte, die keinen Aufschub litten, die Kinder mußten besorgt werden u. s. w., so daß die gute Gewohnheit oft aus der Acht gelassen wurde. Jetzt aber, ach lieber Himmel! jetzt habe ich meinen Kaffee längst genossen, wenn ich den ersten guten Morgen von meiner lieben Frau erhalte. Obgleich meine beiden Kinder längst so weit sind, daß ihr Anzug und ihre Reinigung der Mutter keine Last mehr macht, obgleich zur Führung des Haushalts längst andere Anstalten getroffen sind, so bringt mir doch meine Lotte keinen Kaffee mehr. Jüngst war ich hart genug, sie in einer traulichen Stunde an ihr Versprechen zu erinnern. Und ihre Antwort war: „Verzeihung, lieber Mann! nicht Mangel an Aufmerksamkeit für dich, sondern der Schlaf ist Schuld daran, den ich mir doch nicht entziehen darf, wenn meine Gesundheit nicht leiden soll."

Ja, der Schlaf, der Schlaf, der ist's eben, was meinen Unmuth reizt. Meine Gattin mochte ich nicht durch Vorwürfe betrüben, weil ich's wohl einsehe, daß sie nicht gut anders handeln kann, aber im Grunde taugts doch nicht, daß man jetzt, da man so viel von Natur und Natürlichkeit spricht, der Natur zuwider, die Nacht zum Tage macht. Gern gönne ich ihr und jedem die nöthige Erholung, wenn man nur nicht die unrechten Stunden dazu verwendete.

Mir wurde von Jugend auf von meinem Vater das Sprichwort vorgepredigt: „Die Morgenstunde hat Gold im Munde", und meine Mutter empfohl mir dies Wort nicht nur durch ihr Beispiel, sondern bewies auch die Wahrheit desselben durch den Wohlstand, der überall im Hause herrschte. So gewöhnte ich mich früh dazu, die Morgenstunden recht sorgfältig zu benutzen, und führte auch in meinem Hause die Sitte ein, daß jeder zu rechter Zeit an seine Geschäfte gehen mußte. Und so habe ich mich streng gegen die ausländische Sitte verwahrt, die den Tag zur Nacht und die Nacht zum Tage macht, und dulde es großmüthig, daß man mich einen Eigensinnigen, einen Murrkopf nennt, wenn ich an den heutigen Soupees keinen Antheil nehme, vielmehr dem Bedürfnisse der Natur folge,

folge, mich zeitig zur Ruhe zu legen, um frühe wieder mit voller Munterkeit an meine Arbeit zu gehn. Meine gute Frau aber hat dem Zeitgeiste nicht widerstehen können. Mit Häusern verbunden, die den Ausländern näher zu kommen glauben, wenn sie ihre Sitten, oft gar ihre Thorheiten, annehmen, hat auch sie sich nach und nach dazu gewöhnt, um 6 Uhr zum Kaffee, um 8 Uhr zum Thee zu gehn, dann vor 11 Uhr nicht zu Abend zu essen und selten vor 1 Uhr zur Ruhe zu kommen. Natürlicher Weise ist nun auch vor 9 bis 10 Uhr Morgens an kein Aufstehen zu denken. Und, was das Schlimmste ist, selten erwacht sie mit der vollen Heiterkeit, die sonst ein erquickender Schlaf zu erzeugen pflegt.

An Versuchen, auch mich zu dieser Lebensweise zu gewöhnen, hat es nicht gefehlt. Ich bin mit zärtlichen, schmeichelnden Worten und Mienen gebeten, man hat mir die Urtheile, denen mein Eigensinn, wie man es nannte, mich aussetzte, in ihrer Gefährlichkeit vorgestellt u. s. f. Ich freue mich aber meiner Festigkeit um so mehr, je mehr ich die nachtheiligen Folgen dieser unnatürlichen Lebensordnung zu beobachten Gelegenheit habe. Meine Frau, in deren Versicherungen ich keinen Zweifel setze, wenn sie sagt, daß sie meine Güte, ihrer Neigung folgen zu dürfen, erkenne, ist besonders durch die Vorstellung von allem fernern Eindringen in mich zurückgekommen, daß nicht nur meine Gesundheit, sondern auch mein Wohlstand und meine Pflicht darunter leiden würden. Und wohl möchte ich wünschen, daß mancher, der unbedachtsam mit dem Strome fortschwimmt, dies recht bedächte; vielleicht erlebte ich dann die Freude, daß man in diesem Stück zu dem bessern Alten zurück zu kehren suchte.

Soll ich darüber auch hier noch etwas sagen? Es sey. Wer es nicht glauben will, daß die Sitte, die Nacht zum Tage und den Tag zur Nacht zu machen, der Gesundheit schade, mag bei seiner Meinung bleiben; ich fürchte nur, die Ueberzeugung wird kommen, wenn es zu spät ist. Er handelt, wie ich die Sache ansehe, der ersten Grundregel alles Wohlseyns, „der Natur zu folgen," entgegen, die ihre Gesetze nie ungestraft entweihen läßt.

Einleuchtend aber leidet bei den Meisten der Wohlstand des Vermögens darunter. Der Klagen werden immer mehr, daß man mit dem, wovon die Väter Capitalien sammelten, nicht auskommen könne, und diese Klagen sind im Ganzen nicht ungegründet. Sagt man's aber, wie die Frau des Hauses manche schöne Morgenstunde anwenden könnte, zu nähen und zu stricken, was in den Abendgesellschaften nicht nachgeholt wird, und nun für Geld geschehen muß; wie manche Arbeit der Mann in der Frühe des Tages vollenden könnte, die ihren baaren Groschen eintragen würde, zu der ihm aber der lange und späte Schlaf unfähig macht; sagt man's, wie viel bei einer, wie ich's nenne, regelmäßigen Lebensweise an Holz und Licht erspart werden müßte, und

und was dergleichen Dinge mehr sind, so predigt man tauben Ohren und muß wohl gar den Vorwurf hören, daß man von der alten deutschen Steifheit nicht zurück zu bringen sey. Und doch sind's wahrlich nur die wenigsten Haushaltungen, die den jetzigen Modeton auszuhalten vermögen. Mein eigner Wohlstand wäre längst dahin, hätte ich nicht durch meine Beharrlichkeit ihn zu nähren gewußt.

Und was soll ich von der Pflicht sagen, von der Berufspflicht derer vorzüglich, die in öffentlichen Aemtern stehen, und die die Nacht zum Tage machen? Wenn nun die Zerstreuungen der Nacht an keine Vorbereitung auf ihre Arbeiten denken lassen, und die Stunde, die ins Collegium ruft, sie erst vom Schlafe erweckt? wenn dann üble Laune sie an die Geschäfte begleitet? wenn dann manches auf den späten Abend verschoben wird, wo neue Hindernisse eintreten und neuen Aufschub unvermeidlich machen? wenn dann manche brave, gute Menschen umsonst nach Resolutionen seufzen müssen? wenn des Sonntags die Kirchenglocke vergeblich erschallt und auch das versäumte gute Beispiel nachtheilig auf Subalterne und Hausgenossen wirkt, und so der weitere bedauernswürdige Verfall der Religiosität befördert wird? — —

Nein, nein, man lasse den Ausländern ihre Moden und bleibe bei dem, was besser ist. Man schlafe zu rechter Zeit und arbeite zu rechter Zeit, so wird es um manche Haushaltung und um die häusliche Zufriedenheit mancher Familien besser stehen, als jetzt.

Eine andere Klage führe ich, wie ich glaube, nicht mit Unrecht, über

die Kleidung.

Ist's doch, als hätte unser Norddeutschland gar das Klima nicht mehr, das es vor zwanzig und mehrern Jahren hatte, wenn man unsere Damen betrachtet. So dünn, so lustig angezogen sind sie, als ob lauter laue Winde wehten und sie kein anderes Bedürfniß hätten, als angenehme Kühlung für übermäßige Hitze zu suchen. So viel ich aber meiner Frau und Tochter auch dagegen vorgestellt und es mit mathematischer Gewißheit bewiesen habe, daß der dünne Anzug nichts tauge und nur Krankheiten nach sich ziehen müsse, so wendet man mir doch ewig ein, daß man sich bei allgemeinen Sitten nicht auszeichnen dürfe, und daß eine schlanke, dünne Kleidung so viel Empfehlendes habe.

Diese beiden Gründe, so scheinbar sie sind, halten doch die Probe nicht aus. Allgemeine Sitte ist's, dem Himmel sey Dank, noch lange nicht. Haben gleich die Reifröcke und Poschen auf eine Zeitlang den Abschied erhalten, so siehet es doch ein großer Theil der Frauenzimmer recht gut ein, daß sie über der Sorge, sich mit Anstand zu kleiden, die Sorge für ihre Gesundheit nicht ganz vernachlässigen dürfen, und mir deucht eben nicht, daß man diesen in

in Gesellschaften darum mit weniger Achtung begegnet, weil sie ein Röckchen mehr unter das leichte Oberkleid gezogen haben. Es ist also, mit deiner Erlaubniß, liebe Lotte! nichts mehr und nichts weniger, als die liebe Eitelkeit, die dich, mit sammt deinem Töchterchen, der Mode fröhnen läßt. Gerade aus Besorgniß für dich habe ich genauer beobachtet, als ich sonst in solchen Angelegenheiten zu thun pflege, und gefunden, daß nicht sowohl Frauen von deinen Jahren, als vielmehr die jungen Mädchen dieser Mode nachhängen, deren einige sie dermaaßen übertreiben, daß sie ihres Zwecks gewiß verfehlen.

Daß eine dünne, schlanke Kleidung dem Körper mehr Anstand, mehr Grazie gebe, mag seyn, wenn er anders von Natur Anstand und Grazie hat. Allgemein wahr ist aber auch das nicht. Eine Dame, die breit in den Schultern ist, macht offenbar einen unangenehmen Eindruck, wenn ihre untern Umgebungen mit den obern Theilen nicht in einigem Verhältniß stehen und ein Rock ohne Falten sich nach den Füßen hin wie ein Fischnetz zusammen zieht. Und wäre immerhin die Wirkung einer solchen Kleidung bei denen, deren Körperbau sie angemessen ist, auch noch so gut berechnet, so traue ich doch meinem Geschlechte zu viel Nachdenken und Ernst zu, als daß die Bessern aus ihm nicht forschen sollten, welch ein Geist die schlanke Gestalt beseelt. Gewiß betrog sich schon manches Mädchen, das durch seine Kleidung allein ein Männerherz zu erobern hoffte.

Hätten aber diese angeführten Gründe auch mehr Gewicht, als sie haben, so werden sie doch durch die nachtheiligen Folgen, die die dünne Kleidung für die Gesundheit hat, völlig abgewogen. Seit meiner Verheirathung habe ich meine Frau nie so über Erkältung, Rheumatismus ꝛc. reden hören, als jetzt. Und mein armes Mädchen geht unaufhörlich vom Zahnweh zum Husten, vom Husten zu trüben Augen über, das ehedem so gesund und fest war. Mögen die Aerzte es verantworten, wenn sie nicht ihre ganze Autorität zu Hülfe nehmen, zu warnen und zu verbieten, und im ersten Erkältungsfalle so häßliche Arzneien zu verordnen, daß ihren Rathschlägen besser Folge geleistet wird.

Ein Uebel zieht gewöhnlich mehrere nach sich. Das ist auch der Fall mit der gespannten engen Kleidung der Damen. Ich finde mich daher noch zu einer dritten Klage gereizt, und zwar über den Mangel

der Taschen.

Wenn ehedem die Poschen der Damen weitläuftige Behälter für Schlüssel, Schnupftücher, Dosen, wohl gar für — Lebensmittel, wenn man der Läster-Chronik trauen könnte, waren, so haben sie nun gerade gar nichts, wo wenigstens das Nöthigste, ein Schnupftuch und ein Hauptschlüssel, allenfalls ein Geldbeutel aufbewahrt werden könnte. So ist denn nun ewig der Stuhl meiner Frau und meiner Tochter mit einem Schnupftuche belegt, wie der Platz des Studenten im Au-

Auditorio durch einen Zettel mit seinem Namen. Kommt ein Fremder, dem man einen Stuhl bieten will, so muß man erst die Taschentücher zur Seite legen, und ist oft in Verlegenheit, wo man ihnen ein anderes Quartier verschaffen soll. In Häusern, wo der Frauenzimmer mehrere beisammen sind, ist dieser Anblick noch auffallender. Auch ist es daher nicht zu verwundern, wenn ohne Unterlaß Schnupftücher vergessen oder gar verlohren sind. Mit den Schlüsseln ist das Uebel beinahe noch ärger. Sie werden verlegt, und so ist denn bald dieser Schrank nicht zu öffnen, bald jenes Bedürfniß nicht zu erhalten, weil — der Schlüssel nicht zu finden ist. Ich mag freilich den Anblick nicht leiden, wenn die Hausfrau, so wie einst, ein dickes Bund Schlüssel mit einem eisernen Haken in das Rock-Queder gehakt, an der Seite trägt, oder ihre Taschen so damit anfüllt, daß sie ohne Gerassel den, den sie brauchen will, nicht finden kann. Man muß aber auch das Kind nicht mit dem Bade ausschütten, sondern überall die weise Mittelstraße gehen.

Zwar sollten die Strickbeutel, die gelegentlich den Erfindungsgeist der Dame, oder ihre Geschicklichkeit verkündigen, den Abgang der Taschen ersetzen. Wie unbequem ist's aber, dies Magazin, das gewöhnlich die Arbeit, den Schnupftuch, den Geldbeutel, einige Schlüssel, auch wohl Etui und Dose enthält, immer neben sich zu haben, oder mit Sorgfalt hüten zu müssen; wie unvermeidlich ist's, das einmal herausgenommene, besonders den Taschentuch, der lieben Bequemlichkeit halber, neben und hinter sich zu legen, vorzüglich wenn man vom Schnupfen geplagt ist, und wie leicht und öfters gehen diese Taschen-Substitute verlohren, weil sie gewöhnlich nur schwach befestigt sind.

Ob es mir nun gelingen wird, durch meine Klagen, die ich von Zeit zu Zeit laut werden zu lassen nicht umhin kann, in meinem Hause noch eine bessere Ordnung der Dinge einzuführen, muß ich erwarten. Ich zweifle aber daran, denn bisher hat weder ruhige Vorstellung, noch leichter Spott gewirkt.

Aber die Müdigkeit übernimmt mich. Lotte, Lotte! du bleibst meinem Herzen doch, troß der Gewalt, die die Mode zu meiner Betrübniß über dich hat, theuer, und ich wünsche dir, wenn du spät heimkehrest, von ganzem Herzen eine gute Nacht!

Hannoversches Magazin.

32tes Stück.

Montag, den 18ten April 1808.

Auf Erfahrung gegründete Anweisung, den Anbau der Erdmandeln und ihren Gebrauch, statt des indischen Kaffees, betreffend.

Die Erdmandeln sind schon häufig in öffentlichen Blättern als ein sehr gutes Kaffee-Surrogat empfohlen worden, und die jetzigen Zeitumstände veranlassen, von neuem darauf aufmerksam zu machen.

Ich baue solche schon seit 8 Jahren und habe in den letzten 4 Jahren meine geerndteten Erdmandeln in ansehnlichen Quantitäten um einen hohen Preis zum Verpflanzen nach Holland geschickt. Sie werden daselbst hie und da schon so häufig angebauet, daß sie mir in diesem Jahre um die Halbschied des Preises, wofür ich solche verkauft hatte, schon wieder angeboten werden konnten, und es ist zu vermuthen, daß aus Holland in wenig Jahren die Erdmandeln zum Kaffee-Gebrauche in großen Quantitäten werden ausgeführt werden. Da wir sie aber selbst in Menge bauen können, warum wollen wir sie dem Auslande abkaufen?

Ich halte es daher nützlich, den Lesern dieser Blätter meine Erfahrungen von dem Anbau und Gebrauche derselben mitzutheilen. Ehe ich aber ihre Kultur selbst beschreibe, finde ich es nöthig, zu warnen, nicht immer dasjenige zu befolgen, was man in einigen Büchern von dem Anbau der Erdmandeln aufgezeichnet findet, weil man sonst in seiner Hoffnung sehr getäuscht wird. Dahin gehört vorzüglich dieses: Es pflegen aus unbekannten Ursachen nicht immer alle Erdmandeln aufzugehen; dieses macht einen Uebelstand im Erdmandeln-Felde. Um die fehlenden Pflanzen zu ersetzen, soll man nun von den vorhandenen Büschen Ableger abnehmen, und solche in die ledigen Stellen pflanzen. Diese Ableger pflegen zwar gut anzugehen; es werden auch Büsche, und das Feld komme in Ordnung, aber zur Zeit der Erndte viele Erdmandeln darunter zu fin-

finden, darf man nicht erwarten; es verlohnt sich also nicht der Mühe, diese Arbeit vorzunehmen.

Auch wird gesagt, man solle die Erdmandeln in Mistbeeten ziehen, vermuthlich in einem sogenannten kalten Mistbeete, um sie daraus desto früher ins Land pflanzen zu können. Diese Procedur ist noch weniger anzurathen, weil nur wenige Gartenbesitzer Mistbeete im Gange haben, und wenn auch einer oder der andere solche hätte, wie viel müßte ein solcher nicht Mistbeete haben, welcher etwa einen halben Morgen Landes damit bepflanzen wollte, die Mühe und die Kosten nicht einmal gerechnet. Der Reichere, welcher dieses alles nicht achtete, würde seinen Endzweck nur so weit erreichen, daß seine Erdmandeln 4 Wochen eher reif würden, aber seine Erndte würde äusserst mittelmäßig ausfallen; denn es ist nicht zu vermeiden, daß bei einer starken Pflanzung die Erde von den jungen Erdmandel-Pflanzen nicht abfallen sollte, und werden sie angedrückt, so leiden die kleinen Wurzeln, woran um diese Zeit die kaum sichtbaren Erdmandeln hängen, Noth, und ersticken.

Sollen die Erdmandeln in ziemlicher Menge angezogen werden, so müssen alle diese Künsteleien wegfallen, es muß kaum so viel Mühe kosten, als wenn man Kartoffeln anziehen will.

Die Erdmandeln wachsen in jedem Boden, er sey sandig oder Kleiland, es sey frisch gedüngtes oder alt gedüngtes Land, (alt gedüngtes Land ist dasjenige, was im vorigen Jahre gedüngt ist und schon einmal getragen hat). Es versteht sich aber von selbst, daß sie in einem guten Boden besser gerathen, als in einem magern oder ausgezehrten Lande. Ist ein Stück Land hiezu ausersehen, es sey in einem Garten oder auf dem freien Felde, so wird solches gegraben und fein geharket, und in Felder von vier Fuß Breite abgetheilt; auf ein solches Feld werden vier Linien gemacht, und in eine jede solcher Linien fußweit von einander eine Erdmandel, etwa 2 Zoll tief, gelegt, und das Feld alsdann zugeharket. Es kommt auf diese Art eine jede Erdmandel 1 Fuß quadrat zu liegen. Werden mehrere Erdmandeln-Felder angelegt, so lasse man zwischen jedem 2 Fuß Raum, damit diejenigen Personen, welche das Jäten verrichten, sich nicht auf die Erdmandeln zu legen brauchen.

Es pflegen nicht immer alle Erdmandeln aufzugehen; dieses macht einen Uebelstand im Felde und Schaden an der Erndte. Um diesem zuvor zu kommen, so lege man in die vierte oder äussere Linie jedes Feldes zwischen jeden Quadratfuß in der Linie noch eine Erdmandel, so daß solche in der vierten äussern Linie jedes Feldes nur ½ Fuß zu stehen komme. Sind nun hie oder da einige Erdmandeln ausgeblieben, und die andern sind schon fingerlang heraus, so wartet man einen Regen ab, macht da, wo eine leere Stelle ist, mit der

Schute

Schute ein kleines Loch, hebt alsdann mit derselben eine von denjenigen aufgezogenen Erdmandeln heraus, welche einen halben Fuß von einander stehen, bringt sie dahin, wo sie stehen soll, und drückt sie etwas an.

Will man auch dieser Mühe überhoben seyn, so lege man alle Quadratfuß statt einer Erdmandel, deren zwei, so wird man nicht leicht leere Stellen zu befürchten haben, und die Erndte wird allem Vermuthen nach besser ausfallen.

Wenn alle Quadratfuß eine Erdmandel gelegt werden sollte, und in jedem Felde in der vierten Linie alle halbe Fuß ein Stück, so muß auf eine Quadratruthe 1 Viertelpfund gut getrockneter Erdmandeln gerechnet werden. Es hält ¼ Pfund ohngefähr 336 Stück, wornach ein jeder seine Rechnung selbst machen kann.

Die beste Zeit, die Erdmandeln zu legen, ist zu Ende April oder im Anfange des Mai. Sie werden, wenn man sie legen will, vorher 24 Stunden in gewöhnliches Wasser eingeweicht; ist es aber ein an und für sich feuchter Boden, so ist das Einweichen nicht nöthig. Fällt trockne Witterung ein, so müssen die Erdmandeln-Felder begossen werden, sonst werden sie trocken und gehen nur selten auf. Sie pflegen 3 bis 4 Wochen in der Erde zu liegen, ehe sie aufgehen. Sie gehen auf wie Gras; der Keim ist aber, so wie er aus der Erde kommt, hart und steif, und deshalb leicht von andern Grasarten zu unterscheiden.

Sind die Erdmandeln nun aus der Erde, so können sie schon mehr Trockniß ertragen. Man unterlasse aber das Anhäufeln, es bringt dieses mehr Schaden, als Vortheil. Jedoch halte man die Erdmandeln-Felder vorzüglich rein von allem Unkraut. Stehn sie auf gutem Boden, so pflegen sie sich nach der Mitte des August-Monats selbst rein zu halten.

Um zu erfahren, ob die Erdmandeln-Erndte gut ausfallen werde, braucht man keinen Busch auszuheben. Sie wird gut ausfallen, wenn die Felder zu Ende August sich zugezogen haben, und das Erdmandeln-Gras die Länge gegen 2 Fuß und darüber hat; je kürzer das Gras ist, desto schlechter pflegt die Erndte zu seyn.

Wenn das Gras der Erdmandeln an den Spitzen bis beinahe die Hälfte herunter gelb ist, dann sind die Erdmandeln in der Erde reif. Gewöhnlich tritt dieser Zeitpunkt zu Anfange des October ein, und in der Mitte desselben, wenn es die Witterung erlaubt, ist die beste Erndtezeit. Findet man nun unter jedem Busche etwa 30, 40 bis 50 Stück, dann wird die Erndte für schlecht gehalten, wenn das Land auch damit sich ziemlich verinteressirt haben sollte. Ich habe schon mehrere Mahle unter jedem Busche, welcher von 2 Erdmandeln

deln entstanden war, über 400 Stück gezählt, und von einer Quadratruthe, wobei ich ein halb Pf. Erdmandeln zum Legen verbraucht hatte, über 24 Pfund wieder geerndtet.

Sind nun die Erdmandeln ausgegraben, und sie haben in einem etwas sandigen oder lockern Boden gestanden, so werden sie mit sammt dem Grase in Sicherheit an einen luftigen Ort gebracht. Es schadet nichts, wenn sie auch einige Tage im Haufen liegen, wenn sie sich nur nicht brennen. Nun werden sie abgepflückt, getrocknet, alsdann verlesen, die künftige Einsaat, welches die besten Stükken seyn müssen, davon genommen, und gut verwahrt. Haben aber die Erdmandeln in einem leimigten Boden gestanden, und die Erde sitzt fest daran, so wirft man solche mit sammt dem Kraute in einen Tubben mit Wasser und spült sie vermittelst eines Besens ab, läßt das Wasser ablaufen, breitet sie aus, damit sie lufttrocken werden, und verfährt alsdann damit, wie eben angezeigt worden.

Die Erdmandel selbst, so wie sie aus der Erde kommt, kann sogleich gegessen werden; sie hat einen Geschmack ungefähr wie Haselnüsse; sind sie halb trocken, so sind sie noch süßer.

Um nun ein Getränck von ihnen zu erhalten, das ohne alle Beimischung dem besten indischen Kaffee gleich kommt, verfährt man folgendermaaßen: Man nimmt eine beliebige Quantität getrocknete Erdmandeln und brennt sie so wie den gewöhnlichen Kaffee, aber nicht so braun, weil sie sonst inwendig verbrannt sind, denn sie werden inwendig eher braun als auswendig. Bei dem Brennen muß man Sorgfalt anwenden, weil darauf sehr viel ankommt. Wenn sie anfangen braun zu werden, so untersuche man sie von Zeit zu Zeit; findet man sie inwendig dunkler, wie hellbraun, dann sind sie gut. Das Kosten derselben ist hiebei auch von Nutzen. Sind sie auf diese Art gebrannt, so werden sie, wie indischer Kaffee, gemahlen und gekocht; jedoch muß der Erdmandeln-Kaffee ein wenig länger gekocht werden, damit er recht klar werde. Sind die Erdmandeln gut gebrannt, und man rechnet auf ein Loth derselben, ohne allen Zusatz, 2 bis 3 Tassen, so muß ein Kaffee herauskommen, den kein Kenner von dem besten indischen Kaffee unterscheiden kann.

Wer Lust hat, der kann die Erdmandeln statt der Cacaobohnen anwenden und Chokolade daraus machen. Man kann auch ein Oel von ihnen erhalten, welches das beste Provencer-Oel übertrifft, so wie auch Mandelmilch, und noch mehrere gut schmeckende Sachen daraus machen.

Hannover. Goetsche.

Ueber

Ueber die Ursache der Vergrösserung des Wasserraums beim Gefrieren.

Vom Professor **Renner**.

Es ist eine allgemein bekannte Erscheinung, daß das Wasser, bei seiner Verwandlung in Eis, etwa in dem Verhältnisse von 9 : 8 an Volumen gewinnt; aber nicht so bekannt ist das wirkende Mittel, dessen sich die Natur zur Hervorbringung dieser Ausdehnung bedient.

Mehrere achtungswerthe Physiker, von denen ich **Nollet** und **Erxleben** hier zu nennen mich begnüge, schreiben die Ursache dieses Phänomens **allein den im Wasser enthaltenen Lufttheilchen** zu; und zu läugnen ist es nicht, man betritt auf diese Art den leichtesten und kürzesten Weg zur Erklärung desselben, wenn man anders sich zu überzeugen vermag, es so gründlich und unwidersprechlich erklären zu können. Allein folgende Schwierigkeiten stellen sich sogleich bei der Prüfung dieser Hypothese dar.

Erstlich. Ohne Annahme eines, bei unserer Erscheinung sehr thätig wirkenden Stoffs, läßt sich kaum Ausdehnung der im Wasser eingeschlossenen Luft, und eine dadurch hervorgebrachte Raumvergrösserung des gefrornen Wassers denken; denn man müßte sonst, wider alle Erfahrung, eine Ausdehnung der Luft durch Kälte und gar durch Gefrierkälte annehmen. Ueberdem ist es bekannt genug, daß durch Kälte die Elasticität der Luft zu beträchtlich vermindert wird, um in dem gehörigen Grade ihr Bestreben nach Ausdehnung zu äussern.

Zweitens tritt der merkwürdige Umstand ein, daß Wasser, welches von Luft möglichst gereinigt ist, und noch dazu im Vacuo gefriert, an Ausdehnung so beträchtlich gewinnt, daß es, wie **Lichtenberg** in der interessanten Anmerkung zu §. 426. der **Erxlebenschen** Naturlehre aus eigner Erfahrung anführt, noch Gefäße zu zerbrechen vermag. Unmöglich kann, wenn, wie es sich nicht bezweifeln läßt, der Versuch mit Sorgfalt angestellt worden, die, freilich noch immer im Wasser enthaltene, aber äusserst geringe Luftportion, allein diese auffallende Wirkung erzeugen; und

Drittens weiß man ja auch, daß, unmittelbar vor der Eisverwandlung, das Wasser die Erscheinung aller übrigen erkaltenden Körper, nemlich eine Raumverminderung zeigt.

Wir wollen daher untersuchen, ob abgesehen von der Luft, als Hauptagens unsers Phänomens, die Ursache desselben nicht ungezwungener und natürlicher aus den bekannten Eigenschaften

schaften des Wärmestoffs sich herleiten lasse, wobei wir auf Lichtenberg's Versuch vorzüglich hier Rücksicht nehmen. „Das Glas, worin das Wasser war, führt er an, war, wie sonst gewöhnlich, zerbrochen, allein das Eis, anstatt durchsichtiger als anderes zu seyn, stellte fast einen bloßen Schaum vor, ja die ganze Masse war in der Mitte durch eine große Blase, die sich von einer Seite des Gefäßes nach der andern erstreckte, getheilt."

Ich gehe hier von der bekannten Erfahrung aus, nach welcher der Wärmestoff in Körpern und so auch im Wasser in einem Zustande sich befinden kann, worin er seine bewußte Wirkung weder dem Gefühle, noch dem Thermomether offenbart. Man nennt den so beschaffenen Wärmestoff gebunden, latent, und der unsterbliche Lavoisier hat in seinem Traité elem. de Chem. T. 1. Sect. 9 gezeigt, daß in einem Pfunde Wasser, wenn es zur Nulltemperatur gebracht worden, eine solche Menge gebundenen Wärmestoffs vorhanden seyn könne, daß diese mehr als zwölf Pfund Eis zu schmelzen im Stande sey. Man sieht also hieraus, daß man sich sehr irren würde, wofern man die feste Form des Wassers einem völligen Mangel an Wärmestoff zuschreiben wollte; nur daß dieser sich nicht in dem freien und ungehindert fortströmenden Zustande, worin er sich gewöhnlich zu erkennen giebt, befindet, sondern er muß vom Wasser in chemischer Verbindung erhalten werden, ein Umstand, der ihn unvermögend macht, auf andere Körper überzugehen, seine Wirkung bloß aufs Wasser beschränkt, und, wie mich dünkt, bei der geringsten Störung des Gleichgewichts zwischen den chemischen Kräften des Wassers und des Wärmestoffs, diesen sogar fähig macht, jenes in einen neuen Zustand zu versetzen.

Es ist nämlich klar, daß ein Körper, wie das Wasser, dessen Theilchen, um dem Ganzen einen so hohen Grad von Beweglichkeit zu geben, höchst wahrscheinlich von sphärischer Gestalt sind, einer besondern Vorbereitung bedarf, um diese Beweglichkeit und die leichte Verschiebbarkeit seiner Theilchen zu verlieren, und so in fester Gestalt sich darzustellen. Es muß also nothwendig dazu eine Formänderung der Theilchen hervorgebracht werden, wodurch sie sich in mehreren Punkten, als es die Kugelgestalt erlaubt, berühren, und inniger sich als vorher, gleichsam an einander drängen können.

So lange nun der Wärmestoff vom Wasser gebunden wird und selbst die kleinsten seiner Zwischenräume erfüllt, wird er die Theilchen desselben in gewissem Abstande von einander halten und eine Näherung verhindern. Aber gesetzt, es würde plötzlich ein Theil des gebundenen Wärmestoffs in freie Thätigkeit versetzt, so müßte er dann sogleich seine ihm eigentliche

Dehn-

Dehnkraft äussern, und man kann sich leicht eine Vorstellung von der Grösse und den Folgen seiner Wirkung auf die Theilchen des umgebenden Wassers bilden. Einleuchtend ist es, daß jene sich schnell einander nähern müssen, indem der Wärmestoff sie verläßt, welcher durch die Gewalt, mit der er sich seiner Fesseln entledigt, wahrscheinlich die Gestalt der Wassertheilchen abändert und sie dadurch zur möglichst größten Berührung geschickt macht. — Man betrachte letzteres allerdings nur als Hypothese, und gerne bescheide ich mich, die Wahrheit noch nicht ganz getroffen zu haben; allein plötzlich frei gewordene Wärme ist doch wohl beim Prozeß des Gefrierens nicht zu bezweifeln, und dann weiß man auch, wie kräftig die Wirkung eines entbundenen elastischen Stoffs ist. Dieses nun vorausgesetzt, ist die Ursache der Raumvergrösserung des gefrornen Wassers leichter als auf andere Art herzuleiten.

Der Wärmestoff nämlich, indem er entbunden wird, äussert nun sogleich seine ursprüngliche Eigenschaft gegen die Körper, die er bei der Entweichung, oder wenn man lieber will, bei seiner Trennung vom Wasser antrifft, und dahin gehört insbesondere die im Wasser gewöhnlich eingeschlossene Luft. Man weiß, wie sehr empfänglich die Luft gegen die Wirkungen des Wärmestoffs ist, und sieht daher leicht, welch eine beträchtliche Ausdehnung die eingeschlossene Luft durch diesen Stoff, der sich plötzlich entbindet, erfahren müsse. Wie dürfte man nun zweifeln, daß nicht diese Ausdehnung der Luft bedeutenden Antheil an der Raumvergrösserung des gefrornen Wassers habe? Ich sage absichtlich einen bedeutenden Antheil; denn vielleicht erleidet das Wasser bei seiner Eisverwandlung, überdem noch eine Zersetzung, wodurch mittelst des frei gewordenen Wärmestoffs sich neue Lufträume erzeugen, welche das Ihrige zur Ausdehnung der Masse beitragen; wenigstens finde ich keinen Grund, um diese letztere Idee, welche a. a. Orte schon der treffliche Lichtenberg, aber nur bei einem von Luft möglichst gereinigten Wasser, äussert, für unzulässig zu halten, da uns überhaupt beim Prozeß des Gefrierens der Gang der Natur noch nicht hinlänglich bekannt ist.

Luftleeres und im Vacuo gefrierendes Wasser scheint mir noch geeigneter als anderes zu seyn, das Phänomen seiner Raumvergrösserung durch das erwähnte Mittel zu erklären. Es ist nämlich bekannt, daß im luftfreien Raum der Wärmestoff, wegen des aufgehobenen und ihm hinderlichen Luftdrucks, leichter als im luftvollen Raum seine Wirkung äussert; und wahrscheinlich ist es, daß das im Vacuo der Gefrierkälte ausgesetzte Wasser, durch die schnelle Entbindung des Wärmestoffs, in eine momentane aufwallende Bewegung, in ein wirkliches Sieden versetzt werde; wenigstens scheint bei dem oben an-

angeführten Versuche, das schäumende Ansehen und die Blase der gefrornen Masse dieses zu beweisen, und auch **Lichtenberg** äussert sich für diese Meinung. Was wird aber der Erfolg dieses Siedens seyn? Nothwendig muß dadurch, nach den Gesetzen der Wärme, das Wasser eine Ausdehnung seines Volumens erfahren, der aber durch das darauf erfolgende Gefrieren eine gewisse Grenze gesetzt wird. Man könnte zwar den Einwurf machen, daß durch die letztere Operation der, durch das Sieden, oder überhaupt, wie oben, durch die Ausdehnung der eingeschlossenen Luft, vermöge des Wärmestoffs vergrösserte Wasserraum, zu demjenigen Raum, der die Masse ursprünglich erfüllte, oder gar zu einem kleinern, zurückgeführt werden müßte. Aber man bedenke nur, daß das Wasser beim Sieden die merkwürdige blasenförmige Gestalt annimmt, welche in einem möglichst luftreinen Raum sich viel leichter erzeugt und erhält, als im luftvollen; und dann, wer weiß es, ob nicht diesen Blasen, welche im gewöhnlichen Wasser theils als Luftblasen schon vorhanden sind, theils während des Gefrierens vielleicht erst hervorgebracht werden, im luftleeren Wasser aber durch das Sieden sich den Sinnen darstellen, ob nicht diesen Blasen, sage ich, der mit ihnen innigst verbundene Wärmestoff einen solchen Grad von Elasticität ertheilt, daß sie dadurch der zusammenziehenden Kraft der Gefrierkälte sehr wirksam zu widerstehen vermögen.

Ich breche hier ab, und überlasse unbefangenen und sachkundigen Lesern die nähere Prüfung dieser Ideen.

Göttingen, im Febr. 1808.

Mittel,

die nackte Gartenschnecke von den Beeten abzuhalten.

Man streue um die Beete und Pflanzen die Spreu von Gerste (oder grobe Sägespäne). Die Schnecken verkriechen sich bei Tage meistentheils ins Gras; daher auch die Beete, welche in Grasgärten liegen, gewöhnlich am härtesten von diesem Gewürm mitgenommen werden. Aus dem Grase machen sie sich des Abends auf die Beete und greifen immer die zartesten und feinsten Pflanzen zuerst an. Sind aber diese Beete und Pflanzen mit solcher Gerstenspreu (oder Sägespänen) umgeben, so ist ihnen der Weg dazu verschlossen, indem sie ihren schleimigen Körper über das sich hängende und zugleich stachlichte desselben nicht hinwegschleppen können und mögen.

Hannoversches Magazin.

33tes Stück.

Freitag, den 22ten April 1808.

Erfahrungen und praktische Bemerkungen über den Eisgang und die höchsten Anschwellungen der Ströme, und über die zweckmäßigsten Vorkehrungen dagegen. a)

Von dem Oberdeichinspector Dammert zu Banke, Amts Hitzacker.

Die wichtige und mannichfaltige Beziehung der Ströme auf unsere Erde und ihre Bewohner überhaupt, insbesondere aber auf diejenigen Gegenden, welche davon durchschnitten sind, leitete von jeher die allgemeine Aufmerksamkeit auf den aussergewöhnlichen Zustand, worin sie sich während des Eisgangs und der höchsten Anschwellungen befinden.

Oft

a) Bereits im Jahre 1800 war dieser Aufsatz für das Neue Hannoversche Magazin bestimmt, konnte aber in der Zeit, wo ich es wünschte, wegen anderer schon eingegangenen Abhandlungen zum Drucke nicht befördert werden, und wurde deshalb von mir wieder zurückgenommen. Ich denke über diesen gemeinnützigen Gegenstand noch eine umständliche — durch mehrere praktische Beispiele und die nöthigen Zeichnungen erläuterte Abhandlung, als einen Beitrag zur Strom- und Deich-Polizei, sobald zum Druck zu fördern, als einige berühmte Gelehrte und Gönner von mir, im Stande seyn werden, ihrem mir gütigst gegebenen Versprechen zufolge, mir noch ein und anders hierzu dienliche Nachrichten, über die Behandlung dieses Gegenstandes in andern Ländern, zu verschaffen.

Mit besonderm Danke würde ich ähnliche gefällige Bemühungen für mich erkennen, auch jede sonstige mir mitzutheilende erprobte Erfahrung über diese Materie zu nützen suchen. Wenn indeß die gedachte vollständigere Bearbeitung dieses Gegenstandes wenigern Lesern dieses Magazins zu Händen kommen dürfte, so habe ich gegenwärtigen Aufsatz nicht zurückhalten wollen, zumal der Wunsch, zunächst meinen Landsleuten nützlich zu werden, mir die erste Idee gab, meine Erfahrungen, über die beredeten Gegenstände, öffentlich bekannt zu machen, — auch werden Kenner aus

Oft sah man dabei, in ihren nächsten Umgebungen, den Kornkammern ausgedehnter Länder, die Aussichten zu den gesegnetesten Erndten in kurzer Zeit verschwinden, ganze Dörfer wurden vernichtet und ihre Bewohner nicht selten von den Fluthen mit verschlungen, dabei fruchtbare Felder mit Sand überschüttet und für immer verdorben, auch Wasser-Bauwerke, welche der Zeit zu trotzen schienen, in wenig Augenblicken bis auf die letzte Spur zerstört, und so der Wohlstand zahlreicher Individuen, oft ganzer Provinzen, auf immer untergraben.

Lange

gegenwärtigem Auffatz den Inhalt und Nutzen der erwähnten vollständigern Bearbeitung dieser Materie schon in etwas beurtheilen können.

Uebrigens sind diese Gegenstände bis dahin noch von keinem hydrotechnischen Schriftsteller im Zusammenhange, auf eine praktisch brauchbare Art, behandelt worden. In Rössigs Wasserpolizei für Länder, zur Verminderung der Schäden des Eisgangs und der Ueberschwemmung rc. (Leipzig 1789.), sind darüber zwar einige nützliche Winke enthalten, mehrere darin gegebene Vorschriften finden aber keine Anwendung, und man siehet es überhaupt, daß dem Verfasser dieses in mancher Hinsicht sonst nützlichen kleinen Werks, die eigene Erfahrungen gemangelt haben. — Im 49ten und 50ten Stück dieses Magazins vom Jahre 1805 findet man verschiedenes über die Deichdefension an der Oberelbe, im Lüneburgschen, so weit solche von dem Herrn Verfasser im Amte Dannenberg hat beobachtet werden können, aufgezeichnet. In wie weit aber die dort beschriebenen Mittel und sonstigen Vorschläge allgemein anwendbar, oder sehr bedeutenden Einschränkungen unterworfen sind, wird der Leser selbst aus den jenen Gegenstand betreffenden Erfahrungen und Vorschlägen, im ersten Abschnitt des gegenwärtigen Aufsatzes, entnehmen.

b) Viele traurige Beispiele der Art findet man in C. G. Pötzschen chronologischen Geschichte des Elbstroms rc., Dresden 1784, aus alten Chroniken und sonstigen Nachrichten zusammen getragen. In den letztern Zeiten wurde die im Jahre 1794, durch plötzlichen Schneeaufthau in allen Strömen, mittlerer Größe, bewirkte Ueberschwemmung in ganz Deutschland sehr verwüstend. Noch mehr litten fast alle zwischen den 45ten und 60ten Grad der Breite an großen Strömen belegene Länder in Europa durch die sehr hohen Frühjahrs-Fluthen im Jahre 1799. In Deutschland besonders die ganze Gegend am Rhein, an der Elbe alle bedeichte Gegenden, von Magdeburg bis an das Stadt Hamburgsche Gebiet; an der Weser wurden fast alle Brücken ruinirt, und die zu Hameln beinahe ganz zerstöhrt. Nicht allenthalben so nachtheilig waren die Folgen der Ueberschwemmung nach dem langen und harten Winter, im Jahre 1804 bis 1805; verschiedene Elbgegenden, als in der Mark Brandenburg und die Grafschaft Dannenberg, litten aber durch mehrere Deichbrüche sehr dabei.

Lange Zeit wurden diese Unglücksfälle unter die großen Landplagen gerechnet, die mit Geduld entgegen gesehen und ertragen werden mußten; aber die bedenklichen Folgen dieser Hingebung führten doch nach und nach auf die Mittel, wodurch jenen Uebeln, wo nicht immer, doch in vielen Fällen, vorgebeugt werden konnte.

Indeß blieb dieser Zweig der öffentlichen Polizei gegen andere, selbst in gut organisirten Staaten, noch immer sehr zurück. Man hielt es in pecuniairer Hinsicht oft für unmöglich, manche Wasserbauwerke zweckmäßig umzuändern, oft faßte man dazu in Zeiten der Gefahr den Vorsatz, vergaß ihn jedoch nach ihrem Vorübergehen, oft wollte man auch wirklich zur Ausführung schreiten, verwirrete sich aber über die heterogenen Meinungen der Werkverständigen, wovon ein Theil alles beim Alten lassen, ein anderer alles reformiren wollte, und oft endlich standen Gewohnheiten, und selbst unerlaubte Privatabsichten der Ausführung entgegen.

Ich hoffe also unter diesen Umständen nichts Unzweckmäßiges zu unternehmen, wenn ich einige Erfahrungen und praktische Bemerkungen über diese Gegenstände, welche ich zu machen Gelegenheit gefunden habe, in diese öffentlichen Blätter niederlege. In ruhigern Zeiten wird es einer oder der andern höhern Landesbehörde vielleicht möglich, diesen Gegenständen einige Aufmerksamkeit zu schenken; — manche obrigkeitliche Person, die bei den hier bezielten Vorfällen auf eine oder andere Art mitwirken muß, und selbst Mancher vom Fache, der eigene Erfahrung darüber sich zu erwerben, noch keine Gelegenheit gehabt hat, finden hier vielleicht den Maaßstab, wornach sie die Größe der Gefahren und die dagegen anzuwendenden Mittel richtiger, als bislang, zu beurtheilen im Stande sind, und endlich werden, was mir vorzüglich angenehm seyn sollte, manche erfahrne Werkverständige vielleicht dadurch veranlaßt, ihre Bemerkungen über diese Gegenstände gleichfalls in diesen Blättern bekannt zu machen, dadurch die meinigen entweder zu berichtigen, oder zu bestätigen, und auf diese Art den Zweck, welchen ich bei dem gegenwärtigen Aufsatze allein vor Augen gehabt habe, mit zu befördern.

Ich betrachte die vorliegenden Gegenstände in Beziehung

I. auf große Ströme, die sich unmittelbar ins Meer ergießen,

II. auf mittlere und kleine Ströme, die sich in jene ergießen, und

III. auf die kleinsten Ströme und Bäche c).

c) Durch diese Klassificirung der Ströme scheint mir der Begriff von ihrer Größe am besten und allgemein verständlichsten ausgedrückt werden zu können, da in einigen Gegenden nur die dritte, in andern aber schon die zweite Klasse der Ströme zu den Flüssen gerechnet wird.

Anhaltendes Frostwetter und vieler Schnee, plötzlicher und anhaltender Regen geben bekanntlich bei allen diesen Strömen die wesentlichste, doch nicht die alleinige Veranlassung zu gefährlichen Eisfahrten und Anschwellungen. Diese sind nämlich nicht minder von den verschiedenen Modificationen jener Ursachen bei ihrer Entstehung, und während ihrer Dauer abhängig; sehr bedeutende Einwürkung hat dabei auch das Verhältniß des Ueberschwemmungsspiegels zu dem gewöhnlichen Spiegel zwischen den Ufern, ingleichen die Beschaffenheit des Laufs, Gefälles und der Ufer der Ströme, überhaupt ihre natürliche hydrographische Beschaffenheit, eben so ihre kunstmäßig richtige oder fehlerhafte Leitung, auch ihre zweckmäßige oder unzweckmäßige Beschränkung durch Deiche, Brücken und andere Wasserbauwerke.

Alle diese Umstände sollen im Folgenden bei jeder der vorangegebenen Arten von Strömen, so weit es den Gränzen dieser Blätter und dem Zwecke dieses Vortrages gemäß, auch ohne Zeichnungen möglich ist, in Erwägung gezogen, auch die zweckmässigsten Vorkehrungen dabei angeben werden.

I. An großen Strömen,

1) kommt es zuerst auf die Wasserhöhe an, bei welcher sich das Treibeis gesetzt und die Eisdecke gebildet hat.

Ist der Strom in dieser Periode schon über die Ufer getreten, so vergrössert sich die Eisdecke oft vielfach, vor allen bei unbedeichten Strömen, auch bei bedeichten, wo sich ansehnliches Aussen- oder Vorland befindet, und wo das Wasser oft viele hundert Ruthen breit debordiren kann.

Bei Strömen, die ihren Wasserschatz aus entfernten, gebirgigten Gegenden ziehen, hält dieser Ueberschwemmungsspiegel oft noch mehrere Wochen, nach eingetretenem Frostwetter, an, besonders wenn letzteres mit einer vorhin angehaltenen regnigten Herbstwitterung unmittelbar gewechselt hat. Und alsdann kann die Eisdecke dieses Spiegels, beim Aufbruche desselben, oft halb so dick, als auf dem Spiegel zwischen den Ufern werden, vorzüglich wenn das Thauwetter allmählig eingefallen ist, indem dabei die Eisdecke auf dem Strombette durch die Friction des Wassers schon abgenommen hat, die Decke des Ueberschwemmungsspiegels aber, die oft bis auf den Grund gefroren, wenig oder nichts verdünnet ist.

Nicht zu gleicher Stärke aber kann die Eisdecke des Ueberschwemmungsspiegels auf solchen Strömen kommen, die ihren Wasserschatz aus näher liegenden Gebirgen ziehen und hohe Ufer haben, weil hier der Ueberschwemmungsspiegel wenige Tage nach eingefallenem Froste schon wieder zwischen die Ufer zurücktritt.

Besonders bei den erst genannten Strömen kann also der angegebene grössere Wasserspiegel bei ihrem Eiszugange, bei dem Aufbruche desselben von.

von nachtheiligen Folgen seyn; denn die Eisdecke des Strombettes, welche, wenn kein Ueberschwemmungseis vorhanden ist, gewöhnlich gleich dann sich bricht und ins Treiben kömmt, wenn das Wasser bis eben über die Ufer gestiegen ist, liegt, bei solchem Eise, oft dann noch unbewegt, wenn der Strom schon mehrere Fuße über die Ufer angewachsen ist.

Dieses hat gewöhnlich zuerst die nachtheilige Folge, daß der Strom, schon vor dem Ausbruche des Eises, bis zu den mittlern Wasserhöhen angeschwollen ist, und daß das dabei dennoch immer zurückgehaltene Oberwasser, oft gleich nach dem Ausbruche, bis zu den höchsten Höhen steigt. Nächstdem finden diese ausgedehnten Eisfelder, wenn sie endlich ins Treiben kommen, in allen Buchten und Engen einen großen Widerstand, und verursachen dabei den Deichdossirungen, in welche sie, beim ersten Fortrücken, einschneiden, oft vielen Schaden. Am allermeisten leiden aber bei diesen Umständen die Brücken. Ihre Eisbrecher werden alsdann, wenn sie nicht unmittelbar an die Pfeiler gelehnt sind, durch die Erhöhung des Anfallpunkts des Eises, und wegen der, durch die mehr zugenommene Stromgeschwindigkeit, vermehrten Stoßkraft desselben, stärker, als bei einer niedrigen Wasserhöhe, angegriffen, und die Brücken selbst sind den größten Gefahren ausgesetzt, wenn ihre Bogen oder Balkenlagen, besonders die letztern, nicht so hoch liegen, daß das Eis, ohne anzustoßen, darunter forttreiben kann.

2) Auch die Witterung beim Zugange, und ihre nachherige Abwechselung bis zum Ausbruche des Eises, ist, in Ansehung der Gefahren, bei letzterem von entschiedener Einwürkung.

Nach den Graden der Kälte und ihrer Dauer im nördlichen Deutschlande wird, nach den verschiedenen Verhältnissen der Geschwindigkeiten der Ströme, und der inneren chemischen Disposition des Wassers zum Gefrieren, eine reine, bei trocknem Froste zuerst gebildete Eisdecke, nicht leicht dicker, als 2 bis höchstens 2½ Fuß werden können. Die aufsteigenden Partikeln des Grundeises d) gefrieren, bei jener Witterung, in der Mitte der Treibeisschollen zu einer festen, nach aussen beinahe blanken Eismasse, nach unten hängen sie sich zwar in einer mehr porösen, aber doch noch ziemlich festen Masse, und nur am äussersten Umfange der Schollen, in der Form eines Kranzes an, der sehr locker ist, und, wenn zwei Schollen neben oder auf einander treiben, gleich so aufgeschoben wird, daß die blanken Theile der einzelnen Schollen, und so hier-

d) Ob diese Partikeln an der Oberfläche, oder am Grunde des Stroms entstehen, kann man hier auf sich beruhen lassen; die aufsteigende Bewegung derselben aber zeigt der Augenschein.

hiernächst die ganze Eisdecke, beim Zusetzen des Stroms, mit einander in Verbindung kommen können. Die Schollendicke kömmt dabei, während des Treibens, selten über ⅓ Fuß, und doch verhindert die dabei vorhandene Solidität desselben, und die eben bemerkte Bildung der ganzen Decke, das Untereinanderschieben der Schollen und die daher entstehende Verdickung der Eisdecke, welche also erst nachher, als eine blanke Eismasse, nach unten zu sich bildet.

Ist dagegen das Treibeis bei einem starken Schneefalle gebildet, so verbindet sich der frei in den Strom fallende Schnee mit den aufsteigenden Partikeln des Grundeises, und setzt sich mit diesen von unten, der auf die Scholle fallende Schnee aber von oben auf selbige, und sie besteht alsdann fast durchgängig aus porösem Eise, das während des Treibens, an ¾ Fuß, im Zugange des Stroms aber, schon auf 3 bis 4 Fuß und darüber unter einander geschoben werden kann.

Diese nachtheilige Bildung und Verdickung der Eisdecke erfolgt jedoch natürlich im mindern Grade bei einem niedrigen, als bei einem hohen Wasserstande des Stroms. Bei einem niedrigen Wasserstande kann nämlich, wegen der mindern Geschwindigkeit des Stroms, der Zugang in mehreren Strombuchten zugleich erfolgen; die Masse des aufschiebenden Treibeises muß sich also dadurch vermindern, indem in den Zwischenräumen der oft nicht entfernten beiden nächsten Buchten, wo sich das Treibeis zu gleicher Zeit gesetzt hat, keine beträchtliche Treibschollen sich wieder bilden können. Bei einem höhern Wasserstande setzt sich aber das Treibeis immer in wenigern Buchten zu gleicher Zeit feste, und an großen, unmittelbar dem Meere zufließenden Strömen, in keiner der Buchten, die oberhalb dem Punkte des Stroms liegen, wo der Wechsel und die Würkungen der Ebbe und Fluth aufhören. Gewöhnlich wird in dieser Gegend zuerst durch die hier abnehmende Geschwindigkeit des Oberwassers, oder auch durch aufstehende Winde und durch das Eis, welches sie aus den Fluthgegenden dem Treibeise aus der obern Stromgegend entgegen führen, der Gang des letztern gehemmt, und die nachtreibende Eismasse, bis in die entfernteren Gegenden, stromaufwärts, oft bis auf den Grund, besonders bei der zuletzt beschriebenen porösen Consistenz des Treibeises, zusammen geschoben.

Dieses so dick gebildete, unebene, und poröse Eis setzet sich, beim Aufbruche, weit leichter, als das erst beschriebene blanke Eis, auf den Sandfeldern und in den Buchten an, und veranlaßt dadurch leichter, wie letzteres, eine Stopfung, welches auch daraus schon abzunehmen ist, daß solche rauhe und poröse Eismassen, oft noch lange nach dem Ausbruche des

des Eises, mit den Sandfeldern verbunden, zu Tage liegen bleiben e).

Durch die Abwechselung des Thau- und Frostwetters, während der Eisbedeckung des Stroms, wird die Dicke und übrige Consistenz des Eises bis gegen die Mitte des Monats Februar, oft nur wenig geschwächt, besonders wenn diese Abwechselungen in mehreren kürzern Perioden erfolgt sind, und der Frost oft wieder mit Schneewetter eingefallen ist, indem alsdann die geringe Abnahme an dem zu Tage liegenden Eisspiegel reichlich wieder ersetzt wird. Nach der benannten Zeit, wo die Eisdecke durch die Zunahme der wärmern Temperatur im Boden des Strombettes auch von unten auf abnimmt, wird aber, durch die vorbeschriebene Abwechselung der Witterung, die Gefahr des Eisausbruchs sehr vermindert, indem das Eis alsdann bis ⅓ an seiner Dicke, auch vorzüglich an seiner innern Consistenz, und den darin begründeten nachtheiligen Würkungen beim Aufbruche verlieren kann. Auch in der Hinsicht ist, wie hiernächst noch weiter vorkommen wird, jene angegebene Abwechselung der Witterung vor allem, nach dem vorbemerkten Zeitpunkte, wichtig, weil dadurch ein Theil des Oberwassers aus den auf die höchsten Gebirgsgegenden folgenden niedrigen Gebirgsgegenden, woraus der Strom seinen Wasserschatz nimmt, und in welchen letzteren der Schnee schon allein durch die Würkung des Sonnenlichts mit dem Anfange des Monats März in Abnahme kommt, vor dem Ausbruche des Eises schon abgeführt seyn kann. Von der Mitte des Monats Februar an sind auch mit der Aufhebung der Eisdecke bis zu ihrem Ausbruche nicht so viele Nachtheile für die Faschinen-Ufervorbauwerke verknüpft, weil selbige sich alsdann vom Eise schon abgelöset haben, was aber selten der Fall ist, wenn die Eisdecke durch die Abwechselung des Frost- und Thauwetters sich in den vorhergehenden Monaten schon gehoben hat, indem alsdann die Oberlage dieser Werke, und besonders alle Bestickungen und Anpflanzungen auf den Sandfeldern, mit aufgezogen werden und verlohren gehen.

Eine der nachtheiligsten Abwechselungen der Witterung während der Bedeckung des Stroms ist übrigens diejenige, wobei, nach einem Thauwetter, wieder so starkes Frostwetter einfällt, daß die Eisdecke nicht durch-

e) Im Winter 1802, wo das Treibeis in der Elbe sich unter den letztbeschriebenen Umständen gebildet und gesetzt hatte, war solches, an einigen Stellen auf 6 bis 9 Fuß unter einander geschoben, weshalb auch, unerachtet der kurzen Dauer der Bedeckung des Stroms, und der übrigen günstigen Umstände beim Aufthau, der Eisaufbruch in den Aemtern Lauenburg und Winsen mit einigen nachtheiligen Stopfungen begleitet war.

durchgängig zum Ausbruche kommen kann.

Die Gefahr dabei vermehrt sich, wenn das Wasser einen hohen Stand hat, denn bei einem solchen wird das Eis stärker unter einander geschoben, und stehet, wenn hiernach der Spiegel sich wieder erniedrigt, oft bis auf den Boden des Bettes feste. Schon in dieser Periode können dann die Folgen einer solchen Stopfung sehr gefährlicher Art seyn, weil der Strom dabei allein in dem Fahrwasser (Stromrinne, Stromstrich,) seinen Abfluß findet, durch dessen Vertiefung aber die hin und wieder hart daran liegenden Schaardeiche sehr leicht abzusacken Gefahr laufen. Und bei dem nachherigen Ausbruche des Eises können nur ganz besonders günstige Localumstände oder Veränderungen in der Witterung eine gänzliche Stopfung des nachtreibenden Eises vor solchen Eisdämmen verhindern, oder diese Dämme müssen, um der Gefahr vorzubeugen, vorher durch künstliche Mittel durchgebrochen seyn.

3) Von der Witterung beim Aufthauen des Schnees und Eises, vor dem allgemeinen Ausbruche des letzteren, ist nicht minder auf die dabei eintretende Gefahr, auch auf die damit verbundene Ueberschwemmung zu schließen.

Nicht immer ist bei großen Strömen ein mit einem heftigen Regen eintretendes Thauwetter, wenn es noch in den Wintermonaten einfällt, so nachtheilig, als man oft zu glauben geneigt ist; insbesondere nicht bei solchen Strömen, die ihren größten Wasserschatz aus sehr entfernten und hohen Gebirgen ziehen. Hier bleibt der Schnee gewöhnlich bis in April und Mai liegen, und der schnelle Aufthau der mittlern Stromstrecke, worunter ich diejenige verstehe, die da anfängt, wo die Gebirgsstrecke des Stroms, die ich die obere Stromstrecke nenne, aufhört, und da endet, wo die untere Stromstrecke, womit ich die meine, wo Ebbe und Fluth wirken, anfängt, ist also als eine sehr heilsame Vorfluth anzusehen f). Kömmt hingegen die Eisdecke in dieser mittlern Stromstrecke durch allmähliges Thauwetter späterhin, wenn der Schnee in den Gebirgen gleichfalls schon aufzuthauen anfängt, zum Ausbruche, so wird oft die ganze Nachfluth davor aufgehalten, und die Erfahrung zeigt, daß alsdann für diese Stromstrecke am meisten zu besorgen sey.

Die Fortsetzung folgt.

f) An der Elbe z. E. würde die obere Stromstrecke sich im Sächsischen, ungefähr in der Gegend von Riesa, und die mittlere in den hiesigen Landen, im Amte Lauenburg, endigen; an der Weser endiget sich die erstere unter der Gebirgskette oberhalb Minden, die letztere zwischen Bremen und Vegesack.

Neues Hannoversches Magazin.

34tes Stück.

Montag, den 25ten April 1808.

Erfahrungen und praktische Bemerkungen über den Eisgang und die höchsten Anschwellungen der Ströme, und über die zweckmäßigsten Vorkehrungen dagegen.

von dem Oberdeichinspektor Dammert zu Banke, Amts Hitzacker.

(Fortsetzung.)

Aber ein so plötzliches Thauwetter kann dann sehr gefährlich werden, wenn solches in allen drei Stromstrecken zugleich anfängt. In der obern Stromstrecke wird die Eisdecke dann in wenigeren Tagen gehoben, und bis an die Eisdecke der mittlern Stromstrecke, die bei dem dasigen mindern Gefälle und den vorhandenen Geschwindigkeiten des Stroms noch nicht gebrochen ist, gewälzt. Der Strom kann sich dann nur durch eine Sprengung der entstandenen Stopfungen, oder durch einen Seitenweg wieder Luft verschaffen; jedoch erfolgen gewöhnlich bald darauf neue Stopfungen, und die damit verbundenen Verwüstungen bezeichnen den Eisgang auf seinem ganzen Wege, in dieser mittlern Strecke, so lange, bis solcher in dem mittlern oder untern Theile derselben wieder eine offene Strombahn findet. a)

Dies ist glücklicher Weise noch die meiste Zeit der Fall, dann aber zu Zeiten auch nicht, wenn das Thauwet-

a) Ein Beispiel davon giebt der für alle Ströme in Deutschland, besonders in ihren obern und mittlern Strecken, so sehr nachtheilige Eisaufbruch im Anfange des Monats März, 1784. An der Elbe unter andern (s. Pötzschen chronologische Geschichte des Elbstroms rc.) nahmen die Verwüstungen schon an dem Moldau-Strom, 16 Meilen oberhalb Prag, ihren Anfang, und erstreckten sich bis ins Magdeburgische herunter.

wetter nicht mit stürmischen, aufstehenden Winden eingetreten ist, und die Eisdecke in dem obern Theile der untern Stromstrecke also noch nicht hat gebrochen werden können. Alles Obereis kommt hier alsdann zu gefährlichen Stopfungen, wovon Deichbrüche und andere damit in Verbindung stehende Verwüstungen die unvermeidlichen Folgen werden. Und hierin vorzüglich scheinen mir auch die Ursachen zu liegen, warum alle Gegenden, die am obern Theile der untern Stromstrecke, das ist unfern des Punkts belegen sind, wo der Wechsel der Ebbe und Fluth aufhört, so oft von Eisstopfungen leiden.

Außer den hievor angezogenen Gefahren bei Eisstopfungen im obern Theile der untern Stromstrecke, ist in dieser weiter unterwärts weniger zu befürchten, weil die Breiten der Strombahnen in den mittlern Theilen dieser untern Stromstrecken schon ansehnlicher werden, und die Einwirkungen der Ebbe und Fluth, auch der aufstehenden Winde zunehmen. In dem unteren, immer mehr an Breite zunehmenden Theile dieser bezleiten Stromstrecke ist bekanntermaßen aber überall keine Stopfung mehr möglich, weil die Breite, Tiefe und Bewegung des Wassers solche nicht zulassen.

4) Endlich und vorzüglich beruhen auch die Gefahren des Eisaufbruchs auf der natürlichen und künstlichen Beschaffenheit der Strombahn an sich.

Von den Stromengen, die einige für die nächsten Ursachen der Eisstopfungen halten, hat man alsdann gewiß nichts zu befürchten, wenn sie sich nicht in Stromkrümmungen befinden, denn bei einer gerade ausgehenden Richtung des Stromstrichs sind dies eben diejenigen Stellen, wo Tiefe und Geschwindigkeit am größten, der Veranlassungen zu einer Stopfung also sehr wenige sind. Befinden sich solche Stromengen aber in den Stromkrümmungen, so können sie allerdings leicht eine Stopfung veranlassen. Alsdann vermehren sie die ohnehin in dem obern Theile solcher Krümmen geringere Geschwindigkeit, und eine Stopfung wird dabei um so ehender möglich, wenn sich, wie gewöhnlich, an den convexen Theilen der Bucht ein Sandfeld befindet.

Fast noch mehr, wie diese Engen in den Krümmen, kann die unregelmäßige Breite der Strohmbahn selbst in gerade ausgehenden Stromdistrikten zu einer Eisstopfung Anlaß geben. Gewöhnlich wechseln in solchen Stromprofilen die Tiefen sehr unregelmäßig ab, oder sie haben Sandinseln und blinde Sände, über welche die Eismasse, besonders, wenn sie von der vorher beschriebenen porösen Beschaffenheit und Dicke ist, wegen der geringen Geschwindigkeit des Stroms, und weil sie bei mittlern

lern Wasserhöhen den Grund berühren, nicht fort kommen können. Ich kenne Stromgegenden der Art, wo sich, bei jedem mittelmäßigen Eisgange, das Eis fast immer stopft, wenn in gerade ausgehenden Engen überall kein Aufenthalt zu verspüren ist.

An der Grenze des mittlern und untern Stromdistrikts, oder da, wo die Würkungen der Ebbe und Fluth sich endigen, kann noch die allmählig fortgehende Erhöhung des Strombettes zu den vorhin (unter 3.) angegebenen Ursachen der dasigen öftern Eisstopfungen mit gerechnet werden. b) Indeß bleiben jene Würkungen doch die wesentlichsten; in der ganzen Stromstrecke, oberhalb dem hier bezielten Punkte, dürfte aber die hier berücksichtigte Erhöhung und deren Würkung überall nicht weiter in Betracht kommen. c)

b) In dieser Lage befinden sich mehrere Gegenden in Holland; am Elbstrom die Amts Winsensche Marsch, und an der Weser die Gegend bey Vegesack.

c) Man hat oft das Gegentheil behaupten wollen; mir scheint solches aber aus dem einfachen Grunde nicht stattnehmig zu seyn, weil es nicht abzusehen ist, wie ein Strom, der ursprünglich mehrere Arme hatte, wie man es bei den mehrsten Strömen noch wahrnehmen kann, jetzt, wo diese Arme entweder durch zufällige Veränderungen, oder durch die Kunst in einem einzigen Bette vereinigt sind, und die Friction auf den Boden sowohl dadurch, als auch durch die durch Deiche oder hohe Ufer zusammengehaltene Wassermasse vermehrt ist, den hieraus entstandenen Beharrungszustand noch verändern könne. Von einigen italienischen Hydrotecten wird besonders die Erhöhung des Arno=Bettes (Raccölta d'Antori che trattano del moto dell' acque etc. Tom. VII. VIII. und IX. an verschiedenen Stellen) angeführt; auch ist neuerlich (Monatliche Correspondenz zur Beförderung der Erd= und Himmelskunde, September 1803. wieder bemerkt worden, daß verschiedene eingedeichte Ströme in Italien, unter andern die Etsch und Brenta, nur ihren Boden, andere unbedeichte z. E. der Tagliamento und Zelina, zugleich die durchströmte Gegend erhöhen. Gegen die erst angeführten Bemerkungen lassen sich jedoch noch manche Einwendungen machen; ihre Richtigkeit aber auch angenommen, so läßt sich von den meisten Strömen in Italien, wegen der vielen daran befindlichen Ab= und Zusammenleitungen, und da sie fast alle in mehrern Armen dem Meere zufallen, kein richtiger Schluß auf ungetheilte Ströme machen. Die letztangeführten Bemerkungen sind aber vielleicht in den Gegenden, wo diese Ströme eben aus den Gebürgen in die Ebene treten, und ein grobsteiniges Bette haben, gemacht, indem bei diesen Localitäten, bei außerordentlichen Anschwellungen, allerdings eine partielle Erhöhung der Strombetten anzunehmen ist, was aber wieder keine Anwendung auf ungetheilte bedeichte, oder durch natürliche hohe Ufer eingeschränkte Ströme finden dürfte, die ein grobgrundiges, noch weniger auf solche, welche, wie z. B. die Elbe, ein sandiges Bette haben,

Massive oder hölzerne Brücken geben minder oder mehr Veranlassung zu einer Eisstopfung, als ihre Pfeiler und Joche weiter oder enger von einander entfernt sind. Ob sie auf Stromweiten oder Engen liegen, entscheidet dabei gleichfalls; allein vorzüglich kommt es doch auf jene Entfernung der Pfeiler und Joche unter sich, und sodann auch darauf an, daß die Fundamente der ersteren, nach der möglichst größten Vertiefung des Brücken-Profils, gesenkt, und die Pfähle der letztern so tief in den Grund getrieben sind, daß sie dem Eisstoße bei den höchsten Wasserhöhen widerstehen können. Ist hierauf bei der Anlage Rücksicht genommen, so wird eine Brücke von einem zu engen Profile oft nicht so leicht, als eine von einem zu weiten, eine Stopfung des Eises veranlassen; denn vor der ersteren behält der Strom, gleich wie nach der eben vorhergehenden Anführung, bei Stromengen in geradeaus gehenden Distrikten, die Kraft, das Eis durchzuschieben, vor der letztern aber wird diese Kraft gelähmt, und das Eis dadurch zu einer Stopfung, eben wie bei unregelmäßigen, weiten, und mit Sandfeldern versehenen Stromprofilen veranlaßt. Dabei wird also der Strom zwischen denjenigen Pfeilern oder Jochen sich wieder Luft verschaffen, die auf der Directionslinie des Stromstrichs, oder dieser doch am nächsten liegen, und hier können also die Würkungen auf die Fundamente der Pfeiler und auf die Joche stärker seyn,

haben, wie zu einer andern Zeit durch eine bei Gelegenheit des projectirten Brücken- und Wehrbaues bei Hameln geschehene genaue Untersuchung des Weserstroms unumstößlich erwiesen werden wird. In allen Reisebeschreibungen von Egypten findet man zwar die Erhöhung des Nilbettes angeführt. Aber damit lassen sich wieder die Anführungen der Reisebeschreiber nicht vereinigen, daß mehrere Gegenden an diesem Strome nicht so, wie vormals, noch überschwemmt werden, was natürlich nicht der Fall seyn müßte, wenn der Boden des Strombettes mit den Ufern zugleich sich erhöhet hätte. Kann hieraus aber auf einen gewissen Beharrungszustand des Bettes eines Stroms, der bekanntlich eine so ungeheure Menge Sand und Schlamm mit sich führt, und dem so wenig bei seinen Anschwellungen, als in seinem gewöhnlichen Zustande, kunstmäßige Grenzen gesetzt sind, geschlossen werden, wie viel mehr wird man zu einem solchen Schlusse bei unsern — nach jenen Beziehungen manchmal zu sehr eingeschränkten Strömen — berechtigt seyn. Uebrigens bedarf es nur wohl im Vorbeigehen berührt zu werden, daß die partiellen Erhöhungen der Strombetten in unregelmäßig weiten Stromprofilen (deren es am Nil noch mehr, wie an unsern hin und wieder noch nicht kunstmäßig richtig behandelten Strömen geben muß) noch weniger die Erhöhungen des Nilbettes in seinen getheilten Mündungen ins Meer, hier etwas für eine Erhöhung der Betten, im ganzen Laufe der Ströme, erweisen.

seyn, als bei einem engen Brücken-profile, wo der Angriff auf allen Punkten gleichmäßig vertheilt ist.

1. Die Eisbahnen, welche in solchen Stromgegenden, wo keine Brücken Statt finden, zur früheren Herstellung und längeren Dauer der Passage, während der Bedeckung des Stroms, angelegt werden, und oft 2 bis 3mahl dicker, als das übrige Stromeis, auch zu mehrerer Haltbarkeit hin und wieder noch mit dünnen Strohlagen belegt sind, können, wenn sie nicht früh genug vor dem Aufbruche des Eises aufgehauen werden, zu einer Eisstöpfung Anlaß geben, weil sie sich nicht mit dem übrigen Eise brechen, und oft die ganze Breite des Stroms einnehmen. Der Zug des hinterkommenden Eises wird also dadurch, und zwar um so leichter alsdann verhindert, wenn solches die verbeschriebene poröse Beschaffenheit hat, mithin durch einen ungleich geringern Widerstand, als das blanke Eis, veranlaßt werden kann, sich von Grund auf zu setzen. d)

2. Wehre (Ueberfälle, Schlachten) welche in den obern Stromgegenden zur Erhaltung der Fahrbarkeit eines Flusses bei niedrigem Wasser, auch zum Betriebe der Mühlen angelegt sind, können die Eisfahrt, wenn sie übrigens eine dem Locale angemessene Breite und Stauhöhe haben, nur dann verschlimmern, wenn das Eis vor dem Aufbruche sich zu hoch darauf gelagert hat, und das Thauwetter so plötzlich einfällt, daß die Eismassen sich nicht sofort bei dem ersten Anwachse ablösen und heben können. Der Aufbruch wird also dadurch zum Nachtheil der oberhalb liegenden Gegenden verzögert, und die Wehre selbst leiden dabei oft sehr durch den vernichteten Wasserdruck hinter dem aufgefrornen Eise. Bei allmählig einfallendem Thauwetter, bei welchem sich die Eismasse nach und nach ablöset, und mit dem Anwachse des Wassers steigt, ist aber für diese Werke vom Eisgange weniger zu befürchten, besonders, wenn das Wasser vor dem Aufbruche so hoch angewachsen ist, daß das Eis die obern Kanten der-selben

d) Ich habe die Wirkung der Eisbahnen sehr deutlich bei der Gelegenheit wahrgenommen, als eine solche Eisbahn bei einer in der Gegend des Dorfs Schnackenburg, im Amte Hitzacker, ausgeführten Umleitung der Elbe aus drei Armen in einen einzigen, in einem der dermahligen Hauptarme zu dem Ende angelegt wurde, um den ersten Wassersturz in einen Nebenarm, der jetzt der Hauptarm ist, zu leiten. Diese Bahn war nicht einmal mit Strohlagen verstärkt, und demungeachtet versperrte sie über einen halben Tag den Zug des Eises durch den dermahligen Hauptarm.

selben beim Uebersturze nicht mehr berühren kann. e)

Ich komme jetzt auf die Betrachtung der Mittel, wodurch die vorbeschriebenen Gefahren des Eisgangs und der Ueberschwemmungen am zweckmäßigsten abzuwenden seyn dürften.

Bei denen hievor unter den Nummern 1 und 3 angezeigten Einwürkungen auf den Eisgang, lassen sich, der Natur der Sache nach, keine Vorschromaaßregeln anwenden. Nur bei den unter Nummer 2 zuletzt erwähnten, durch ein nach einem Thauwetter wieder einfallendes Frostwetter veranlaßten Eisstopfungen, wird dadurch oft zu helfen seyn, wenn solche Stopfungen so kurz, wie möglich, vor dem ganz zuletzt wieder eintretendem Thauwetter, und wahrscheinlichem Aufbruche der Eisdecke durchgeeiset werden.

Dieses wird am würksamsten in der Richtung des Stromstriches vorgenommen werden können, doch darf solcher dann nicht in einer bedeutenden Bucht oder Serpentine an abbrüchigen Ufern, oder Schaardeichen hergehen, weil diese dabei sehr grossen Gefahren ausgesetzt werden könnten, daher also auf diesen Fall eine andere möglichst unschädliche Richtung nach der Mitte des Strombettes hin zu wählen seyn wird. Die Breite des durchzueisenden Canals muß nach dem Gefälle und der sonstigen ganzen Capacität des Stroms, besonders nach der muthmaßlichen höchsten Anschwellung desselben beurtheilt werden; im Allgemeinen dürfte jedoch der 8te oder 10te Theil der Breite des gestopften Stromdistrikts (denn die übrigen Normalprofilweiten kommen dabei nicht in Betrachtung) hinreichenden Effekt leisten. Unterhalb der Stopfung wird diese Aufeisung in der nächsten offenen Stelle des Stroms ihren Anfang nehmen, ist solche aber zu weit entfernt, so ist da anzufangen, wo das Stromprofil sich erweitert, oder eine andere Disposition des Eises zum frühern Aufbruche, als einmündende kleine Ströme, oder quelligte, auch flache sandige Ufer vorhanden sind. Oberhalb der Stopfung wird es selten möglich werden, die Aufeisung in beträchtlicher Entfernung fortzusetzen, nothwendig würde solches aber bis an die nächste offene Stromstelle geschehen müssen, wenn eine solche sich dort zufällig befinden, und nicht zu weit entfernt seyn sollte.

Eine sehr merkwürdige Aufeisung der Art wurde auf der Weser, unterhalb Bremen, bei Vegesack, im Jahre

e) Die Wehre zu Hameln, (die merkwürdigsten und größten in Deutschland) wodurch der ganze Weserstrom gestauet wird, sind theils aus der angeführten Ursache, theils wegen ihrer vormahligen Bauart einige Mahle zerstört worden.

Jahre 1771 bewerkstelligt f). Das Eis war bei Thauwetter, theils durch die Würkungen des Windes und der Fluth von unten, theils durch die Anschwellung des Stroms von oben, in Gang gekommen, setzte sich aber am Eingange und am Ende einer Bucht an zwei etwa 500 Ruthen von einander entfernten Stellen, und stauete den Strom, weil beide Eisdämme, wegen des nach dem Thauwetter wieder einfallenden Frostwetters, eine bedeutende Festigkeit erhielten, dergestalt, daß verschiedene Deiche durch den Ueberlauf durchbrachen, und mehrern diese Gefahr bevorstand. Ungefähr in der Mitte zwischen beiden Eisdämmen, im Biegungswinkel der Bucht, wo der Lesum-Fluß einmündet, befand sich eine vom Eise freie Stelle, und 500 Ruthen unter dem untersten Damm war der Strom schon ganz offen. Nach diesen offenen Stellen des Stroms zu, und durch die beiden Eisdämme wurde in der Richtung des Fahrwassers mit 400 Menschen in 7 Tagen ein Canal von 120 Fuß Breite durchgeeiset, und beide Ströme dadurch glücklich zum Ausbruch gebracht.

Ueber die zweckmäßigste sonstige Manipulation dieser Arbeiten wird hiernächst noch etwas vorkommen. Daß übrigens diese Operationen nur von einem erfahrnen Wasserbauverständigen geleitet werden dürfen, wird aus obigem hervorgehen.

Denen unter Nummer 4. beschriebenen Einwürkungen auf die Eisfahrten und Ueberschwemmungen ist zwar nicht unter allen Umständen entgegen zu arbeiten, aber sehr vieles wird doch auch dagegen durch eine richtige und zweckmäßige Behandlung dieser Gegenstände ausgerichtet werden können.

Die Durchstechung der Stromkrümmen, die Beengung übermäßig breiter Stromprofile in allen Distrikten der Strombahn, kurz die völlig kunstmäßige, und auf das Locale und die ganze hydrographische Beschaffenheit des Stroms gegründete Leitung desselben ist oft leichter gerathen als ausgeführt. Wenigstens an großen Strömen sind damit, wegen der einmahligen Lage der Bedeichungen und der Dörfer, wegen des dazu erforderlichen, oft großen Kostenaufwandes, wegen des Privat-Interesses dieses oder jenes Uferbesitzers, mit einem Worte, wegen der einmahligen ganzen Localität und der hergebrachten Verfassung des Strom- und Deichbauwesens, namenlose Hindernisse und Schwierigkeiten verbunden.

Unter

f) Sie ist von dem Director derselben, Ingenieur-Lieutenant Schilling, in einer kleinen, für jeden Hydrotecten, der mit Geschäften der Art zu thun hat, lesenswerthen Schrift, unter dem Titel: Nachricht von der unterhalb der Stadt Bremen, im Hornung 1771 erfolgten Verstopfung des Weserstroms rc. Bremen bei Cramer, beschrieben worden.

selben beim Uebersturze nicht mehr berühren kann. e)

Ich komme jetzt auf die Betrachtung der Mittel, wodurch die vorbeschriebenen Gefahren des Eisgangs und der Ueberschwemmungen am zweckmäßigsten abzuwenden seyn dürften.

Bei denen hievor unter den Nummern 1 und 3 angezeigten Einwürkungen auf den Eisgang, lassen sich, der Natur der Sache nach, keine Vorsichtsmaaßregeln anwenden. Nur bei den unter Nummer 2 zuletzt erwähnten, durch ein nach einem Thauwetter wieder einfallendes Frostwetter veranlaßten Eisstopfungen, wird dadurch oft zu helfen seyn, wenn solche Stopfungen so kurz wie möglich, vor dem ganz zuletzt wieder eintretendem Thauwetter, und wahrscheinlichem Aufbruche der Eisdecke durchgeeiset werden.

Dieses wird am würksamsten in der Richtung des Stromstriches vorgenommen werden können, doch darf solcher dann nicht in einer bedeutenden Bucht oder Serpentine an abbrüchigen Ufern, oder Schaardeichen hergehen, weil diese dabei sehr grossen Gefahren ausgesetzt werden könnten, daher also auf diesen Fall eine andere möglichst unschädliche Richtung nach der Mitte des Strombettes hin zu wählen seyn wird. Die Breite des durchzueisenden Canals muß nach dem Gefälle und der sonstigen ganzen Capacität des Stroms, besonders nach der muthmaßlichen höchsten Anschwellung desselben beurtheilt werden; im Allgemeinen dürfte jedoch der 8te oder 10te Theil der Breite des gestopften Stromdistrikts (denn die übrigen Normalprofilweiten kommen dabei nicht in Betrachtung) hinreichenden Effekt leisten. Unterhalb der Stopfung wird diese Aufeisung in der nächsten offenen Stelle des Stroms ihren Anfang nehmen, ist solche aber zu weit entfernt, so ist da anzufangen, wo das Stromprofil sich erweitert, oder eine andere Disposition des Eises zum frühern Aufbruche, als einmündende kleine Ströme, oder quelligte, auch flache, sandige Ufer vorhanden sind. Oberhalb der Stopfung wird es selten möglich werden, die Aufeisung in beträchtlicher Entfernung fortzusetzen, nothwendig würde solches aber bis an die nächste offene Stromstelle geschehen müssen, wenn eine solche sich dort zufällig befinden, und nicht zu weit entfernt seyn sollte.

Eine sehr merkwürdige Aufeisung der Art wurde auf der Weser, unterhalb Bremen, bei Vegesack, im

Jahre

e) Die Wehre zu Hameln, (die merkwürdigsten und größten in Deutschland) wodurch der ganze Weserstrom gestauet wird, sind theils aus der angeführten Ursache, theils wegen ihrer vormahligen Bauart einige Mahle zerstört worden.

Jahre 1771 bewerkstelligt f). Das Eis war bei Thauwetter, theils durch die Würkungen des Windes und der Fluth von unten, theils durch die Anschwellung des Stroms von oben, in Gang gekommen, setzte sich aber am Eingange und am Ende einer Bucht an zwei etwa 500 Ruthen von einander entfernten Stellen, und stauete den Strom, weil beide Eisdämme, wegen des nach dem Thauwetter wieder einfallenden Frostwetters, eine bedeutende Festigkeit erhielten, dergestalt, daß verschiedene Deiche durch den Ueberlauf durchbrachen, und mehrern diese Gefahr bevorstand. Ungefähr in der Mitte zwischen beiden Eisdämmen, im Biegungswinkel der Bucht, wo der Lesum-Fluß einmündet, befand sich eine vom Eise freie Stelle, und 500 Ruthen unter dem untersten Damm war der Strom schon ganz offen. Nach diesen offenen Stellen des Stroms zu, und durch die beiden Eisdämme wurde in der Richtung des Fahrwassers mit 400 Menschen in 7 Tagen ein Canal von 120 Fuß Breite durchgeeiset, und beide Ströme dadurch glücklich zum Ausbruch gebracht.

Ueber die zweckmäßigste sonstige Manipulation dieser Arbeiten wird hiernächst noch etwas vorkommen.

Daß übrigens diese Operationen nur von einem erfahrnen Wasserbauverständigen geleitet werden dürfen, wird aus obigem hervorgehen.

Denen unter Nummer 4. beschriebenen Einwürkungen auf die Eisfahrten und Ueberschwemmungen ist zwar nicht unter allen Umständen entgegen zu arbeiten, aber sehr vieles wird doch auch dagegen durch eine richtige und zweckmäßige Behandlung dieser Gegenstände ausgerichtet werden können.

Die Durchstechung der Stromkrümmen, die Beengung übermäßig breiter Stromprofile in allen Distrikten der Strombahn, kurz die völlig kunstmäßige, und auf das Locale und die ganze hydrographische Beschaffenheit des Stroms gegründete Leitung desselben ist oft leichter gerathen als ausgeführt. Wenigstens an großen Strömen sind damit, wegen der einmahligen Lage der Bedeichungen und der Dörfer, wegen des dazu erforderlichen, oft großen Kostenaufwandes, wegen des Privat-Interesses dieses oder jenes Uferbesitzers, mit einem Worte, wegen der einmahligen ganzen Localität und der hergebrachten Verfassung des Strom- und Deichbauwesens, namenlose Hindernisse und Schwierigkeiten verbunden.

Unter

f) Sie ist von dem Director derselben, Ingenieur-Lieutenant Schilling, in einer kleinen, für jeden Hydrotekten, der mit Geschäften der Art zu thun hat, lesenswerthen Schrift, unter dem Titel: Nachricht von der unterhalb der Stadt Bremen, im Hornung 1771 erfolgten Verstopfung des Weserstroms ꝛc. Bremen bei Cramer, beschrieben worden.

selben beim Ueberstutze nicht mehr berühren kann. e)

Ich komme jetzt auf die Betrachtung der Mittel, wodurch die vorbeschriebenen Gefahren des Eisgangs und der Ueberschwemmungen am zweckmäßigsten abzuwenden seyn dürften.

Bei denen hievor unter den Nummern 1 und 3 angezeigten Einwürkungen auf den Eisgang, lassen sich, der Natur der Sache nach, keine Vorsichtsmaaßregeln anwenden. Nur bei den unter Nummer 2 zuletzt erwähnten, durch ein nach einem Thauwetter wieder einfallendes Frostwetter veranlaßten Eisstopfungen, wird dadurch oft zu helfen seyn, wenn solche Stopfungen so kurz wie möglich, vor dem ganz zuletzt wieder eintretendem Thauwetter, und wahrscheinlichem Ausbruche der Eisdecke durchgeeiset werden.

Dieses wird am würksamsten in der Richtung des Stromstriches vorgenommen werden können, doch darf solcher dann nicht in einer bedeutenden Bucht oder Serpentine an abbrüchigen Ufern oder Schaardeichen hergehen, weil diese dabei sehr grossen Gefahren ausgesetzt werden könnten, daher also auf diesen Fall eine andere möglichst unschädliche Richtung nach der Mitte des Strombettes hin zu wählen seyn wird. Die Breite des durchzueisenden Canals muß nach dem Gefälle und der sonstigen ganzen Capacität des Stroms, besonders nach der muthmaßlichen höchsten Anschwellung desselben beurtheilt werden; im Allgemeinen dürfte jedoch der 8te oder 10te Theil der Breite des gestopften Stromdistrikts (denn die übrigen Normalprofilweiten kommen dabei nicht in Betrachtung) hinreichenden Effekt leisten. Unterhalb der Stopfung wird diese Aufeisung in der nächsten offenen Stelle des Stroms ihren Anfang nehmen, ist solche aber zu weit entfernt, so ist da anzufangen, wo das Stromprofil sich erweitert, oder eine andere Disposition des Eises zum frühern Ausbruche, als einmündende kleine Ströme, oder quelligte, auch flache, sandige Ufer vorhanden sind. Oberhalb der Stopfung wird es selten möglich werden, die Aufeisung in beträchtlicher Entfernung fortzusetzen, nothwendig würde solches aber bis an die nächste offene Stromstelle geschehen müssen, wenn eine solche sich dort zufällig befinden, und nicht zu weit entfernt seyn sollte.

Eine sehr merkwürdige Aufeisung der Art wurde auf der Weser, unterhalb Bremen, bei Vegesack, im Jahre

e) Die Wehre zu Hameln, (die merkwürdigsten und größten in Deutschland) wodurch der ganze Weserstrom gestauet wird, sind theils aus der angeführten Ursache, theils wegen ihrer vormahligen Bauart einige Mahle zerstört worden.

Jahre 1771 bewerkstelligt. f) Das Eis war bei Thauwetter, theils durch die Würkungen des Windes und der Fluth von unten, theils durch die Anschwellung des Stroms von oben, in Gang gekommen, setzte sich aber am Eingange und am Ende einer Bucht an zwei etwa 500 Ruthen von einander entfernten Stellen, und stauete den Strom, weil beide Eisdämme, wegen des nach dem Thauwetter wieder einfallenden Frostwetters, eine bedeutende Festigkeit erhielten, dergestalt, daß verschiedene Deiche durch den Ueberlauf durchbrachen, und mehrern diese Gefahr bevorstand. Ungefähr in der Mitte zwischen beiden Eisdämmen, im Biegungswinkel der Bucht, wo der Lesum-Fluß einmündet, befand sich eine vom Eise freie Stelle, und 500 Ruthen unter dem untersten Damm war der Strom schon ganz offen. Nach diesen offenen Stellen des Stroms zu, und durch die beiden Eisdämme wurde in der Richtung des Fahrwassers mit 400 Menschen in 7 Tagen ein Canal von 120 Fuß Breite durchgeeiset, und beide Ströme dadurch glücklich zum Ausbruch gebracht.

Ueber die zweckmäßigste sonstige Manipulation dieser Arbeiten wird hiernächst noch etwas vorkommen. Daß übrigens diese Operationen nur von einem erfahrnen Wasserbauverständigen geleitet werden dürfen, wird aus obigem hervorgehen.

Denen unter Nummer 4. beschriebenen Einwürkungen auf die Eisfahrten und Ueberschwemmungen ist zwar nicht unter allen Umständen entgegen zu arbeiten, aber sehr vieles wird doch auch dagegen durch eine richtige und zweckmäßige Behandlung dieser Gegenstände ausgerichtet werden können.

Die Durchstechung der Stromkrümmen, die Beengung übermäßig breiter Stromprofile in allen Distrikten der Strombahn, kurz die völlig kunstmäßige, und auf das Locale und die ganze hydrographische Beschaffenheit des Stroms gegründete Leitung desselben ist oft leichter gerathen als ausgeführt. Wenigstens an großen Strömen sind damit, wegen der einmahligen Lage der Bedeichungen und der Dörfer, wegen des dazu erforderlichen, oft großen Kostenaufwandes, wegen des Privat-Interesses dieses oder jenes Uferbesitzers, mit einem Worte, wegen der einmahligen ganzen Localität und der hergebrachten Verfassung des Strom- und Deichbauwesens, namenlose Hindernisse und Schwierigkeiten verbunden.

Unter

f) Sie ist von dem Director derselben, Ingenieur-Lieutenant Schilling, in einer kleinen, für jeden Hydrotecten, der mit Geschäften der Art zu thun hat, lesenswerthen Schrift, unter dem Titel: Nachricht von der unterhalb der Stadt Bremen, im Hornung 1771 erfolgten Verstopfung des Weserstroms ꝛc. Bremen bei Cramer, beschrieben worden.

selben beim Ueberstutze nicht mehr berühren kann. e)

Ich komme jetzt auf die Betrachtung der Mittel, wodurch die vorbeschriebenen Gefahren des Eisganges und der Ueberschwemmungen am zweckmäßigsten abzuwenden seyn dürften.

Bei denen hievor unter den Nummern 1 und 3 angezeigten Einwürkungen auf den Eisgang, lassen sich, der Natur der Sache nach, keine Vorschromaaßregeln anwenden. Nur bei den unter Nummer 2 zuletzt erwähnten, durch ein nach einem Thauwetter wieder einfallendes Frostwetter veranlaßten Eisstopfungen, wird dadurch oft zu helfen seyn, wenn solche Stopfungen so kurz wie möglich, vor dem ganz zuletzt wieder eintretendem Thauwetter, und wahrscheinlichem Ausbruche der Eisdecke durchgeeiset werden.

Dieses wird am würksamsten in der Richtung des Stromstriches vorgenommen werden können, doch darf solcher dann nicht in einer bedeutenden Bucht oder Serpentine an abbrüchigen Ufern, oder Schaardeichen hergehen, weil diese dabei sehr grossen Gefahren ausgesetzt werden könnten, daher also auf diesen Fall eine andere möglichst unschädliche Richtung nach der Mitte des Strombettes hin zu wählen seyn wird. Die Breite des durchzueisenden Canals muß nach dem Gefälle und der sonstigen ganzen Capacität des Stroms, besonders nach der muthmaßlichen höchsten Anschwellung desselben beurtheilt werden; im Allgemeinen dürfte jedoch der 8te oder 10te Theil der Breite des gestopften Stromdistrikts (denn die übrigen Normalprofilweiten kommen dabei nicht in Betrachtung) hinreichenden Effekt leisten. Unterhalb der Stopfung wird diese Aufeisung in der nächsten offenen Stelle des Stroms ihren Anfang nehmen, ist solche aber zu weit entfernt, so ist da anzufangen, wo das Stromprofil sich erweitert, oder eine andere Disposition des Eises zum frühern Ausbruche, als einmündende kleine Ströme, oder quelligte, auch flache sandige Ufer vorhanden sind. Oberhalb der Stopfung wird es selten möglich werden, die Aufeisung in beträchtlicher Entfernung fortzusetzen, nothwendig würde solches aber bis an die nächste offene Stromstelle geschehen müssen, wenn eine solche sich dort zufällig befinden, und nicht zu weit entfernt seyn sollte.

Eine sehr merkwürdige Aufeisung der Art wurde auf der Weser, unterhalb Bremen, bei Vegesack, im Jahre

e) Die Wehre zu Hameln, (die merkwürdigsten und größten in Deutschland) wodurch der ganze Weserstrom gestauet wird, sind theils aus der angeführten Ursache, theils wegen ihrer vormahligen Bauart einige Mahle zerstört worden.

Jahre 1771 bewerkstelligt. f) Das Eis war bei Thauwetter, theils durch die Würkungen des Windes und der Fluth von unten, theils durch die Anschwellung des Stroms von oben, in Gang gekommen, setzte sich aber am Eingange und am Ende einer Bucht an zwei etwa 500 Ruthen von einander entfernten Stellen, und stauete den Strom, weil beide Eisdämme, wegen des nach dem Thauwetter wieder einfallenden Frostwetters, eine bedeutende Festigkeit erhielten, dergestalt, daß verschiedene Deiche durch den Ueberlauf durchbrachen, und mehrern diese Gefahr bevorstand. Ungefähr in der Mitte zwischen beiden Eisdämmen, im Biegungswinkel der Bucht, wo der Lesum-Fluß einmündet, befand sich eine vom Eise freie Stelle, und 500 Ruthen unter dem untersten Damm war der Strom schon ganz offen. Nach diesen offenen Stellen des Stroms zu, und durch die beiden Eisdämme wurde in der Richtung des Fahrwassers mit 400 Menschen in 7 Tagen ein Canal von 120 Fuß Breite durchgeeiset, und beide Ströme dadurch glücklich zum Ausbruch gebracht.

Ueber die zweckmäßigste sonstige Manipulation dieser Arbeiten wird hiernächst noch etwas vorkommen. Daß übrigens diese Operationen nur von einem erfahrnen Wasserbauverständigen geleitet werden dürfen, wird aus obigem hervorgehen.

Denen unter Nummer 4. beschriebenen Einwürkungen auf die Eisfahrten und Ueberschwemmungen ist zwar nicht unter allen Umständen entgegen zu arbeiten, aber sehr vieles wird doch auch dagegen durch eine richtige und zweckmäßige Behandlung dieser Gegenstände ausgerichtet werden können.

Die Durchstechung der Stromkrümmen, die Beengung übermäßig breiter Stromprofile in allen Distrikten der Strombahn, kurz die völlig kunstmäßige, und auf das Locale und die ganze hydrographische Beschaffenheit des Stroms gegründete Leitung desselben ist oft leichter gerathen als ausgeführt. Wenigstens an großen Strömen sind damit, wegen der einmahligen Lage der Bedeichungen und der Dörfer, wegen des dazu erforderlichen, oft großen Kostenaufwandes, wegen des Privat-Interesses dieses oder jenes Uferbesitzers, mit einem Worte, wegen der einmahligen ganzen Localität und der hergebrachten Verfassung des Strom- und Deichbauwesens, namenlose Hindernisse und Schwierigkeiten verbunden.

Unter

f) Sie ist von dem Director derselben, Ingenieur-Lieutenant Schilling, in einer kleinen, für jeden Hydrotekten, der mit Geschäften der Art zu thun hat, lesenswerthen Schrift, unter dem Titel: Nachricht von der unterhalb der Stadt Bremen, im Hornung 1771 erfolgten Verstopfung des Weserstroms ꝛc. Bremen bei Cramer, beschrieben worden.

selben beim Ueberstutzen nicht mehr berühren kann. e)

Ich komme jetzt auf die Betrachtung der Mittel, wodurch die vorbeschriebenen Gefahren des Eisgangs und der Ueberschwemmungen am zweckmäßigsten abzuwenden seyn dürften.

Bei denen hievor unter den Nummern 1 und 3 angezeigten Einwürkungen auf den Eisgang, lassen sich, der Natur der Sache nach, keine Vorsichtsmaaßregeln anwenden. Nur bei den unter Nummer 2 zuletzt erwähnten, durch ein nach einem Thauwetter wieder einfallendes Frostwetter veranlaßten Eisstopfungen, wird dadurch oft zu helfen seyn, wenn solche Stopfungen so kurz wie möglich, vor dem ganz zuletzt wieder eintretendem Thauwetter, und wahrscheinlichem Ausbruche der Eisdecke durchgeeiset werden.

Dieses wird am würksamsten in der Richtung des Stromstriches vorgenommen werden können, doch darf solcher dann nicht in einer bedeutenden Bucht oder Serpentine an abbrüchigen Ufern, oder Schaardeichen hergehen, weil diese dabei sehr grossen Gefahren ausgesetzt werden könnten, daher also auf diesen Fall eine andere möglichst unschädliche Richtung nach der Mitte des Strombettes hin zu wählen seyn wird. Die Breite des durchzueisenden Canals muß nach dem Gefälle und der sonstigen ganzen Capacität des Stroms, besonders nach der muthmaßlichen höchsten Anschwellung desselben beurtheilt werden; im Allgemeinen dürfte jedoch der 8te oder 10te Theil der Breite des gestopften Stromdistrikts (denn die übrigen Normalprofilweiten kommen dabei nicht in Betrachtung) hinreichenden Effekt leisten. Unterhalb der Stopfung wird diese Aufeisung in der nächsten offenen Stelle des Stroms ihren Anfang nehmen, ist solche aber zu weit entfernt, so ist da anzufangen, wo das Stromprofil sich erweitert, oder eine andere Disposition des Eises zum frühern Ausbruche, als einmündende kleine Ströme, oder quelligte, auch flache sandige Ufer vorhanden sind. Oberhalb der Stopfung wird es selten möglich werden, die Aufeisung in beträchtlicher Entfernung fortzusetzen, nothwendig würde solches aber bis an die nächste offene Stromstelle geschehen müssen, wenn eine solche sich dort zufällig befinden, und nicht zu weit entfernt seyn sollte.

Eine sehr merkwürdige Aufeisung der Art wurde auf der Weser, unterhalb Bremen, bei Vegesack, im

Jahre

e) Die Wehre zu Hameln, (die merkwürdigsten und größten in Deutschland) wodurch der ganze Weserstrom gestauet wird, sind theils aus der angeführten Ursache, theils wegen ihrer vormahligen Bauart einige Mahle zerstört worden.

Jahre 1771 bewerkstelligt. f) Das Eis war bei Thauwetter, theils durch die Würkungen des Windes und der Fluth von unten, theils durch die Anschwellung des Stroms von oben, in Gang gekommen, setzte sich aber am Eingange und am Ende einer Bucht an zwei etwa 500 Ruthen von einander entfernten Stellen, und stauete den Strom, weil beide Eisdämme, wegen des nach dem Thauwetter wieder einfallenden Frostwetters, eine bedeutende Festigkeit erhielten, dergestalt, daß verschiedene Deiche durch den Ueberlauf durchbrachen, und mehrern diese Gefahr bevorstand. Ungefähr in der Mitte zwischen beiden Eisdämmen, im Biegungswinkel der Bucht, wo der Lesum-Fluß einmündet, befand sich eine vom Eise freie Stelle, und 500 Ruthen unter dem untersten Damm war der Strom schon ganz offen. Nach diesen offenen Stellen des Stroms zu, und durch die beiden Eisdämme wurde in der Richtung des Fahrwassers mit 400 Menschen in 7 Tagen ein Canal von 120 Fuß Breite durchgeeiset, und beide Ströme dadurch glücklich zum Ausbruch gebracht.

Ueber die zweckmäßigste sonstige Manipulation dieser Arbeiten wird hiernächst noch etwas vorkommen.

Daß übrigens diese Operationen nur von einem erfahrnen Wasserbauverständigen geleitet werden dürfen, wird aus obigem hervorgehen.

Denen unter Nummer 4. beschriebenen Einwürkungen auf die Eisfahrten und Ueberschwemmungen ist zwar nicht unter allen Umständen entgegen zu arbeiten, aber sehr vieles wird doch auch dagegen durch eine richtige und zweckmäßige Behandlung dieser Gegenstände ausgerichtet werden können.

Die Durchstechung der Stromkrümmen, die Beengung übermäßig breiter Stromprofile in allen Distrikten der Strombahn, kurz die völlig kunstmäßige, und auf das Locale und die ganze hydrographische Beschaffenheit des Stroms gegründete Leitung desselben ist oft leichter gerathen als ausgeführt. Wenigstens an großen Strömen sind damit, wegen der einmahligen Lage der Bedeichungen und der Dörfer, wegen des dazu erforderlichen, oft großen Kostenaufwandes, wegen des Privat-Interesses dieses oder jenes Uferbesitzers, mit einem Worte, wegen der einmahligen ganzen Localität und der hergebrachten Verfassung des Strom- und Deichbauwesens, namenlose Hindernisse und Schwierigkeiten verbunden.

Unter

f) Sie ist von dem Director derselben, Ingenieur-Lieutenant Schilling, in einer kleinen, für jeden Hydrotecten, der mit Geschäften der Art zu thun hat, lesenswerthen Schrift, unter dem Titel: Nachricht von der unterhalb der Stadt Bremen, im Hornung 1771 erfolgten Verstopfung des Weserstroms ꝛc. Bremen bei Cramer, beschrieben worden.

selben beim Ueberstutzen nicht mehr berühren kann. e)

Ich komme jetzt auf die Betrachtung der Mittel, wodurch die vorbeschriebenen Gefahren des Eisganges und der Ueberschwemmungen am zweckmäßigsten abzuwenden seyn dürften.

Bei denen hievor unter den Nummern 1 und 3 angezeigten Einwürkungen auf den Eisgang, lassen sich, der Natur der Sache nach, keine Vorsichtsmaaßregeln anwenden. Nur bei den unter Nummer 2 zuletzt erwähnten, durch ein nach einem Thauwetter wieder einfallendes Frostwetter veranlaßten Eisstopfungen, wird dadurch oft zu helfen seyn, wenn solche Stopfungen so kurz wie möglich, vor dem ganz zuletzt wieder eintretendem Thauwetter, und wahrscheinlichem Ausbruche der Eisdecke durcheiset werden.

Dieses wird am würksamsten in der Richtung des Stromstriches vorgenommen werden können, doch darf solcher dann nicht in einer bedeutenden Bucht oder Serpentine an abbrüchigen Ufern, oder Schaardeichen hergehen, weil diese dabei sehr grossen Gefahren ausgesetzt werden könnten, daher also auf diesen Fall eine andere möglichst unschädliche Richtung nach der Mitte des Strombettes hin zu wählen seyn wird. Die Breite des durchzueisenden Canals muß nach dem Gefälle und der sonstigen ganzen Capacität des Stroms, besonders nach der muthmaßlichen höchsten Anschwellung desselben beurtheilt werden; im Allgemeinen dürfte jedoch der 8te oder 10te Theil der Breite des gestopften Stromdistrikts (denn die übrigen Normalprofilweiten kommen dabei nicht in Betrachtung) hinreichenden Effekt leisten. Unterhalb der Stopfung wird diese Aufeisung in der nächsten offenen Stelle des Stroms ihren Anfang nehmen, ist solche aber zu weit entfernt, so ist da anzufangen, wo das Stromprofil sich erweitert, oder eine andere Disposition des Eises zum frühern Ausbruche, als einmündende kleine Ströme, oder quelligte, auch flache sandige Ufer vorhanden sind. Oberhalb der Stopfung wird es selten möglich werden, die Aufeisung in beträchtlicher Entfernung fortzusetzen, nothwendig würde solches aber bis an die nächste offene Stromstelle geschehen müssen, wenn eine solche sich dort zufällig befinden, und nicht zu weit entfernt seyn sollte.

Eine sehr merkwürdige Aufeisung der Art wurde auf der Weser, unterhalb Bremen, bei Vegesack, im Jahre

e) Die Wehre zu Hameln, (die merkwürdigsten und größten in Deutschland) wodurch der ganze Weserstrom gestauet wird, sind theils aus der angeführten Ursache, theils wegen ihrer vormahligen Bauart einige Mahle zerstört worden.

Jahre 1771 bewerkstelligt. f) Das Eis war bei Thauwetter, theils durch die Würkungen des Windes und der Fluth von unten, theils durch die Anschwellung des Stroms von oben, in Gang gekommen, setzte sich aber am Eingange und am Ende einer Bucht an zwei etwa 500 Ruthen von einander entfernten Stellen, und stauete den Strom, weil beide Eisdämme, wegen des nach dem Thauwetter wieder einfallenden Frostwetters, eine bedeutende Festigkeit erhielten, dergestalt, daß verschiedene Deiche durch den Ueberlauf durchbrachen, und mehrern diese Gefahr bevorstand. Ungefähr in der Mitte zwischen beiden Eisdämmen, im Biegungswinkel der Bucht, wo der Lesum-Fluß einmündet, befand sich eine vom Eise freie Stelle, und 500 Ruthen unter dem untersten Damm war der Strom schon ganz offen. Nach diesen offenen Stellen des Stroms zu, und durch die beiden Eisdämme wurde in der Richtung des Fahrwassers mit 400 Menschen in 7 Tagen ein Canal von 120 Fuß Breite durchgeeiset, und beide Ströme dadurch glücklich zum Ausbruch gebracht.

Ueber die zweckmäßigste sonstige Manipulation dieser Arbeiten wird hiernächst noch etwas vorkommen. Daß übrigens diese Operationen nur von einem erfahrenen Wasserbauverständigen geleitet werden dürfen, wird aus obigem hervorgehen.

Denen unter Nummer 4. beschriebenen Einwürkungen auf die Eisfahrten und Ueberschwemmungen ist zwar nicht unter allen Umständen entgegen zu arbeiten, aber sehr vieles wird doch auch dagegen durch eine richtige und zweckmäßige Behandlung dieser Gegenstände ausgerichtet werden können.

Die Durchstechung der Stromkrümmen, die Beengung übermäßig breiter Stromprofile in allen Distrikten der Strombahn, kurz die völlig kunstmäßige, und auf das Locale und die ganze hydrographische Beschaffenheit des Stroms gegründete Leitung desselben ist oft leichter gerathen als ausgeführt. Wenigstens an großen Strömen sind damit, wegen der einmahligen Lage der Bedeichungen und der Dörfer, wegen des dazu erforderlichen, oft großen Kostenaufwandes, wegen des Privat-Interesses dieses oder jenes Uferbesitzers, mit einem Worte, wegen der einmahligen ganzen Localität und der hergebrachten Verfassung des Strom- und Deichbauwesens, namenlose Hindernisse und Schwierigkeiten verbunden.

Unter

f) Sie ist von dem Director derselben, Ingenieur-Lieutenant Schilling, in einer kleinen, für jeden Hydrotecten, der mit Geschäften der Art zu thun hat, lesenswerthen Schrift, unter dem Titel: Nachricht von der unterhalb der Stadt Bremen, im Hornung 1771 erfolgten Verstopfung des Weserstroms ꝛc. Bremen bei Cramer, beschrieben worden.

Unter solchen Umständen muß also der Strombaumeister alle Vorschläge, die er zur partiellen Verbesserung solcher Stromdistrikte einzubringen hat, immer nur einem Hauptverbesserungs-Plane möglichst anzupassen suchen, worauf in entfernteren Zeiten noch weiter fortgebauet werden kann. Freilich muß davon die Möglichkeit zu Zeiten bezweifelt werden, da die Meinungen der Hydrotecten über einen und denselben Gegenstand oft so widersprechend sind, und die meisten Ströme eine Musterkarte von allen Bausystemen darstellen. Aus dieser dürfte sich aber das paßlichste System immer ableiten lassen, und nur ein darauf gegründeter, und nach allen Localitäten des ganzen Stromdistrikts modificirter Plan, müßte und würde in folgenden Zeiten den hohen Landesbehörden die Beurtheilung aller vorkommenden Verbesserungs-Vorschläge sehr erleichtern, und überhaupt zu großen Ersparungen führen.

Vor der Hand wird es aber in bedeichten Gegenden schon vielen Nutzen stiften, und vielleicht die üblen Folgen der Eisstopfungen ganz hindern können, wenn die Deiche dem Punkte der Wasserhöhe gleich hoch gebracht werden, bei welchem der Durchbruch der gestopften Eismassen wohl ehemals erfolgt ist. Und erlauben es dann die Localumstände, diese Erhöhung noch 1 bis 2 Fuß zu vermehren, so entsteht die größte Wahrscheinlichkeit, daß die stärksten Stopfungen in solchen Stromdistrikten zu sprengen sind, ehe das Wasser über die Deiche stürzt, und, wie in den meisten Fällen, ihren Durchbruch veranlaßt. Man sollte glauben, die allgemeine Noth bei solchen Eisstopfungen müßte auf dieses Mittel von selbst leiten, allein dies ist nicht immer der Fall, denn nicht selten hat man in einer und derselben Gegend sich bei einer Stopfung durch eine Notherhöhung der Deiche gerettet, und dennoch bleibt die regelmäßige Erhöhung, wenn die Gefahr vorüber ist, nach. Wie weit dies Mittel aber Anwendung finde, und für welche Gegenden Nutzen davon zu erwarten sey, werden nur Werkverständige zu bestimmen im Stande seyn, da auch jene Erhöhungen, weil dabei auf die übrigen Dimensionen der Deiche mit Rücksicht genommen werden muß, und wegen anderer Localitäten ihre Grenzen haben, und es daher räthlicher werden kann, die Deiche bis auf eine gewisse für den Ueberlauf möglichst unschädliche Höhe abzutragen, oder von denjenigen hieher mit gehörigen Hülfsmitteln, als Einlaßschleusen, Deichüberfälle u. s. w. welche weiterhin noch werden in Betrachtung gezogen werden, Gebrauch zu machen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Neues
Hannoversches Magazin.
35tes Stück.
Freitag, den 29ten April 1808.

Erfahrungen und praktische Bemerkungen über den Eisgang und die höchsten Anschwellungen der Ströme, und über die zweckmäßigsten Vorkehrungen derselben.

Von dem Oberdeichinspektor Dammert zu Banke, Amts Hitzacker.

(Fortsetzung.)

Gegen die Erhöhung des Strombettes an der Grenze des mittlern und untern Stromdistrikts giebt es kein wirksames Mittel. Solche scheint nämlich auf der ununterbrochen fortdaurenden Vergrößerung der Küsten am Ausfluß der Ströme, und auf der sonstigen Beengung der letztern durch die Alluvionen an den Inseln und Ufern zu beruhen, wodurch und durch die Verlähmung, welche die Fluth hier besonders bewirkt, zusammen genommen, das Gefälle, mithin die Geschwindigkeit des Stroms vermindert, und dem von oben zutreibenden Sande zum Niederlegen Veranlassung gegeben wird. Von jener Vergrößerung der Küsten und Beengung der Ströme kann man sich schon durch die äußerst bedeutenden Eindeichungen, welche an der Elbe, Weser und Waal, besonders aber am Ausflusse der Ems, am Dollart, seit den letzten Jahrhunderten vorgenommen worden sind, einen Begriff machen.

Sehr nützlich wird es aber seyn, den Fortgang solcher Erhöhungen der Strombette durch genaue Wassermesser zu erforschen, weil nach diesen Beobachtungen dereinst bei der Nachkommenschaft die wichtige Frage leichter entschieden werden kann, ob die Deiche in den hier bezielten Gegenden, sowohl wegen der dasigen östern Eisstopfungen, als auch wegen der bei jener Aufhöhung zunehmenden Hindernisse der Abwässerung ganz abgetragen werden müssen, auch in wie fern es für jetzt

schon nöthig seyn kann, die bisher noch willkührliche Stellung neuer Gebäude auf hinreichend hohe Wurthen, (Erderhöhungen) deren Mangel der sonst in manchen Gegenden heilsamen Abtragung der Deiche, gegenwärtig fast unüberwindliche Hindernisse entgegensetzt, von Strompoliceiwegen zu bestimmen.

Die Lage und Bauart der großen Brücken und Wehre hängt meistens von so vielen Localumständen ab, daß sich daran, besonders wenn sie einmal gebäuet sind, wenig oder nichts verändern läßt. Aber mit desto größerer Sorgfalt suche man bei etwanigen neuen Bauten die Aufklärungen, welche die Wasserbau-Wissenschaft in neuern Zeiten erhalten hat, zu nutzen, um nicht aus Unkunde die vielen Gefahren, die mit aller Vorsicht sich bei solchen und verschiedenen andern Wasserbauwerken oft nicht ganz abwenden lassen, noch zu vervielfältigen. So verringere man, so viel es sich noch immer thun läßt, die Mittelpfeiler, und gründe sie so tief, als es sich nur will zwingen lassen, denn sie kommen alsdann nicht so leicht in Gefahr, über den Haufen zu fallen, wenn der Strom bei einer Eisstopfung sich einen partiellen Zug verschafft, und den Grund auswühlt. Anfangs vermehrt dies zwar die Baukosten sehr, allein wozu dient eine Ersparung darunter, wenn deshalb Pfeiler und Brücken, wie mir verschiedene Fälle bekannt sind, wenige Jahre nach ihrer Erbauung, beim ersten besten ausserordentlichen Wasserstande und Eisgange wieder einstürzen. Beim Alten es zu lassen, verdienet freilich in vielen Fällen sehr empfohlen zu werden, besonders wenn es die Erfahrung bewährt; aber die unbedingte Annahme dieses Grundsatzes ist, wie überhaupt, so unstreitig auch hier eben so schädlich, als die unbedingte Verwerfung desselben, besonders für die Staatskassen; der Baumeister kann sich aber freilich bei jener am besten für alle Verantwortung decken.

Uebrigens habe ich hier noch die Bauart der Brücke zu Dessau für solche Gegenden zu empfehlen, wo starkes Tannenholz gegen Eichen in verhältnißmäßig geringen Preisen stehet. Die Brückenfächer sind 58 bis 60 Fuß weit, und diese bedeutende Weite ist nur mit tannenen Hauptträgern verbunden, und mit einem flachen Sprengwerke überbauet. Sollte die Erfahrung auch ergeben, daß die Balken in solchen Längen sich durchziehen, so wird diese Bauart doch immer an Brücken der mittlern Ströme, wo eine solche Oeffnung der Fächer nicht erforderlich ist, Nachahmung verdienen.

Vor dem Ausbruche des Eises sind, ausser den Eisoperationen, die vorhin, in Bezug auf die Lösung der unter Nummer 2. mit berührten Eisstopfungen, bereits bemerkt sind, auch alle Eisbahnen und sonstige künstliche Eisverstärkungen früh genug zu vernichten, womit sonst die Fährpächter, zur längern Erhaltung der Passage, gern bis auf den letzten Moment des Eisauf-

aufbruchs warten mögen. Es kann auch oft in Gegenden, wo sich mehrere Stromarme befinden, von Nutzen seyn, wenn derjenige Arm, durch welchen man den Eisgang am sichersten zu leiten denkt, so kurz, wie möglich, vor dem Ausbruche aufgeeiset wird. — Localumstände werden über die Wahl dieses Arms leicht entscheiden, und ein Werkverständiger wird hiernach auch bald beurtheilen, ob, unter übrigens gleich guten Richtungen der verschiedenen Arme auf den obern Stromstrich, der schmale und tiefe Arm dem breiteren und seichteren vorgezogen werden muß. Die Würkungen davon sind, wie schon vorhin in der Note bemerkt ist, ausserordentlich, besonders wenn man Mittel gefunden hat, einen Theil der aufgeeiseten Decke unter die in dem nicht aufgeeiseten Arme zu schieben.

Das Aufeisen selbst wird, nach einigen von mir selbst angestellten, auch sonst bekannten Versuchen, durch das Sprengen der Eisdecke mit Pulver, auf dem kürzesten und natürlichsten Wege, auch am wohlfeilsten durch Aufhauen und Sägen bewerkstelliget werden können.

Von 12 bis 15 Zoll dicken blanken Eise können in einer Stunde mit der Eisaxt etwa 30 Fuß, mit der Eissäge durch 2 Mann 120 Fuß gelöset werden. Der Gebrauch der letztern, der hiernach beiläufig nur halb so kostbar, wird also da, wo solcher der Beschaffenheit des Eises und der Localität nach zulässig ist, vorzuziehen seyn. Es fördert das Sägen, wenn in der Schnittlinie zuvor eine etwa 4 Zoll tiefe Rille aufgehauen wird. Auf Veranlassung des Kronprinzen von Dännemark a) sind bei Copenhagen verschiedene Versuche gemacht, das Eis durch geladene Bomben und Fladderminen zu sprengen. Ein Kasten von 2075 Zoll Cub. Inhalt, mit 7¼ Pfund Pulver angefüllt, und unmittelbar unter das Eis gebracht, warf das Eis bis auf 50 Fuß in die Höhe, das ausgesprengte Loch war aber nur 11 Fuß im Durchmesser. Eine Tonne mit 20 Pfund Pulver angefüllt, sprengte auf ähnliche Art, in 10 Zoll dickem Eise, ein Loch von 27 Fuß im Durchmesser. 50pfündige, 100pfündige und 150pfündige Bomben sprangen bei 8füßiger Wassertiefe unmittelbar unter 15 Zoll dickem Eise, und warfen, nach Bezug auf diese Sorten, Oeffnungen von 13, 18, auch 22, und von 25 bis 26 Fuß im Durchmesser aus. Da diese Operationen, nach Verhältniß ihres Effekts, mäßig angeschlagen, 30mahl höher als die erstbemerkte Aussägung zu stehen kommt, so wird davon wenig Gebrauch zu machen seyn. Noch weniger Anwendung

a) Neues militairisches Magazin, 5s Heft.

dung aber würden die vom Dr. Rössig b) angerathene chemische Zersezzung des Eises durch ungelöschten Kalk, Eisenfeile, Schwefel u. s. w finden. In Schweden c) soll man die Stromarme, deren Eisausbruch man zuerst befördern will, mit Sand und Asche befahren. Ersteres habe ich einigemahl versucht, jedoch ohne Effekt, weil der Sand, in der Regel, beim trocknen Froste, aufgefahren werden muß, und dann zu leicht auseinander wehet. Unter paßlichen Localitäten mag davon aber immer Gebrauch zu machen stehen, weil der Sand die Sonnenstrahlen aufnimmt, und daher das Eis unter demselben sich verdünnen muß. — Von dem Eispfluge, einem durch 2 Pferde zu bewegenden Instrumente, wie ein Pflugbalken gestaltet, und mit stählernen Spitzen versehen, die 3 bis 4 Zoll von einander stehen, und von vorne nach hinten etwas länger werden, ist nur bei ebenem Eise Gebrauch zu machen. In Rußland soll man sich einer Eisbruchmaschine bedienen d), die sehr bedeutenden Effekt haben soll; indeß ist es schon zu erachten, daß selbiger nur bei gewissen Localitäten anzuwenden seyn dürfte.

Uebrigens ist es bei allen jenen Operationen zu empfehlen, daß mehrere kleine Kähne mit auf das Eis gezogen werden, um bei etwaigem plötzlichen Aufbruch der Eisdecke die Gefahren für die Arbeiter zu vermindern. Daß das Aufeisen von unten nach oben vorgenommen werden müsse, bedarf wohl nur beiläufig bemerkt zu werden, und eben so, daß die aufgeeiseten Stücke, welche nicht untergeschoben werden können, in solche kleine Theile geschnitten werden müssen, daß sie durch die geringsten Breiten des aufgeeiseten Arms treiben können.

Bei den Brücken an großen Strömen läßt sich während des Eisgangs nichts ausrichten. Vorher sollte indeß, besonders bei hölzernen Jochbrücken, die Aufeisung der Joche und Eisbrecher nie versäumet werden, vor allen, wenn das Eis sehr stark, und durch ein, während der Bedeckung des Stroms, bei angehaltenem Froste, entstandenes Wachswasser aus mehreren übereinander liegenden Eisboden gebildet ist, weil durch die Vernachläßigung dieser Vorsichtsmaßregeln, besonders wenn die Joche nicht ganz umher mit Bohlen bekleidet sind, die Hebung der Eisdecke, zum Nachtheil der Brücke selbst, behindert, und eine Stopfung des Eises unter derselben dadurch veranlaßt werden kann. Zur Verhinderung dieser Stopfung wird es

b) In dessen Wasserpolizei rc.

c) Schwedische Abhandlungen rc. 33ster Band.

d) Hamburger Correspondent 1788. Nr. 187.

es auch sehr nützlich seyn, die Eisdecke oberhalb den Brücken, so weit wie immer möglich, auch unterwärts auf eine Strecke zu lösen, indem grade der erste Anruck der ungetrennten Eisdecke diesen Werken oft am schädlichsten werden kann. Im Eisgange und bei einer eintretenden Stopfung möchte auch zu Zeiten einige, wiewohl sehr schwache Hülfe dadurch zu geben seyn, wenn die ersten Eisschollen, so viel möglich, durch lange Eishaken geleitet und untergeschoben würden; noch nützlicher können aber dabei einige auf der Brücke zum Zerstoßen der Schollen aufgestellte Rammen werden, wenigstens wird davon mehr als von dem jetzt immer ohne Erfolg angewandten Zerschießen des aufgethürmten Eises, (wie schon aus verschiedenen in den hiesigen Landen mißglückten Versuchen der Art, auch aus dem gänzlich fehlgeschlagenen Effekt dieses Mittels bei der Elbfluth, im Jahre 1784. e) abzunehmen stehet,) zu erwarten seyn, weil das Eis beim Ausbruche schon seine Sprödigkeit verlohren hat, und die Kugeln keine ihren Durchmesser viel übersteigende Oeffnung schaffen können, auch das Locale selbst der Anwendbarkeit dieser Operation und ihrer Verstärkung oft entgegen stehen kann.

Alle Faschinen-Stromwerke leiden, wie vorhin an seinem Orte schon im Vorbeigehen bemerkt ist, am meisten dadurch, wenn der Strom bei starkem Froste anschwillt, weil sie alsdann mit der Eisdecke in die Höhe gezogen werden. Dagegen würde also gewiß eine Aufeisung von vielem Nutzen, und sehr zu empfehlen seyn; wenn aber ein Strom viele Werke der Art hat, so dürfte diese Aufeisung, in Hinsicht des großen dazu erforderlichen Kostenaufwandes, oft nicht wohl möglich seyn. Bei Hauptwerken sollte sie indessen nie versäumet werden; jedoch ist diese Operation, wenn die Eisdecke späterhin, erst im Frühjahre gehoben wird, unnöthig, weil die Buschspitzen alsdann meistens schon vom Eise getrennt sind.

Die Deiche an großen Strömen leiden von dem Eisgange gerade in dem Momente am meisten, wenn die Eisdecke sich noch nicht gebrochen hat, und erst ins Rücken kommt. Dies kann oft mehrere Tage anhalten, und wenn der Spiegel der Ströme, wie es nach den angeführten Umständen oft der Fall ist, schon die Hälfte der Höhe erreicht hat, und diese nicht eine so flache Dossirung haben, daß sich die Schollen daran hinaufschieben können, so hat dieses nicht selten die Folge, daß der Deich in der halben Breite und darüber mit fortgenommen wird. Die Stellen, wo man diese Beschädigung, we-

e) S. die mehrangezogene Geschichte der großen Wässerfluthen des Elbstroms rc.

wegen der Direction des Stromstrichs auf die Deiche, am meisten zu befürchten hat, sollten daher immer durch eine Stein-Dossirung, die den sichersten Schutz darunter giebt, bedeckt seyn; findet dieses aber, wegen der Kostbarkeit dieser Anlage, vielleicht zu viele Hindernisse, so darf die in vielen Gegenden auch übliche Belegung der Dossirung mit Eisbrechern nicht versäumt werden; oder man kann, statt derselben, auch eine Berauhwehrung, (Buschbedeckung) wählen.

Die Steindossirungen müssen mit einer 9 Zoll dicken Unterlage von grobem Grande versehen seyn, damit die Ratten und Mäuse ihre Röhren dadurch nicht so leicht fortsetzen können, weil die Auffindung derselben, besonders vor solchen Deichen, bei hohem Wasser sehr mißlich wird. — Die Eisbrecher bestehen aus Hölzern, die wenigstens 5 Zoll im Durchmesser halten müssen. Sie werden in paralleler Entfernung, etwa 6 Fuß von einander, auf die Dossirung gelegt, und am untern und obern Ende mit einigen kreuzweise darüber geschlagenen Pfählen, oder auf einen gezapften Pfahl befestigt, auch, besonders bei steilen Deichen, noch mit einer Buschunterlage versehen. Diese Eisbrecher verschieben sich indeß leicht, und eine Berauhwehrung verdient deshalb da, wo die Deiche nur nicht eine gar zu steile Dossirung haben, den Vorzug, und da ihre Construktion nicht allgemein bekannt, so wird eine kurze, für jeden kundigen Faschinenarbeiter hinreichende Beschreibung derselben, hier nicht überflüssig seyn.

Auf eine etwa ¼ Fuß Dicke, in der natürlichen Länge des Busches mit der Directionslinie des Stroms an der Deichdossirung verbreitete Buschauslage wird queer über, in der Mitte, eine Faschine oder Wurst geschlagen, und über diese eine zweite eben so dünne Lage wieder so gelegt, daß die Spitzen des Busches ungefähr 3 Fuß über die bemerkte Wurst reichen. Diese zweite Lage wird, wie die erste, in der Mitte mit einer Wurst befestiget, und damit ist stromaufwärts, so lang die Berauhwehrung seyn soll, fortzufahren. Alle Faschinen oder Würste sind bei dieser Construction, durch die überliegenden Buschspitzen, bedeckt, und können deshalb, wie es bei den sonst üblichen Bedeckungen der Art immer der entgegengesetzte Fall ist, vom Eise nicht abgestoßen werden.

Um den plötzlichen Aufstau des Wassers bei einer eingetretenen Stopfung möglichst unschädlich zu machen, ist vorzüglich die Verdoppelung derjenigen Vorsichtsmaaßregeln, welche in Deichgegenden bei hohem Wasser gewöhnlich genommen werden, zu empfehlen. Den Deichwachen sind also, vor allen bei Nacht, nicht zu lange Districte zur Begehung zu geben, besonders wenn in einigen Jahren kein hohes Wasser gewesen ist. Die Maulwürfe, Ratten und Mäuse

haben

haben sich dann in dem Deiche mehr angesiedelt, und die Versperrung des Durchzuges des Wassers durch ihre Röhrengänge erfordert also, zumahl bei dem oft sehr schnellen Anwachse des Stroms, eine größere Aufmerksamkeit, deren Vernachlässigung nur gar zu leicht einen Deichbruch zur Folge haben kann.

An der Oberelbe nehmen die Deichdefensionsarbeiten ihren Anfang, wenn das Wasser an den Deichfuß tritt. Die Deichwachen sind in den am Deiche belegenen Dörfern oder in irgends dazu gebauete Häuser, unter Aufsicht eines Deichunterbedienten gestellt, der dafür verantwortlich ist, daß die ihm übergebenen Distrikte, bei Tage und Nacht, fortdaurend begangen werden.

Auf alle mögliche Art muß der Ueberlauf der Deiche verhütet werden, da immer noch einige Wahrscheinlichkeit vorhanden bleibt, daß dadurch auch die stärkste Stopfung gesprengt werden kann. Nach dem Gefälle des Stroms und den sonst zu Gebote stehenden Hülfsmitteln an Menschen, Gespann, Erde, Brettern, Mistpfählen u. dgl. ist die Höhe zu ermäßigen, welche man der Ausdeichung vor der Stopfung geben kann, und bis zu der Entfernung, wo das Niveau dieser Höhe rückwärts in den Deich schneidet, was sich ungefähr ermäßigen läßt, sind also sofort jene Hülfsmittel, nach Maaßgabe der darnach abnehmenden Erhöhung der Ausdeichung, so zu vertheilen, daß diese, wo irgend möglich, zu gleicher Zeit auf dieser ganzen Länge zu Stande kömmt, besonders ist solches alsdann nöthig, wenn der Frost in den Deichen sich schon größtentheils verlohren hat, oder wenn selbige aus leichter Erde oder Sande bestehen, indem dabei schon ein sehr geringer Ueberlauf einen Deichbruch veranlassen kann.

Oft ist es des Locals, oft auch der Witterung, besonders des noch in der Erde befindlichen Frostes wegen nicht möglich, die zu dieser Operation erforderliche Erde oder den, in Ermangelung derselben, zu nehmenden Sand, anzuschaffen, oft auch kann der Gang und der Gebrauch der Gespanne, wegen der weichen Beschaffenheit der Deiche, bedenklich werden, und dann bleibt die Ausdeichung durch Bretter, mit hintergelegtem Mist und Erde, oder mit Steinen nothdürftig beschweret, allein übrig. Deshalb, und weil diese Ausdeichung überhaupt am leichtesten und geschwindesten zu Stande gebracht werden kann, sollten also in allen Deichdistrikten, wo solche Ereignisse zu befürchten sind, von den Interessenten immer die nothdürftigsten Bretter bereit gehalten werden.

Uebrigens ist zur persönlichen Sicherheit solcher Stromanwohner denen, bei einem etwaigen Deichbruche, alle Communication ganz abgeschnitten werden kann, sehr zu empfehlen, daß sie alle beim Dorfe vorhan-

handene kleine Schiffe und Fahrzeuge vor dem Eisausbruche aufeisen, und an die Häuser bringen, und sich vor allen hier mit einer hinreichenden Menge der vorbemerkten Materialien versehen, um wenigstens daselbst den Ueberlauf der Deiche zu verhüten, indem die Deichbrüche hier immer am fürchterlichsten sind. Die nachtheiligen Folgen, welche aus der Versäumniß jener Vorsichtsmaßregeln entstehen können, sah ich im Frühjahre 1784, bei einem Deichbruche, welcher durch eine Eisstopfung an der Weser, unterhalb den Dörfern Mittelbühren und Nedderbühren, verursacht wurde, und wodurch in letzterm durch den über die Deiche stürzenden Strom mehrere Häuser in so kurzer Zeit unterwühlt, und bis an das Dach in den Erdboden versenkt wurden, daß die Einwohner nur mit genauer Noth ihr Leben retteten.

Die Ueberschwemmungen nach dem Aufbruche und gänzlichem Abzuge des Stromeises, wovon ich jetzt noch die wesentlichsten Umstände zu betrachten habe, stehen mit dem Eisausbruche nur in so weit in Verbindung, als sie als die nächste und unmittelbare Folge der Verzögerung desselben, und der damit oft begleiteten Eisstopfungen anzusehen sind. Es erhellet dieses schon aus den vorhin an ihrem Orte betrachteten Ursachen und Folgen des Eisausbruchs in den unteren, mittleren und oberen Stromdistrikten, und zeigt sich auch augenscheinlich dadurch, daß der, nach einer durchgebrochenen Eisstopfung, oft eintretende starke und plötzliche Fall des Spiegels sich so weit nur hinauf erstreckt, als die Stauung vor der Stopfung, nach Maaßgabe des vorhandenen Gefälles des Stroms, hinaufwärts hat erfolgen können, weshalb diese Anschwellungen gewöhnlich auch nur von kurzer Dauer sind.

Anhaltender aber sind die Anschwellungen und Ueberschwemmungen, welche von dem Schneefalle in den entfernteren Gebürgen, und von der Zeit und Art der Austhauung desselben abhängen.

Für die Verminderung desselben kann, gleich wie für den Eisausbruch, ein plötzliches Thauwetter, wenn es noch in den Wintermonaten einfällt, oft sehr wohlthätig würken, weil dabei von dem Schnee in den Gebürgsgegenden der obern Stromstrecke, in den meisten Fällen nur ein geringer Theil schmelzen wird; nachtheiliger aber muß ein solches Wetter in den Frühlingsmonathen werden, wo der Schnee in jenen Gegenden ganz schmelzen kann. Auch kann in gelinden Wintern der bei anhaltenden Süd- und Südwestwinden oft entstehende starke Schneefall in den Gebürgen gegen die Frühlingsmonate größtentheils schmelzen, und dadurch alsdann schon, wegen der Sättigung des Erdbodens, eine bedeutende Anschwellung der Ströme veranlaßt werden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Neues
Hannoversches Magazin.
36tes Stück.
Montag, den 2ten Mai 1808.

Erfahrungen und praktische Bemerkungen
über den Eisgang und die höchsten Anschwellungen der Ströme, und über die zweckmäßigsten Vorkehrungen dagegen.

von dem Oberdeichinspektor Dammert zu Banke, Amts Hitzacker.

(Fortsetzung.)

In den Wintermonaten ist auch ein hoher Wasserstand nicht so schädlich, als in den Frühlingsmonaten, weil in jenen die Feldfrüchte von dem Durchstauwasser noch nicht sehr angegriffen, und die Deiche durchdrungen werden können, indem der Frost alsdann gewöhnlich sich noch nicht ganz verlohren hat. Uebrigens ist es einzusehen, daß diese Beziehungen des Aufthauens auf den hohen Frühjahrswasserstand der Ströme, nach den verschiedenen Verhältnissen der Länge ihres Laufs, sich modificiren werden.

Die Vorkehrungen gegen diesen Wasserstand der Ströme und die damit verbundenen Ueberschwemmungen sind, in so fern sie auf die künstliche Rectificirung der Strombetten beruhen, mit denjenigen, welche in dieser Beziehung bei dem vorhin betrachteten Eisaufbruche angemerkt sind, von einerlei Art, und werden mithin auch hier, wie dort, zu berücksichtigen seyn.

Auch die Vorsichtsmaaßregeln während dieses hohen Wasserstandes in bedeichten Gegenden, sind mit den gegen den Eisausbruch schon angeführten, im Wesentlichsten gleich. Sie sind besonders alsdann zu verdoppeln, wenn der hohe Wasserstand einige Wochen anhält, weil dadurch die Deiche, wenn sie aus melirten sandigen Theilen oder gar ganz aus Sande bestehen, oft so vom Wasser durchdrungen und übersättiget werden, daß sie als eine breiartige Masse aus einander fließen.

Dagegen ist dann oft keine Rettung möglich, besonders wenn es an fester Erde mangelt, auch das Durchstauwasser das Maifeld (den Boden hinter dem Deiche) so sehr erweicht hat, daß die Anfuhr der Erdanstärkung unthunlich wird, oder wenn auch der nothleidende Distrikt zur Vollendung einer solchen Anstärkung zu ausgedehnt ist.

Oft sackt ein so erweichter Theil der Deiche nach der Strom-, oft nach der Landseite ab. In dem leztern Falle kann natürlich nur durch eine Anstärkung der Binnen-Dossirung geholfen werden, aber auch in dem erstern Falle wird man selten anders, als auf diese Art, operiren können, besonders nicht bei Schaardeichen (hart am Ufer belegene Deiche) zumal dann nicht, wenn die Absackung senkrecht nach der Tiefe zu geht. Aber selbst bei den übrigen, mit einem sichern Vorlande versehenen Deichen, bleibt eine Anstärkung nach Aussen sehr vielen Hindernissen unterworfen; denn wollte man dazu ein bloßes, zwischen eingerammten Pfählen steil aufgeführtes Faschinenwerk wählen, so ist solches, seiner Beschaffenheit nach, nicht so zu dichten, daß der Druck des Wassers auf die nothleidende Stelle dadurch gehoben wird, auch dann nicht mal, wenn der Raum zwischen dem Deiche und dem Faschinenwerke mit Erde zugestampft werden könnte, und bei der Wahl eines Kistendammes (eines Werks, ganz von Erde, zwischen eingerammten Pfählen und davon niedergelassenen Brettafeln aufgeführt,) wobei jener Druck oft noch besser zu heben stehen würde, kann wieder die Fertigung des Rammwerks vielen Hindernissen ausgesezt seyn; überhaupt aber dürften beide Arten von Nothhülfen, weil dabei oft in eine ziemlich starke Wassertiefe operirt werden müßte, schwerlich in der kurzen Zeit, welche meistens nur darauf verwandt werden darf, zu Stande zu bringen seyn.

Eine Bleßlage oder Klapplage (Faschinenwerk) so lang und breit, als die abgesackte Fläche, und mindestens 3 Fuß dick ausgelegt, kann inzwischen, nach der Aussenseite zu, alsdann angewandt werden, wenn die Absackung noch einige Dossirung hat, oder wenn, bei Ermangelung derselben, Zeit und Umstände es gestatten, daß der steile Untergrund zuvor durch Grund- oder Senkwasen gesichert werden kann; und durch eine leichte Vorrichtung der Art wird auch die beschädigte Stelle erforderlichenfalls gegen bösen Wind zu verwahren seyn.

Der Gebrauch jener Grundwaasen — der hiernächst noch weiter bei den Notharbeiten an mittlern und kleinen Strömen, als eins der vorzüglichsten Hülfsmittel wird erwähnt werden, — ist nicht in allen Stromgegenden bekannt. Durch jeden sonst kundigen Stack- und Buhnenmeister wird man selbige aber nach folgender Beschreibung leicht verfertigen lassen können. Zwei Lagerhölzer, welche nach dem verlangten Durchmesser der Senkwaase parallel neben einander gelegt sind,

wer-

werden mit kleinen Stackpfählen, auf Zwischenentfernungen von etwa 1 Fuß, belegt, auch werden in eben der Entfernung, längs der innern Seite dieser Lagerhölzer, an jedem eine Reihe Stackpfähle, wenn die Lagerhölzer auf den Boden liegen, in diesen getrieben, liegen sie aber auf einem Gerüste, so werden sie in die Löcher gesteckt, welche zu dem Ende in die Lagerhölzer eingestemmt sind; zwischen diesem Gitter von Stackpfählen wird der Busch, der so fein, als möglich, zu wählen ist, ½ bis 1 Fuß dick, verschlossen und mit Steinen oder fester Erde angefüllt; diese Anfüllung wird hierauf oben gleichfalls mit Busch bedeckt, sodann das Ganze durch eine Kette, welche mit ihren Enden an zwei Hebebäume befestigt, und um die Senkwaase geschlagen ist, zusammen gekniffen und mit hinlänglich starken, an den spitzen Enden zusammen geschürzten Weden, auf ½ Fuß Entfernung, umbunden. Die parallele Entfernung der Lagerhölzer richtet sich nach dem Durchmesser der Waasen, der 1 bis 5 Fuß genommen wird; ihre Länge kann bis 80 Fuß betragen.

Die Anstärkungen an der Binnen-Dossirung sind nach den Bestandtheilen der Deiche, nach ihrem Besticke (Dimension ihres Profils) nach der davor befindlichen Wasserhöhe, und nach dem Verhältnisse, wie sie vom Wasser schon durchdrungen sind, zu ermäßigen. Oft kann es schon hinreichend seyn, wenn die Dossirung mit Brettern belegt, und diese mit schweren Hölzern oder Steinen belastet, oder, bei Ermangelung derselben, durch Sparrenhölzer oder durch genugsam starke Ricke angehalten werden, die am Deichfuße auf 1 bis 2 Fuß Tiefe in den Grund gestoßen und mittelst Rammlinien oder Stränge, welche an kleine an der Aussendossirung eingetriebene Pfähle befestigt sind, angehalten werden. Oft wird man der Gefahrstelle bloß durch eine Anstärkung von fester, fetter und deshalb der Erweichung und Auflösung nicht ausgesetzter Kleierde helfen können, wenn der Grund am Deichfuße und der untere Theil der Binnendossirung noch nicht zu schwammig sind und dem Uebergange des Fuhrwerks ausgesetzt werden können. Am wenigsten wird man aber seinen Zweck verfehlen, wenn die Anstärkungen aus mehrern, 2 bis 3 Fuß dicken, wie gewöhnliches Faschinenwerk, durch 4 bis 6füßige Stackpfähle mit einander verbundene Buschlagen in der Breite, welche die Umstände an die Hand geben, mit Terrassen gebildet, und bis zur halben Höhe des Deichs, oder auch ganz an die Kappe desselben, wenn solcher bis dahin schon schwammig seyn sollte, hinaufgeführt wird. Jemehr diese Anstärkung mit Steinen, oder, bei Ermangelung derselben, mit Erde, oder auf der obern Lage, auch an den ausstehenden Theilen der untern Lagen nur mit Holz belastet wird, desto sicherer wird der gehoffte Erfolg zu erwarten seyn.

Ist der Grund am Deichfuße auf einige Fuß Tiefe unter dem Maifelde

 noch

noch feste, so kann einer solchen Absackung auch durch Rammwerk entgegen gearbeitet werden, welches aus 1 bis 3 Reihen Pfählen besteht, die 2 bis 4 Fuß von einander entfernt stehen, und in den Zwischenräumen durch Buschlagen, mit Steinen belastet, ausgefüllt, oder auch, nach Umständen, als ein Kistwerk durch Nothholme und Streben mit einander verbunden sind. Findet sich aber in der bemerkten Tiefe noch kein fester Boden, so wird die vorbeschriebene Austärkung durch gewöhnliches Faschinenwerk den Vorzug behalten. Auf alle Fälle ist aber das in einigen Gegenden übliche Eintreiben starker Pfähle in die Binnendossirung selbst, zu vermeiden, weil selbige, besonders wenn die Pfähle nahe an einander gesetzt werden, ganz abgespalten werden kann.

Alle diese Nothhülfen sind übrigens da mit großer Vorsicht anzuwenden, wo der Gefahrdeich hart zwischen zwei Braaken (Wasserkuhlen) liegt, und der ganze Deichfuß nach diesen abzusacken droht, besonders wenn selbiger, wie man in ältern Zeiten oft gethan hat, auf Buschbetten gelegt ist, indem nothwendig alsdann jede zukommende Belastung des Deichfußes die Gefahr vermehren muß. In solchen Fällen ist also erst, wenn Zeit und Umstände es irgend verstatten, der Vorgrund in der Tiefe der Braake durch Grundwaasen, oder im Nothfalle, und wenn die Tiefe hinter dem Deichfuße steil abfällt, durch eingerammte Pfähle zu sichern, die aber von hinreichender Stärke und höchstens nur 4 Fuß von einander entfernt, auch wenigstens auf die Hälfte ihrer Länge in den Grund getrieben seyn müssen *).

Bei anhaltendem hohen Wasserstande finden sich hart hinter dem Deichfuße einzelne Stellen, oft ganze Strecken, von so schwammigter und erweichter Beschaffenheit, daß die Pferde bis unter den Bauch darin versinken können. Davon ist so lange nichts zu befürchten, als diese Erweichung sich nicht im Deichfuße hinaufzieht, im entgegengesetzten Falle aber wird es erforderlich, den erweichten Deichfuß sowohl als den zunächst anliegenden Hintergrund auf die Art mit Busch, Brettern und Steinen, oder schwerem Holz, zu beschweren, als vorhin schon bemerkt worden ist, jedes Fuhrwerk aber muß sorgfältig davon entfernt bleiben.

Von bedenklichen Folgen können die Quellstellen seyn, wobei das Wasser an

*) Abweichend wird man besonders diese Vorschläge von denjenigen finden, welche in dem anfangs erwähnten Aufsatze im 49ten und 50ten Stück dieses Magazins vom Jahre 1805 über solche Deichabsackungen gemacht sind. Meiner Erfahrung nach wird aber sehr selten auf die dort beschriebene Weise etwas auszurichten stehen; und der Wichtigkeit des Gegenstandes wegen (denn die Behandlung solcher Absackungen ist das schwerste Geschäft bei der ganzen Deichdefension), kann also nicht genug Vorsicht dabei empfohlen werden.

an der Binnendossirung und am Deichfuße, oder nahe hinter demselben in Röhren, oft von mehreren Zollen im Durchmesser hervorsprudelt. Manche Deiche liegen ganz auf Kies- und Sandgrund, andere auf Schichten der Art, die in der Fläche des Maifeldes zu Tage kommen, unter sich aber wieder eine feste Kleischicht haben. Hier kann sich also das Durchstauwasser füglich zusammenziehen und durch die Druckgewalt des äussern Wasserspiegels in eine der Röhren zu Tage befördert werden, welche man an den Gränzen solcher abwechselnden Erdschichten hin und wieder findet. Solche Quellstellen sind so lange nicht gefährlich, als ihr Wasser klar bleibt, und nur wenig Sand damit aufgeworfen wird; nimt letzteres aber zu, oder wird die Quelle trübe oder vergrössert sich, oder wird auch der Grund umher immer schwammigter, so ist es nöthig, sie mit Busch, mit Steinen oder Holz beschwert, zu belegen, und darunter ungehindert fortlaufen zu lassen, weil eine gewaltsame Verstopfung oder Belastung derselben durch Mist oder Erde den ganzen Hintergrund und Deichfuß schwammigt machen könnte.

Eine grössere Aufmerksamkeit ist aber auf diejenigen Quellröhren zu verwenden, welche durch die in dem Deiche befindlichen Maulwurfs- Ratten- und Mausegänge verursacht werden, und die oft quer durch den Deich gehn. Bei stillem Wetter wird der Eingang solcher Röhren zu Zeiten durch einen, davor befindlichen kleinen Strudel sichtbar, meistens aber muß man jenen auf andere Art zu finden und zu stopfen suchen. Am sichersten geschieht solches, wenn an der Aussendossirung um die muthmaaßliche Stelle eine Reihe Pfähle in einem gedruckten Bogen und nach Maaßgabe ihrer Stärke, auf 2 bis 4 Fuß Entfernung eingetrieben werden. Hinter solche setzt man Flecken (gezäunte Buschstücke von verschiedener Grösse) Leitern, Bretter, oder, wenn die Pfähle enge stehen, auch nichts der Art, und füllt hierauf den ganzen Vorschlag mit langem Mist, mit Steinen, Erde oder Holz beschwert, aus. Diese Vordammung vergrössert man auf die beschriebene Art — auf- unter- oder stromwärts, wenn der vorbeabsichtigte Zweck nicht sofort erreicht wird; aber dennoch kann solcher oft ganz verfehlt bleiben, wenn die Einmündungen der Röhren entweder zu tief liegen oder die Binnen-Ausflußröhren aus mehreren Röhren zusammen kommen, die erst in der Mitte des Deichkörpers ihren Anfang nehmen, und durch welche das Stauwasser von einer der horizontalen Sandschichten, die man in manchen Deichen findet, abgeleitet wird; auch wird übrigens durch die bemerkten Vordammungen bei Steindossirungen sehr selten etwas ausgerichtet werden können.

Alsdann also gräbt man in der Mitte der Kappe eine Rille von 1 bis $1\frac{1}{2}$ Fuß breit, und setzt diese Arbeit der Tiefe und Länge des Deichs nach, wo möglich, so weit fort, bis man den Durchgang der Röhre trifft. Dieser

ser wird darauf mit langem Mist verstopft, und die Rille selbst mit möglichst trockner Erde zugestampft. Man hat von dieser Operation, wenn die Rille auch ⅓ der ganzen Kappenbreite ausmacht, nichts zu befürchten, wenn die Deiche aus festem Klei bestehen, oder, bei melirter Erde, nur bis gegen 1 Fuß tief durchfroren sind, vielmehr kann man sie unter solchen Umständen dem vorbeschriebenen Verfahren vorziehen; ist der Frost aber schon ganz aus dem Deiche, bestehen diese aus purem Sande, oder sind sie bereits zu sehr vom Wasser durchdrungen, so ist eine solche Aufgrabung nicht anzurathen.

Wenn der Zug der Röhren auf keinen von diesen beiden Wegen aufzufinden und zu versperren steht, auch das aussprudelnde Wasser augenfällig trüber und das Erdreich um den Ausfluß zunehmend weicher wird; so bleibt dann nichts übrig, als letzteren mit Mist zu verstopfen, und diesen mit so fester Kleierde, als man nur immer habhaft werden kann, zu beschweren. Der gute Effekt dieser Operation hängt vorzüglich davon ab, daß man Gespanne, Menschen und Erde genug bei der Hand hat, um dieselbe in möglichst kurzer Zeit zu Stande zu bringen und allenfalls fortzusetzen, wenn das Wasser aus andern communicirenden Röhren, wie es sehr oft zu geschehen pflegt, wieder hervorsprudeln sollte.

Daß die hier bezielte Art Quellröhren in Deichen, die zwischen Braaken liegen, viel gefährlicher werden können, und in dem Verhältnisse also auch mit grösserer Vorsicht zu behandeln sind, wird aus den Umständen, die vorhin bei den Deichabsackungen an solchen Stellen betrachtet worden sind, abzunehmen seyn. Uebrigens ist bei der Aufsuchung solcher Röhren durch den Gebrauch der von dem Ober-Consistorial- und Baurath Silberschlag vorgeschlagenen Seegel zwischen 2 Stangen, oder von Brettern an Stangen befestigt, selten etwas auszurichten, besonders nicht in einer etwas bedeutenden Tiefe, und bei so unebenen Deichdossirungen, als man meistens vor sich hat. — Auch der hiezu (im vorerwähnten Aufsatze dieses Magazins) vorgeschlagene Gebrauch eines Strohwisches in Mistjauche getaucht, wodurch das Wasser vor der Röhre getrübt und diese dadurch aufgefunden werden könnte, dürfte wenig Nutzen schaffen, da das Wasser im Strome bei der hier zu berücksichtigenden Beschaffenheit desselben an sich schon trübe ist. Bessere Dienste möchte hiebei eine zwischen zwei unten mit einem Gewicht beschwerte Stangen gespannte wollene Pferdedecke leisten, welche mit Theer oder auch mit fettem Klei bestrichen, und in Sägespäne, Lohe oder Hersel umgewandt, und so an der Deichdossirung hin und her geschoben würde, indem von diesen Sachen immer etwas in dem Strudel der Röhre gezogen, und ihre Einmündung dadurch aufgefunden werden könnte, weil man auf diese Art oft kleine Fische oder andere leichte Dinge von jenem Strudel er-

griffen

griffen und durch die Röhre geführt siehet.

Um die Schölung oder den Wellenschlag gegen die Deiche möglichst unschädlich zu machen, müssen jederzeit so viel Buschwaasen, Pfähle oder Fleken bereit gehalten werden, daß alle diejenigen Deichstrecken, die gleiche Lage auf stürmischen Wind haben, dadurch gesichert werden können. Die Buschwaasen werden mit gewöhnlichen Stackpfählen oder Sticken am besten so dicht, als möglich, und etwa 1 Fuß über dem Wasserspiegel am Deiche befestigt. Bei guter Aufsicht ist es weit besser, den Waasen freien Spielraum zu lassen, als selbige durch Hakenpfähle fest an die Dossirung zu heften; denn auf jene Art werden die Wellen meistens gebrochen, bei dieser hingegen würken sie immer noch etwas auf die Dossirung, auch wird die Erhöhung oder Erniedrigung der Waasen beim Steigen oder Fallen des Wassers dadurch erschwert. Die Fleken hingegen müssen an die Dossirung festgeheftet werden. Sie sind darin den Waasen vorzuziehen, daß damit in kürzerer Zeit eine grössere Deichstrecke belegt werden kann, führen aber, wegen jener Befestigung, den Nachtheil mit sich, daß die Dossirung unter denselben sehr oft noch ausgehöhlt wird. Vollständig kann man jede, auch die stärkste Schölung dadurch haben, wenn man rechtwinkelicht vom Deiche ab Tannenhölzer von 26 bis 30 Fuß lang auslegt, solche mit andern parallel auf 10 bis 20 Fuß mit dem Deiche fortlaufenden Balken etwa nur durch Wedentaue, so wie beim Floßholze, verbindet, von jenen rechtwinkelicht abgelegten Hölzern aber die am Deiche stehenden Enden an hinreichend fest eingerammte Pfähle, durch Ketten oder Taue, so befestiget, daß bei diesem Gerüste eine auf- und niederschwankende Bewegung Statt finden kann. Indeß wird diese Vorkehrung nur bei wichtigen schadhaften Deichstellen ihre Anwendung finden können, für ganze Distrikte würde sie zu kostbar werden; dort kann ich sie aber aus Erfahrung empfehlen, weil ich dadurch im Amte Stotel im Bremischen den Durchbruch eines Nothdeichs um eine Schleusenkuhle (welchem Deiche, verschiedener unabzuändernder Umstände wegen, nur $\frac{1}{6}$ des Bestecks vom Hauptdeiche gegeben werden konnte,) bei einer sehr hohen Spring- und Sturmfluth gewehrt habe.

Hier sind auch noch die Nothhülfen zu erwähnen, welche durch Innundations- oder Abwässerungs-Schleusen, Deichüberfälle oder absichtliche Durchstechung der Deiche bewirkt werden können. Auf diesen verschiedenen Wegen nämlich kann das Wasser in eine bedeichte Gegend eingelassen werden, um entweder im obern Theile derselben einer nothleidenden Deichstelle durch eine temporaire Erniedrigung des äussern Stromspiegels oder durch den Gegendruck des Binnenwassers Luft zu verschaffen, oder auch, um bei einem Deichbruche in dieser obern Gegend den Ueberlauf über die untern An-

Anschlußdeiche, und die deshalb hier oft an mehreren Stellen verursachten Deichbrüche zu verhindern.

Es würde zu weit führen, auch ausser den Gränzen des gegenwärtigen Aufsatzes liegen, wenn hier diejenigen Umstände sämmtlich in Betracht gezogen werden sollten, welche in Absicht des Terrains, des Gefälles der bedeichten Gegend und des Stroms, auch der Construction der benannten künstlichen Werke berücksichtigt werden müssen; so viel will ich aber hier bemerken (und werde es bei einer andern Gelegenheit noch näher zeigen), daß die Anlage jener Werke mit ungemeiner Vorsicht und Sachkenntniß zu erwägen und zu betreiben ist. Sehr große Bedenklichkeiten werden sich aber immer gegen eine Durchstechung in den obern Deichdistrikten hervorgeben, und nur in dem einzigen Falle möchte selbige daselbst anzurathen seyn, wenn dadurch eine sehr nothleidende Deichstelle vor einem Dorfe, und dieses damit selbst gerettet werden könnte. Es ist auch zu erachten, daß die Wirkungen dieses Mittels, wenn die Gefahr durch einen Ueberlauf oder durch eine Auflösung der Deiche verursacht wird, nur bis dahin sich erstrecken können, wo der Ueberschwemmungsspiegel noch beträchtlich am Deich hinauf geht; bei Quellstellen am Deichfuße wird dadurch indeß schon ehender einige Hülfe gegeben werden können, aber dazu, wie überhaupt, möchte doch dies Mittel viel zu gewagt seyn.

Weniger Bedenklichkeit aber wird die Anwendung dieses Mittels alsdann finden, wenn unter der hier vorausgesetzten Lage der Dinge die untern Anschlußdeiche durch den Ueberlauf von binnen nach aussen bedrohet werden. Das ganze Binnenland ist alsdann einmal schon überschwemmt, und man weiß gewiß, daß jene Deiche, wenn sie gerade nicht aus sehr festem Kley bestehen, oder, bei melirter Erde, noch sehr durchfroren sind, gewiß nach wenigen Stunden gesprengt werden müssen. In solchen Anschlußdeichen sollten also, besonders in Gegenden, wo Gefahren der Art nicht selten sind, immer solche künstliche Werke zur möglichst unschädlichen Ablassung des Wassers vorhanden seyn, als vorhin genannt sind, wenigstens sollte hier immer die im Nothfalle durchzustechende Deichstrecke bezeichnet und, damit ein solcher Durchstich nicht eben so gefährlich als ein natürlicher Deichbruch werden könnte, auch durch zweckdienliche Mittel dazu eingerichtet seyn.

Die Fortsetzung folgt.

Neues
Hannoversches Magazin.
37tes Stück.
Freitag, den 6ten Mai 1808.

Erfahrungen und praktische Bemerkungen über den Eisgang und die höchsten Anschwellungen der Ströme, und über die zweckmäßigsten Vorkehrungen dagegen.

Von dem Oberdeichinspector Dammert zu Bauke, Amts Hitzacker.

(Fortsetzung.)

Im Moment des Durchbruchs eines Deichs, wenn die Ursache desselben entweder in der Auflösung des ganzen Deichkörpers, oder in der Absackung des Deichs beruhet, ist, besonders bei Braaken, meistens alle weitere Hülfe vergebens; wird aber die Gefahr durch den Ueberlauf veranlaßt, so wird man diesen, so lange es nur möglich ist, darin stehen zu bleiben, entgegen arbeiten können.

Uebrigens müßte es in vielen Fällen von unbezweifeltem Nutzen seyn, wenn die Deichordnungen über die vorbemerkten Deichdefensions- und Nothanstalten möglichst bestimmte Vorschriften enthielten. Die Deichinteressenten müssen sich zwar jetzt nach der Anweisung der Deichbediente richten, oft können letztere aber nur an wenig Orten wirken, oft auch werden sie in kritischen Augenblicken, besonders bei Mangel an eigener Erfahrung, oder aus Furcht für Verantwortung eines unglücklichen Ausgangs, ihre Angaben den ungereimtesten Vorschlägen nachsetzen müssen. Aber jene Vorschriften, wenn sie den Deichbedienten die Wahl der anzuwendenden Nothhülfen weniger erschweren, und auch den Deichinteressenten nützlich werden sollten, müßten auf sichere Theorie und besonders auf sehr erprobte Erfahrungen gegründet seyn.

Nach einem Durchbruche wird man aus dem Vermögen des einfallenden Stroms und der muthmaßlichen Dauer desselben, auch, wenn ein Grundbruch ent-

entstanden ist, aus der Tiefe und Beschaffenheit des eingerissenen Braaks zu beurtheilen haben, ob die Deichgränzen des Bruchs sofort mit einer Buschlage einzufassen sind, oder nicht. Denn bestehet der Deich aus Kley, der Grund des Braaks aber aus Sand, so ist es vortheilhafter, den Deich noch eine Strecke wegbrechen zu lassen, als den weitern Auswurf des Sandes durch eine Beschränkung des Braaks zu fördern, um so mehr alsdann, wenn voraus zu sehen ist, daß der neue Deich eine andere Richtung erhalten wird.

Zuletzt, und zum Beschluß dieses Abschnittes ist auch noch zu betrachten: unter welchen Umständen ein Braak schon während des Ein- und Auslaufens des Stroms abzufangen, (mit einem Buschdamm zu verschliessen) oder bis dahin offen zu lassen ist, daß der Ueberschwemmungsspiegel bis auf das Maifeld wieder abgefallen seyn wird. Ersteres wird dann nöthig werden, wenn der Jahrszeit und Witterung nach noch bedeutende, den Feldfrüchten und der Frühjahrsbestellung des Landes, auch den künftigen Deicharbeiten sehr schädliche Nachfluthen zu erwarten stehen, oder wenn das eingerissene Braak mit dem Strome unmittelbar in Verbindung gekommen ist, oder auch, wenn die zunächst um dasselbe belegenen Ufer sehr niedrig sind. Hat man aber auf diese Umstände keine Rücksicht zu nehmen, so wird das Braak, so lange bis der Strom wieder in die Ufer zurückgetreten ist, offen zu lassen, und alsdann mit einem Nothdeich, nach Beschaffenheit der Umstände, nach der Strom- oder Landseite, abzuschließen seyn, wobei zugleich wo möglich darauf Rücksicht zu nehmen ist, daß solcher Deich mit zu dem künftigen Hauptdeiche wieder genützt werden kann.

II. **An mittlern Strömen** werden die in dem vorhergehenden ersten Abschnitte, unter 1 bis 4. angegebenen Ursachen und Würkungen gefährlicher Eisfahrten und Ueberschwemmungen auf verschiedene Weise verändert.

Ich werde hier, wie bei großen Strömen, die Eintheilung in 3 Distrikte beibehalten, da manche mittlere Ströme bei ihrer Einmündung in die großen schon sehr bedeutend werden, und die Einwürkungen der Fluth in beiden gleich sind; sonst könnte man hier auch nur 2 Distrikte, als den untern, meistens schiffbaren, und den obern unschiffbaren annehmen.

1) Die Wasserhöhe während der Bildung der Eisdecke, welche bei großen Strömen eine so wesentliche Einwürkung hat, kömmt nur bei dem untern bedeichten Theile der mittlern Ströme in Betracht, weil in dem darauf folgenden mittlern Theile dieser Ströme, wo das Terrain sich schon allmählig nach den Gebürgen zu erhöhet, und besonders in dem obern Theile derselben, in den

den Gebürgsgegenden, die Ufer gewöhnlich immer so hoch sind, daß das Wasser vor dem Winter selten debordiren kann. Erfolgt dieses aber auch einmahl, so tritt, wie vorhin an seinem Orte schon angeführt ist, der Spiegel gewöhnlich wenige Tage nach eingefallenem Froste wieder in die Ufer zurück, weil der Zufluß aus den nahe belegenen Gebürgen gleich nachläßt.

2) Auch die bei großen Strömen vorhandene Einwürkung der Witterung bei ihrem Eiszugange bis zum Ausbruche wird bei Strömen der hier betrachteten Art sehr vermindert.

Die dort beschriebene Dicke und poröse Bildung des Treibeises beim Schneefalle wird hier weit weniger nachtheilig. Die mittlern Ströme münden nämlich entweder in die oberen oder mittleren, oder in die untern Strecken der großen Ströme ein. In den beiden erstern Fällen bleibt das Treibeis in dem Recipienten immer länger im Zuge, als in dem einmündenden Strömen, weil jene weniger Buchten und Engen als diese, also weniger Veranlassung zur Hemmung des Eiszuges haben; in dem leztern Falle verliehren die einmündenden Ströme gewöhnlich ihre Bedeutsamkeit da, wo die Würkungen der Ebbe und Fluth aufhören, weil sich gemeiniglich, von diesem Punkte an, das ganze Terrain und die Ufer jählicher, als von dem nämlichen Punkte bei großen Strömen erhöhen. So wird z. E. die Oste im Bremischen, die im untern Distrikte mit größern Seeschiffen fahrbar ist, da wo die Fluth aufhört, ein unbedeutender Strom; und besonders findet dieses bei den meisten Strömen in den Ländern Statt, deren Küsten eine höhere Lage gegen das Meer, als die Maschgegenden haben. In dem untern, bedeichten Theile dieser mittlern Ströme, der hier eigentlich nur in Betracht kömmt, kann also das Treibeis nicht auf eine so nachtheilige Art, als auf großen Strömen, sich unter einander schieben, also weniger, als auf diesen, durch seine hier beschriebene poröse Bildung zu einer Stopfung beim Ausbruche Veranlassung geben.

Für den obern Distrikt dieser mittlern Ströme ist aber die eben bemerkte poröse Bildung des Treibeises immer von weit weniger nachtheiligen Folgen, als das blanke Zusammenfrieren der Schollen, weil in diesem Distrikte besonders nur die Brücken und sonstigen Wasserwerke vom Eisausbruche leiden können, was natürlich mehr durch die lezt= als durch die erstbemerkte Eisart bewürkt werden kann; jedoch kann auch diese Eisart für die Wehre nachtheilig werden, weil selbige sich darauf, wenn die Ströme beim Eisausbruch nicht hoch genug angeschwollen sind, leicht festsezt.

Durch die Abwechselung des Thau= und Frostwetters, während der Bedeckung der mittlern Ströme, wird die

die Gefahr bei ihrem Aufbruche verhältnißmäßig immer mehr, als bei den großen Strömen, vermindert; denn in gebürgigten und zunächst daran gränzenden Distrikten bewürken die wärmere Temperatur des Quellwassers, in den ebenen moorigten Gegenden aber die beitzenden Eigenschaften des Moorwassers bei dem jedesmaligen Wechsel der Witterung, eine Abnahme der Eisdecke, die, nach der Vereinigung dieser verschiedenartigen Zuflüsse, immer geringer wird.

3) Die Witterung beim Aufthauen würkt hier in mancher Hinsicht ganz anders, als bei großen Strömen.

Bei letztern kann, wie dabei gezeigt ist, ein plötzliches Thauwetter die Gefahren des Eisaufbruchs sehr vermindern, bei den Strömen, welche hier betrachtet werden, erreichen dadurch aber diese Gefahren, besonders in den obern gebürgigten Strekken, und überhaupt im ganzen Laufe der kleinern Ströme in den höhern Gegenden, den höchsten Grad, jedoch mehr oder weniger, als sie höhere oder niedrigere Ufer, und mehr oder weniger Serpentinen und Krümmungen haben, weil bei den beiden ersten Beschaffenheiten die Eisdecke leichter aus dem Strome über die Ufer abgesetzt werden kann.

In der untern Strecke der mittlern Ströme ist jedoch, bei einem plötzlichen Thauwetter, in Absicht des Eisaufbruchs, weniger als, bei großen Strömen zu befürchten, weil die Eisdecke durch die vielen Brücken und Stauwerke, welche sich gewöhnlich in den obern Stromdistrikten befinden, zerstückelt, oder durch die eben angeführten Ursachen über die Ufer abgesetzt, die Eismasse also schon so weit verringert ist, daß, unerachtet des frühern Eisaufbruchs, doch nicht leicht solche Gefahren, als an großen Strömen, unter ähnlicher Witterung, möglich, und vorhin betrachtet sind, entstehen können. Nur in dem einzigen Falle kann dies jedoch Statt finden, wenn die zustürzende Wassermasse so groß ist, daß die Eisdecke in den untern Stromdistrikten ehender zum Aufbruch kommt, als die Eisdecke des Recipienten gebrochen ist, was jedoch darum selten zu geschehen pflegt, weil in der Jahrszeit und bei den Veranlassungen des Anwachses, welche hier in Betracht kommen, der Spiegel des Recipienten in gleichem Verhältnisse mit dem des einmündenden Stroms anschwillet, und deshalb die Eisdecke des ersteren, zumal bei der dasigen größern Geschwindigkeit des Stroms, auch immer früher als die des letztern aufbrechen muß.

4) Auch die natürliche und künstliche Beschaffenheit der Strombahn an sich würkt auf den Eisgang und die Ueberschwemmungen an mittlern und kleinen Strömen, in einigen Stücken anders, als an den größern.

Was bei letztern über die Stromengen und Weiten angeführt ist, kann vor:

vorzüglich nur in dem untern Distrikte der mittlern Ströme, wo die Geschwindigkeiten abnehmen, und die Bedeichungen angehen, in Betracht kommen, in dem obern Distrikt hört die Einwürkung davon, wie vorhin, bei Erwähnung der Stromengen, schon angemerkt worden ist, oft nicht nur ganz auf, sondern die Engen und Serpentinen können sogar die Gefahr des Ausbruchs vermindern, weil das Eis darin gebrochen, oder über die Ufer vom Strome abgesetzt werden kann.

Auch die Brücken würken in den untern Stromdistrikten der mittlern Ströme in eben der Art, als an großen Strömen. In den obern Distrikten und bei allen kleinern Strömen ist darunter aber, in Ansehung ihrer Lage auf engen oder weiten Strompofilen, ein Unterschied, indem hier die letztere darum ohne Einschränkung die wenigsten Gefahren nach sich ziehen kann, weil die Rapidität dieser Ströme, auch in den weitesten Stromprofilen, noch immer stark genug zu seyn pflegt, Eisschollen durchzuschieben, auch die Einwürkungen des Stromstrichs und die Abwechselungen der Tiefen hier nicht sehr beträchtlich seyn können.

Vorzüglich kommen aber hier diejenigen Umstände in Betracht, welche über die nachtheiligen Einwürkungen der Wehre und sonstigen Stauwerke und Wasserlösen bei den großen Strömen schon angeführt sind. Die obern Distrikte der mittlern Ströme sind mit diesen Werken fast durchgängig, und oft auf so kurze Zwischendistanzen, als es in Absicht des Gefälles für die Mühlen nur hat geschehen können, — und alle kleinere Ströme ohne Unterschied versperret. *)

Oft

*) In den meisten Ländern, besonders in Frankreich und England, sind und werden noch immer auf die Einrichtung der innern Schiffahrt durch Canäle große Summen verwandt, auch kann man nicht ohne Bewunderung manche ältere Anlagen der Art, z. E. den Stecknitz-Canal, in den hiesigen Landen, betrachten, die, ungeachtet mancher, wegen des dermahligen Zustandes der Kunst, dabei begangenen Fehler, viele der jetzigen Kunstwerke der Art, was Erfindung anlangt, hinter sich zurücklassen. Aehnliche Zwecke könnten aber auch in vielen Gegenden durch die kleinen Ströme noch auf eine weniger kostbare Art erreicht werden, wenn die meisten derselben, wie z. B. die Aller oberhalb Celle und die Oker, nicht durch die oben genannten Stauwerke gesperrt wären. Die Hebung dieses Hindernisses, wodurch zugleich die ruinösen Ueberschwemmungen solcher Ströme oft gehoben werden könnten, verdient daher bei allen Strömen der Art, wenn übrigens die Nützlichkeit der Schiffahrt auf selbigen anerkannt wird, die genaueste Berücksichtigung, zumahl der jetzige einzige Zweck dieser Sperrung der Betrieb der Mühlen mit der Schiffahrt oft sehr gut zu vereinbaren ist. Was denn hiernach, und durch die übrige richtige Anwendung der sonst zur Schiffbarma-

Oft ist dann die Lage dieser Werke auf die Direction des Stroms unrichtig gewählt, oft haben sie nicht die Weite, um den Ueberschwemmungsspiegel, nach Erfordern, zu erniedrigen, oft ist ihre Höhe nicht allenthalben nach gleichen Grundsätzen geordnet, und sehr oft fehlt es auch an einer im ganzen Laufe des Stroms planmäßig bestimmten Ziehung beim ersten Anwachse des Wassers vor dem Eisausbruche, und von allen diesen Umständen ist also die mindere oder mehrere Gefahr beim Ausbruche des Eises mehr, als an großen Strömen, wo solche Hindernisse des freien Abflusses weniger vorhanden sind, abhängig.

Dieserhalb sind auch die hier erforderlichen Vorsichtsmaaßregeln gegen Eisgang und die Ueberschwemmungen von den, vorhin bei großen Strömen betrachteten, in ein und andern Stükken verschieden.

So erhellet nemlich schon aus dem Vorangeführten, daß die Durchstechung der Stromkrümmen und Serpentinen, die allerdings zur Verminderung der Ueberschwemmungen nöthig und nützlich ist, wodurch aber die Absetzung des Eises über die Ufer vermindert wird, dieserhalb und aus manchen andern Rücksichten eine nachtheilige Würkung haben könne, und die vorsichtigste Erwägung aller damit verbundenen Umstände erfordere.

Was hier ferner bei der Anlage der Brücken und Wehre zu beobachten sey, er giebt sich schon aus den vorangeführten Einwürkungen und Beziehungen dieser Werke auf den Eisausbruch und die Ueberschwemmungen. Uebrigens aber suche man alle Stauwerke, wenn ihr jetziger Hauptzweck, der Betrieb der Mühlen, auf eine andere Art zu erreichen ist, ganz wegzuschaffen, wenigstens dadurch unschädlicher zu machen, daß die kostbaren Wehre oder Ueberfälle, so viel es sich nur in Absicht des Eisgangs zwingen lassen will, vermindert, und dagegen Schüttenwerke, deren Grundbaum tief genug liegt, vorgerichtet werden.

Der Haupteinwurf dieser Umänderung wird, wie aus Obigem schon zu ersehen, vom Eisgange hergenommen, welchen man ohne Wehre nicht ableiten zu können glaubt. An großen Strömen kann dieses, wie es die Lage des Wehrs zu Hameln zeigt, seine Richtigkeit haben, auch kann die Localität dieser Werke an mittlern Strömen ähnliche Rücksichten erfordern; aber diese allein können hier auch nur entscheiden, indem sonst die jetzige Bauart mancher Wasserlösen noch immer so zu verändern seyn dürfte, daß das Eis dadurch eben so gut, als über die

machung dieser Ströme erforderlichen Vorkehrungen ausgerichtet werden kann, davon giebt unter andern die Aue, von Lünsburg bis Hoopke, ungeachtet einiger dabei noch möglichen Verbesserungen, doch ein sehr nachahmungswerthes Beispiel.

die Wehre abgeführt werden könnte. Mehrere Anlagen der Art, z. E. an dem rapiden Okerstrome, beweisen dies augenscheinlich; auch wird es da, wo Wehre und Wasserlösen neben einander bestehen, daraus abgenommen werden können, daß die letztern, wenn das Wasser zu hoch steigt, oft mitten im Eisgange gezogen werden müssen. Bei dieser Einrichtung und Umänderung der Wasserlösen werden übrigens dann auch die oft gegründeten Klagen über übermäßiges Stauen beim Eisgange aufhören, weil es dabei besser, als gegenwärtig, möglich ist, einen bestimmten Wasserpaß zu halten.

Von den bei großen Strömen empfohlenen Vorsichtsmaaßregeln vor und während einer Eisstopfung wird man gewöhnlich nur in dem untern bedeichten Distrikte der mittlern Ströme Gebrauch machen können, in den obern, meistens unbedeichten Distrikten dieser Ströme, wie auch an allen kleinern Strömen, kömmt es dagegen, unter einigen Abänderungen, vorzüglich nur auf diejenigen Vorsichtsmaaßregeln an, welche in Ansehung der Brücken und Wehre schon bemerklich gemacht sind.

Wenn nämlich das Treibeis, beim Zugehen der Ströme, sich zu setzen im Begriff ist, so suche man, so viel es sich nur zwingen lassen will, da, wo Wehre vorhanden sind, den Zug des Treibeises so lange zu erhalten, bis solches sich erst oberhalb der Wehre gesetzt hat, weil dadurch die oft nachtheilige Anhäufung desselben unmittelbar vor den Wehren verhindert werden kann, und bei der demnächstigen Aufeisung die Zerschneidung der blanken Eisdecke, welche sich, unter der Beobachtung dieser Vorsichtsmaaßregeln, vor den hier benannten Werken bildet, leichter zu bewerkstelligen ist, als wenn diese Decke aus dickem über einander geschobenen Treibeise besteht.

Wo keine Wehre vorhanden sind, könnten zu obigem Zweck die Wasserlösen oder Freischütten gezogen werden; würden dadurch aber die Mühlen in ihrem Gange zu sehr benachtheiliget, so können auch die sämmtlichen Schütte so lange ganz zugesetzt werden, als solches nach den vorhandenen Wasserpässen nur geschehen darf, indem wahrscheinlich auch dadurch, besonders bei starkem Froste, eine zusammenhängende Belegung des Eises, so weit die Stauung sich hinauf erstreckt, in der kurzen Dauer derselben zu bewürken, und das Untereinanderschieben des Treibeises nahe vor den Schütten zu verhindern ist.

Das Aufeisen der Eisbrecher, Brückenjoche, hölzernen Vorsetzungen u. s. w. ist, besonders oberhalb den Stauwerken, um so mehr erforderlich, weil die Eisdecke hier durch die oftmalige Abwechselung des Stromspiegels gewöhnlich dicker, als in einem freien Stromspiegel, auch meistens aus mehreren über einander liegenden Eisboden gebildet ist. Es ist nothwendig, diese Aufeisung gleich bei

bei dem ersten Anscheine zum Thauwetter vorzunehmen, weil sonst bei einem plötzlichen Anwachse der untere Eisboden nicht durchzueisen ist.

Je weiter man mit dieser Aufeisung hinaufgehet, desto mehr Sicherheit gewährt sie natürlich. Immer sollte jedoch die ganze Eisdecke bis an die Eisbrecher, welche vor den Brücken oder Stauwerken gewöhnlich vorhanden sind, dermaaßen zerschnitten seyn, daß die Schollen ohne Aufenthalt zwischen den Brükkenjochen und Wasserlösen durchtreiben könnten. Oberhalb den Eisbrechern ist die Aufeisung zur ersten Lüftung der Eisdecke nur auf einige Ruthen erforderlich, wenn diese Werke, wie sie es seyn sollten, so nahe gestellt und construirt sind, daß das Eis vor selbigem gerade in solche kleine Theile zerbrochen wird, welche zwischen den Brückenjochen und Wasserlösen fortkommen können. Uebrigens wird man bei dieser Arbeit mit mehrerem Vortheile die Eissäge als Eisaxt brauchen können, wenn nur das Wasser unter dem Eise tief genug ist, um die Bewegung der erstern zu verstatten, auch die sonstige Lage der Wasserwerke derselben nicht entgegen stehet.

Nach dieser Aufeisung sind die Freischütte abwechselnd zu öffnen und zu schließen, damit die Eisdecke desto ehender auseinander gehet. Oft kann die Eisdecke durch diese Operation schon zum Theil auseinander geschoben, und dadurch sehr an den Aufeisungskosten erspart werden, weshalb damit auch sofort, wenn die Eisdecke an den Brückenjochen und Vorsetzungen gelöset ist, anzufangen seyn wird. Uebrigens dient diese Operation auch dazu, um dem Wachswasser, welches gewöhnlich gleich mit dem Aufbruche des Eises zu entstehen pflegt, einige Vorfluth zu verschaffen, und den nachherigen, oft sehr plötzlichen Zusturz weniger schädlich zu machen.

Kurz vor dem muthmaßlichen Aufbruche des Eises ist es da, wo neben den Wasserlösen auch Wehre vorhanden sind, nothwendig, die Schütte der erstern nur so weit zu lichten, daß die Wasserhöhe auf den Rücken der letztern hoch genug bleibt, um den Uebergang des Eises nicht aufzuhalten.

(Der Schluß folgt.)

Hannoversches Magazin.

38tes Stück.

Montag, den 9ten Mai 1808.

Erfahrungen und praktische Bemerkungen über den Eisgang und die höchsten Anschwellungen der Ströme, und über die zweckmäßigsten Vorkehrungen derselben.

Von dem Oberdeichinspektor Dammert zu Banke, Amts Hitzacker.

(Schluß.)

Je höher man die Stauung im ersten Momente des Aufbruchs, ohne eine zu nachtheilige Ueberschwemmung in den zunächst den Stauwerken belegenen Gegenden zu verbreiten, treiben darf, desto weniger werden die Wehre vom Eisgange leiden, weil sie vom Eise weniger berühret werden können, und ein Theil der Eisdecke, besonders in den Buchten und Serpentinen, über die debordirenden Ufer, auf deren mindern oder mehrern Höhe also die größere oder geringere Würksamkeit dieser Operation mit beruhet, abgesetzt wird.

Auf ähnliche Art wird auch bei allen Wasserlösen zu verfahren seyn, neben welchen sich keine Wehre befinden; dabei aber werden nächstdem, wenn die Stauung den höchsten Punkt erreicht hat, die Schütte und Trempel (die Hölzer zwischen den Schütten) so geschwind, als möglich, zu ziehen seyn, besonders auch, um das über die Ufer abgesetzte Eis durch den plötzlichen Fall des Spiegels bald zu senken, und so den ersten und gefährlichsten Andrang auf die Wasserlösen zu vermindern. Diese Werke können dann gleichfalls von dem durchgehenden Eise, wenn nur die Verbindung des Schüttwerks, der Ständer und Balken solide construirt ist, weniger leiden, weil solches den Boden nicht so, als bei einer niedrigen Höhe des durchfallenden Wassers berühren und beschädigen kann.

Während des Eisganges sind an den Strömen, besonders in den Distrikten derselben, welche hier betrachtet werden, die Vorsichtsmaßregeln vorzüglich zu empfehlen, deren vorhin bei den großen Strömen, in Bezug auf die Conservirung der Brücken und sonstigen Wasserwerke schon gedacht ist, weshalb also immer die dazu erforderliche Mannschaft und die nöthigen Eishaken, Rammen u. s. w. in Bereitschaft seyn sollten.

Bei allen Beschädigungen, welche, ungeachtet aller vorhin bemerkten Vorsichtsmaaßregeln, entweder durch die Gewalt des Eises selbst, oder durch die damit verbundenen Ueberschwemmungen bewürkt werden können, läßt sich oft, während des Eisganges und der Ueberschwemmungen, wenig bessern. Unterdessen lasse man nichts unversucht, um besonders den Durchbruch des Wassers hart an den Wasserlösen und Stauwerken, und die Beschädigungen an diesen Wasserwerken selbst durch schleunige Ausdämmungen, und, im höchsten Nothfalle, durch eine Ausfüllung mit Sandsäcken, oder durch die Sicherung des Grundes mit Senkwaasen möglichst zu verhindern. Zu dem Ende mag auch sogar zur Durchstechung der Mühlendeiche an solchen Stellen, wo das Terrain hart und feste ist, geschritten werden, weil der Schade davon oft nicht so groß, als der seyn wird, welcher durch einen Umriß bei den Wasserlösen entstehen kann. Durch Beharrlichkeit bei den vorbemerkten Notharbeiten wird man indeß dieses, ohnehin wegen mancher Localitäten selten anwendbare, und doch immer auch sehr kostbare und mißliche Mittel meistens vermeiden können.

Die für die hiesigen Lande unterm 6ten Febr. 1740 und 14ten Februar 1799 erlassenen Verordnungen enthalten über diese Nothanstalten verschiedene Vorschriften. Ausser solchen würde es aber, wie ich bei einigen commissarischen Untersuchungen über diesen Gegenstand gefunden habe, sehr nützlich seyn, wenn die Manipulation wichtiger Wasserlösen der Art, nach einem auf alle Localitäten möglichst genau gegründeten Regulativ verrichtet werden müßte. Der Mangel solcher Regulative hat schon oft viele Klagen und Beschwerden, oft auch schon den Ruin sehr kostbarer Wasserwerke veranlaßt.

Uebrigens ist bei allen vorbemerkten Notharbeiten ein kundiger Stack- oder Buhnenmeister fast unumgänglich erforderlich. Eben so wie bei großen Strömen sollten auch bei mittlern und kleinen Strömen Leute der Art, die überhaupt für den Strombau von größerer Wichtigkeit sind, als man hin und wieder anzunehmen scheint, angezogen, und mit einem nicht zu kümmerlich abgemessenen Gehalt angesetzt seyn. Der Nutzen dieser Verfügung würde schon nach wenig Jahren durch eine solidere Bearbeitung der Ufervorbaue an diesen Strömen sich offenbaren. Ueberhaupt dürften die hier bezielten Ströme unter eine kundigere

Auf-

Aufsicht gestellt zu werden verdienen, als man dabei in manchen Ländern antrifft, auch schon aus den höchst unvollkommenen, und doch mit großser Kostenverschwendung verbundenen Betrieb ihres Ufervorbaues und aus den übrigen mangelhaften Anstalten zur Correction ihres Laufs, wahrnehmen kann.

III. **An den kleinsten Strömen und Bächen** ist der Eisaufbruch an sich von geringer Erheblichkeit, weil das Eis, wegen ihrer vielen Krümmen und Serpentinen gleich über die Ufer abgesetzt wird.

Dagegen verursacht hier die Ueberschwemmung bei einem plötzlichen Schneeaufthauen und bei Wolkenbrüchen zu Zeiten solche Nachtheile, welche oft den gefährlichsten Verwüstungen durch Deichbrüche zur Seite gesetzt werden können.

Die Ursache liegt gewöhnlich darin, daß die Freischütte bei den oberschlächtigen Mühlen an diesen Bächen eine solche Weite nicht haben, daß die Ueberschwemmungs-Wassermasse dadurch abgeführt werden kann. Das Locale der Mühle und der Bäche macht auch die nöthige Erweitung darunter oft unausführbar, zumahl wenn der Ueberschwemmungszustand von dem gewöhnlichen zu sehr verschieden ist. Bei solchen Umständen besonders sollten also immer die Bedeichungen der Mühlendeiche an einer paßlichen Seite sehr flach nach aussen abgeschrägt, und, nach Befinden der Umstände, gepflastert seyn, damit die Wassermasse, welche die Freischütte nicht abführte, ohne Nachtheil überfallen könnte, weil durch diesen Ueberfall gewöhnlich die meisten Mühlendeiche verlohren gehen, und die plötzlich dabei ausströmende Wassermasse meist immer vielen Schaden anrichtet. In manchen Fällen, wo diese Mühlen ihrem Endzweck wenig entsprechen, möchte es überhaupt aber noch gerathener seyn, sie ganz eingehen zu lassen.

Dieses verdient in manchen Gegenden, wo diese Mühlen die wenigste Zeit des Jahrs im Gange sind, und in der Hinsicht schon durch Windmühlen weit mehr ausgerichtet werden könnte, erwogen zu werden, besonders da, wo, wie z. E. im Lüneburgschen, die Bäche auf eine so vorzüglich zweckmäßige Art zu Anlagen neuer Wiesen und zur Wiesenbewässerung überhaupt genützt werden können, wogegen aber jetzt, wie ich aus mehrern Fällen weiß, oft die ungegründetsten Widersprüche und Klagen von den Müllern geführt werden.

Die Brücken, wenn sie sich in solchen Dämmen befinden, welche die Thäler ganz durchschneiden, worin der Bach seinen Lauf hat, sollten eigentlich immer eine der stärksten Anschwellungs-Wassermasse, die sich am besten aus den Merkmahlen vorhergegangener Ueberschwemmungen der Art, sonst auch aus dem Umfange und der Ausdehnung der Thäler bestimmen läßt, gemäße Oeffnung haben,

ben, weil die Nichtbeobachtung dieser Vorsichtsmaaßregel, wie man es sehr oft zu sehen Gelegenheit hat, stets ihren Umsturz nach sich zieht. Finden sich dagegen aber, wie bei den Wasserlösen, nicht zu beseitigende Local-Hindernisse, so kann es da, wo es auf eine kurze Sperrung der Passage nicht zu sehr ankömmt, auch hinreichen, wenn die Anfahrten der Dämme mit einem Pflaster so verwahrt sind, daß das Wasser darüber fallen kann.

Was übrigens an diesen Bächen bei den Brücken und Wasserlösen in Ansehung der Aufeisung u. s. w. zu beobachten ist, wird sich unter den Abänderungen, welche die Localumstände darüber an die Hand geben, aus dem Vorhergehenden abnehmen lassen.

Verschiedenes Nützliche.

Um schädliche Dünste aus Ziehbrunnen oder andern unterirdischen Orten und Gewölben zu schaffen, damit der Aufenthalt darin für Arbeiter oder andere Personen der Gesundheit nicht zu nachtheilig werde, könnte man sich des leichten Mittels bedienen, das Mr. Ebenezer Robinson in Philadelphia schon vor mehreren Jahren erfunden hat. Er ließ ein Paar Blasebälge, so wie sie die Schmiede brauchen, oder vielmehr, wie sie in Hammerwerken üblich sind, in einem hölzernen Gestell hängend, an den Rand des Brunnens, den er von der schädlichen Luft reinigen wollte, bringen, vorne an die Röhren einen Feuerspritzenschlauch anschrauben, und das noch freie Ende des Schlauchs in den Brunnen werfen, so daß es ungefähr noch einen Fuß von der Wasserfläche abstand. Hierauf ließ er eine halbe Stunde lang frische Luft hinabschicken, und der Erfolg war, daß das Licht, das vorher beim Hinablassen sogleich auslöschte, hell und klar brannte, wie in der freien Luft, und die Arbeiter ohne die geringste Beschwerlichkeit oder Unannehmlichkeit ihre im Brunnen zu verrichtende Geschäfte abthun konnten.

Der Märzschnee soll mit vorzüglichen Kräften begabt seyn. Will man sich einen Vorrath davon aufsammeln, so geschieht dies folgendermaßen: Man fängt so viel Schnee, als man für nöthig hält, in Flaschen auf, und läßt ihn dann in heitern Tagen in der Sonne destilliren. Hat man aus Versehen einige Unreinigkeiten zugleich aufgefaßt, so werden sich diese zu Boden setzen, und

und wenn das Wasser gänzlich klar ist, so filtrirt man es in andere Bouteillen, thut einige Stückchen Kampfer dazu, und verstopft die Flaschen. Man hat daran nicht nur sehr gutes Wasser zur Tinte und zum Reinigen der Wäsche, sondern auch ein treffliches Waschwasser, welches die Haut geschmeidig erhält, und die Flecken daraus verschwinden macht.

Bei der Rindviehseuche, die im Herbst 1807 und länger in verschiedenen Gegenden von Pommern wüthete, verlohren in dem Stettinschen Amtsdorfe Flederborn alle Wirthe fast ihren ganzen Viehstand, nur ein einziger Bauer behielt sein ganzes Vieh, und eben dies war der Fall gewesen, als einige Jahre vorher unter dem Rindvieh die Lungensucht daselbst grassirte. Dieses auffallenden Umstands wegen hat die Kriegs- und Domainen kammer zu Stettin diesen Vorgang durch einen dazu abgeordneten Commissarius untersuchen lassen, und diesem hat jener Bauer, Namens Steinke, angezeigt, daß er eine Latwerge habe, welcher er die Erhaltung seines Viehstandes verdanke, und welche aus folgenden Heilmitteln bestehe:

2 Löffel Theer, 2 Hände voll Salz, 1 Hand voll Knoblauch, 1 Eßlöffel Mutterkraut, 1 Eßlöffel Angelikraut, 1 Eßlöffel Pestilenzkraut, 1 Eßlöffel Meerrettig, 2 Eßlöffel gebrannte und gestossene Wacholderbeeren werden sämmtlich gut untereinander gemischt, und von dieser Mischung wird jedem Stück Vieh des Morgens ein Löffel voll mit einem Pinsel ins Maul gestrichen.

Da vorstehende Ingredienzien, nach Erklärung des Königl. Preuss. Sanitätscollegiums der Fäulniß kräftig widerstehen; so hat die vorgedachte Kriegs- und Domainenkammer dieses Mittel zur allgemeinen Kenntniß gebracht, damit solches zur Verhütung der Ansteckung nach eines jeden Gutbefinden gebraucht werden könne.

In Sonini's ökonomischem Journale wird folgende Anweisung gegeben, ein Fläschchen zu bereiten, das in der Nacht Licht genug giebt, um die Zeit auf einer Uhr und andre Gegenstände zu erkennen. Man nimmt ein langes Fläschchen aus weißem Glase, wirft ein Stückchen Phosphor von der Größe einer Erbse hinein, und gießt darauf feines, bis zum Aufwallen erhitztes Provenceröhl, bis die Flasche etwa ein Drittheil voll ist. Dann stopft man sie sorgfältig zu. So oft sie leuchten soll, öffnet man sie, daß atmosphärische Luft zutreten kann, und verstopft sie wieder. Der leere Theil der Flasche erscheint dann leuchtend, und verbreitet so viel Licht umher, als eine dunkel brennende gewöhnliche Lampe. Verschwindet das Licht, so braucht man den Stöpsel nur zu öffnen, um es wieder erscheinend zu machen. Bei kalter Witterung muß man die Flasche in

der

der Hand etwas erwärmen, ehe man man sie aufmacht, sonst leuchtet sie nicht. Eine solche Flasche läßt sich 6 Monate lang jede Nacht gebrauchen; man hat von ihr keine Feuersgefahr zu besorgen, und sie kostet nur wenig.

Die besten Dochte zu den gewöhnlichen Oellampen, welche sparsam brennen, und die Helligkeit der Flamme sehr vermehren, werden aus feinem baumwollenem Garn gemacht, das, um es von allen Unreinigkeiten zu befreien, gelbleicht seyn muß. Sind die Dochte hieraus nach Erforderniß der Lampe verfertigt, so nimmt man gleiche Theile Wachs, Wallrath (Sperma ceti) und Federalaun (Alumen plumosum) und läßt solches in kochendem Wasser schmelzen. Durch diese geschmolzene Masse zieht man alsdann die Dochte, und verwahrt sie nachher vor dem Staube.

Einen feuer- und wasserfesten Kitt kann man machen, wenn man fein geriebenes Ziegelmehl und durchgesiebte Eisenfeilspäne mit Eiweiß zu einem Teig einrührt. Oder: Eisenfeilspäne, pulverisirtes Glas und ungelöschten Kalk schlage man durch ein Haarsieb, und vermische es mit Eiweis und Rindsblut zu einem Teig. Man mache aber hievon nicht mehr, als für den Augenblick nöthig ist; denn die Masse trocknet sehr leicht, und kann dann nicht wieder aufgelöst, wenigstens zu diesem Zwecke nicht mehr brauchbar gemacht werden.

Noch zwei Kaffeesurrogate.

Unsere Vorfahren tranken keinen Kaffee, und wir könnten ihn wie den Toback und manche andere Dinge auch entbehren, wenn nur die Gewohnheit ihn uns nicht zum Bedürfniß gemacht hätte. Aber auch die Gewohnheit läßt sich besiegen, und am klügsten wäre es, wir schafften das Kaffeetrinken ganz ab. Weil aber vor der Hand noch keine Hoffnung dazu ist, so wird es nicht undienlich seyn, hier noch auf einige Ersatzmittel des indischen Kaffees, der jetzt so theuer ist, aufmerksam zu machen, welche in ausländischen öffentlichen Blättern sind angepriesen worden.

1) Die eßbaren oder zahmen Kastanien (nicht die wilde, herbe Pferdekastanie). Diese werden wohl getrocknet, und von der braunen Schale sowohl, als von dem Fleme oder der bittern Haut, welche den Kern unmittelbar umgiebt, gereinigt; darauf werden die gereinigten Kerne wohl

getrocknet, zu groben Stücken zerstoßen und geröstet, sofort zermalen, und nach Gefallen gebraucht. Die zerstoßenen Stücke sehen auf dem Bruch einer gebrochenen levantischen Bohne ganz ähnlich. Der davon gekochte Kaffee ist angenehm und zart, braucht auch zum Versüßen so vielen Zucker nicht, als der gewöhnliche, und ist ein Getränk, das wohl bekommt.

2) Das nachstehende Recept zu einem angeblich unschädlichen, wohlfeilen und dem indischen Kaffee mehr als bloß der Farbe nach ähnelnden Getränk ist von Jemand in Sachsen öffentlich bekannt gemacht.

Man nehme 1 Pfund getrocknete, gelinde geröstete und gemahlne Eicheln,

½ Pfund Malz, ebenfalls gelinde geröstet und gemahlen,

¼ Pfund gemahlnen Cichorienkaffee,

¼ Pfund gemahlnen guten kräftigen Java- oder Surinamkaffee,

2 Loth geröstete Cacaobohnen, ebenfalls gemahlen.

Alles dieses wird wohl gemischt, und in einer genau verschlossenen blechernen Büchse oder in einer gut gepfropften Bouteille verwahrt, und wie gewöhnlicher Kaffee gekocht.

Diese Mischung hat einen angenehmen Geschmack, und ist so wenig herbe, daß sie mit Milch oder Sahne allenfalls ohne allen Zucker getrunken werden kann.

Ueber das Wässern der Blumentöpfe.

Das Wässern der Blumentöpfe geschieht gewöhnlich, indem man das Wasser entweder auf den Blumentopf unten am Stängel der Pflanzen über die Erde her, oder indem man selbiges unter den Blumentopf in ein untergesetztes Gefäß schüttet. Oft auch auf beide Arten zugleich. So verfahren wir bei unsern kleinen künstlichen, oder vielmehr gefangen gesetzten Gärten. Die Natur hingegen bewässert ihren großen Garten, indem sie von Zeit zu Zeit das Erdreich und die auf demselben lebenden Pflanzen von oben herab mit einer unzähligen Menge Tröpfchen leichten Wassers bespritzt. Wir gestehen ein, daß die Natur es besser mache, als wir, und geben ihr daher so oft, als es sich will thun lassen, unsere eingekäfigten Gärtchen unter ihre wohlthätige Obhut. Warum aber ahmen wir der Meisterin nicht nach, so oft uns die unmittelbare Benutzung ihrer Werke nicht zu Gebote steht? Dieses Besprengen der Pflanzen und des Erdreichs in Blumentöpfen von oben herab kann man ja durch die Kunst beinahe

nahe mit eben der Vollkommenheit bewerkstelligen, als es von der Natur geschieht.

Man darf meines Erachtens die vortheilhafte Würkung des Regens auf die Pflanzen keinesweges so einseitig ansehen, als bestehe diese bloß darin, den Pflanzen die nöthige Menge Feuchtigkeiten und einen Theil der erforderlichen Nahrung zuzuführen. Zuverlässig hat auch die sanfte, gleichförmige Erschütterung der empfindsamern Pflanzentheile durch die aus beträchtlicher Höhe herabfallenden Wassertröpfchen einen bedeutenden Antheil an den guten Wirkungen des Regens. Wie sehr empfahlen nicht von jeher Aerzte und Wundärzte den Gebrauch der Tropfbäder als eines sehr heilsamen Mittels gegen so manche oft sehr gefährliche Krankheiten des Menschen. Und bei diesen läßt man doch die Wassertropfen nur wenige Fuß tief bis auf die Stelle fallen, in welcher sie die gewünschte heilsame Erschütterung hervorbringen sollen. Höhlen nicht Wassertropfen mit der Zeit selbst Steine aus!

Eine andere gute Würkung des Regens auf die Pflanzen ist das Reinigen der letztern von Staub und andern Unreinigkeiten, welche von Zeit zu Zeit auf der Oberfläche derselben hängen bleiben, und die Mündungen ihrer einsaugenden sowohl, als aushauchenden Gefäße verstopfen.

Diese Vortheile des Regens gehen bei dem gewöhnlichen Wässern der Blumentöpfe verlohren. Man giebt dem die Pflanze enthaltenden Erdreiche auf die oben angeführten Arten, so oft man es für nöthig hält, eine Quantität Brunnen-, Regen- oder Flußwasser; gemeiniglich auf einmal zu viel; oft läßt man es dann wieder zu sehr austrocknen. Hierdurch wird die schon ihrer Freiheit beraubte und dadurch für Krankheiten empfänglicher gemachte Pflanze wechselsweise in ganz entgegengesetzte krankhafte Zustände versetzt, sie muß der heilsamen, für sie bestimmten, Erschütterung durch den Regen entbehren; sie wird nicht von dem Staube und den Unreinigkeiten befreit, welche ihr in ihrem Kerker so oft zusetzen; sie bekommt oft nicht die ihrer Natur entsprechende Feuchtigkeit und Nahrung, und wird oft mit beiden überfüllt. Allem diesem wird mit einem Male dadurch abgeholfen, daß die in Töpfen eingesetzten Pflanzen in Ermangelung eines warmen Sommerregens an einem bequemen Orte vermittelst der ausgebreiteten Hand oder einer Gießkanne mit reinem Regenwasser besprengt werden. Statt des Regenwassers darf man allenfalls auch reines Flußwasser, nie aber ungekochtes Brunnenwasser nehmen, indem letzteres theils wegen seines Kohlensäuregehalts zum Besprengen der Pflanzen überhaupt nicht tauglich ist, theils weil es in den meisten Gegenden sehr viel Kalk und andere Substanzen aufgelöst enthält, welche auf den Pflanzen hängen bleiben, und diese verunreinigen.

Hannoversches Magazin.

39tes Stück.

Freitag, den 13ten Mai 1808.

Etwas über den Ackerbau und einige Produkte Aegyptens.

Die hier den Lesern mitgetheilten Nachrichten über Aegyptens Ackerbau und einige Produkte dieses merkwürdigen Landes sind neu, zuverlässig und noch wenig bekannt. Für Oekonomen werden sie ein doppel-Interesse haben. Sie sind ein kurzer Auszug aus G. A. Oliviers Reise durch das türkische Reich, Aegypten und Persien, während den ersten sechs Jahren der französischen Republik, oder von 1792 bis 1798. Zweiter Theil, welcher die 3te und 4te Abtheilung oder die Reise nach Aegypten und Syrien begreift. 1805. mit Karten.

Das Land von Aegypten läßt sich füglich in drei Klassen theilen:

1) in dasjenige, welches das Wasser während der Ueberschwemmung nicht erreichen, und welches man auch nicht wässern kann. Es ist wüste, unangebauet, mit Sande bedeckt, und erzeugt einige dürftige, dünne stehende Pflanzen.

2) In das, welches das Wasser während der Ueberschwemmung bedeckt. Es dient zum großen Anbau.

3) In das, welches das Wasser gewöhnlich nicht überschwemmen kann, oder welches durch Dämme, die man in dieser Absicht aufführte, dafür geschützt ist, welches man aber demungeachtet das ganze Jahr hindurch, mittelst hydraulischer Maschinen, wässert. Dieses wird zur Kultur derjenigen Pflanzen benutzt, welche eine häufige Wässerung verlangen, als da sind: der Reis, der Durra, der Mais, das Zuckerrohr, die Baumwolle und der Indigo.

Die Ländereien der ersten Klasse nehmen einen Theil des untern Aegyptens ein. Ehedem waren sie angebauet; Unfruchtbarkeit ward aber erst seit der Eroberung Aegyptens durch die Araber ihr Loos; das heißt, seit durch eine schlechte Regierung die Kanäle, welche es durchschnitten, verstopft worden sind, so, daß sie kein Wasser mehr

aus dem Flusse erhalten können. Der Sand hat sich alsdann darauf angesiedelt und so überhand genommen, daß er die gute Erde bedeckt, und beträchtliche Summen, so wie eine aufgeklärte, lange anhaltende Bemühung erforderlich seyn würde, um diese Ländereien wieder zu überschwemmen. Dann erst würden sie sich wieder mit reichen Ernten überziehen und die wohlhabenden Ortschaften, die ehedem so wichtige Rollen spielten, aus ihren Trümmern wieder hervorgehen.

Der Boden, welchen der Nil mit seinem schlammigen Wasser bedeckt, braucht keine Düngung. Der Schlamm, welcher sich darauf absetzt, ist zu seiner Fruchtbarmachung schon hinlänglich. Man hebt den Dünger für diejenigen Länder auf, die man vermittelst der Maschine bewässert; doch ist die Menge, welche man darauf bringt, sehr gering. Ja es giebt Landleute, die gar nichts darauf bringen, und sich doch nicht beklagen, daß ihr Land magerer würde.

Da die Aegypter an Brennmaterialen Mangel leiden, so heben sie zum Behuf häuslicher Bedürfnisse und zum Heitzen der Bäder den Mist ihrer Pferde, Esel, Ochsen und Büffel auf, welchen sie mit gehacktem Stroh vermischen und Kuchen daraus machen, die sie an der Sonne trocknen. Zu dem nemlichen Endzwecke bedienen sie sich auch des Mistes der Kameele. Daher bringen sie auch nur aus Mangel an Mist keine Düngung auf ihre Ländereien, ob es ihnen gleich wohl bewußt ist, daß ihre Anwendung, besonders im Gartenbaue, nicht ohne Nutzen geschehen kann. Sie bedienen sich auch wohl des Taubenmistes, jedoch mehr, das Wachsthum einiger Küchenpflanzen, und besonders der Gewächse aus der Kürbisartigen Familie zu beschleunigen. Zuweilen gebrauchen sie auch die salpeterhaltige Erde, die sich über den Trümmern alter Städte befindet, zur Düngung, und streuen sie nur in geringer Menge auf den Theil der Felder, welcher nicht unter Wasser gesetzt werden kann, und zu kleinerem Anbau bestimmt ist. Endlich kann auch die Düngung in allen Fällen durch bloße Bearbeitung und Wässerung ersetzt werden, weil der Boden sehr tief, stark gemischt und dem Wachsthum der Pflanze sehr zuträglich ist.

Bekanntlich wässert man das Land in Unterägypten, wo das Wasser des Flusses und der Kanäle nur seicht ist, mittelst eines großen Rades, welches ein Büffel in Bewegung setzt. Dieses ist in mehrere Fächer getheilt, welche das Wasser aufschöpfen und es in einen Trog ausgießen, der etliche Fuß höher steht als das Land. In Oberägypten aber, wo das Wasser mehrere Monate hindurch über fünf und zwanzig Fuß Tiefe hat, bedient man sich der Pumpen, die durch Menschen oder Schaufelräder in Bewegung gesetzt werden.

Die Zubereitung der zum kleinern Anbau bestimmten Ländereien besteht darin,

darin, daß man vor der Ueberschwemmung die Risse, welche eine zu große Dürrung verursacht, zumacht; die Erde abtheilt und klar schlägt, und dann eine vorbereitende Pflügung unternimmt. Endlich säet man unmittelbar nach der Ueberschwemmung, sobald das Wasser hineingelassen worden, oder nach einer mit Hülfe hydraulischer Maschinen bewirkten Wässerung, wenn die Lage desselben so ist, daß es der Fluß nicht selbst überschwemmen kann, hinein.

Was die vollkommen unter Wasser zu setzenden Ländereien betrifft, auf welchen man weitläuftigere Aussaaten vornimmt, so überhebt sich der Aegypter gemeiniglich der Mühe des Pflügens, welches doch sonst überall unumgänglich nothwendig ist. Er vertrauet der Erde den Saamen an, sobald das Wasser verlaufen ist und er auf sein Feld gehen kann. Die Saat geht in wenig Tagen sehr gut auf; die Pflanze wächst nun während des Winters, mittelst der Feuchtigkeit, welche die Erde in sich behält, bedarf keines Regens, und gelangt ohne denselben zu ihrer vollkommnen Entwickelung. In einigen Gegenden pflügt man doch aber erst vor der Aussaat, und bringt nachher den Saamen mittelst einer Walze unter die Erde. Man sieht leicht ein, daß eine Erde, die so fruchtbar ist, daß sie des Düngens entbehren kann, keine Ruhe nöthig hat, um mit neuer Kraft wieder Gewächse hervorzubringen. Die einzige Vorsicht, welche der ägyptische Landmann gebrauchen zu müssen glaubt, um ergiebigere Ernten zu bekommen, besteht darin, daß er sich eines für den Boden, welchen er erbauet, fremden Saamens bedient; daß er mit der Kultur abwechselt, nach dem Weitzen Gerste, nach dem Klee Reis, nach den Getreidearten Saffler bauet. Doch bestimmt er auch sehr oft den Anbau dieser Gewächse nach dem Werthe ihrer Produkte und nach dem längern oder kürzern Aufenthalte des Wassers auf dem Lande. Wenn das Aufschwellen des Nils geringe ist, säet er lieber Gerste als Weitzen, weil jene einen Monat früher geerntet werden kann und weniger Feuchtigkeit verlangt als dieser. Ist aber sein Zunehmen stärker, so säet er lieber Sumpfbohnen. Doch behält er in einigen Provinzen einen Theil seiner Länderei für andere Aussaat, als zum Beispiel für den Saffslor, Klee, Reis, und in den meisten andern, für Linsen zurück.

Die größte Kunst der Aegypter, in Bebauung ihrer Felder, besteht darin, daß sie eine geringe Ueberschwemmung eben so wenig leiden, als eine zu starke. In dem ersten Falle muß das Erdreich ganz wagrecht seyn, damit das Wasser sich so weit, als möglich, ausbreiten kann, die Anzahl der Kanäle muß vermehrt werden, durch welche das ganze Jahr Wasser auf die Felder gebracht werden kann, deren Gewächse einer öftern Befeuchtung bedürfen; in dem andern Falle muß der Abfluß des Wassers begünstigt, und die, zu den meisten übrigen Aussaaten bestimmten Fel-

Felder, durch rund herum aufgeführte Dämme für Ueberschwemmungen gesichert werden, denn sonst würden, wenn das hineintretende Wasser eine beträchtliche Höhe erreichte, alle Pflanzen darin umkommen, oder wenigstens sehr stark beschädigt werden.

Man hat in Aegypten zwei Arten von Weitzen, eine harte und eine zärtere; diese theilen sich noch in viele, mehr oder weniger bemerkbare Spielarten. Die Weizenernte fällt in Oberägypten zu Anfang des März; sie fällt aber immer später, je weiter man nach Niederägypten kommt. Zu Kairo fängt sie in den ersten Tagen des Aprils an, und in der Gegend von Rosette und Damiatte noch 15 oder 20 Tage später. Diese Bestimmung kann aber nie streng genommen werden. Denn nach einer starken Ueberschwemmung, wo das Land noch zu sehr von Feuchtigkeit durchdrungen und die Wärme nicht frühzeitig genug da ist, kann die Ernte noch weiter als 15 Tage hinaus fallen. Uebrigens beschleunigt der Khramsi *) die Reife des Getreides sehr, und schadet ihm oft, wenn er zu bald und zu stark wehet.

Die

*) So angenehm den Aegyptern im Sommer der Nordwind ist, so verderblich ist ihnen der Südwind, wenn er vor und nach der Frühlings Tag- und Nachtgleiche wehet. Man kennt ihn unter dem Namen Khramsi, oder der Fünfziger, weil er sich manchmal innerhalb dieses Zeitraums zeigt. Er dauert gewöhnlich nur drei Tage, seltener vier, und am seltensten nur einen Tag. Während seiner Dauer steigt ein der Luft ausgesetzter Thermometer, von sechzehn, achtzehn, zwanzig Graden, auf dreißig, sechs und dreißig, ja selbst acht und dreißig Grad. Dieser Wind trübt die Atmosphäre, trocknet die Luft aus, überladet sie mit einem feinen Staube, benimmt ihr einen Theil ihrer Federkraft, und macht sie folglich zum Athmen weniger tauglich. Aegypten würde nicht bewohnt werden können, wenn der Khramsi häufiger wehete, und zu allen Jahrszeiten die nemliche Wirkung hervorbrächte.

Einige Reisende haben ihn mit dem Samiel verwechselt, der sich aber nur selten in Arabien, Mesopotamien und dem Süden von Persien, während der großen Sommerhitze zeigt, und welcher auf der Stelle Menschen und Thiere erstickt, wenn sie nicht die nöthigen Maaßregeln ergreifen, um ihm auszuweichen. Die Ursachen und Wirkungen dieser zwei Winde sind auch nicht ein und eben dieselben, und sie wehen auch zu verschiedenen Zeiten. Der Aegyptische ist ein regulairer ausgebreiteter Wind und von einiger Dauer; der andere ist irregulair, von geringer Verbreitung, dauert nur einige Augenblicke, und kann von dem geübten Auge der Wüstenbewohner gesehen werden.

Der Samiel wehet zu Ende des Monats Julius bis in die Mitte Septembers. Er ist nur vorübergehend, und dauert selten länger als zwei oder drei Minuten in einem fort. Seine Ausdehnung ist sehr beschränkt, und in einer Karawane trifft er nur wenige Personen, und das sind gerade

eben

Die Gerste, welche man gewöhnlich in Aegypten bauet, ist die Art mit sechs Reihen von Körnern. Ihr Anbau wird eben so stark betrieben, wie der des Weitzens; aber ihr Verbrauch in diesem Lande ist auch stark, denn, weil sie in weit niedrigerem Preise steht, als der Weitzen, so muß sich das Volk, dem zur Belohnung für seine Arbeit fast weiter nichts übrig bleibt, damit begnügen. Dem ungeachtet geht noch eine beträchtliche Menge davon nach Constantinopel, Smyrna und den Inseln des Archipelagus.

Reis bauet man nur in der Gegend von Rosette, Damiatte und Fayum. Ob er gleich die Hauptnahrung des Mittelmannes auf dem Lande, und fast aller Bewohner der Städte ausmacht, so geht doch eine sehr große Menge desselben nach Syrien, Griechenland, Constantinopel, Smyrna, und den größten Theil von Kleinasien.

Nach

eben die, welche er auf seinem Wege findet. Man kann ihm ausweichen, wenn man sich schnell auf den Bauch legt. Auch die Thiere hängen jederzeit, angetrieben von einem ihnen eigenthümlichen Instinkte, ihre Schnauze auf die Erde.

Wenn der Samiel wehen soll, so ist die Luft ruhig, welches sonst in dieser Jahrszeit äusserst selten geschieht, und die Hitze fast unerträglich. Die Stille der Wüsten wird nur durch Klagegeschrei, die gewisse Anzeige der Gefahr, womit alle lebende Wesen bedrohet werden, unterbrochen. Bald folgt ein gänzliches Stillschweigen. Vierfüßige Thiere und Vögel suchen ihre Wohnungen, oder verstecken sich hinter irgend einem dicken Busche. Der Araber flüchtet in sein Zelt, oder, wenn er unterweges überfallen wird, bleibt er stehen, und beobachtet, an der Seite seines Lastthiers, oder Dromedars, ob der Samiel über seinen Kopf weggehen, oder fern von ihm seinen vergifteten Hauch ausblasen wird.

Die Gefahr dauert nur so lange, als die Ruhe nicht unterbrochen wird. Stellt sich aber wieder der Luftstrom ein, weht der Wind von neuem, so hört alle Furcht auf. Die Wüstenbewohner werden wieder munter, wie zuvor; der Araber setzt seinen Weg fort; der Vogel schwingt sich wieder in die Luft, und das vierfüßige Thier geht aus seinem Baue hervor, um für seine Nahrung zu sorgen.

Der Samiel scheint eine Art unathmbare, verdorbene Luft zu seyn, die sich aus dem Schooße der Erde durch Einwirkung der Sonnenstrahlen erhebt. Er würde viel häufiger seyn, wenn in diesen Gegenden nicht vier oder fünf Monate lang ein sehr reissender Luftstrom Statt fände, der von dem mittelländischen Meere herkommt, und sich über Mesopotamien und das nördliche Arabien, bis zu den ersten Gebirgen Persiens erstreckt. Man sehe Bibliothek der neuesten und wichtigsten Reisebeschreibungen zur Erweiterung der Erdkunde rc., herausgegeben von M. C. Sprengel, fortgesetzt von T. F. Ehrmann. Mit Kupf. und Karten. Weimar 1805. Bd. 21, Abschnitt II. Seite 226.

Nach Herodots Aussage aßen die Aegypter die Bohnen weder roh noch gekocht. Sie säeten sie nie auf ihren Feldern, und ernteten auch die nicht, welche zuweilen wild wuchsen. Die Priester konnten sie nicht einmal sehen, weil sie sich einbildeten, daß diese Hülsenfrucht unrein wäre. Die heutigen Aegypter im Gegentheil bauen sie ungeheuer häufig, verbrauchen sie stark, theils für sich selbst, theils für ihr Vieh, und führen noch eine große Menge davon aus.

Linsen bauet man im Großen in Oberägypten. Die Menge, die man daselbst erntet, ist sehr beträchtlich. Auch das Delta liefert dergleichen. Man bringt sie auf eine Mühle, um die Schale davon abzusondern und sie in ihre zwei Kernstücke zu theilen. Sie sind besser, als in unsern Gegenden, und werden von allen Bewohnern Aegyptens stark verbraucht. Doch verkauft man noch eine große Menge davon an die andern Provinzen des türkischen Reichs.

Von der Hirse bauet man zwei Arten, nemlich die gemeine Moorhirse, oder Sorgho (Holcus sorghum) und die ährenförmige Moorhirse (Holcus spicatus). Wird sie gemahlen und für sich allein, oder mit Gerstenmehl vermengt, so giebt sie ein sehr schlechtes Brod, woran aber die Landleute doch gewöhnt sind. Man macht auch daraus eine Art von Brei, entweder mit bloßem Wasser und Butter, oder mit Milch.

Der Anbau des Mais ist eben so häufig, wie der der Hirse, und sein Verbrauch eben so stark. Man macht ihn zu Mehl und genießt ihn als Brei, man bäckt auch Brod daraus, und vermischt ihn mit Gerstenmehl. Leicht geröstet dient er, wie die Kichererbsen, zu einer Leckerei für Frauen und Kinder. Man sieht sie fast den ganzen Tag davon essen.

Erbsen, Kichererbsen, mehrere Sorten Bohnen, Platterbsen, Bockshorn, Feigbohnen, Steckrüben, weiße Rüben, Pastinacken, Möhren, rothe Rüben, Kohl, Sauerampfer, Spinat, Sellerie, Petersilie, Dill, Pimpinelle, Raute, Portulak, Majoran, Basilikum, Münze, römischer Kümmel, Anis, Fenchel, Senf, Erdmandeln, Zwiebeln, Lauch, Porro, langer Pfeffer, Kappern, Gurken, mehrere Sorten von Melonen, Wassermelonen, Kürbisse, Koloquinten u. s. w. werden fast in ganz Aegypten gebauet, und sehr häufig verbraucht.

Abesode, d. i. der damascenische Schwarzkümmel (Nigella damascena) in unsern gedruckten Blumensaamen-Verzeichnissen unter dem deutschen Namen Braut in Haaren oder Jungfer im Grünen bekannt, wird in Said im Großen gebauet. Die Aegypter verbrauchen ihn stark, und bestreuen damit ihr Brod und die Kuchen, um sie angenehmer und schmackhafter zu machen. Geröstet, und mit Harmodatteln, Ambra, Moschus, Bezoar, Zimmet, Ingwer und Zucker,

zusammen in einen Teig geknetet, macht man daraus eine Konserve, auf welche die Frauenzimmer einen großen Werth legen, weil sie dieselbe für ein Appetit erregendes, die Wohlbeliebtheit vermehrendes Mittel halten. Sie wird höher geschätzt, und stärker gesucht, als die Rosenkonserve, die man gemeiniglich in ceremoniösen Gesellschaften herum giebt. Aus dem Saamen der Abesode gewinnt man ein Oel, womit man sich den Körper reibt, wenn man aus dem Bade geht, und zwar in der Absicht, um sich zu stärken.

Der Sesam, eine jährige Pflanze, ist im ganzen Orient sehr häufig. Man mischt den Saamen unter das Brod, bestreuet damit die Kuchen und verfertiget verschiedene Leckereien daraus. Das davon gewonnene Oel ist süß, und im allgemeinen Gebrauch. Der Anbau dieser Pflanze ist in Aegypten sehr ausgebreitet.

Der Mohn ist heut zu Tage in Aegypten sehr selten. Das beste Opium kam ehedem aus Tebais, wo man den Mohn in großer Menge bauete. Das gemeine Volk in Aegypten hat statt des Opiums den Gebrauch der Hanfblätter eingeführt, weil diese weit wohlfeiler sind. Man macht sie zu Pulver, versetzt sie mit Honig, zuweilen auch mit gewürzhaften Substanzen, und bildet daraus Bissen, die man in der Absicht nimt, um sich angenehme Gefühle zu erregen, deren unausbleibliche Wirkung aber Wahnsinn, Stumpfheit, Abzehrung und baldiger Tod sind, wenn man ihren Gebrauch fortsetzt. Uebrigens gedeihet diese Pflanze in Aegypten sehr schlecht.

Im Gegentheile aber befindet sich der Lein hier in seinem angemessenen Klima, und einem ihm zuträglichen Boden. Er erreicht eine Höhe, zu welcher er in Europa nie gelangt, und macht eins der Hauptprodukte von Fayum und des Delta's aus. Ungesponnener Flachs wird, das Arsenal zu Constantinopel ausgenommen, sehr wenig aus Aegypten ausgeführt. Dahingegen aber bestehen alle Stoffe, worin sich die Einwohner kleiden, die man für das Innere und den Norden von Afrika macht, und wovon auch ein Theil nach Frankreich, Italien und die ganze Levante geht, aus dieser Substanz. Aus dem Saamen preßt man ein Oel, welches häufig im Lande verbraucht wird; nur wenig davon geht nach Smyrna und Constantinopel.

Der Anbau der Baumwolle ist nicht so ausgebreitet, als der des Flachses, und schickt sich vielleicht weniger für Aegypten, weil die Sammlung der Früchte erst gegen das Ende des Sommers statt haben kann, und die Pflanze selbst häufig bewässert seyn will; dahingegen der Flachs fast zu gleicher Zeit mit dem Weitzen reift. Uebrigens kann die Baumwolle auf den von Natur der Ueberschwemmung ausgesetzten Ländern nicht ge-

gebauet werden. Sie macht das Hauptprodukt der Gegend von Damanhur aus, welche die Manufakturen von Rosette und Damiatte damit versieht. Aus Oberägypten kommt etwas weniges nach Kairo, und das Delta liefert nur eine unbeträchtliche Quantität derselben nach Damiatte. Die französischen Kaufleute schicken viel gesponnene Baumwolle nach Marseille, aber nur wenig rohe.

Saffranum, Safflor oder **Bastardsaffran**, gedeihet nirgends so gut, als in Aegypten, weil daselbst zu Ende des Junius, dem Zeitpunkte seiner Blüthe, weder Regen noch Thau fällt, die sonst die sehr delikate Blume des Safflors verändern. Dieses Produkt ist hier so häufig, daß die französischen Kaufleute für mehr als sechsmal hundert tausend Franken an Werth nach Marseille schicken. Bekanntlich wird die Blume des Safflors zu rosenrothen Färbereien benutzt, und man macht auch daraus ein Pflanzenroth, womit eitle Frauenzimmer die Farbe zu ersetzen hoffen, welche ihnen das Alter, eine schwächliche Gesundheit oder Ausschweifungen nur zu oft und zu bald zuziehen. Italien bezieht von hieraus auch viel Safflor, den es zu dem nemlichen Verbrauche verwendet.

Indigo wird in allen Provinzen Aegyptens gebauet, und schafft den Einwohnern eben so viel Nutzen, weil sie ihn unter andern auch zum Färben der Leinewand verwenden, die in dem Lande selbst verbraucht wird, und wovon es eine große Menge nach Nubien und Abyssinien verführt. Die Güte des ägyptischen Indigos steht der des amerikanischen weit nach. Dieses rührt daher, weil man nicht so sorgfältig mit seiner Bereitung verfährt, und überhaupt weniger Kenntnisse darin hat.

Der Schluß folgt.

Bereitung des Stachelbeer-Weins.

Man quetscht, nach Christ's Vorschrift, die vollkommen reifen Beeren zum Brei, und läßt sie bis zum vierten Tage also stehen, alsdann preßt man sie aus. Auf die Treister schüttet man noch den zehnten Theil Aepfelwein, oder, in dessen Ermangelung, Wasser, und preßt sie nochmals durch. Von 10 Maaß Stachelbeeren erhält man auf diese Art 9 Maaß Most, der so süß wie Weinmost ist, dabei aber anfänglich etwas herbe schmeckt. Wenn man ihn aber 6 Wochen lang im Keller liegen läßt, ihn sodann auf Bouteillen zapft und wieder 6 Wochen im Sande im Keller liegen läßt, so erhält man einen sehr wohlschmeckenden Wein.

Neues
Hannoversches Magazin.
40tes Stück.
Montag, den 16ten Mai 1808.

Bemerkungen
über die ausserordentliche Wasserfluth in den ersten Tagen des April dieses Jahrs.

Die außerordentliche Wasserfluth, die in den ersten Tagen des April an verschiedenen Orten großen Schaden angerichtet hat, ist Vielen sehr auffallend und unerwartet gewesen. Einige haben sie daher dem am Ende des vorigen Jahrs erschienenen Cometen zugeschrieben, andere dem Hervordringen aus den tiefen Wasserbehältern der Erde; noch andere vermuthen besondere noch unbekannte und verborgene Ursachen derselben. Sehr auffallend mußte sie auch in der That den Bewohnern des flachen Landes seyn, wo der seit Ende Novembers vorigen Jahrs nach und nach gefallene Schnee bei einer gelinden Temperatur der Luft langsam verschwunden war, und bei den zum Theil trockenen Frösten im Märzmonat das Erdreich dem Anscheine nach Feuchtigkeit genug aufnehmen konnte. Aber in höher gelegenen Gegenden, in der Nähe von hohen Gebürgen und hoch liegenden großen Holzungen war jene Ueberschwemmung sehr wahrscheinlich zu erwarten, und die Ursachen davon sind da leicht aufzufinden. Auf hohen Gebürgen, namentlich auf dem Harze, dem Reinhartswalde und dem Sollinge hatte sich der viele Schnee, der vom 28sten November v. J. an gefallen war, und um den 9ten December an vielen Orten sich häufig niederließ, gesammlet, und blieb dort liegen, als er am 12ten December in niedrigen Gegenden bei einer gelinden Temperatur der Luft langsam fortging. Auf den Gebirgen fiel in der Folge des Decembers immer Schnee, wenn es in niedrigen Gegenden regnete. Im Januar waren 10 Tage, wo es mehr oder weniger schneiete, und 2 Tage fiel Regen. Der Februar hatte ebenfalls 10 Tage, wo Schnee fiel, und der März 5 Tage. In niedrigen Gegenden blieb aber auch die-

dieser Schnee nicht lange liegen, auf hohen Gebirgen wurde er hingegen zu einer Masse von 6 bis 7 Fuß hoch an einigen Orten nach und nach aufgethürmt, so daß der ganze vom November bis Ende März gefallene Schnee eine Masse ausmachte. Und wenn gleich in niedrigen Gegenden der Schnee zum Theil weggeschmolzen war, so lag er doch noch häufig in den Hölzern, in hohlen Wegen und an Bergen zwischen den Saatfurchen. Bei den ununterbrochenen harten Frösten des Märzmonats, die immer zunahmen, je höher die Sonne stieg, konnte die Sonne den Schnee auf Anhöhen nicht bezwingen, und man mußte erwarten und befürchten, daß wenn plötzliches Thauwetter mit Regen einfiele, eine fürchterliche Ueberschwemmung entstehen würde. Dies erfolgte. Mit dem Anfange des April gieng der Winter bei Sturm aus Südwest bei einer sehr gelinden Temperatur der Luft mit Regengüssen weg, und der Schnee auf den Gebirgen, in den Hölzern und in den hohlen Wegen schmolz plötzlich. Dazu kam, daß das Erdreich bei den ununterbrochenen harten und trockenen Frösten des Märzes, wo es oft sogar noch gegen das Ende desselben am Tage fror, ganz locker und auf einen halben Fuß tief fast zu Staub geworden, in der Tiefe aber noch vom Froste so hart war, daß man weder graben noch pflügen konnte, und also der geringe vom Frost befreiete Boden bei den eintretenden Regengüssen bald gesättiget wurde, und die Feuchtigkeit nicht tief eindringen konnte. Mithin mußte das überflüssige Wasser, welches die Erde nicht mehr aufzunehmen vermogte, besonders an abhängigen Orten abfließen, und den Gräben, Büchen und Strömen zustürzen. Dabei bemerkte man noch bei der sehr gelinden Temperatur der Luft, dem sehr tiefen Barometerstande, und bei der nach drei stürmischen Tagen vom 5ten bis 7ten April eintretenden stillen, das Athemholen beschwerlich machenden Luft, daß das Erdreich bei den niederfallenden vielen Regen stark ausdünstete, und ein Nebel zwischen dem Regen in die Höhe stieg, da denn diese aufsteigenden Dünste das Maaß der Feuchtigkeit in der Luft vermehrten, und an andern Orten einen desto heftigern Regenguß niederließen.

Bei diesen Wahrnehmungen konnte man es sich in gebirgigten Gegenden leicht erklären, woher so plötzliche und so starke Ueberströmungen entstanden. Das plötzliche Zerschmelzen des tiefen Schnees und die starke Zersetzung des Wasserstoffs in der Atmosphäre füllte die Ströme, die aus den Gebirgen ihren Ursprung nehmen, und diese führten ihr Wasser in großer Menge den andern Strömen zu.

Im Jahre 1789 ist eine ähnliche jedoch nicht so große Ueberschwemmung gewesen. Also vor 19 Jahren, in welcher Periode die meteorologischen Erscheinungen größtentheils, nur mit einigen Veränderungen, wiederzukeh-

ren pflegen, nicht bloß nach Beobachtungen in unsern nördlichen Gegenden, sondern auch in südlichen, wie z. E. in Neapel von dem Prof. Giovene de Ouglia. *) Damals war aber die Ueberschwemmung früher, nemlich in der Mitte des Januar, wovon ich die Ursachen jezt erklären werde. Am Ende des Jahrs 1788 bis den 14ten Januar 1789 war nach und nach ein tiefer Schnee gefallen, der bei einer strengern Kälte, als wir dieses Jahr gehabt haben, nicht allein auf den Gebirgen, sondern auch in den Ebenen liegen blieb. Bei dem darauf eintretenden Thauwetter den 14ten Januar, wobei eine sehr gelinde Temperatur der Luft damals Statt fand, schmolz jener Schnee nicht allein in den Ebenen, sondern auch auf den Gebirgen, und verursachte jene Wasserfluth. Im gegenwärtigen Jahre trat mit dem 14ten Januar zwar ebenfalls Thauwetter ein, aber die folgenden Tage fror es wieder, und der auf den Gebirgen befindliche Schnee litt keine Veränderung. Im Anfange Februar blieb immer eine Neigung zum Froste, welche nach und nach zunahm, und dieselbe Witterung trat ein, ganz übereinstimmend mit der vom Jahr 1789.

Aus den von mir seit dem Jahre 1781 ununterbrochen angestellten Beobachtungen ergiebt sich, daß der 19jährige Kreislauf der Witterung sich vornemlich auf das Maaß der Feuchtigkeit und Trockniß beziehet, so daß selten eine Ausnahme Statt findet, und man darauf rechnen kann, daß das Charakteristische eines trocknen oder nassen Jahres nach 19 Jahren wieder erfolgt. Aehnliche Ueberströmungen sind daher immer nach 19 Jahren wieder zu befürchten; z. E. im Jahre 1809 im Anfange Julius, wo nur Sommerdeiche sind, und man thut daher wohl, sich darauf vorzubereiten.

Was aber den Grad der Wärme und Kälte anbetrifft, so findet nicht immer eine gleiche Uebereinstimmung Statt. Der Wärmestoff hängt nemlich von mehrern Ursachen ab, die nicht immer gleich wirksam sind, um den Wärmestoff, der sich allenthalben in Menge in gebundenem Zustande befindet, frei zu machen, und der Atmosphäre mitzutheilen. Auch soll der Wärmestoff nach der Meinung neuer Physiker wandernd seyn; welche Meinung die Beobachtungen des verflossenen Winters zu bestätigen scheinen. Im Norden war eine gelinde Witterung, im Süden eine strenge Kälte. Vielleicht trägt die magnetische und elektrische Materie viel dazu bei. Es beziehen sich jedoch jene Abweichungen größtentheils nur auf den Grad der Kälte oder Wärme. So war vom December v. J. an immer eine Neigung zum Frost, und der Thermometer selten über den Gefrierpunct. Viel-

*) S. Hamburger Correspondenten vom 15ten April d. J.

leicht hat die Erscheinung des Cometen dazu beigetragen, daß der Grad der Kälte im December und Januar mit dem von 1788 und 89 nicht übereinstimmte. Zu wünschen wäre es, daß man Beobachtungen hätte, ob vorhin erschienene Cometen einen Einfluß auf die Witterung gehabt haben. Der von 1769 hat meines Wissens auf den meteorologischen Horizont nicht gewirkt.

Durch die von mir angestellten Beobachtungen, die seit dem Jahre 1801 schon die 2te 19jährige Periode umfassen, bin ich im Stande, wenn das Publicum meinen Beobachtungen trauet, einen 19jährigen Kreislauf der Witterung mit praktischen Bemerkungen für den Ackerbau, die Gartenkultur und die Winterfütterung bekannt zu machen.

Zur Probe füge ich die wahrscheinliche Witterung der folgenden Monate dieses Jahrs hinzu.

Mit dem Anfange des Maimonats wird eine warme und fruchtbare Witterung einfallen, so daß die Bäume, die durch den kalten und feuchten April noch zurückgeblieben, gegen den 10ten grünen und anfangen zu blühen. Der Mai wird sich durch viele Gewitter, die auch hie und da Hagel niederlassen, auszeichnen. Die Vegetation wird sehr merklich seyn, und das Verspätete nachholen; keine bedeutende Reife werden Schaden thun.

Der Junius und Julius werden sehr naß seyn, indem fast täglich hie und da einzelne Gewitter ziehen, so daß die Heuernte mißlich seyn wird, und man Ursache hat, jeden guten Tag zu nutzen.

Mit dem Anfange des August wird aber trockenes Wetter eintreten, welches den ganzen Monat hindurch fast ohne allen Regen fortdauert, so daß die Ernte sehr bequem seyn wird. Auch im Anfange des Septembers wird wenig Regen fallen, nach dem 12ten aber eine feuchte unangenehme Luft herrschen bis zu Ende des Monats.

Der October wird angenehm, warm und trocken seyn, und diese angenehme Herbstwitterung dauert fort bis fast in die Mitte des Novembers. Um den 23sten November fängt es an, stark zu frieren, aber nur wenige Tage, nachher wird eine neblichte, feuchte und kalte Luft bei Westwinde mit gelindem Froste abwechseln, und das Jahr sich in den letzten Tagen des Decembers mit einer angenehmen Frühlingswitterung endigen.

Im Ganzen haben wir ein fruchtbares Jahr zu erwarten. Das Winterfeld wird, wo es nicht verwintert ist, reichliche Bunde geben, aber vielleicht nicht so reichlich ins Maaß. Braachfrüchte und Sommerfrüchte werden ebenfalls gut gerathen, besonders wenn sie etwas früh gesäet werden, auch Früh- und Spätflachs, letzterer, wenn der Lein noch etwas vor Johannis gesäet wird,

so

so daß der Flachs vor dem August seine gehörige Größe erreichen kann. Die Grummet-Ernte wird sehr bequem seyn, wenn nicht zu früh gemähet wird.

Obst und viel Mast ist zu erwarten, besonders Buchmast.

H.

den 20sten April 1808.

Schließlich wird noch bemerkt, daß man sich im August bis in den späten Herbst bei den kühlen Morgen und Abenden mit hinlänglich warmer Bekleidung wird versehen müssen, weil sonst Ruhrkrankheiten leicht eintreten könnten.

F. C. W.

Nachricht von den Kranken, welche im chirurgischen Hospitale des Professor Langenbeck zu Göttingen in sechs Monaten behandelt sind.

I. Augenkrankheiten.

A) Grauer Staar VI. (Reclinirt.) (Cataracta centralis III.)

B) Flecken auf der Hornhaut (Maculae corneae) VI.

An einem Auge saß die macula der Pupilla grade gegen über, und war mit Verwachsung der Iris verbunden, so daß eine künstliche Pupille (Koretodialysis) mußte gemacht werden.

C) Verschliessung der Pupille (Synizesis) I.

(Künstliche Pupille (Koretodialysis) gemacht.)

D) Thränenfistel (Fistula lacrimalis) I.

E) Staphylom der Hornhaut I.

F) Schwarzer Staar (Amaurosis) II.

G) Anchilops II.

H) Augenentzündung (Ophthalmia).

a) Ophthalmia catarrhalis VIII.

b) Ophthalmia scrophulosa IV.

c) — — neonatorum II.

d) — — syphilitica I.

e) — — violenta II.

II. Tumores.

A) Balggeschwulst (Tumor cysticus) in der Gegend der Parotis (Exstirpirt) I.

B) Balggeschwulst am Halse (Exstirpirt) I.

C) Tumor scirrhosus in der Achselhöhle (Exstirpirt) I.

D) Verhärtete Halsdrüsen I.

E) Verhärtete Drüsen in der Achselhöhle I.

III. Abscessus.

A) Abscessus lymphaticus am Oberschenkel (nach Beinle's Methode anfangs behandelt, nachher aber durch den Schnitt geheilt) I.

B) Abscessus lymphaticus am Kopfe (nach Beinle's Methode geheilt) II.

C)

C) Absceß am Arm mit fistulösen Gängen III.
D) Absceß an der Brust I.

IV. Geschwüre (Ulcera).

A) Am Fuß VI.
B) Am Unterschenkel mit Caries (Amputirt am Oberschenkel) I.
C) Am Fuß mit Caries im Fußgelenk (Amputirt am Unterschenkel) I.
D) Am Mittelfinger und Mittelhandknochen des nämlichen Fingers (Amputirt das Os metacarpi digiti medii) I.
E) An der Lippe II.

V. Wunden (Vulnera).

A) Am Kopfe und Arm I.
B) An der Stirn I.
C) Am Arm I.
D) Am Kopf mit Verletzung des Knochens I.
E) Quetschung (Contusio) am Oberschenkel I.
F) Quetschung am Knie I.
G) Quetschung des Mittelfingers, mit Zerschmetterung der Knochen I.
H) Hiebwunde des Handgelenks mit darauf folgender Caries (Amputirt den Vorderarm.) I.

VI. Caries.

A) Des Vorderarms mit Gelenksteifigkeit (Anchylosis) I.
B) Necrosis am Oberarm I.

VII. Hydrops genu. IV.
(Durch Resorbtion geheilt.)

VIII. Hasenscharte (Labium leporinum).
(Operirt) I.

IX. Varicocele, wobei der Testikel krank war
(Castrirt) I.

X. Lösung des Zungenbändchens III.

X. Große, verhärtete Tonsille.
(Exstirpirt) I.

XII. Gesichtsschmerz (Dolor faciei).
(Durchschneidung des nervi infraorbitalis.) I.

XIII. Muttermal (Naevus) an der Stirn.
(Exstirpirt) I.

XIV. Herpes und und Scabies III.

XV. Angina tonsillaris II.

XVI. Harnverhaltung (Dysuria) I.

XVII. Lues venerea III.

XVIII. Prolapsus uteri II.

XIX. Krankheiten des Praeputii.

A) Phymosis congenita.
(Operirt) I.
B) Paraphymosis.
(Operirt) I.

XX. Krümmung des Rückgrads II.

XXI. Lippenkrebs (Cancer labii inferioris).
(Operirt) V.

XXII. Knochenbrüche (Fracturae).

A) Des Unterschenkels (Fractura tibiae et fibulae) I.

B)

B) Einer Rippe I.
C) Des Schlüsselbeins I.
D) Des Vorderarms (Fractura radii et ulnae) I.
E) Des Halses des Oberarmbeins (Fractura colli ossis humeri) I.

XXIII. Verrenkungen (Luxationes).
A) Des Oberarms im Schultergelenk.
(Eingerichtet) V.
B) Einer Rippe I.
C) Der Hand II.
D) Des Vorderarms (Luxatio radii et ullnae im Ellnbogengelenk.)
(Eingerichtet) I.
E) Des Fußes (Subluxatio) I.

XXIV. Wurm am Finger (Panaritium) III.

XXV. Brüche (Herniae).
A) Eingeklemmter Bruch (Hernia incarcerata).
(Operirt) I.
B) Nabelbruch (Hernia umbilicalis).
(Verband angelegt.) II.
C) Nichteingeklemmter Scrotalbruch.
(Operirt u. radicaliter geheilt) I.

Etwas zur Beantwortung der Anfrage im 9ten Stück des Hannoverschen Magazins v. d. J.

Die im 9ten Stück dieser Blätter enthaltene Anfrage: Wie kann man ein feuchtes Zimmer verbessern, ist zwar bereits im 22sten Stück beantwortet, dennoch glaube ich, können gegenwärtige Zeilen von einigem Nutzen seyn, und dieses um so mehr, da der Verfasser jenes Aufsatzes die doppelten Winde entweder noch gar nicht angewandt gefunden hat, oder sie auch aus irgend einem andern Grunde nicht anempfiehlt, solche aber in manchen Fällen das einzige und ganz sichere Mittel sind, um feuchte Zimmer völlig trocken zu liefern.

Als ich vor etwa 10 Jahren das Haus bezog, in welchem ich wohne, fand ich zwei Zimmer, die ich zum Schlafen bestimmte, in einem ganz unbrauchbaren Zustande, obgleich das Haus selbst von allen Seiten frei steht, und überdem die Zimmer und die Diele 4 Fuß höher liegen, wie der Grund, auf dem das Haus gebauet ist. Die Lage dieser Zimmer ist nach Westen und nach Norden. Die Wand nach Westen, von gutem Ständer- und Mauerwerk aufgeführt, triefte von Feuchtigkeit; die Wand nach Norden war nur naß. An der Nordseite waren die Fenster zwar trocken, aber doch verfault, an der Westseite waren sie dagegen mit Schwamm zugewachsen. Ebenfalls war

war Schwamm an allen Thüren, so daß die Verkleidungen herabfielen, und die Fußböden waren verfault.

Um nun zu meinem Zwecke zu gelangen, ließ ich die Fußböden und alles vermoderte Holzwerk herausbringen, und führte neben den feuchten Wänden, die nach Westen und Norden liegen, denn die Scheerwände nach Osten und Süden sind trokken, eine doppelte oder zweite Wand auf, die von den feuchten Wänden einen halben Fuß entfernt ist, und mit diesen hin und wieder durch starke Eichen und dazwischen liegende Klötze, um ihr mehr Festigkeit zu geben, in Verbindung steht. Diese übrigens freistehende Wand ist von Ständerwerk und einem halben Stein in Kalk gemauert, und ruht auf starken Feldsteinen. Nachdem nun auch der Fußboden und die Fenster neu gemacht waren, wurden die Zimmer tapezirt und vermalen.

Diese Vorsichtsmaaßregeln waren dem Uebel noch nicht ganz angemessen, denn nach Verlauf des Sommerhalbenjahres zeigte sich der Schwamm wieder, der in beiden Zimmern die Hälfte der Fußböden und auch zwei Thürenverkleidungen vernichtet hatte; doch nur an den Seiten, die neben den Scheerwänden lagen, und also dem Innern des Hauses zugekehrt sind. Dagegen blieben die Wände völlig trocken, und der Nutzen, nöthigenfalls doppelte Wände aufzuführen, ist nicht in Zweifel zu ziehen.

Nichts blieb mir nunmehr noch übrig, als zum zweitenmal den Fußboden herauszunehmen. Dieses geschah, um Luftzüge darunter anzubringen; eine Sache, deren Werth zwar schon hinlänglich anerkannt ist, die aber dennoch nicht genugsam angewandt wird. Ich ließ nämlich bis auf 3 Fuß Tiefe allen Sand herausbringen, und legte das Lager auf aufgemauerte Pfeiler. Die Dielen, so weit der Schwamm sie nur irgend verschont hatte, wurden zum neuen Fußboden mit angewandt, und das Fehlende durch neue Dielen ersetzt, alles in Ordnung gebracht, und sogleich vermalen. Durch 4 Oeffnungen unter den Fußböden, eine in der Scheerwand nach dem Innern des Hauses, eine in der Wand nach Westen und zwei nach Norden, werden diese gegen alle Feuchtigkeit gesichert.

Nicht die geringste Spur von Nässe oder Schwamm hat sich seitdem in den Zimmern blicken lassen, so daß ich fest überzeugt bin, daß diese von mir versuchten Mittel die sichersten sind, die man selbst in den schlimmsten Fällen anwenden kann.

Neues
Hannoversches Magazin.
41tes Stück.
Freitag, den 20ten Mai 1808.

Etwas über den Ackerbau und einige Produkte Aegyptens.

(Schluß.)

(S. das 39te Stück dieses Magazins von diesem Jahre.)

Der **Henna oder glatte Lawsonie** (Lawsonia inermis) ist ein Baum von keiner sonderlichen Höhe, mit traubenförmigen Blumen, die einen starken durchdringenden Bocksgeruch haben, welcher dem des Kastanienbaums und der Berberitze ähnlich ist. Man erhält durch Destillation aus ihnen ein Wasser, dessen man sich in den Bädern bedient, und womit man sich bei Visiten und religiösen Ceremonien, zum Beispiel bei der Beschneidung, Beyran und Kurban-Beyran salbt. Ohne Zweifel pflegten die Hebräer diese Blumen ihres Geruchs wegen in die Betten der Neuvermählten zu streuen, und aus eben der Absicht schätzten die Aegypter dieselben so hoch, daß sie während des Frühlings und Sommers ihre Zimmer beständig damit schmücken.

Man unterscheidet zwei Abarten des Henna, die aber nur wenig von einander verschieden sind. Die Blätter dieses Baums werden sorgfältig gesammelt und auf eigenen dazu eingerichteten Mühlen zu Staub gemahlen. Die Menge derselben, welche durch den Handel in alle türkischen und persischen Besitzungen vertrieben wird, ist ungeheuer und bringt Aegypten große Summen ein. Man bedient sich des Pulvers, um die Nägel, einen Theil der Hände und Füße, die Haupthaare und das Haar verschiedener Hausthiere damit pomeranzengelb zu färben. Angestellte Versuche beweisen, daß der Henna eine große Menge färbenden Stoffes enthält, den man mit Nutzen auf wollene Zeuge brauchen könnte. Man erhielt gelbe, oder verschiedene bräunliche Farbenschattirungen, je nachdem die Blätter allein oder in Verbindung mit Alaun, oder schwefelsaurem Eisen (Eisenvitriol, Kupferwasser) anwendete.

Man glaubt, daß die Alten schon die Blätter des Henna zum Färben der Haare und der Nägel an Händen und Füßen benutzt haben. Wirklich haben

auch alle Mumien, die man findet, pomeranzengelb gefärbte Nägel.

Der ägyptische Zucker ist von sehr guter Beschaffenheit, aber schlecht raffinirt. In Sayd und Fayum gedeihet das Zuckerrohr auf den bewässerten Feldern vortrefflich, und wird in zehn bis zwölf Monaten vollkommen reif, da in Amerika bekanntlich zum wenigsten vierzehn Monate dazu erforderlich sind.

Die Aegypter verbrauchen eine große Menge grünes Zuckerrohr, und beschäftigen sich einen ziemlichen Theil des Tages mit dessen Aussaugen. Sie bereiten auch daraus einen Syrup, den sie zu Backwerk benutzen, bei Bereitung verschiedener Gerichte gebrauchen, und in welchen sie sehr oft ihr Brod tauchen, um sich Appetit zu machen. Die Märkte zu Kairo sind während des Winters vollauf mit Zuckerrohr versehen.

Der ägyptische Taback ist schlecht, und dessen Anbau geringe. Der Gebrauch desselben fällt bloß den Fellahs anheim.

Die saure Frucht des Sumachs verwendet man zum Färben des Pillaus, auch gebraucht man sie gegen die Ruhr.

Der nützlichste und häufigste unter allen Bäumen Aegyptens ist wohl unstreitig der Dattelbaum. Seine Frucht ist eine gesunde, milde, angenehme und sehr stark nährende Speise von einem allgemeinen Gebrauch, nicht bloß bei den Bewohnern der Wüsten, die nichts verabsäumen, um sich dieselbe zu verschaffen. Es geht eine große Menge davon nach Syrien, Constantinopel und in alle Provinzen des Reichs. Die an der Sonne getrockneten und nachher in Ballen zusammengepackten Datteln geben durch Auspressen einen braunen Syrup, welcher die Süßigkeit und Eigenschaften der Frucht hat. Hauptsächlich macht man diesen Syrup in großer Menge in Bagdad und Bassora, wo sie viel stärker und saftiger sind, als in Aegypten, und eben daselbst bereitet man aus dieser Frucht einen Branntwein, welcher sehr angenehm ist. Man setzt die Datteln mit gewöhnlichem Wasser funfzehn, oder im Winter zwanzig Tage lang in Gährung, und zieht sie dann zweimal ab. Die Christen dieses Landes verbrauchen ihn fast allein. Wenn man zu Anfang des Frühlings an dem obern Theile des Stammes einen Einschnitt macht, so rinnt ein zuckerartiger Saft heraus, welcher schnell in Gährung geräth und einen Wein liefert, der bald säuert. Wahrscheinlich könnte man die Gährung dieses Saftes verhindern, und ihn in seinem weinigen Zustande erhalten, wenn er in wohl verschlossenen Gefäßen aufbewahrt würde; er würde alsdann auch ohne Zweifel wie alle andern Weine besser werden. Die noch zarte Scheide oder Hülle der Blume, und die Spitze oder das Herz, welches die noch unentwickelten Blätter einschließt, wird mit Pfeffer, Oel und Weinessig bereitet, roh gegessen, und

hat

hat einen den Artischocken ähnlichen, aber weit angenehmern Geschmack.

Da man von diesem Baume alles benutzen kann, so macht man aus der Blumenscheide und aus den Fäden, die sich an dem Grunde der Blätter befinden, starke Stricke; die eingeweichte oder geröstete Traube giebt ein weniger grobes Produkt. Der Blattstiel oder die große Rippe der Blätter dient zur Verfertigung von grössern oder kleinern Körbchen; aus den Blättern macht man Matten, in welchen Reis und Gerste transportirt wird, und der Stamm endlich giebt Brennholz und Balken.

Der **Maulbeerfeigenbaum** (Ficus sicomorus) erreicht die Dicke und Höhe der größten europäischen Bäume. Gewöhnlich wächst er um die Wohnungen herum, und wird nur, um Schatten zu machen, gepflanzt. Seine Früchte sind ungesund, haben einen wässerigen eben nicht angenehmen Geschmack, und stecken oft voll von einem geflügelten Insekte, aus der Gattung der Gallwespen (Cynips). Sein Holz hingegen ist sehr nützlich, und kann theils zu Zimmermanns- theils zu Tischlerarbeiten verbraucht werden. Ehedem verfertigte man die Särge, worin die Mumien verschlossen wurden, daraus.

Der **Röhrenkassiebaum** (Cassia fistulata) ist der Baum, welcher die in der Arzneikunde gebräuchliche Kassia hervorbringt. Er wird höchstens vierzig Schuh hoch und gewährt zu allen Jahrszeiten einen sehr reizenden Anblick; die traubenförmigen Blumen sind groß, von schöner gelber Farbe, und die auf sie folgenden Früchte hängen an demselben in großer Menge, und sind oft zwei Schuh lang. Sie reifen zu Ende des Winters.

Noch etwas über Hoffnung,

die ein edler Mann im 25sten Stück des Magazins mit seinem menschenfreundlichen Herzen gegen das Verzagen in Schutz nahm, an welchem jetzt eine leidende Menschheit kränkelt.

Vom Consistorialrath **Eggers** in Celle.

Spes inopes levat.

Hoffnung ist eine unschätzbare Beilage der Vernunft des Menschen. Erhalten wollen wir sie uns auf alle nur mögliche Art. Nicht verzagen müsse je unser Herz in irgend einer Lage unsers Lebens. Wir wollen uns nicht hingeben dem schwermüthigen Augenblick, der alles, was Hoffnung ist,

ist, in uns zerstöhren will. Unnatürlich ist es, nicht mehr hoffen. Es ist Entehrung einer Natur, die auf zwei Welten ein Bürgerrecht erhalten hat. Sobald sich der Mensch im Menschen anfängt zu entwickeln, zeigt sich ein Hang zum Hoffen. Schon im Kindesalter sieht man denselben, und im Jünglingsalter ist Hoffnung die Kraft, mit welcher der edle Jüngling nicht große Anstrengungen scheut, um sich zu einem guten Bürger seiner Welt zu bilden.

Der große Urheber der menschlichen Natur ließ Hoffnung für die Natur eine Mitgabe werden, die das erste Wesen seiner Werke ist, dieses größte aller Wunder seiner Schöpfung, eine Natur, die einer endlosen Vervollkommnung, und daher einer immer grössern Glückseligkeit empfänglich ist.

Für unser gegenwärtiges Leben, in welchem unser Geist, durch Uebungen mannichfaltiger Art, erst Geist werden muß, ist sie großes Bedürfniß. Nicht die Entdeckungen, die der Mensch im Reiche der Natur gemacht hat; nicht jene großen Fortschritte im Reiche der Wahrheit wären jetzt die Ehre des menschlichen Geistes, wenn nicht die edlen Forscher, denen wir diesen Gewinn verdanken, durch die Kraft, die ihnen ihre Hoffnung gab, unermüdet ihre Bemühungen fortgesetzt hätten.

Die ausgezeichneten Siege menschlicher Tugend, die uns die Geschichte in großen Mustern aufbewahrt hat, nährte die feste Hoffnung. Nicht ewig könnte der guten Sache der Sieg versagt bleiben. Wir hätten oft schon eine Bahn der Pflicht verlassen, in der uns der Kampf zu schwer schien, der Glaube an uns selbst würde oft ganz von uns gewichen seyn, wenn nicht die Hoffnung eines Sieges ihn noch festgehalten hätte.

Unter allen Stürmen des Lebens kann Hoffnung sich erhalten, Zweige mögen ihr diese Stürme rauben, aber nie den Stamm entwurzeln. Alles im Leben wird erträglicher, wenn auch nur eine in ihrer Erfüllung noch entfernte Aussicht vorhanden ist; wenn der Gedanke noch denkbar ist: Es wird noch einmal besser! Dieser Gedanke hebt wieder den gesunkenen Geist und sendet einen erquickenden Lichtstrahl in das Dunkel, welches sich in ihm verbreitete. Alle Uebungen und Bildungen des menschlichen Geistes durch harte Verhängnisse, welche ihn drücken, könnte der große Erzieher des Menschen unter die höheren Zwecke seiner Weltregierung zählen, wenn er ihm keine Hoffnungen geben könnte. Trift wieder uns ein harter Schlag, der Gedanke, dieser könnte wohl doch der letzte seyn, mildert seine Härte. Hier ist ein Gegengewicht gegen die niederziehende Kraft.

So ist Hoffnung in unsere ganze Natur verwebt, und nicht vergeblich; denn die Veranlassungen zum Hoffen hören in keinem Zeitpunkte einer menschlichen Existenz auf, wir bedürfen ihrer zu oft in den Verhältnissen un-

unsers Lebens, daher schuf ihre Keime und Veranlassungen der große Urheber der Weltordnung. Auch der Werth der Hoffnung, die uns vereitelt wurde, ist unleugbar.

In einer unglücklichen Zeitperiode gleicht sie dem Freunde, in dessen Gesellschaft uns einige Tage nach erlebtem Unglücksfalle wohl ist, dessen Trennung, da er uns verließ, für uns in solchen Zeiten ein großer Verlust war. Aber hätten wir wohl wegen dieses Schmerzens, auch seine ganze Gesellschaft, die wir genossen, verwünscht? Nein, froher genossen wir doch einmal unser Leben, wir fühlten uns am Herzen auf einige Zeit erleichtert, wir empfanden doch, daß unsere Kräfte neue Stärke erhalten hatten, zu tragen die neuen Bürden des Lebens, die wir tragen müssen.

Wie uns wieder Hoffnungen aufblühen sollten, wir wollen sie nicht aus unsern Grenzen verweisen, wir wollen mit ihnen unserm gesunkenen Geiste gesundere Nahrung geben, als die harten Schläge des Schicksals ihm gaben, aber wir wollen es nicht verkennen, daß sie nur Hoffnungen sind.

Durch einige Tage, einige Wochen haben wir denn doch wieder unser Leben besser genossen, sind einmal wieder froher am Geiste geworden.

Wer möchte denn die Zeit eines frohen Lebens-Genusses verwünschen, weil sie nicht mehr ist? Etwas Kraft hat sie doch von neuem einem leidenden geplagten Geiste gebracht, und so lange er nur noch etwas von Hoffnung hat, ist er vor Zertrümmerung sicher. Aber wenn alle Stützen wanken, auf welche man sich noch verlassen hat, wenn alles wider unsere Erwartung erfolgt, wenn Wechsel erfolgen, die wir nie ahnten, die den Geist tiefer als je niederdrücken, und die Zukunft immer furchtbarer droht, so scheint es doch thöricht zu seyn, aus einem solchen Gange der Schicksale sich noch Hoffnungen zu entwickeln? Auch dann ist es nicht thöricht, zu hoffen. Man frage doch die Geschichte: Welche Wendung erhielt oft der Gang der Begebenheiten der Welt, da der größte Theil der Menschen verzagte? Konnte man einen Westphälischen Frieden im Jahre 1629 erwarten? Mit diesem Gedanken will ich mich nähren, wenn eine umnachtete Zukunft meinen Geist umschwebt. Und wenn Hoffnungen nicht mehr gleich den erquickenden Sonnenstrahlen an einem mit Wolken lange bedeckten Himmel wieder erquickend hervorstrahlen, wenn Hoffnungen gar nicht mehr sind, wenn es uns ist, als wenn gar nichts mehr zu hoffen ist, so können wir auch nichts mehr ertragen, können wir nicht mehr wünschen, Menschen zu seyn. Kein Glück ist es, mehr Mensch zu seyn, wenn man nur fürchten kann.

Aber so ist es nicht mit unserer Natur. Sie sieht die Sonne untergehen, aber sie erwartet wieder ihren Aufgang.

Aus gegenwärtigen nächtlichen Ansichten muß einst ein heller Tag hervorgehen, das ist die Ordnung der Welt. Alle Hoffnungen können uns nicht geraubt werden.

Des Hoffens wird auf diesem Erdballe nie ein Ziel seyn. Immerfort werden sich dem denkenden Theile der Menschen neue Aussichten entwickeln. Und wenn der Erden Hoffnung ein Ziel werden könnte, so ist ja unser Geist an diesen Erdball mit seinen Hoffnungen nicht gefesselt. Auf eine andere Welt hat er unverkennbare Ansprüche. Ueber diese gebietet ihm nicht der Geist der Veränderlichkeit, der in den Hoffnungen dieses Lebens oft schnell Aufgang und Untergang mit einander wechseln läßt. Mit schönern Hoffnungen erfüllt, als die Erde ihm veranlassen konnte, geht er jetzt seiner Zukunft entgegen, in der ihm die Morgenröthe der Unsterblichkeit entgegen dämmert, die auf jeden sauren Erdengang schon ihren Schimmer aus ihrer Ferne wirft.

Ueber die nachtheiligen Folgen der aus der Mode gekommenen Fallhüte der Kinder.

Vom Doctor Albers zu Stolzenau.

Wie die Kinder noch Fallhüte trugen, hörte man ungleich weniger von Todesfällen, wovon der Arzt das Ursachliche im Kopfe anzunehmen hat. Es ist demnach nicht unwahrscheinlich, da das Gehirn und dessen Gefäße im zarten Kinderalter beim Fallen auf den Kopf ohne einen Fallhut weit leichter leiden müssen, als mit demselben, viele der innern Kopfsleiden aus diesem Gesichtspunkte zu betrachten seyn dürften. — Ich habe wenigstens die Leichen mehrerer Kinder geöffnet, wo mir der der innerliche Wasserkopf nach angemerkter äusserer Einwirkung entstanden zu seyn schien, — oder wo die Krankheitsäusserungen nicht bestimmt genug auf das genannte Kopfleiden nach Gewaltthätigkeit hindeuteten; die Section aber die gehabte muthmaaßliche Meinung ausser Zweifel setzte. Auch Ed. Ford *) erwähnt mehrere Fälle, wo durch das Fallen und Stoßen der Kinder an harte Gegenstände der innerliche Wasserkopf entstanden seyn soll.

An dieser Stelle sey es mir erlaubt, aus meinem Tagebuche einen Krankheits-

*) Lond. med. Journal 1791. P. 3. p. 5. — Vol. VIII. p. 417 - 421.

heitsfall auszuheben, der mein Herz noch mit Wehmuth erschüttert. Ein 12jähriger sehr gesunder Knabe hatte einen ziemlich unsanften Schlag mit geballter Faust in die rechte Schläfe erhalten Der Knabe fieng von der Zeit an zu kränkeln; bekam nach und nach einen ganz steifen schief gestellten Hals, wozu sich im Verlauf der Zeit die heftigsten Schmerzen hinter das rechte Ohr gesellten. Von jener Gewaltthätigkeit erhielt ich erst späterhin Kenntniß; und da das örtliche Leiden, so fortdauernd es auch war, so wenig als eine sonstige krankhafte Äusserung auf eine innere Entzündung und auf eine daraus hervortretende Wassersucht in einer der Gehirnhöhlen schließen ließ,*) so behandelte ich den Leidenden nach anderweitiger, in den Symptomen mir mehr begründet zu seyn scheinender Ansicht antirheumatisch. Zwei Tage vor dem Tode stellten sich die heftigsten Kopfkrämpfe und Convulsionen ein, woran er starb.

Am zweiten Tage nach dem Tode öffnete ich die Leiche. Die Gehirnmasse war widernatürlich weiß und härtlich (speckartig); sämtliche Blutgefäße waren von einem schwärzlichen Blute übermäßig angefüllt; und in der Tiefe des Gehirns fand sich eine 4 Loth haltende Wasserblase.

Indem es nicht meine Absicht seyn konnte, in dieser gemeinnützigen Zeitschrift eine ausführliche Krankheits-Geschichte und visum repertum zu liefern, so mögen Mitärzte beides hier nicht vermissen. Eltern und Erzieher von Heftigkeit habe ich vielmehr nur rathen und warnen wollen, die strafende Hand entweder gar nicht nach dem Kopfe zu richten, oder doch wenigstens die Schläfen damit zu verschonen.

*) Bei der schwierigen Erkennung der krankhaften Zustände im Innern des Kopfes stirbt gewiß manches Kind an Schmerzen, die darin ihren zusagenden Grund hatten, — wiewohl das Zahngeschäft deshalb angeklagt wurde.

Nachricht für Oekonomen, betreffend die Selbstbereitung des Runkelrüben-Zuckers und Syrups im Kleinen und zum eigenen Bedarf in ländlichen Haushaltungen.

Häufige, besonders durch die jetzigen Zeitumstände mit veranlaßte Aufforderungen industriöser Besitzer ländlicher Oekonomien, haben mich bewogen, für Landwirthe, welche die Zuckerbereitung aus Runkelrüben nicht als Gewerbe oder fabrikenmäßig betreiben wollen, sondern nur in Verbindung mit deren Selbstanbau, den zum Bedarf ihrer Haushaltungen erforderlichen

Zucker

Zucker und Syrup, um eine bisherige ansehnliche baare Ausgabe zu ersparen, selbst zu produciren wünschen, eine genaue auf Erfahrung gegründete Anleitung zur haushälterischen Gewinnung dieser Ereignisse auszuarbeiten, und solcher in Modellen die sämmtlichen Geräthschaften, Gefäße ꝛc., die dazu erfordert werden, beizufügen, damit diese, nach solchen, ihrem Zweck entsprechend, überall verfertigt werden können.

Diese Anleitung nebst 12 dazu gehörigen Modellen bin ich erbötig, jedem, der sich deshalb an mich in frankirten Briefen wendet, für 4 Friedrichsd'or zu überlassen. Die Uebersendung erfolgt 14 Tage nach postfreier Einsendung der Bezahlung.

Ich bemerke annoch 1) daß die Runkelrüben-Zucker- und Syrup-Bereitung zum Bedarf des Haushalts nach meinem Verfahren keine besondere Gebäude-Einrichtung erfordert, indem jeder verschlossene Raum und eine Küche und ein Kamin dazu hinreichend ist; 2) daß, nachdem die Geräthschaften nach einem kleinern oder grössern Maasstab gemacht werden, tägl. 2 bis 5 Centner Runkelrüben mit Hülfe von 3 bis 5 Tagelöhnern auf Rohzucker und Syrup bequem verarbeitet werden können; 3) daß 1 Centner Runkelrüben, nachdem sie mehr oder weniger reichhaltig an Zucker sind, 5 bis 6 Pfund eines statt des Kochzuckers an Speisen und Getränken zu gebrauchenden Zuckers und 2 Pfund eines bei der Speisung des Gesindes sehr brauchbaren Syrups liefert; 4) daß die Selbsterzeugungs-Kosten, ob sie gleich bei Arbeiten im Kleinen viel ansehnlicher sind, als bei der fabrikmäßigen Anfertigung, ausfallen, dennoch, wenn man nach meiner Anleitung verfährt, nach der höchsten Veranschlagung nur 2 ggr. für 1 Pfund Rohzucker und 9 pf. für 1 Pfund Syrup betragen; 5) daß die Geräthschaften nicht kostspielig sind, auch überall leicht nach den Modellen angefertigt werden können, und die Bearbeitungen selbst von seiten der Arbeiter keine besondere Kunst, sondern nur Reinlichkeit und die genaue Befolgung meiner Vorschriften erfordern, und endlich 6) daß der noch zuckerhaltige Syrup, wovon 1 Centner Rüben 8 Pfund liefern, zum Versüßen aller gefärbten Liqueure statt des Zuckers oder andern Syrups angewendet werden kann, wodurch er auch ausser dem Gebrauch an Speisen für die Anfertiger nicht farbenloser Liqueure sehr nützlich wird.

Meine Adresse ist zu **Cunern** bei **Steinau** an der Oder in Niederschlesien.

Achard,
Königl. Preuss. Akademie-Director.

Neues
Hannoversches Magazin.
42tes Stück.
Montag, den 23ten Mai 1808.

Ueber das Verwerfen der Kühe.

Der Herr Thierarzt-Professor Tögl in Prag hat kürzlich der Königl. Sächs. Leipziger ökonomischen Societät eine vorzügliche und ausführliche Abhandlung über das Verwerfen der Kühe einreichen lassen, welche für den praktischen Landwirth von großer Wichtigkeit ist, und daher durch diese Zeitschrift bekannt gemacht zu werden verdient.

Zu den mannigfaltigen Uebeln, welche unsere Hausthiere, besonders das Rindvieh, verfolgen, unsere Ställe ausleeren, und unsere Heerden wegraffen, gesellt sich jezt noch ein anderes, das unserm Viehstande nicht mindern Schaden zufügt, unsere Wirthschaft nicht minder schwächt, und mit jedem Jahre gemeiner wird. Es ist das Verwerfen oder das Gebähren der Kühe, vor der Beendigung der von der Natur bestimmten Tragezeit dieser Thiere.

Vielfach und verschieden sind die Ursachen und Schädlichkeiten, welche diesen für den Landwirth und die Viehzucht so widrigen Zufall veranlassen, und die Kälber vor der Zeit und ihrer Reife todt oder lebendig zur Welt bringen. Schwäche des thierischen Körpers überhaupt, oder besondere Schwäche der Werkzeuge, die zum Tragen und Gebähren der Jungen bestimmt sind, ist die Grundquelle des Uebels. Was immer diese Schwäche herbeizuführen im Stande ist, muß als Gelegenheitsursache angesehen werden. Hiezu gehören vorzüglich:

A) Die Ausartung der Racen. Je weiter eine Thierart sich von ihrem ursprünglichen Stamme entfernt, desto gemeiner wird sie; je gemeiner sie ist, desto schwächer werden ihre Körper; je schwächer diese sind, desto geneigter sind sie zum Verwerfen. Eine abgeartete Race ist, gegen eine edle betrachtet, im gesunden Zustande als krank anzusehen. Diese Wahrheit bestätigt sich in der ganzen weiten Natur; sie bezieht sich auf

alle Thiergattungen, die mit uns im Hause leben.

B) Das Verbastiren, das heißt, das unverhältnißmäßige Begatten kleiner, schwacher, besonders schmalhüftiger Kühe, mit sehr großen, schweren und feurigen Schweizerstieren, besonders solchen, die sehr große Köpfe und breite Hüfte haben, trägt auch hiezu bei.

Bei allen durch solche Stiere trächtig gewordenen Kühen tritt das nämliche Mißverhältniß zwischen Kalb und Mutter, wie zwischen dieser und dem großen Stiervater ein; zu dem kommt noch der besondere Umstand, daß die meisten dergleichen Kühe Stierkälber tragen, die nebst der Körpergestalt auch den großen Kopf und die weiten Hüften von dem Vater erben. In dem kleinen Blut- und saftleeren Leibe der Mutter hat das junge Thier zu wenigen Raum für seine Ausbildung, und zu wenige Nahrung für seinen Wachsthum. In beiden bleibt es zurück. Mit zu vielem Wachsthumstriebe vom Vater versehen, und von der Mutter zu wenig unterstützt, welkt dann die junge Frucht, zehrt ab, und geht gewöhnlich im 3ten oder 4ten Monat der Tragezeit verlohren, oder späterhin sammt der Mutter zu Grunde.

Werden dergleichen kleine und schwache Kühe gut gehalten, genährt und gepflegt, so bringen sie zwar das Kalb zur Reife, selten aber zu einer glücklichen Geburt. Seine unverhältnißmäßige Größe kann die zu engen Geburtswege nicht passiren, und so tritt gewöhnlich der nothwendige Fall ein, entweder das Kalb Stückweise, wenn es anders möglich ist, herauszuziehen, um die Mutter zu erhalten, oder bei der Unthunlichkeit dieser Hülfe die Mutter todt zu schlagen, um nicht alles zu verlieren. An Beispielen hievon kann es keinem Oekonomen fehlen.

Geschieht es, daß eine solche Kuh mit einem Zuchtkalbe trächtig wird, das Kalb zur Reife bringt, und glücklich gebähret, so erwarte man ja nie, oder nur äußerst selten eine schöne, gute und nutzbare Milchkuh daraus, wenn es auch die überflüssigste Nahrung bekömmt, und auf das sorgfältigste gepflegt wird. Selten wird eins alt. Diejenigen sterben früh, die blökend zur Welt gebohren werden; es ist folglich in keinem Falle rathsam, so einen Bastarden zur Zucht zu erziehen. Aber auch die Kühe, die dergleichen Zucht- oder Stierkälber tragen, dauern nicht lange. Wenige kommen auf das sechste Kalb. Nach dem vierten sehen alle schon wie Skelette aus; nach dem fünften verfallen sie in die Auszehrung und sterben.

Ein wichtiger Umstand, der sich noch zu diesem gesellet, ist der, daß die Kühe fast nach keinem Kalbe sich ordentlich säubern, d. h von der Nachgeburt befreien, sondern daß die letzte bei den meisten zurückbleibt, und erst nach mehrern Wochen mit aashaftem Gestanke abfault. Der Fall ereignet sich vorzüglich nach dem Verwerfen,

das Kalb mag drei oder mehrere Monate alt seyn.

C) **Schlechte Ställe** tragen viel zum öftern Verwerfen der Kühe bei. Jedes Thier sucht einen gesunden Aufenthaltsort; jedes sucht ihn aus Trieb, wenn es frei von Banden, und sich selbst überlassen ist. Keines kriecht in Höhlen oder Löcher; keines liebt die Finsterniß; alle sehnen sich nach reiner Luft; die Nässe scheuen alle. In vielen unserer Ställe finden sie alles, was ihre Gesundheit untergraben, ihren Körper schwächen, die Frucht vor der Zeit aus dem Leibe treiben, das Leben abkürzen, ja selbst zerstöhren kann. Wenige sind gut angelegt, die meisten stehen zu tief, und der größten Zahl fehlt es an Licht, an Luft und an Raum. Die zu wenigen und überdieß noch zu kleinen Fenster werden bei eintretender Kälte, so wie jedes Luftloch, fest verstopft, der Dung aufgehäuft, der Harn in die Erde gezogen. Hiedurch und durch die zu große Menge des Viehes, das sie beherbergen, zu sehr erhitzt, und der nöthigen Lebensluft beraubt, schwächen sie die Thiere, schwächen die Lebenskraft, und geben nicht nur Anlaß zum Verwerfen, sondern zu mancherlei andern Uebeln, Krankheiten und Seuchen, die dem Viehe das Leben rauben.

Zu diesen **Fehlern** kommen bisweilen noch andere, die den **trächtigen Kühen** bei der vollständigsten Gesundheit ihres Körpers, und übrigens gesunden Ställen, **das Kalb** **vor der Zeit aus dem Leibe** pressen. Diese sind: 1) das **zu abschüssige Pflaster**, auf welchem die Thiere stehen und liegen; 2) der **Mangel an Streue**; 3) die **Verminderung des Raumes**, wenn viele Kühe zu gleicher Zeit trächtig werden, und ihre Bäuche sich erweitern und ausdehnen. So eingeengt leiden die Kühe und die Kälber, die sie im Leibe tragen; beiden wird Gewalt angethan, und dadurch der Abort zuwege gebracht. Kühe, die nicht trächtig, aber groß, fett und schwer sind, und auf einem so abhängigen Pflaster stehen, erhalten dadurch die Neigung zum Vorfall der Gebährmutter.

D) **Uebles Verhalten, Wartung und Pflege** bringen die Kühe öfter zum Verwerfen. Alles, was die Thiere von ihrer natürlichen Lebensart entfernt, und eine fremde anzugewöhnen zwingt, verändert ihre Körper, schwächt ihre Lebenskraft, und legt nicht nur den Grund zum öftern Verwerfen, sondern auch zur Ausartung der Racen, zu mancherlei Gebrechen und Krankheiten des Viehes.

Mangel an Bewegung, Mangel oder Ueberfluß an Nahrung, zu langes Austreiben im Herbste auf bereifte Wiesen und Felder bei neblichtem, nassem und kaltem Wetter, der Genuß des halbfaulen und gefrornen Grases, zu heißes, zu kaltes, oder sonst unordentliches Füttern und Tränken im Winter, gehören vorzüglich un-

unter die Fehler des übeln Verhaltens.

Thiere, die mit uns in Wohnungen leben, die an Ketten gebunden, nicht mehr von sich selbst, sondern von unserer Herrschaft abhängen, fordern, daß wir ihnen das thun, was sie thun würden, wenn sie sich selbst überlassen wären.

Reinlichkeit ist ein wesentliches Bedürfniß für alle; keines gedeihet im Unflathe. Beim Ueberfluß der besten Nahrung verderben alle, wenn die Reinigung ihres Körpers und ihrer Wohnungen vernachlässigt und verabsäumet wird. Beunruhigt und beängstigt durch den beständigen Kitzel, den der Staub, Unflath und Koth auf der Oberfläche der Haut erregt, brechen die milchreichsten Kühe bald von der Milch ab, und die schlechtern verseigen ganz. Im Schmutze entwickelt sich Ungeziefer, das die Haut zernagt, die Haarwurzeln verdirbt, die Unruhe und die Angst vermehrt. Durch immerwährendes Reiben und Lecken werden die fettesten Stücke mager, und die magern in Gerippe verwandelt; es sammeln sich Haarkugeln im Magen und Würmer in den Därmen; das junge Vieh bleibt im Wachsthume, das ältere in der Nutzung zurück. Der heftige Reiz auf der Haut vermindert den Reiz zur Begattung, unterdrückt oder schwächt den Trieb zur Empfängniß, schwächt daher die Viehzucht, schwächt die Racen und die Thiere, und giebt auf solche Art öfter als man glaubt, Anlaß zum Verwerfen.

Kein wildes Thier ist unrein, kein zahmes liebt den Schmutz. Das Schwein wühlt, und wälzt sich nicht aus Wollust im Moraste, sondern entweder darin seinen Fraß zu suchen, oder seine Haut von dem fetten Kleister zu befreien, der sich in den engen und unreinen Ställen auf sie legt, die Thiere juckt, brennt, beunruhigt, beängstigt.

E) Verdorbenes Futter ist oft allein an dem häufigen Verwerfen der Kühe, Schaafe und anderer Thiere schuld. Zu diesem gehört das überschwemmte, das ausgewässerte, das verschlämmte, das dumpfige, modrige und schimmliche, oder sonst auf eine Art verdorbene Heu, Stroh, Grummet u. dgl. Die sumpfigen und sauren Wiesen und Weiden, giftige Pflanzen, wenn sie von den Thieren frisch genossen werden, faulige und kothige Erdgewächse, als: weiße, gelbe, rothe oder Runkelrüben, Kartoffeln, gefrorne Krautstängel, Kohl oder andere Blätter u. dgl. m.

Diese Schädlichkeiten wirken vorzüglich auf das Verdauungsgeschäft; sie schwächen den Magen, erzeugen erdige Kugeln im Wanste, Sand und Steine in der Leber, und noch viele andere Uebel im Körper. In dieser Hinsicht schwächen sie die ganze thierische Maschine, die Gebährmutter sammt der Frucht, die sie be-

beherbergt, und verursachen auf solche Art und Weise den Abort.

Schwer ist es in diesen Fällen, den letzten zu verwehren, weil die Kugeln im Magen, wenn sie einen gewissen Grad Härte und Größe erreicht haben, nicht aufgelöset, nicht verdauet, nicht in die Darmröhre gebracht, nicht durch den After ausgeworfen, auch nicht durch die Speiseröhre ausgestoßen werden können.

Nicht minder schwer ist es, die Sandsteine aus der Leber fortzuschaffen, und die verstopften Gekrösdrüsen zu öffnen, da die organischen Theile verändert, verartet und in Unthätigkeit versetzt sind.

F) Ungesundes Wasser gehört unter die gemeinsten Ursachen des Verwerfens. Es schadet nicht einer, es schadet allen Thiergattungen, die mit uns in Gesellschaft leben; besonders nachtheilig für die Gesundheit sind die stehenden, faulen, schlammigen und stinkenden Sumpfwässer; das trübe, kothige Pfützen- und Mistlakenwasser, das Eis-, Schnee- oder sonst sehr kalte Brunnen- oder Quellwasser, wenn es die Thiere oft und im größern Maaße genießen. Die drei letzten schaden vorzüglich; am meisten und gewissesten aber nach grosser Erhitzung des Viehes, es sey im Winter durch die zu warmen Ställe, oder im Sommer bei großer Hitze auf der Weide. Hartnäckiger, trockener Husten, Verhärtungen der Lungen, Auszehrung, Brustwassersucht oder gefährliche Brust- und Lungenentzündungen sind die gewöhnlichsten Folgen davon. In allen diesen Umständen verwerfen die trächtigen Kühe meistens ihre Kälber, und der Landwirth verliert dadurch manches schöne Stück Rindvieh.

G) Entkräftende Ausleerungen von Blut, Schleim und andern Feuchtigkeiten, auch starke Aderlässe, Purganzen, harntreibende und andere heftig reizende und entleerende Mittel, ziehen den trächtigen Kühen sehr oft vor der Zeit die Frucht aus dem Leibe. Aus dem Grunde sind sie, wo möglich, zu verhüten, oder zurückzuhalten und zu verstopfen.

H) Aeußerliche Gewaltthätigkeiten und Verletzungen, als heftige Stöße oder Schläge an den Bauch, ein starker Fall oder Sturz, wobei der ganze Körper sehr erschüttert wird, besonders aber das starke Pressen der Kühe an einander, wenn sie zu dicht beisammen stehen, bringen öfters unzeitige Geburten hervor.

Kühe, die ohne bekannte Ursachen mehr als einmal verwerfen, haben entweder einen fehlerhaften Bau im Tragesacke, eine besondere Neigung zum Vorfalle der Gebährmutter, oder eine vorzügliche Schwäche in derselben, die oft nach gewaltsamen und ungeschickten Herausziehen des Kalbes bei der ersten Geburt zurückzubleiben pflegt, zum Grunde. Uebrigens giebt es noch gewisse Jahre, und in diesen gewisse nicht zu bestimmende Consti-

tutionen, die bald die Kühe, bald die Schaafe, bald die Pferde zum Verwerfen bringen, ohne daß eine von den erwähnten, oder eine andere Ursache Theil daran hat. Die Zeichen und Zufälle, welche den Abort verkündigen, sind im Wesentlichen beinahe dieselben, wie die, welche sich bei einer reifen und ordentlichen Geburt einzufinden pflegen, als Unruhe, Angst, wiederholtes Brüllen, öfteres Umsehen nach den Weichen, beständiges Trippeln oder Schnellen mit den Hinterfüßen, abwechselndes Krümmen, Einbiegen und Zusammenziehen des Körpers, ungewöhnlicher Drang und die Stellung zum Harnen, das Anschwellen des Euters, und bisweiliges Austropfen von wässeriger Milch aus den Strichen, Kälte und Spannung des Bauchs, Sträuben der Haare, Schauder, Kälte, Frost, vermehrte Hitze im Maule, eine trockne, weiße Zunge, unordentlicher, veränderlicher Puls, oft Fieber u. a. m.

Unter diesen Erscheinungen strecken die Kühe, die bald stehen, bald liegen, den Kopf gerade vorwärts, erpressen die schmerzhaftesten Wehen, und befreien sich endlich von ihrer unreifen Frucht.

Indessen erscheinen diese Zufälle nicht immer alle, auch nicht in gleichem Grade. Bisweilen verwirft eine Kuh wider Erwartung, und ohne besondere Vorbereitung dazu. Der Fall ereignet sich besonders bei den Kühen, die mit irgend einer Brustkrankheit behaftet sind, und lange vorher gehustet haben. Unter geringen Aeußerungen einiger der erwähnten Vorboten, und unter einigen heftigen Husten, stoßen die Thiere das unzeitige Kalb ganz oder halb todt, ohne besondere Beschwerde, aus dem Leibe.

Kühe, die in der Löserdürre oder der wahren Rinderpest im ersten oder zweiten Zeitraume des Uebels, verwerfen, kommen meistens davon; diejenigen aber, die in der Lungen und Milzseuche abortiren, sterben alle, und zwar in jeder Periode der Seuche. Kühe, die in andern chronischen oder schnelllaufenden Krankheiten verkalben, sind immer in Gefahr.

Von was für einer Ursache der Abort erfolgt seyn mag, müssen die Kühe, die ihn erlitten haben, so wie nach einer natürlichen Geburt, verhalten, ernährt, gewartet und gepflegt werden. Weil die meisten bald nach dem Vorfalle sich nach dem Saufen sehnen, so darf ihnen solches auf keine Weise versagt werden. Laue Mehl-, Kleien- oder Heutränke, mit oder ohne Salz, bekommen ihnen am besten; auch etwas gutes Heu darf ihnen vorgelegt werden, wenn sie Verlangen darnach zeigen.

Finden sich Zufälle ein, so müssen sie mit zweckmäßigen innerlichen und äußerlichen Mitteln bekämpft und gehoben werden. Fühlt eine Kuh heftige Schmerzen im Leibe, welche man aus der Unruhe, dem Krümmen des Rückens und dem Zusammenstellen der Füße vermuthen kann, so werden ihr alle 2 Stunden 2 bis 3 Seidel kuh-

kuhwarme Milch oder eben so viel Leinsaamentrank mit einem Eydotter und einer bis zwei Messerspitzen voll Safran, oder einem Löffel voll Honig versetzt, eingegeben, und so lange damit fortgefahren, bis die Schmerzen nachlassen, welches oft schon nach dem ersten Eingusse erfolgt, wenn anders keine Nebenkrankheit im Körper vorhanden ist. Ist dieß der Fall, so folgt gewöhnlich bald der Tod, wenn sich die Umstände nach dem Abort nicht geschwind bessern.

Stellt sich Schauder ein, welches man aus dem Aufsteigen der Haare und den kalten Ohren, Hörnern und kalten Füßen erkennt, so muß die Kranke mit einer warmen Decke über den Rücken und den Bauch bedeckt, und ruhig gelassen werden.

(Der Schluß folgt.)

Noch ein Kaffee-Surrogat.

Man zählt, glaube ich, wenigstens vierzig Surrogate, wodurch man den indischen oder vielmehr arabischen Kaffee verdrängen will; wer aber die Wahrheit liebt, wird gerne eingestehen: daß auch nicht ein Einziges, so viel man auch davon rühmt, dem wahren Kaffee gegenüber gestellt werden könne, da allen das specifique ätherische Oel fehlet, was dem Kaffee Geruch und Geschmack giebt.

Die Surrogate können also nur dazu dienen, eine Verminderung bei dem Gebrauche des Kaffees hervor zu bringen, und kömmt es daher bei solchen darauf an: in wie weit sie diesen Zweck erfüllen, ob sie leicht und wohlfeil zu produciren, und ohne Schwierigkeit zubereitet werden können.

Viele Surrogate, ohne Beimischung des wahren Kaffee, geben ein erbärmliches Getränk; viele behalten, der Zumischung ungeachtet, einen widrigen Nebengeschmack, der nur durch Gewohnheit erträglich werden kann; andere sind in der Cultur so beschränkt, daß man nicht auf Quantitäten rechnen kann; noch andere haben bei der Zubereitung so viele Schwierigkeit, daß das Gerathen gleichsam vom Zufall abhängt, und alle kommen mit Recht wieder in Vergessenheit, sobald der echte Kaffee im Preise heruntergeht.

Da wir inzwischen bis dahin der Surrogate nicht entbehren können, so will ich noch ein neues vorschlagen, das, aufrichtig gestanden, (da dieses keine Speculation seyn soll) eben

eben so wenig geschickt ist, den ech-ten Kaffee ganz zu verdrängen, als die übrigen, indessen durch verschiedene Eigenschaften, wohin besonders die leichte Production in Quantitäten gehört, wenigstens vielen andern Surrogaten den Vorrang abgewinnt.

Es ist dieses das Astragalum baeticum L., wovon ich keinen teutschen Namen kenne, denn der Name Kaffeepflanze scheint mir bloß von der Anwendung genommen zu seyn.

Es ist solches ein Schotengewächs, das wahrscheinlich in Spanien zu Hause ist, und von einem jeden, der nur einen Garten oder sonst Land hat, ohne alle Schwierigkeit gebauet werden kann, und in guten Jahren eine vierhundertfältige Ausbeute giebt.

Das Saamenkorn davon giebt, wie alle übrigen Surrogate, auch nur den Nutzen, daß es den Verbrauch des Kaffees vermindern hilft, mit $\frac{2}{3}$ Gewinn verschafft es aber ein angenehmes Getränk, das einen Vorzug vor den Eicheln, die auch bei der sorgfältigsten Präparation immer einen herben Geschmack behalten, schon dadurch verdient, daß es weniger Süßigkeit nothwendig macht; ich habe auch den Versuch zu $\frac{3}{4}$ Gewinn gemacht, das heißt 3 Pfund des Präparats zu 1 Pfund Kaffee; es giebt auch das ein gutes Getränk; wenn man aber dem Wohlgeschmack zu gleicher Zeit eine Stimme giebt; so hat die Mischung von $\frac{2}{3}$ gegen $\frac{1}{3}$ den Vorzug.

Da der Mai die Pflanzzeit dieses Gewächses ist; so können diejenigen, welche einen Versuch damit machen wollen, im Hannoverschen Intell. Comtoir erfahren, wo dieser Saamen zu bekommen ist, und zu gleicher Zeit die Anweisung zur Cultur und Präparation erhalten. Ich bemerke hier nur: daß mit einem Loth eine Quadratruthe bestellet werden könne, und daß eine Quadratruthe mit 1 Loth bestellet, in einem guten Sommer 12 Pfund und darüber geben könne; dies war im letzten Sommer die Ausbeute, ungeachtet eine ungewöhnliche Hitze im Julius und August, bei einer anhaltenden Dürre, fast alle Vegetation hemmte, und auch bei diesem Gewächse die obersten Schoten verkümmerte; in guten Jahren giebt jede Staude bis 120 Schoten, und jede Schote enthält von drei bis sechs Körner.

G.   M.

Hannoversches Magazin.

43tes Stück.

Freitag, den 27ten Mai 1808.

Ueber das Verwerfen der Kühe.

(Schluß.)

Klystire sind nothwendig, wenn der After verstopft, oder der Bauch von Winden aufgeblähet ist; Abkochungen von Weizenkleie und Kamillen, oder in Ermangelung der letztern, von Heublumen, mit etwas Leinöl, Baumöl, frischer Butter oder Schmalz versetzt, und von Stunde zu Stunde zu einem Maaß gegeben, leisten dabei gute Dienste.

Wenn das Euter stark anläuft, hart und schmerzhaft wird, so wird es zwei bis dreimal des Tages mit folgender Salbe eingerieben:

Man nimmt frische, ungesalzene Butter oder Schmalz, 6 Loth; ein Eidotter, Safran und Kampfer, von jedem ein halbes Quentchen, rührt in einem gut glasirten Geschirre alles gut und so lange unter einander, bis eine einfärbige, gelbe Salbe daraus entsteht. Nebenbei wird die Kuh diät gehalten, einigemal langsam herumgeführt, öfter aber mit dünnem Mehl- oder Kleienwasser getränkt.

Sehr matten und schwachen Kühen wird, wenn sie sonst an keiner Krankheit leiden, zwei oder dreimal des Tags ein Schnitt Brodt mit Wein, Branntwein oder gutem geistigen Biere begossen, und etwas gestoßenem Zimmet oder Muskatennuß bestreuet, in den Hals gesteckt.

In keinem Falle darf die Nachgeburt mit Gewalt herausgezogen, sondern muß, wenn sie zu fest hält, durch angebundene Gewichte nach und nach losgemacht und entfernt werden. Gewaltsames Losreißen zieht nicht nur Gefahr, sondern meistens den Tod der Thiere nach sich. Der zu heftige Gestank wird durch heftiges Einspritzen von Heublumenthee in die Scheide gemildert.

Nun entsteht die Frage: Kann das Verwerfen verhütet, kann dem

dem Aborte vorgebeugt werden? — Wenn die Ursachen und Schädlichkeiten, die zum Verwerfen Anlaß geben, verändert, verbessert, entfernt und die Fehler vermieden werden, die im Verhalten, in der Nahrung, Wartung und Pflege des Viehes begangen werden, so ist kein Abort zu befürchten. In dieser Hinsicht müssen, um bei der Wurzel anzufangen,

1) die ausgearteten Racen durch Einführung edler, angemessener Stiere erfrischt, die kleinen, schwachen, schmalhüftigen Kühe aber von dem Begatten mit großen, schweren, besonders solchen Schweizerstieren abgehalten werden, die sehr große Köpfe und weite Hüften haben.

2) Ist zu sorgen, daß die Ställe immer rein, licht und trocken gehalten, das zu abschüssige Pflaster in denselben geebnet, besser bestreuet, den Kühen während der Tragzeit mehr Platz eingeräumt, und ihre Körper auf das fleißigste gesäubert, gestriegelt, und gleich Pferden geputzt werden.

3) Kein langes Futter, es sey grün oder dürr, darf in die Krippe kommen, das nicht vorher gut ausgeschüttelt, ausgestaubt, und von allen fremden, schädlichen Dingen gereinigt worden ist. Das verschlämmte Heu, Grummet, Stroh muß entfernt, die Sumpfweiden müssen gemieden, die giftigen Pflanzen ausgerottet, die bereiften Wiesen und Kornfelder nicht betrieben, die faulen Erdgewächse weggeworfen, die kothigen rein gewaschen, die gefrornen aufgethauet, und zum Genusse tüchtig gemacht werden.

4) Ist zu sorgen, daß das trächtige Vieh beständig mit einem guten, nicht zu kalten Wasser getränkt, von dem Genusse des Eis- und Schneewassers aber auf das sorgfältigste abgehalten werde.

5) Das jähe Auslassen des Viehes aus dem Stalle, das Zusammendrängen desselben in den Thüren, das Stoßen und Ringen mit einander, und jede andere Gewaltthätigkeit und Verletzung an dem Bauch ist zu verhüten.

6) Die Geburt muß, wenn nicht die dringendsten Umstände eintreten, der Natur und dem trächtigen Thiere allein überlassen werden. In wenigen Fällen ist Hülfe nöthig; in wenigen wird ohne Nachtheil und Schaden geholfen.

7) Starke Aderlässe und heftige Purganzen sind bei allen trächtigen Thieren zu vermeiden; sie befördern den Abort.

8) Wenn Krankheiten den Körper befallen, die das Verkalben befürchten lassen, müssen sie, ihrer Natur gemäß, behandelt und gehoben werden.

Leider bringen oft gerade die Mittel, welche die Krankheit heilen sollen, selbst den Abort zuwege. Hiezu gehören

ren vorzüglich die Aderlässe bei sthenischen oder hitzigen Krankheiten, und Purgier- und harntreibende Mittel bei gewissen langwierigen Uebeln.

Ist eine trächtige Kuh durch starke Ausleerungen oder andere Ursachen, ohne jedoch krank zu seyn, so sehr entkräftet, daß sie den Abort befürchten läßt, so werden ihr zwei bis dreimal des Tags einige Schnitten Brod, mit gutem geistigen Bier getränkt, und mit etwas gestoßenem Zimmet, Muskatenblüthen oder Muskatennuß bestreuet, in das Maul zum Verschlingen gesteckt, oder dreimal des Tages eine Hand oder ein Eßlöffel voll von folgendem Pulver früh nüchtern zum Lecken gegeben:

Man nimmt z. B. 6 Loth gepülverte Enzianwurzel; 6 Löffel voll gestoßene Wacholderbeeren; 12 Loth Kochsalz, 3 Pfund gebrochenes Malz oder Gerstenschroot, mischet alles genau durcheinander, und giebt es der Kuh auf die vorbeschriebene Weise.

Durch die genaue Beobachtung und Befolgung dieser Maaßregeln allein kann dem Verwerfen der Kühe und anderer Hausthiere vorgebeugt, und dem Viehstande alljährlich eine große Anzahl Kälber u. dergl. erhalten werden.

Wulsten.

Dr. Wundram,
Ehrenmitglied der Königl. Sächs. Leipz. ökonom. Societät.

Mancherlei.

In einem Schreiben aus Moskow vom vorigen Jahre heißt es unter andern: Sonderbar ists, daß das sogenannte englische Gras, welches man in Deutschland zur Verzierung der Gärten gebraucht, und der Buchsbaum hier gar nicht im Freien gedeihen, sondern nur mit Mühe in Gewächshäusern erhalten werden. Der Professor Hofmann hat mit dem englischen Grase aus Saamen und durch Ableger viele Versuche gemacht, aber vergeblich, ungeachtet die beiden letztern Winter verhältnißmäßig gelinde waren. Der Buchsbaum ist hier in Moskow so selten und so hochgeehrt, daß man Blumentöpfe damit in den Zimmern der vornehmsten Damen findet, und daß der Buchsbaum statt der Myrthe den Busen der Bräute schmückt.

Die Natur hat in allen drei Reichen eine natürliche brauchbare Seife zubereitet, unerachtet bekanntlich un-

 sere

fere Seife ein Werk der Kunst ist, und nicht vollkommen ohne Beihülfe von Bestandtheilen aus allen drei Naturreichen verfertigt werden kann.

Das Eigelbe dient wie natürliche Seife aus dem Thierreiche, und der Walkerthon aus dem Steinreiche.

Das Pflanzenreich hat einen noch größern Ueberfluß von Seifensurrogaten. Die Blätter des Papayabaums (Carica papaja) werden von den Negern in Westindien zum Waschen, statt der Seife, gebraucht. Die Rinde einer Art von Eichen, unter dem Namen Quillai oder Waschbaum, im Wasser gestampft, giebt die vortrefflichste Seife; zu diesem Behuf wird diese Rinde jährlich von den Peruanern in Menge aufgekauft. Die Blätter der Bromelia Carathas enthalten auch eine Seife, wozu sie ebenfalls gebraucht werden, indem man sie blos in kleine Stücke schneidet; die Wäsche wird weiß davon. In Spanien braucht man die Wurzel von Gypsophila struthuim, statt der Seife zur Wäsche; die Wurzel des Seifenkrautes (Saponaria officinalis) hat aus eben der Ursache dem Kraute den Namen gegeben; und die Lichnis chalcedonia, eine schöne perennirende Blume unserer Gärten, thut eben die Dienste.

Folgende Beispiele von fetten Ochsen, zur Nachahmung in der Mastung, finde ich im Commercial-Magazin von 1800 und 1801 angeführt:

Herr Westcar zu Burg-Hill bei Ailesburg in Buckinghamshire hatte bei der öffentlichen Ausstellung des gemästeten Viehes auf dem öffentlichen Markte zu Shmithfield, der jährlich in der Woche vor Weihnachten gehalten wird, einen ihm gehörigen fetten Ochsen gestellt, wofür er von der Shmithfields-Societät den ersten Preis erhielt. Der Bau dieses Ochsen hatte das schönste Ebenmaaß; er übertraf wahrscheinlich alle, die je auf einen Markt gebracht worden waren, auch war er von ächter Herfordshirer Race. Herr Westcar kaufte ihn mager, etwa fünf Jahr alt, nachdem er ungefähr drei Jahr zur Arbeit gebraucht worden war, auf dem Markt zu Herford zu Ende des Jahrs 1798. Seit dieser Zeit stellte er ihn auf die Mast, und seit den letzten zwölf Monaten hatte er ihn bloß mit Heu, Korn und Oelkuchen gefüttert. Er wurde nebst zwei andern an Herrn Chapinan zu Fleet-Market verkauft, und auf 140 Pfund Sterling geschätzt. Nach dem Schlachten wog allein der herausgenommene Talg 36 Stein 8 Pf. und der ganze Körper mit dem Talge zusammen, obgleich die Knochen sehr dünne waren, hatte das außerordentlich große Gewicht von 280 Stein. Seine 6 Vorderrippen hatten 22 St., die Hinterkeu e 16 Stein, der Kopf 28 Pfund, die Zunge 14 Pfund, das Herz 9½ Pfund.

Dem

Den 28sten October 1657 wurde im Amte Bodenteich ein wildes Schwein erlegt, welches 530 Pfund wog, und den 24sten August 1658 im Lüneburgischen ein Hirsch von 658 Pfund. Beide Thiere hatten über drei Zoll Feiste. — Im März 1797 wurde zu Tismarschfarm in England ein Schwein geschlachtet, welches nicht weniger als 811 Pfund wog. Es war 8 Fuß lang, 3 Fuß 7½ Zoll hoch; hatte am Leibe 9 Fuß im Umfange, und auf den Schultern 11 Zoll hoch Speck. — Zu Nürnberg wurde 1775 nach 4jährigem Mästen ein Ochse geschlachtet, der 2540 Pfund wog; das Fleisch enthielt 1276, der Unschlitt 356 Pfund. — Ein anderer Ochse, der im Jahre 1681 im Zürcher Gebiete geschlachtet worden war, wog 2623 Pfund; ein im Jahre 1692 in Lincolnshire geschlachteter wog 3577 Pfund.

Eine gewisse Signora **Lena Perpenti** aus Como hat die verloren gegangene Kunst, den Amiant zu spinnen und zu weben, wiederum entdeckt, und dem italienischen Nationalinstitut Proben ihres Amiantzeuges vorgelegt, welche sehr zart, fest und dicht sind. Durch zweijährige Versuche hat sie es so weit gebracht, daß sie den Stein zu den feinsten Fäden für Spitzen verarbeiten kann. Man ist jetzt nur noch in Italien mit Versuchen einer im Feuer unverlöschbaren Dinte beschäftigt, um alsdann unverbrennliche Schriften auf die Nachwelt zu bringen. Dieses ist möglich, wenn man so glücklich ist, eine solche Dinte zu erfinden, mit der auf das schon erfundene unverbrennliche Amiant- oder auch Asbestpapier geschrieben werden kann. Die beiden Flachssteine, der Asbest und Amiant, werden in Indien, Arabien, China, Japan, Aegypten, Corsika, den Pyrenäen, Kampanien, sonderlich aber in Grönland, wo der Amiantflachs langen weißen Flachs liefert, so wie in Nordschottland, England, Spanien, Frankreich, Moskau, Sibirien, Ungarn, Italien, Schlesien, Böhmen und Sachsen gebrochen. Der schönste Amiant bricht in Asien. Der Amiant hat biegsame, leichte auf dem Wasser schwimmende Fasern, die im Feuer hart werden, dahingegen die Fasern des Asbests unbiegsam, spröde sind, im Wasser untersinken und dem Feuer trotzen. Der Amiant mit parallelen oder durchflochtenen Fasern wird weißer Steinflachs; und seine weichen Fasern lassen sich leicht zu Fäden spinnen. Im reifen Asbeste laufen die weißen Fibern parallel, und er ist bald weiß, bald grau, grünlich oder schwärzlich. — Schon seit vielen Jahren sieht man in verschiedenen Kabinetten Asbestpapier, z. B. in Copenhagen, und Charlton sagt in den Philosoph. Transact., die zu Oxford herausgekommen sind, daß man es sehr gut bei Oxford verfertige. Fürst R[illegible] ließ es in Ungarn machen, und vor einigen 40 Jahren machte man es aus Curiosität auch

auch auf der Olivschen Papiermühle zu Conradshammer bei Danzig. Dr. Brückmann ließ auf solches Papier vier Exemplare seiner Abhandlung de Asbestite lapide drucken, die in der Bibliothek zu Wolfenbüttel liegen. Loyd beschreibt uns die Art, das Asbestpapier zu verfertigen, nach selbst angestellten Versuchen. Er stieß eine gewisse Quantität Asbest in einem steinernen Mörser, bis daraus eine wolligte Masse entstand. Alsdann seigte er sie durch ein feines Sieb, und sonderte dadurch, so viel möglich, die erdigten Theile davon ab. Letztere fielen, nebst den kleinen Steinchen, die er vorher nicht würde haben wegschaffen können, jetzt, da sie zu Pulver gestoßen waren, durch die Löcher des Siebes hindurch, und er behielt nichts als die Wolle zurück. Diese brachte er in eine Papiermühle, und legte sie daselbst in Wasser, in einem Gefäße, das gerade so groß war, daß es die zu einem Bogen gehörige Quantität fassen konnte. Nachdem er die Masse selbst hinlänglich umgerührt hatte, gab er sie einem Arbeiter, um sie nach der beim Schreibpapiermachen gewöhnlichen Methode, jedoch allein, zu gebrauchen; er empfahl ihm dabei aber, sie, bevor er sie in die Form giessen wollte, öfters umzurühren, weil sie ihrer Schwere wegen sonst leicht auf den Grund fallen könnte. So bekam er Papier, worauf sich eben so gut, als auf dem von Linnen schreiben ließ. „Warf ich es ins Feuer, sagt „Loyd, so verlor sich die Schrift, das „Papier selbst aber war beim Herausziehen eben so wenig versehrt, „als Leinewand aus Asbest darin beschädigt wird."

Der verstorbene verdienstvolle Superintendent Jac. Chr. Schäffer zu Regensburg bekam einige Pfund ungarischen Asbest, woraus er vergeblich versuchte, unverbrennbare Dochte, wie die Alten verfertigen konnten, oder unverbrennbares Linnen zu machen, wie Brückmann in seiner Historia naturali curiosa lapidis τε Ασβεστε ejusque praeparatorum, chartae nempe linteae et elychniorum incombustibilium, Ciampini de incombustibili lino, sive de lapide Amiantho, deque illius filandi modo, epistolaris dissertatio Romae, 2691. und Loyd behaupten, oder es auch nur spinnen zu lassen. Aber desto besser glückte es ihm, auf die gewöhnliche Art Papier daraus zu machen. Solches war weiß, man konnte mit rother und schwarzer Dinte darauf schreiben, auch drucken. Von der Unverbrennlichkeit dieses Papiers aber sagt er: daß es zwar ein oder andermal die Feuershitze ausstehe, auch, wenn es vorher schmutzig und schwarz gewesen, rein und unverletzt aus dem Feuer komme; aber daß es nicht schlechterdings ohne Rücksicht auf Zeit und Grad der Hitze dem Feuer widerstanden. Auch giebt er zu, daß die Flecken von Oel und die darauf mit Dinte geschriebenen Buchstaben im Feuer oder über einem brennenden Lichte sich

sich verlieren. — Die vollständigste Nachricht vom Amianth- und Asbestpapier findet man in des Ritters von **Wehrs** Buche vom Papier, und den vor der Erfindung desselben üblich gewesenen Schreibmassen und sonstigen Schreibmaterialien. — Schon vor 20 Jahren verfertigte man in Frankreich unverbrennliche Kleider, ob aus Asbest oder einer andern Materie, weiß ich nicht, mit welchen man bei Feuersbrünsten Menschen und Sachen retten kann, ohne in Gefahr zu stehen, daß man von dem Feuer Schaden leide.

Persische Sprichwörter und Sentenzen. *)

An dem Orte, wo du das Salz mitissest, da zerbrich nicht das Salzfaß.

Menschen zu besuchen, ist nicht gegen den Wohlstand; nur geschehe es nicht so oft, daß sie sagen: es ist genug.

Wenn die Seele im Begriff ist, den Körper zu verlassen, so ist es gleichviel, ob der Mensch auf dem Throne oder im Staube sich befindet.

Glück und Ruhm sind eng verbunden. Wer kein Glück hat, dem mangelt auch der Ruhm.

Wer dir die Vergehungen Anderer tadelnd erzählt, der wird auch gegen deine Vermuthung deine Fehler Andern kund thun.

Das Wölfchen wird bis an seinen Tod ein Wolf bleiben, wenn es auch unter Menschen aufgezogen ist.

Ein weiser Feind ist besser als ein thörichter Freund.

Eine Rose macht keinen Frühling.

Wer den Wolf fürchtet, beschützt nicht das Schaaf.

Wer nichts giebt, empfängt nichts.

Wenn der Wolf das Lamm gestohlen hat, was hilft dann das Geschrei des Hirten?

Wenn die Sonne aufgeht, wird die Lampe ausgelöscht.

Fürchte den, von welchem du gefürchtet wirst.

Ein böses Weib in dem Hause eines guten Mannes ist ihm die Hölle in dieser Welt.

Wer-

*) **Levin Warner** gab zu Leyden 1644 hundert persische Sprichwörter und Sentenzen, begleitet mit lateinischer Uebersetzung und erklärenden Anmerkungen heraus, aus welcher Sammlung ich diese übersetzt habe.

G. F. Koch.

Verletze nicht den guten Ruf der Verstorbenen, damit auch dein Name im Andenken bleibe.

Ein Schwert, das nicht geputzt wird, rostet.

Wie du arbeitest, so wirst du erndten.

Niemand in dieser Welt ist ganz frei von Kummer; wer es wäre, gehörte nicht unter die Menschenkinder.

Gewiß ist, daß in den Händen der Verschwender keine Schätze haften; daß dem Herzen des Verliebten Geduld mangelt; daß das Sieb kein Wasser hält.

Der Mensch hat Vorzüge vor den Thieren durch die Sprache. Aber das Thier hat den Vorzug vor dir, wenn du unvernünftig sprichst.

Wenn du deiner Fehler dich selbst beschuldigst, so wirst du nicht von Andern beschuldigt werden.

Aus schlechtem Eisen wird kein gutes Schwert gemacht.

Die Schafe sind nicht des Hirten wegen da, sondern der Hirt der Schafe wegen.

Jemand mit froher Hoffnung erfüllen, und ihn in der Folge hoffnungslos und traurigen Herzens entlassen, steht keinem weisen Manne an.

Gleiche Vögel fliegen zusammen, die Taube mit der Taube, der Falke mit dem Falken.

Der Rubin ist ein Stein, und der Kiesel ist ein Stein, aber unter ihnen ist ein Unterschied.

Was kann die Sonne dafür, daß die Fledermaus am Tage nicht sieht?

Weniges zu Wenigem hinzugethan, wird endlich ein Meer.

Was du suchst, wirst du finden; nur mußt du nicht aufhören, zu suchen.

Wer lügt, hat ein schwarzes Antlitz, wer die Wahrheit sagt, ein weißes.

Stehendes Wasser wird stinkend.

Du bist ein Mann, und dir mangelt Geduld?

Dürstende sieht man nicht zu einer Salzquelle gehen, sondern wo süßes Wasser quillt, versammeln sich Menschen, Vögel und Ameisen.

Wer schläft, kann der den andern wecken?

Wenn das Glück den Niedrigen erhebt, so legt es den bedrängten Armen eine Last auf. Aus dem höher gebaueten Hause eines solchen Beglückten wird auf die niedrigeren Häuser der Unrath geworfen.

Bedenke deine Würde; laß Spiele und Possen den Jünglingen.

Auch der Weise thut oft etwas, das ihn nachher gereuet.

Ich habe oft einen winzigen Bach gesehen, der nachher vergrößert ein Kameel mit der Last fortführte.

Nicht was dein Herz will, wird geschehen, sondern was Gott will.

Neues
Hannoversches Magazin.
44tes Stück.
Montag, den 30ten Mai 1808.

Ueber die höchst nöthige Vorsicht bei den überhand nehmenden Diebereien auf dem Lande.

So groß die Zahl der mit jedem Tage immer mehr überhand nehmenden Diebereien, besonders auf dem Lande, ist, so darf man sich doch, wenn man die Zeitumstände im Auge behält, nicht sehr darüber wundern. Die nun schon so lange ununterbrochen fortgeführten Kriege, wodurch ganze Dörfer verheert und in menschenleere Wüsten verwandelt wurden, und so manche ihres Nahrungsstandes beraubte, in gänzliche Armuth versunkene Familie zur Auswanderung gezwungen ward, mehr als ein Mahl völlig aufgelösete grössere Heere, wodurch Tausende plötzlich in Unthätigkeit und Brodlosigkeit versetzt wurden, die Menge der auch in unserm Lande sonst, wo nicht in Ueberfluß, doch gemächlich lebender, jetzt durch den Druck fortdauernder Lasten oder durch stockende Zahlungen sich hülflos sehender Menschen, wer könnte bei diesem allen sich wundern, daß der Diebereien und Räubereien immer mehr werden? Man sollte im Gegentheil in Versuchung gerathen, sich zu wundern, daß nach vorwaltenden Umständen das Unglück nicht noch grösser sey, wenn man nicht wüßte, daß die wenigsten auf dem Lande verübten Diebereien zur öffentlichen Anzeige gebracht werden, da der Landmann, wenn einmal das Gestohlne nicht gar zu beträchtlich ist, die Anzeige, als etwas, seiner Meinung nach, überflüssiges, was ihm nicht helfen, wohl aber Kosten verursachen kann, meistens gern unterläßt: und es ist leider zu fürchten, daß das Uebel, wenn der lang erseufzte Friede nicht bald unsrer Noth ein Ende macht, eher vermehrt als vermindert werden werde.

Je einleuchtender das jedem nachdenkenden Menschen seyn muß, desto trauriger ist ihm die Bemerkung, daß hin und wieder auf dem Lande von ganzen Communen sowohl, als von den Einzelnen, so wenig gethan wird, die daher ihrer Sicherheit und ihrem

Eigenthum drohende Gefahr abzuwenden, ja daß an manchen Orten sogar durch Sicherheit, Fahrlässigkeit, und, wenn man nicht mit eigenen Augen sähe, kaum glaubliche Unvorsichtigkeiten den Dieben gleichsam Thor und Riegel geöffnet werde.

Zuvörderst glaube ich es mit Recht dahin rechnen zu dürfen, daß in den jetzigen Zeiten in so vielen in der Heide einsam liegenden Dörfern keine Nachtwächter gehalten, und überhaupt die in der heilsamen Verordnung vom 24ten November 1806 enthaltenen Vorschriften nicht hinlänglich befolgt werden. Wie leicht wäre es, zumal im Winter, wo der Landmann nicht durch übersaure Arbeiten ermüdet wird, in jedem Dorfe die Einrichtung zu treffen, daß je 2 und 2 Häuser in einem Reihe um gehenden Wechsel jede Nacht, jedes einen Mann stellten, die bald getrennt, bald vereint, im Dorfe die Ronde machten, und durch irgend ein lermendes Instrument sich sowohl unter einander, als das ganze Dorf, von einer etwa entstehenden Gefahr sogleich avertirten. So könnte das Nachtwächteramt ganz vortrefflich verwaltet werden, ohne daß der Gemeine, was so oft das Haupthinderniß bei neuen Einrichtungen ist, Kosten daraus erwüchsen. Wenn aber auch das sich nicht thun ließe, und diese persönlichen Dienstleistungen manchem zu sauer und ungemächlich scheinen möchten, so ist doch wohl nicht leicht ein Dorf so klein, das nicht durch gemeinschaftliches Zusammentreten ohne große Beschwerde einen, aus seiner Mitte genommenen, Nachtwächter salariren könnte.

Die Hauptursache, warum diese so einleuchtende wohlthätige und in unsern Zeiten so dringend nothwendige Einrichtung an vielen Orten der Heide nicht zu Stande kommt, ist, wie oft, Eigennutz und gänzlicher Mangel an Gemeinsinn. Diejenigen, welche in einem Dorfe die Wortführer sind, und wegen ihres größeren Einflusses auf die übrigen diese wohlthätige Einrichtung leicht durchführen könnten, glauben sich nicht selten durch die Größe ihres Dienstpersonals, durch nächtliche, in ihrem eigenen Hause angestellte Wachen und durch andere Vorkehrungen hinlänglich in Sicherheit gesetzt, und sind deswegen gleichgültig und kalt gegen das, was zur Sicherheit anderer minder geschätzter Menschen erforderlich wäre. Sodann kann man auch oft in einer Gemeine sich nicht über das Quantum vereinigen, was zur Salarirung eines Nachtwächters von den Individuen beigetragen werden soll. Die Kleineren behaupten mit Recht, daß dieser Beitrag im Verhältniß zu dem Vermögen und zu dem, was ein jeder zu verlieren habe, geleistet werden, die Größeren hingegen, daß zu einer für alle und zum Besten aller getroffenen Anstalt, alle auch gleichmäßig contribuiren müßten. Wenigstens ist mir ein wohlhabendes Dorf bekannt, in welchem und in dessen

Nähe

Nähe manche Diebereien verübt wurden, und das Bedürfniß eines Nachwächters mehr als einmal gefühlt ward, wo aber demohngeachtet, blos weil man über jenes Quantum sich nicht vereinigen konnte, die ganze Nachtwächter-Angelegenheit sich zerschlug, und wahrscheinlich auf immer sich zerschlagen hat.

Eine andere Unvorsichtigkeit, wodurch der Landmann die in diesen Zeiten ihn bedrohende Gefahr, beraubt zu werden, vergrössert und vermehrt, ist die auch jezt von ihm noch beibehaltene Gewohnheit, seine Habseligkeiten in Speichern aufzubewahren. Diese Speicher sind, wie bekannt, lustige, von der Wohnung des Landmanns getrennte, einzeln stehende Gebäude mit so leichten unhaltbaren Wänden, daß sie mit geringer Mühe in wenig Augenblicken durchbrochen werden können. So eine unbedeutende Schutzwehr diese Speicher jedem, mit einem Brecheisen versehenen, Diebe entgegensetzen, so sind sie in der Heide wenigstens durchgehends die Schatzkammern des Landmanns, wo er nicht blos sein Korn, sondern auch seine Kleider, sein Linnen und Drell, seine Prätiosa, kurz alle seine, einigen Werth habende, Sachen aufbewahrt. Fast alle nächtliche Anfälle sind daher auf diese Speicher gerichtet, und mißglücken auch äusserst selten. Man sollte glauben, das würde den Landmann behutsamer machen und ihn bewegen, entweder seine Speicher fester zu bauen und besser zu verwahren, oder wenigstens seine besten Sachen anderswo zu deponiren. Aber nein, das bleibt auch in dieser Zeit der so sehr sich häufenden Diebereien immer noch beim Alten. Sagt man ihm etwas davon; warnt man ihn vor der Gefahr: so versichert er, er könne nicht anders, in seinem Wohnhause könne er nichts aufbewahren, weil wegen der daselbst herrschenden Feuchtigkeit alles verderben würde. Sollten aber, wenn man nicht annehmen will, daß eine durchaus fehlerhafte Bauart durchgehends da vorherrschend sey, in den sandigten Gegenden der Heide die Wohnungen alle der Feuchtigkeit und dem Schwamme ausgesezt seyn? Sollte nicht der Landmann seine bessern Sachen, wenigstens sein Linnen und sein Geld, leicht in seiner Wohnstube oder seiner Schlafkammer bergen können? Forscht man nun nach der Ursache, warum er das nicht thut, genauer, so wird man auch hier eine unvorsichtige Sorglosigkeit nicht verkennen, bei der er, wenn auch 20 Speicher rechts und links neben ihm beraubt werden, immer noch hofft, es werde mit dem seinigen so leicht nichts zu bedeuten haben.

Nicht weniger groß ist die Unvorsichtigkeit, womit man herumziehenden Gaunern und Bettlern einen freiern Zutritt verstattet, und ihnen bei Tage seine Wohnungen oft, ich möchte sagen, beinahe Preis giebt. Es ist nur allzu bekannt, daß solche bettelnde Vagabonden, wenn sie, was doch meistens

stens der Fall ist, auch nicht selbst stehlen, doch denen in der Gegend sich befindenden kleinern oder grössern Diebesbanden gemeiniglich zu Kundschaftern dienen, daß sie alle Hausangelegenheiten ausspioniren und ihren Verbündeten nicht allein Bericht abstatten, sondern ihnen auch bei Ausführung ihrer Coups zu Wegweisern und Handlangern dienen. Wie wenig aber der Landmann das berücksichtigt, wie wenig er überhaupt bei Tage auf seine Wohnung achtet, das wird der kaum glauben, der sich nicht selbst an Ort und Stelle davon überzeugt hat. Man kann bei Tage, besonders des Sommers in der Ernte, das ganze Haus eines Landmannes oft 10 Mahl durchgehen, ohne einen Menschen darin ansichtig zu werden. Da können nun solche Landstreicher sich, ohne bemerkt zu werden, entweder bequem im Hause verkriechen, oder sich doch mit den Haus- und Hofangelegenheiten gehörig bekannt machen, um davon entweder an andere zu referiren oder selbst demnächst einen beliebigen Gebrauch davon zu machen. Noch ganz kürzlich trat hier in einem benachbarten Dorfe der Fall ein, daß ein Haus von herumziehenden Bettlern beträchtlich bestohlen wurde, die man den Tag vorher zu unvorsichtig aufgenommen hatte.

Diese unbekümmerte Sorglosigkeit des Landmanns in der Heide rührt freilich wohl aus den glücklichern Zeiten her, wo gerade diese einzeln und einsam liegenden, von der Straße entfernten Heide-Dörfer den Räubereien von aussen her am wenigsten ausgesetzt waren. Da aber die Zeiten sich geändert haben und der Hunger auch zu der abgelegnen, tief versteckten Waldhütte seine räuberische Faust ausstreckt, sollte man nicht, durch eigenen oder noch besser durch fremden Schaden gewarnt, klüger und vorsichtiger werden?

Vor allen Dingen sollte denn in jedem Dorfe wenigstens ein Nachtwächter seyn, auf dessen Wachsamkeit und Treue die Schlafenden sich verlassen könnten. Schon wegen der nicht selten des Nachts entstehenden und in vielen Fällen erst, wenn alles verlohren ist, zu spät bemerkten Feuersbrünste, wäre das im höchsten Grade wichtig und nothwendig. Selbst die Vorrathskammern, welche der hiesige Landmann zum Aufbewahren seiner Kartoffeln und Rüben nahe um das Dorf herum in der Erde anzulegen pflegt, und an deren Erhaltung ihm so viel gelegen ist, würden dann nicht so oft, wie jetzt, von einheimischen Dieben erbrochen und geplündert werden können. Nur müßte man, wie das so oft geschieht, keinen alten gebrechlichen Menschen zum Nachtwächter nehmen, der bei seinen erschöpften Kräften der Versuchung, die Stunden, wo er wachen sollte, zu durchschlafen, so leicht unterliegt. Noch viel weniger dürfte die Wahl auf einen unsichern, schon in schlechtem Rufe stehenden, Menschen fallen, der das gar selbst

thun,

thun, oder veranlassen und herbeiführen möchte, was er abwenden soll. Auch müßte ein solcher Nachtwächter, wenn er seinen Zweck erreichen sollte, keine Stunden abrufen und kein anderes unzeitiges Geräusch, so lange keine Noth ihn drängt, machen, wodurch die, welche schlafen wollen und sollen, nur unnöthiger Weise im Schlafe gestört werden, und denen, welche etwa mit bösen Absichten in der Nähe herum rodiren möchten, selbst ein Zeichen gegeben würde, wo sie den Nachtwächter zu vermeiden, und ihm aus dem Wege zu gehen hätten.

Sodann sollte man wenigstens sein Geld und seine besten Sachen nie des Nachts den Speichern anvertrauen. Könnte und wollte man sie auch bei Tage in seiner Wohnung nicht haben, so wäre es ja eine leichte Mühe, sie, wären sie zusammen in einen Koffer gepackt, des Abends in seine Schlafkammer zu bringen und des Morgens nach Gefallen wieder in den Speicher zu tragen. Kann man sich aber, um sein Eigenthum zu sichern, zu dieser kleinen Mühe nicht entschließen, so sollte man doch, was, so viel ich weiß, nirgends geschieht, wenigstens in den Speichern einen wachsamen, des Nachts in denselben eingeschlossenen Hund halten, wo dann doch gewiß die Speicher nicht so oft, wie jetzt, unbemerkt könnten durchbrochen und beraubt werden, wenn noch dazu der Hund im Speicher von den übrigen in der Nähe befindlichen Hunden durch seine Stimme sich merkbar unterschiede.

Ueberhaupt leisten Hunde dem Landmanne nicht, was sie ihm leisten könnten und sollten, so lange er sie des Nachts um seine Wohnung frei herumlaufen läßt. Daß Hunde dieser Art des Nachts häufige Excursionen zu denen vom Ort ausgeworfenen Kadavern machen, nicht selten auf ihren nächtlichen Touren meilenweit entfernte Schafställe durchbrechen, und, wenn ihrer mehrere im Hause sind, sich dabei Gesellschaft leisten, ist zur Genüge bekannt. Daß zu gewissen Zeiten der Geschlechtstrieb sie zu noch länger dauernden Auswanderungen treibt, das weiß gleichfalls jedermann. Wie wenn nun während ihrer Abwesenheit ein Einbruch geschieht, was soll dann die Schlafenden warnen? Wie leicht ist es ausserdem dem Diebe nicht möglich, solche Hunde, wenn sie auch in der Nähe des Hauses sich befinden, zum Stillschweigen zu bringen, oder sie vom Hause weg zu zerren und ihnen das Garaus zu machen. Zudem erfüllen solche ausser dem Hause befindliche Hunde auch schon deswegen ihre Bestimmung nicht, weil sie bei jedem, auch in der Ferne hörbar werdenden Geräusche, anschlagen, und an solchen Orten, wo nächtliches Vorübergehen oder nächtliche Bewegungen sind, ein immerwährendes Gebelle erheben, was dem Einwohner des Hauses keinesweges immer ein sicheres Zeichen einer ihm drohenden Gefahr ab-

geben kann. Auch gewöhnt sich der Landmann an dies immerwährende Bellen so sehr, daß er ganz ruhig davor schläft, und, wenn er auch erwacht, nicht viel arg daraus hat.

Viel sicherer würde man zu Werke gehen, wenn man ausser diesen herumlaufenden Hunden noch einen im Hause hätte, der gar nicht herauskommen könnte, vorzüglich einen Hund kleinerer Art. Kleinere Hunde, besonders die kleineren Spitzsorten, sind die wachsamsten unter allen. Sie schlagen, im Hause eingeschlossen, nicht anders an, als wenn etwas dem Hause selbst sich naht, und bekümmern sich um das in der Ferne vorgehende nicht. Naht sich aber etwas dem Hause selbst, so erheben sie ein durchdringendes, gellendes Getöse, was, durch den Schall des Hauses vermehrt, den festesten Schläfer nicht leicht ruhen läßt, und ziehen sich vermöge einer ihnen eignen Furchtsamkeit bellend immer näher nach dem Orte des Hauses zurück, wo ihr Herr schläft, und werden ihm dadurch bei jeder Gelegenheit, wo er etwas zu fürchten hat, ganz zuverlässige Wecker.

Fast in jedem, besonders alten Hause der Landleute, giebt es irgend eine schwächere Seite, der man am besten beikommen, eine Stube oder Kammer, die wegen schlecht verwahrter Fenster oder ihrer Abgelegenheit von den übrigen bewohnten Zimmern, leichter erbrochen und erstiegen werden kann. Ist es für den Augenblick nicht thunlich, solche schwächere Seiten zu befestigen, so sollte man wenigstens die nach dem Innern des Hauses führende Thür einer solchen Stube oder Kammer von aussen mit einem Riegel versehen und des Abends sorgfältig zuriegeln, damit der Dieb, wenn er auch von der Seite einbräche, von da nicht weiter in das Haus kommen kann. Riegel, vorzüglich eiserne Riegel, wären sie auch noch so klein, sind überhaupt ein stärkeres Bollwerk gegen diebische Anfälle, als die festesten Schlösser, die, so künstlich sie auch seyn mögen, jeder geübte Dieb leicht eröffnen kann.

Auch sollte jeder in einer einsamen Gegend wohnende Landmann einige geladene Gewehre, wenigstens eins, nebst Pulver und Blei, im Hause haben, und des Nachts bei sich in der Schlafkammer behalten. Die Gefahr, welche für Kinder daraus entstehen kann, könnte mit einiger Vorsicht leicht abgewendet werden. Eine geladene Flinte oder Pistole hat schon manchem Menschen bei nächtlichen Ueberfällen Gut und Leben gerettet, nicht sowohl durch die gewaltsame Nothwehr, die er mörderischen Angriffen zu seiner Selbstvertheidigung entgegensetzte, als durch einige Schüsse aus dem Fenster, wodurch er seine Nachbarn weckte, und die an oder in seinem Hause befindlichen Diebe in Schrecken setzte und verjagte. Nur muß freilich, wenn dies etwas helfen soll, seine Schlafkammer wohl verwahrt seyn, damit der Dieb da nicht hereinbrechen und ihn in Unthätig-

thigkeit versetzen könne. Wie sehr Diebe sich vor Feuergewehren fürchten, das sieht man an den meistens so einsam in oder nahe am Walde liegenden Försterwohnungen, die, so sehr man sie dem ersten Anblick nach für einen leichten coup de main halten möchte, doch äusserst selten nächtlichen Anfällen ausgesetzt sind. Daher wäre es auch nicht undienlich, daß man seine Gewehre bei Tage an einem Orte des Hauses aufhinge, wo sie von herumziehenden Bettlern gesehn werden könnten, was sicher seinen Zweck nicht ganz verfehlen würde.

Von sehr großem Nutzen würde es gleichfalls seyn, wenn man in einsamen Gegenden, besonders einzeln liegenden Höfen, den wirklich unbedeutenden Aufwand machte, auf der Hausdiele oder in irgend einem in die Augen fallenden Zimmer ein Nachtlicht zu brennen. Nur müßte das Licht so gestellt seyn, daß man draussen durch so viele Fenster als möglich zwar den Schimmer des Lichts sehn, aber das Licht selbst nicht bemerken könnte. Diebe scheuen in mehr als einem Verstande das Licht, am meisten aber Nachtlichter. Nicht leicht werden Diebe, — es müßte denn eine übermächtige, jedem Widerstande trotzende Bande seyn, — in ein Haus brechen, wo der Schein eines Lichtes wenigstens den Zweifel bei ihnen erweckt, ob die Menschen im Hause wohl auf seyn möchten. Von wie vielfachem Nutzen kann ausserdem ein Nachtlicht bei plötzlichen Zufällen, Krankheiten, Feuersbrünsten, Gewittern u. dgl. nicht seyn!

In mehreren Gegenden Deutschlands fand ich auf adelichen Gütern und einzeln liegenden Höfen Klocken, durch welche den Arbeitern im Felde des Mittags und Abends das Zeichen zur Heimkehr gegeben wurde. Diese Klocken waren freilich an irgend einem Theile der Hofgebäude so befestigt, daß sie von aussen angezogen werden konnten. Aber wenn eine solche Klocke durch eine leicht zu treffende Vorkehrung an oder auf dem Hause so angebracht würde, daß sie blos von innen, etwa in der Kammer des Hausherrn, angezogen werden könnte, und dann blos für die Nothfälle einer Feuersbrunst oder eines nächtlichen räuberischen Ueberfalls aufbewahrt würde, welche Vortheile könnte das besonders im letztern Falle einzeln liegenden Höfen nicht gewähren. Wenn auch der Schall einer solchen Klocke nicht bis zu dem nächsten Dorfe hindurchdringen könnte, so wird er doch gewiß in den meisten Fällen hinreichend seyn, einbrechende Diebe zu alarmiren und zu verscheuchen. Könnte er aber bis zu dem nächsten Orte hindurchdringen, und wären, wie es seyn müßte, die Bewohner des benachbarten Orts von der Bedeutung desselben vorher avertirt, welch ein leichtes Rettungsmittel könnte das in manchen Fällen für einzelne Höfe und Häuser werden, welche aber wegen dieser ihrer Absonderung oft so schrecklichen Unfällen ausgesetzt sind.

Das Bambusrohr.

Das Bambusrohr (Bambusa arundinacea) ist eines der nützlichsten Gewächse Indiens. Wir kennen im gemeinen Leben nur die Spatzierruthen oder Badinen, die man von den jungen Schößlingen macht und unter dem Namen Pfefferholz herumträgt. Man erkennt sie an den sehr kurzen Gelenken, an denen man wechselsweise eine Vertiefung bemerkt, wo das Blatt gesessen hat. Die eigentlichen spanischen Röhre kommen von Calamus Rotang; auch hatte man vor einigen Jahren eine schöne Art Handstöcke mit langen Gelenken, ohne Narben; dies waren Wurzel-Schößlinge derselben Palme, Calamus Rotang.

In Indien aber macht man einen viel mannichfaltigern und nützlichern Gebrauch vom Bambusrohre. Es gehört zur natürlichen Familie der Gräser, aber es ist unstreitig der Riese unter den Gräsern, indem es oft bis 60 oder 80 Schuh hoch wird. Der Stamm hat eine baumartige Dicke bis in der Höhe von 20 Schuhen, wo er sich in Aeste theilt.

Die Zweige bestehen aus lauter Gelenken, die inwendig hohl oder mit lockerm Marke angefüllt und durch feste Scheidewände getrennt sind. Darum kann man sie sehr gut zum Auffangen des Palmweins und anderer Flüssigkeiten benutzen. Die älteren Zweige und Stämme werden in Indien zu Pfählen, Balken, Stangen, Trögen und Schiffen, überhaupt statt des Nutzholzes gebraucht. Nach Osbeck flechten die Chinesen auch ihre Hüte aus eben diesem Rohre.

Aus den Knoten der Gelenke schwitzt ein Zuckersaft, der an der Luft gerinnt, und schon zu der Griechen Zeiten, als indischer Honig, statt unsers Zuckers gebraucht wurde. Die Araber und die heutigen Morgenländer nennen diesen Zucker Tebaschir, und wenden ihn als Arznei in der Ruhr, auch bei äussern Wunden und Geschwüren an.

In unsern Treibhäusern erhält dies Rohr selten eine baumartige Stärke, aber desto schneller vermehrt es sich durch Wurzel-Schößlinge.

Hannoversches Magazin.

45tes Stück.

Freitag, den 3ten Junius 1808.

Von Anlegung einer Wiese mit zwei Futtergräsern.

Obgleich gegenwärtige Abhandlung keine Beantwortung auf die im Hannoverschen Magazin geschehene Anfrage abgeben soll: wie künstliche Wiesen angelegt und zubereitet werden müssen? indem bereits bekannt gemacht, wo nähere Anweisung zu erhalten ist; so finde ich es doch der Sache angemessen, den Anbau zweier bisher verkannten einheimischen Futtergräser, welche dem Klee noch vorzuziehen sind, vorzüglich zu empfehlen.

Das erste ist das Honiggras, wolligtes Honiggras, Rostgras, Pferdegras, Daregras, wollichtes Daregras (Meadors-Softgras, Gramen pratense paniculatum molle. Holcus lanatus Linn.) Die zaserichte Wurzel breitet sich aus, und treibt große Stöcke von sehr vielen 2 bis 3 Fuß hohen, aufrechtstehenden Halmen. Die Blätter sind breit, weich, saftreich, und auf beiden Seiten rauh. Die Rispe ist pyramidenförmig ausgesperrt, 3 bis 5 Zoll lang, auch öfters eben so breit; die Aehren sind auswendig bestaubt und haarig, aus 2 Blüthen zusammengesetzt. Das äußerste Bälglein ist kürzer und schmäler, mit einer sehr kurzen Borste an der Spitze, das innere breiter und länger, mit einer sehr kurzen Granne; die äußere Spelze an jeder Blüthe länglich, und gegen die Spitze stumpf; an der untern Blüthe ist diese Spitze länger, breiter, und mit einer fast unsichtbaren einwärts gekehrten Grannenspitze, an der obern Blüthe aber mit einer Granne versehen. Diese Granne ist oberwärts an der Spitze eingekerbet, anfangs gerade, hernach gewunden, und entweder in Form eines Hakens rückwärts, aber schraubenförmig seitwärts gebogen, und selten länger als das Bälglein; die innere Spelze ist an der Spitze zweifaltig. Der Saame liegt in den Spelzen der untern Blüthe sehr fest. Das Gras blühet an Wassern und auf Wiesen im Junius und Julius. Will man den Saamen einsammeln, so sehe man täglich nach,

daß man die rechte Zeit trifft. Der unreife geht nicht auf, und der reife fällt gar bald aus, besonders wenn Sonnenschein auf einen starken Thau oder Regen folget. So lange die Rispe, welche beim Hervorgehen aus der Scheide noch nicht ausgesperrt ist, bei einem gelinden Durchziehen durch die vordersten Finger der Hand keinen Saamen fahren läßt, so lange ist er noch unreif. Er ist aber unfehlbar reif, wenn der Halm bei diesem ganz sanften Durchziehen durch die Finger den Saamen abgehen lä t, und zwar ohne daß Stängel oder Aehren mit abgerissen werden. Dies ist der rechte Zeitpunkt des Einsammelns des Samens. Eine Rispe kann viele Tage früher oder später als die andere reifen. Die Halme darf man nicht abschneiden trocknen, ausdreschen oder ausreiben, sonst verliert man den Samen; sondern wenn nach obigen Kennzeichen der Same reif ist, so zieht man von Tag zu Tage mit den Fingern den Samen von den unabgeschnittenen stehenden Halmen ab. Es macht zwar M he, aber man braucht zur Ans ung eines Platzes 4 bis 12mal weniger Samen, als von Klee, indem dieser Grassamen sehr fein ist, und sich ungemein bestau et. Den abgestreiften Samen läßt man einige Tage auf einem ausgebreiteten Tuche dünn auseinander gestreut liegen, und recht trocken werden, thut ihn hernach zusammen, und bewahrt ihn in leinenen Beuteln. Um bald und leicht Samen zu bekommen, suche man nach der obigen Beschreibung auf dem Felde Stöcke von diesem Gras auf, grabe sie aus, trenne die Halme mit ihren Wurzeln vom Stocke, und pflanze sie einzeln im Garten an eine beliebige Stelle, um Samen zu erhalten. Man setze sie in recht guten Boden, wo sie sich bald bestauden und viel guten Samen geben; ferner setze man sie an einen windstillen Ort. Man sieht von selbst, daß dies Anpflanzen desto gewisser von statten gehe, wenn man die Stöcke nebst der Wurzelerde mit einer Schaufel aus dem Boden nimmt, und so in den Garten setzt.

Man säet den Samen im Frühling, wenn keine Fröste mehr den Boden hart machen. Auf hohen dürren Flugsande säet man ihn am frühesten, daß er von der Winterfeuchtigkeit keime, und nicht wenn der Sand trocken worden, der Wind den Samen wegwehe. Im frischen Boden säet man später, im feuchten tiefen Boden säet man ihn mit Nutzen noch um Walpurgis.

Man säe diesen Samen nicht allein, weil er im ersten Jahre schwach ist, nicht hoch treibt, und sich auch nicht bestockt, worin er doch sonst alle Pflanzen übertrifft. Am nützlichsten säet man rothen Klee darunter. Im ersten Jahre kann man diesen schneiden, im zweiten Jahr wächset das Honiggras eben so hoch als der Klee, und fängt an sich zu be:

bestauden, und fährt darin alle Jahr weiter fort, so, daß wenn im vierten Jahr der Klee ausgeht, es in die Stelle des Klees tritt, und sein Bestocken alle Jahr fortsetzt, so lange es leeren Raum um sich her findet, oder andere Gewächse es nicht verhindern.

In einem Boden, der gern Unkraut treibt, nimmt man zu 4 Loth Kleesamen 1 Loth dieses Grassamens, in einem andern zu 12 Loth Kleesamen 1 Loth Grassamen.

Je mehr Platz und längere Zeit dem Honiggrase zur Bestaudung übrig bleibt, desto dickere und längere Halme bekommt es, so daß ein Stock über 60 Halme treiben kann. Es kann daher ein damit angefüllter Platz desto mehr Gras geben, und desto öfter geschnitten werden. In dieser Absicht ist es gut, den Samen von solchen Honiggräsern zu sammeln, die ihre Bestaudung aufs höchste getrieben, indem der Same seinen Mutterstock nachartet.

Im ersten Jahr der Aussaat bestockt es sich noch nicht, und man sollte glauben, es sey alles verloren, aber im 2ten Jahre vermehrt es sich zum Verwundern, wenn indessen das Unkraut nicht überhand nimmt, und es am Bestocken verhindert. Eben daher säet man es alsdann mit Nutzen unter das Winter- oder Sommergetreide, wenn der Boden nicht viel Unkraut ziehe, z. B. Lehm- oder Sandboden ist.

Hat man es mit Klee ausgesäet, und im 2ten Jahre nach der Aussaat das Gemenge geschnitten, so bleibt das Honiggras nach dem Schnitt zurück, holt aber den Klee bald wieder ein.

So viel Erndten der rothe Klee giebt, so viel und noch mehr, hat man von diesem Grase zu erwarten. Es übertrifft den Klee darin, daß es im Februar, bei Sonnenschein und wenn kein Schnee mehr ist, zu wachsen anfängt, und daß eintretende Fröste zwar seinen Wachsthum aufhalten, aber es doch im geringsten nicht erfriert. Zu Ende April ist es wenigstens schon 1 Fuß hoch, und zum Schnitt gut. Hierin kommt dem Honiggras kein Futterkraut bei.

Besäet man Weideplätze mit diesem Grase, so steht das Vieh, wenn es nöthig ist, so früh auszutreiben, in der Mitte April schon im vollen Grase. Im späten Herbst ist es eben so. Der Klee steht keine Nachtfröste, nicht mal Reife aus, und ist, wenn Nachtfröste über ihn ihn gegangen sind, fürs Rindvieh schädlich. Besser ist das Honiggras, kein Frost schadet ihm, es wächset bis zum beständig anhaltenden Frost fort. Im December, (wenn anders kein Schnee liegt) kann man noch davon schneiden. Schonet man im Herbst einen Theil der mit diesem Grase angepflanzten Weide, so kann man, weil es nicht wie andere Gräser und Kräuter im Winter erfriert, besonders säugende Schaafe schon im März darauf treiben, wo die-

diese ihr Lieblingsgras wenigstens Fingerslang finden würden.

Klee unter das Honiggras zu säen, ist weit weniger gefährlich zu füttern als bloßer Klee. Dies Gras ist auch bei regnigtem Wetter ein recht sicheres Futter. Es ist weniger Nässe in und am Grase, und es läßt sich beim Zusammennehmen von Schwaden leichter abschütteln; er erhitzt sich weit weniger vom Regen, wenn man nur die Schwaden, wie sie liegen, gleich dem Getreide auf dem Felde ordentlich aufnimmt, da man denn das Gras auf der Scheundiele an den Wänden in mäßigen dicken Schwaden so anlehnen kann, daß die Rispen in die Höhe gerichtet sind.

Ist es nach einigen Jahren gut bestaudet, so lagert es sich wie das Getreide, besonders in sehr gutem Boden, und fault alsdenn. Diesem Unfall vorzubeugen, schneide man es, ehe es zu lang wird, ab. Es kann sich aber auch auf gutem Boden schon lagern, wenn es noch nicht 3 Fuß hoch ist. Man haue dies Gras zum erstenmal ab, wo es sich lagern kann. Im magern Boden wird es, ohne den Rispenstängel zu rechnen, kaum $1\frac{1}{2}$ Fuß hoch, und da kann man es so lange stehen lassen, bis etwa die Rispen sich völlig auseinander gesperrt haben.

Dieses Gras ist unter allen Pflanzen und Gräsern dem Rindvieh, Pferden und Schafen das angenehmste, das gedeihlichste, unschädlichste und vorzüglichste Futter. Die Kühe geben auch die meiste Milch davon. Zu Heu ist es weit sicherer und leichter als Klee zu machen. Man mähet es zu Heu um eben die Zeitpunkte, die erst zum Grünfüttern bestimmt worden.

Legt man ganze Wiesen an von diesem Grase, so geben sie ein recht kräftiges Heu. Diese Wiesen werden, wie folget, angelegt:

Man bearbeite den Platz mit dem Pfluge, wie einen Brachacker; will man eine Wiese umbrechen, und hiezu anwenden, so lasse man im Frühjahr kein Vieh darauf weiden, und mähe vor Johannis eine solche Wiese, damit man doch noch Heu bekommt. Gleich nach Johannis pflüge man die Wiese zum erstenmal um; in 6 bis 8 Wochen ackere man sie wieder, und überfahre sie mit einer schweren Egge, um alles recht klein zu zerreißen, und die Graswurzeln heraus zu bringen. Dieses thue man im August bei recht heißem Wetter, und wiederhole das Eggen so lange, als noch Graswurzeln zu finden sind. Nach einigen Wochen pflüge man diese umgebrochene Wiese wieder, und arbeite sie mit der Egge abermals wohl durch; zuletzt pflüge und egge man vor Winter noch einmal so klar und genau, als wenn Weitzen und Roggen darin zu säen wäre. Im folgenden Frühlinge säe man ein Gemenge von Klee und Honiggras darein, nachdem man das Land noch einmal gepflüget und geegget hat. Man säet oben auf, ackert nicht unter, sondern egget den Samen ein. Kann man guten Dünger mit un-

unterpflügen, so bekömmt man bessere Graserndten. Alsdenn darf vor vier bis 6 Jahren kein Vieh darauf weiden, indem der Klee vor 4 Jahren nicht ganz weicht, und die gänzliche Bestaudung mit dem Honiggras nicht geschiehet. Am besten wäre es, die Wiesen mit der Viehweide immer zu verschonen.

Jede Commune sollte jährlich einen gewissen Distrikt ihrer Wiesen so umbrechen und anlegen. Sie sollte auch alle Jahr wenigstens ein Zehntheil der Viehweide so anlegen, und diesen Theil 6 bis 8 Jahr als eine künstliche Wiese schonen, und ihr Gras grün füttern in dieser Zeit, oder zu Heu machen. Wo zu viele und weit entlegene, schlecht geackerte gedüngte Felder sind, so mache man sie zu solchen Wiesen oder Weiden.

Dieses Gras hat auch noch den Vorzug, daß es auf jedem Boden fortkomme; man kann sogar den Flugsand damit binden, und auf selbigem eine gute Kuhweide anlegen; man muß aber darauf dieses Gras allein, und zwar ziemlich dicht säen, und 3 bis 4 Jahre lang kein Schaf darauf kommen lassen. Freilich wächset es da nicht so lang, daß man es abschneiden kann, sondern nur zum Weiden etwa Finger lang. Es giebt den Schafen die früheste, angenehmste und gesundeste Weide; für junge entwöhnte Lämmer giebt es keine bessere Weide.

Dies Gras dauert immer, wo es sich einmal recht bestockt hat, und kann mit Recht ewiges Gras, als die Lucerne ewiger Klee, genannt werden. Diese Grasplätze bleiben desto länger in gutem Stande, wenn man, wie auf ein Kleestück zur Winterszeit kurzen Dünger auflegt.

Das zweite für nasse Wiesen taugliche Futtergras ist der große Miliz, (Poa aquatica Linn. Gramen paniculatum arundinaveum s. palustre. panicula densa spad. Vielblumiges Wasser-Rispengras, hohes Viehgras.) Es ist eins unserer höchsten Gräser, so in sumpfigen Wiesen an den Dämmen, Ufern, Seen und Teichen gemein ist; hat das Ansehen eines jungen Rohrs, ist aber an Farbe und Gestalt der Blätter schon in der Ferne davon zu unterscheiden. Es blühet im Brachmonat; die Wurzel ist ausdaurend; der Halm wird 6 Schuh hoch, die im Wasser schwimmenden Blätter sind fast 1 Zoll breit, bleiben aber im Trockenen viel schmäler, und sind am Rande und auf der erhabenen Rükkenlinie scharf anzufühlen. Die Rispe ist fast 1 Schuh lang, und in sehr vielen Zweigen der übrigen Art groß, zweizeilig, durchaus von gleicher Breite, bräunlich mit Grün vermischt, bestehend nicht immer aus 6, sondern auch nur aus 3, 5, auch wohl 8 Blättern. Der Same ist nicht in Menge einzusammeln. Dies Gras ist eines der allernützlichsten unter den Gräsern, die im Wasser wachsen. Das Vieh frißt es gern, zumal wenn es jung abgemähet worden, auch die Schafe. Von selbst wächst es am Wasser; es kann aber auch an andern

Stellen

Stellen gepflanzt werden, z. E. nach den Versuchen des Hrn. Mangers, Königl. Preuss. ersten Bau-Inspektors, zu Potsdam im Garten, und an Orten, wo nie Wasser ist, wenn nur gutes frisches oder feuchtes Erdreich da ist, welches guten Weizen, weißen Kohl u. s. w tragen kann. Inzwischen ist es doch dem natürlichen Standplatze dieses Grases gemäß, wenn es auch nur auf kurze Zeit im Winter oder Frühjahr unter Wasser stehen kann.

Hat man Wiesen, welche zu Zeiten überschwemmt werden, so pflüge man sie, wie oben beim Honiggras gezeigt worden, wenn sie trocken sind, um, und besäe von Jahr zu Jahr einen Theil derselben mit diesem Militz. Man setze solche Wiesen auch ausser den obbemerkten Zeiten im Sommer unter Wasser, wenn sie eben das erste und zweitemal abgemähet worden, um durch solches Wässern den Nachwuchs schnell zu befördern.

Man kann den Militz allein säen, ohne ihn mit andern Samen zu vermengen. Man kann ihn grün oder als Heu füttern, aber man muß ihn nicht zu spät mähen oder zu alt werden lassen, weil seine Halme sonst zu dick oder zu hart, und vom Vieh nicht gern gefressen werden; es sey denn, daß man ihn wie Hechsel schneidet, mit Stroh und anderm Grase vermischt. Er läßt sich zu recht kurzem Hechsel schneiden, weil er steif und gerade ist. Füttert man ihn grün, so werden zwar die Stängel leichter von den Kühen zermalmet; allein da sie doch zu lang sind, werden sie leicht zertreten.

Hat man das frühe Abmähen des Militz versäumt, und denselben völlig auswachsen lassen; so muß man ihn wenigstens auf der Hechselbank 2 bis dreimal durchschneiden.

Wo der Militz von selbst wächset, weiß man, daß er bei dem Vieh so gut wie Hafer anschlägt. Man giebt ihn daher auch den Absetzkälbern in die Krippe, ohne allen andern Zusatz, aber kurz wie Hechsel zerschnitten; anderm Vieh steckt man ihn, so lange er noch jung ist, unzerschnitten in die Raufen. Zum Heu läßt sich der Militz sehr leicht machen. Da er lange Halme hat, so wendet man ihn leicht nach dem Abmähen mit Harken; er trocknet gut; wird in mäßige Gebinde, wie Korngarben, gebunden und eingefahren.

Muß man ihn auf einem unter Wasser gerathenem Platze mähen, so bringt man das abgemähete an trockne Orte, breitet ihn dort zum Trocknen grade so wie Stroh auseinander, und hat weit weniger Abgang und Mühe als bei andern Gräsern. Wenn man den unter Wasser gewachsenen Militz abmähet, so kann er, da er 2 bis 3 Ellen hoch wächset, bei hochsteigendem Wasser mit seinen Blättern noch immer über dem Wasser seyn, und man kann den Sensenhieb leicht so hoch führen, daß die zu tief lange unter Wasser gestandenen Theile des Stängels zurückgelassen werden, welches dem folgenden Nachwuchse dienlich ist.

Bei andern Gewächsen geht das nicht an, deren Blätter unter dem Wasser bald anfaulen, oder mit Wasserschlamm belegt, und so dem Vieh ungesund werden. Der Militz hat einen dem Rohr gleichen, runden, glatten Stängel, an welchen sich wenig oder gar kein vom Wasser abgesetzter Schlamm anhängen kann. Man hat also an ihm ein Gras, welches im Wasser sogar aushält, und doch dabei ein recht süßes und gesundes Futter, sogar auch für Schaafe bleibt, und verdient daher aufs vorzüglichste angebauet zu werden, besonders auf nassen Wiesen, in niedrigen, und der Ueberschwemmung öfters ausgesetzten Gegenden, wo man 1) mehrentheils sauer Gras und Heu hat, welches, wenn man auch schon einen Ueberfluß davon hat, weit weniger kräftig und nahrhaft ist, als süßes Gras und Heu; und wo es 2) nicht immer in unserer Gewalt ist, Ueberschwemmungen abzuhalten, um süßes Futter zu bekommen.

Wo dieser Militz von sich selbst wächset, da ist er von jeher als das allerkräftigste Futter befunden worden.

Zwei Briefe von Leibnitz über den Tod der Königin Sophie Charlotte von Preussen.

1. *à Mons. le Baron de Goriz.*

Berlin 2. Fevr. 1705.

V. E. peut juger, combien la triste et fatale nouvelle de la mort de la Reine me doit avoir frappé. Tout le monde avoue que parmi les particuliers je suis un de ceux qui y perdent le plus, et jusqu'aux Ministres étrangers on me le marque. Cependant ce n'est pas tant ma perte, que j'y puis faire par rapport à mes intérêts qui me touche, que celle que je fais dans la mort d'une princesse si accomplie en ce qu'il n'y avoit point de satisfaction égale à celle de la voir. Le Roi m'a fait porter hier un présent de mille écus. Mais quand ce seroit dix fois d'avantage, il ne diminueroit pas le sentiment du grand malheur que nous avons appris ce matin par l'arrivée de M. de Bulow.

Je suis en balance s'il est bon pour moi de n'avoir pas été à Hannover pendant ce triste accident. Si j'y avois été, j'aurois peut être suggéré certaines choses; mais par mon absence j'ai évité ce qui me pouvoit donner une émotion des plus fortes et des impressions vives et ineffaçables. Les incomparables qualités de la Reine n'en laissent que trop; mais le soleil dans son midi n'en pouvoit faire que des agréables, au lieu que son occident m'auroit rempli l'esprit d'un noir chagrin de longue durée.

Mais il ne faut penser, s'il est possible, qu'à célébrer sa mémoire et à rendre justice, à une des plus accom-

complies personnes de la terre. Je n'ose point écrire à Madame l'Electrice ne sachant pas l'assiette de son esprit. Je ne doute point que V. E. ne soit de ceux qui ont le plus de part aux mesures qu'on aura prises pour lui diminuer le sentiment de ce grand malheur, et je vous laisse juger, Monsieur, si Vous trouvez à propos de lui marquer quelque chose de mon zèle et de faire connoître à la cour que j'attends l'arrivée de Mr. d'Ilten pour voir si je recevrois quelques ordres.

2. *à Mlle. de Poelnitz à Hannover.*

Je juge de vos sentiments par les miens; je ne pleure point, je ne me plains point, mais je ne sais où j'en suis. La perte de la Reine me paroit un songe, mais en me reveillant de mon assoupissement je ne la trouve que trop véritable. Votre malheur ne passe le mien en rien du tout, excepté que Vous avez des sentiments plus vifs et que Vous avez été frappée de près du commun malheur. C'est ce qui m'encourage à Vous écrire et à entreprendre de Vous prier de moderer Votre douleur s'il est possible, à fin qu'elle ne soit nuisible. Ce n'est pas par un noir chagrin que Vous honorerez la mémoire d'une des plus accomplies princesses de la terre; c'est en l'admirant que nous le pourrons faire, et le monde raisonnable sera de moitié avec nous. *)

Ma lettre est plus philosophe que mon coeur, et je ne suis pas en état de suivre exactement mes propres conseils; mais ils n'en sont pas moins raisonnables. J'attends Mr. d'Ilten avant que de partir, et je suis avec respect, Mademoiselle, Votre

Leibnitz.

P. S.

Le Roi paroit inconsolable, toute la ville est dans une espèce de consternation. Je n'ose point écrire à Mad. l'Electrice ne sachant point l'assiette de son esprit etc.

* * *

Daß Leibnitz seine Correspondenz zum Theil wenigstens zum Druck bestimmt habe, sieht man auch aus einer Stelle seines Tagebuchs. 18 Jan. 1697. „*Cimeliorum literariorum tomi;* in dem ersten Bodini arcana et quaedam inedita Galilaei, Campanellae, Cartesii, Valeriani Magni, Pascalii auch wohl Hugenii etc.; in den andern könnte kommen meine Correspondenz mit Landgrafen Ernst, Mons. Arnaud, Mons. Pelisson und andern."

*) Aus diesen Gesinnungen mag denn folgendes Sinngedicht entstanden seyn:

Vor diesem sah ich zwar den Dichter Claudian
Vor eitel und bethört in dem Gedanken an,
Da er frei ausgesagt, wie Majestät und Liebe
Niemalen vorgestellt auf einem Throne bliebe, a)
Die große Königin der Preussen, fiel mir ein,
Könnt uns ein Gegensatz bei seiner Regel seyn;
Ich fand auch daß ein Faltz von ihr dergleichen Gaben
Mit aller Billigung in harten Stahl gegraben. b)
Doch da der Himmel sie, sein Unterpfand, entreißt,
So seufz' ich: Claudian hat leider recht geweißt,
Daß Huld nebst Majestät zwar dann und wann bekleibe,
Doch niemals lange Zeit allhier beisammen bleibe.

a) Claudiani Worte sind: Nec in una sede morantur majestas et amor.
b) Hier wird auf die Medaille gezielt, so man auf die höchstselige Königin geschlagen, welche zur Ueberschrift hatte: In una sede morantur majestas et amor.

Anmerkungen von Leibnitz.

Hannoversches Magazin.

46tes Stück.

Montag, den 6ten Junius 1808.

Die Insel Rügen.

Bruchstück aus einem Reisejournal.

Ausserhalb dem Fährthore Stralsunds fährt man vom Strande ab in einem Bot in einer kleinen Stunde nach der Insel Rügen, welche wegen ihrer vielen Naturschönheiten, ihrer glücklichen und an den väterlichen Boden gefesselten Bewohner, gar wohl die pommersche Schweiz genannt werden mag.

Schwerlich dürfte eine Insel der Ostsee reicher und reizender von der Natur ausgestattet seyn, wie Rügen. Ueberall malerische Landschaften, pittoreske Aussichten, überall die unterhaltendste Abwechselung; Wald und See und Bäche, Berge und Thäler zum Schauspiel durch einander geworfen. Haine voll Grabmäler und Opferaltäre; Bergufer, Felsenklüfte, unermeßliche Blicke über Inseln, festes Land, und die weite herrliche Nordsee. Winde, im Frühs- und Spätjahre Stürme, führen frische Seeluft herbei, und böse Dünste fort, und verbreiten eine allem, was Athem hat, wohlthätige Luft.

Rügen ist an Ortschaften oder Etablissements unglaublich reich, fast überladen. Jeder Hügel gewährt den Anblick einer Karte. Da überschaut man Berge und Thäler, Höhen und Abgründe, des Meers weite, wogende Fläche, Meerbusen und Landseen, Teiche und Flüsse, Wälder und kahle Heiden, üppige Fluren und blendend weißen Sand, feste Burgschlösser, Gerichtsplätze, Opfersteine, Grabmäler, heilige Haine, Festungen, Verschanzungen u. s. w.

Glückliche Menschen sind die Einwohner Rügens. Im Besitz eines Ueberflusses aller Produkte fürs Leben, sind sie vom Luxus und Uebertreibungen weit entfernt. In den Tiefen ihrer Wälder und Gebirge leben sie noch ganz nach der Natur und patriarchalisch. Ihre Sitte ist einfältig und ungeschminkt. Sie sind gastfrei,

mann-

mannhaft, etwas unwissend, kalt vaterländisch bis zum Heimweh. Die Strandbewohner Rügens haben eigene Sitten und Gebräuche; ihr Charakter ist wild und menschenscheu, und ihr Dialekt bis zum Unverständlichen abweichend.

Von Rügen sind die Halbinseln Jasmund und Wittow, und die kleinern Eilande Hiddensoe, Mönchgut und Ummanz durch schmale Landzungen getrennt. In Hinsicht der Stände und Steuern wird die Insel in den Berger, Garzer, Gingster, Jasmünder und Wittower Gärten eingetheilt.

Bergen, die Hauptstadt der Insel Rügen, liegt im Mittelpunkte der Insel. Thurm und Kirche stehen auf der beträchtlichsten Anhöhe der Stadt und dominiren die ganze Gegend. Die interessanteste Gegend bei Bergen gewährt der Rugard, ein Gebirge, dessen Berge und Thäler äusserst wild durch einander gemischt sind, worauf der tapfere Rügenfürst Jaromar im zwölften Jahrhundert eine Burg erbauete, von der er fast die ganze Insel und Pommerns Küsten übersehen und beherrschen konnte. Die Rudern derselben hat die Zeit bis auf die Gräben und Wälle verwaschen; aber die köstliche Aussicht über Meerbusen, Erdzungen, Küsten, Wälder, Berge, Thäler und die grünen Fluthen des unabsehbaren Meeres ist geblieben. Wenige Standpunkte in der Welt möchten wohl so viel großes und liebliches vereinigen. Hier ist mehr, wie je die Schweiz einem Reisenden gewähren kann, der freundliche Genüsse liebt. Wer sucht aber dergleichen in Pommern! —

Von Bergen kommt man über Garz, einem kleinen Landstädchen, nach Puttbus, einem Schlosse, der gräflichen Familie gleiches Namens, von dessen Anhöhe man eine reitzende Aussicht hat. Hier sieht man die Bauerweiber reiten. Das Weib sitzt auf dem Sattelpferde und regiert mit Muth sein Gespann, und die Mädchen reiten mit den Buben ohne Sattel in die Wette.

Eine hohe schmale Erdzunge trennt die Halbinsel Mönchgut von dem eigentlichen Rügen. Berge erheben sich fast überall am Strande beinahe senkrecht zu einer erstaunlichen Höhe, lohnen aber die Mühe des Ersteigens mit den weitesten Aussichten auf Pommern und das Meer. Unfruchtbarer Sand und Felsen zwingen die Bewohner, die rauh und menschenscheu sind, vom Fischfange, Schiffbaue und Handarbeiten zu leben. Ihr Dialekt, ihre Kleidung und ihre Sprache und Gebräuche haben viel Eigenthümliches. Fast jeder geht schwarz gekleidet mit einem weißen aufgeschnittenen Hemde über dem Rocke. Die Sprache ist nur den Eingebohrenen ganz verständlich. — Wenn hier ein Bauernhof an einen weiblichen Erben fälle, so hat die Besitzerin das hergebrachte Recht zu jagen, das heißt, sie kann, ohne zu erröthen, um

um die Hand einer Mannsperson anhalten. Dies geschieht gewöhnlich bei Nacht und Nebel durch einen Freiwerber. Ein Korb thut ihrem Ruf keinen Eintrag. Bei einer Bauerwitwe, die, nach den Gesetzen, vor dem vollendeten Trauerjahre, nicht wieder heirathen darf, sondirt der Gutsherr den Gegenstand ihrer Wünsche, ob er bei der zur gehörigen Zeit angestellten Jagd der Witwe sich werde gern einfangen lassen. Verspricht er dies, so zieht der Erwählte sogleich ein und versieht die Wirthschaft.

Von Mönchguts Bergen sieht man Jasmunds schöne Kreidefelsen. Ein schauerlicher Hohlweg, die Prora genannt, zwischen hohen, mit dichten Gebüschen bewachsenen Bergen, führt zu der Halbinsel Sagard. Hier befinden sich bei Wostewitz die Borower Berge, auf denen man die alten Gräber und Opferhügel der Urbewohner von Jasmund erblickt, und auf einem dieser sogenannten runden Hügel genießt man eine der schönsten Aussichten über die ganze Insel Rügen mit ihren Gewässern und Nebeninseln. Der Boden dieser Halbinsel ist ausserordentlich fruchtbar. Die lachendsten Gefilde, mit Anhöhen vermischt, die den Gesichtskreis über Land und Meer zauberartig erweitern, geleiten nach Sagard.

Sagard, ein kleiner an sich unbedeutender Flecken, hat durch seinen Gesundbrunnen, der zur hiesigen Pfarre gehört, einen Namen erhalten. Der Pastor von Willich zog ihn vor einigen Jahren aus seiner Vergessenheit hervor, bauete und sorgte mit großem Aufwand für Bequemlichkeiten aller Art, so, daß die Kranken kalte und warme Sturz-, Tropf-, Spritz-, Knie- und Fußbäder ganz nach Gefallen gebrauchen können. An Unterhaltung, Abwechselung und Ergötzlichkeiten in der Nähe und reizenden Nachbarschaft läßt es der thätige Mann nicht fehlen, und da die Natur hier viel gethan hat, so kann Sagard mit der Zeit einer der schönsten Badeörter werden. —

Hier erst noch eine Bemerkung über die Pfarrstellen auf der Insel Rügen. Selbige gehören zu den einträglichsten im protestantischen Deutschland. Ansehnliche Ländereien und die Gerichtsherrschaft über halbe und ganze Oerter setzen die Prediger mit dem Adel in eine Klasse. Nicht selten ist der Prediger von Adel. Gewöhnlich bleiben die Pfarren bei den Familien, weil ein fremder Candidat selten so viel Vermögen besitzt, eine solche Stelle annehmen zu können. Die vorzüglichsten sind die vier Pfarren zu Sagard und Bobbin auf Jasmund, und zu Wigk und Altenkirchen auf Wittow. Letztere besitzt der berühmte Kosegarten gegenwärtig. Man nennt die Pfarren auf Rügen im Scherz die Vierfürsten von Rügen.

Auf einem Wege durch fruchtbare Getreidefelder, die mit Feldsteinmau-

zen befriedigt sind, von allen Seiten mit wohlgebauten Dörfern und Höfen versehen, gelangt man nach einer kurzen Fahrt von Sagard nach Stubnitz, einem reitzenden Buchenwalde längs dem Strande, dessen Hohlwege durch die Vorsorge des Pastor von Willich fahrbarer gemacht worden sind. Immer höher geht die Fahrt, immer dichter und schauerlicher wird der Hain. Man fühlt sich unwillkührlich in die graue Vorzeit an die Altäre der Druiden versetzt. Indem erblickt man den mit hohen Ufern und dicken Buchen umkränzten Burgsee in grausender Tiefe zu den Füßen. Unmittelbar stößt westwärts daran der Burgwall, dessen steile und mehr als 100 Fuß hohe Wälle einen ovalen Platz einschließen, und nördlich nur einen einzigen schmalen Durchgang haben. Nirgends entdeckt man Ueberreste eines Gemäuers, aber hohe Buchen streben überall himmelwärts.

Hier war wahrscheinlich der heilige Hain der Hertha. Insel, Hain und See, alles trift genau mit der Schilderung überein, die Tacitus einst mit so geheimnißvollem Grausen von dieser Gegend entwarf:

„Auf einer Insel des Ozeans," sagt er, „ist ein heiliger Hain, die Wohnung der Hertha, welche nur Priester betreten dürfen. Sie machen es bekannt, wenn die Göttin hier weilt und auf geweihetem Wagen von Kühen gezogen wird. Dann ruhet das Schwerdt und festliche Tage erfreuen das Volk, bis der Priester die Göttin, vom Umgang mit Sterblichen gesättigt, in den Tempel zurückbringt. Wagen und Gewänder, die Gottheit selbst wird darauf in einem verborgenen See gewaschen, welcher die handreichenden Sklaven nachher sogleich verschlingt. Daher der geheime Schreken und die heilige Unwissenheit, was das sey, was nur zum Tode bestimmte sahen."

So Tacitus vor 1700 Jahren von einer Gegend, auf der noch heut zu Tage ein heiliger Schauder ruht.

Einige hundert Schritte von diesem Heiligthum gen Nordwesten fängt man an freiauf zu athmen, da der blaue Himmel wieder durch den lichtern Wald blickt. — Auf einmal tritt man aus dem Walde an den Rand eines Abgrundes, der weiß, scharf, mit abgebrochenen scheußlichen Kreidespitzen sich drei hundert Klafter tief bis in das schäumende Meer hinunter reißt, das in seiner ganzen Herrlichkeit zu unsern Füßen sich ausdehnt. Dieses ist die berühmte Stubbenkammer, einzig vielleicht in ihrer Art auf der bekannten Erde. Dieses hohe Kreidegebirge, das sich aus den Fluthen der Ostsee erhebt, geht eine halbe Meile den Strand der Ostsee entlang, bald steil und glatt geschnitten, wie eine Mauer, bald sich allmählig zur See hinabwindend, und buschige, quellenreiche

reiche Klüfte in grausenvoller Wildheit bildend. Es verändert seine Gestalt mit jedem Jahre. Jeder heftige Sturm, jeder von Regengüssen angeschwollene Bach stürzt ein Stück des Felsen ins Meer, und oft reißen sie hohe, Jahrhunderte alte Buchen von der Höhe des Waldes mit sich herunter. Die höchste und jäheste von allen hervorragenden Klippen heißt der Königsstuhl, und die Sage verheißt dem, der sie erklettert, den Besitz des Landes. König Karl der Zwölfte von Schweden soll es gethan und dort ganz ruhig sein Frühstück verzehrend, einer Seeschlacht zugesehen haben. — Jetzt ist es schier unmöglich.

Ginst, ein kleiner Flecken im nördlichen Rügen, liegt in einer so fruchtbaren Gegend, daß man sie hier allgemein das Paradies nennt. Schöneres kräftigeres Getreide sieht man nirgend. Die Aecker sind hier gewöhnlich in sechs Schläge getheilt, welche zweimal hinter einander mit Gerste, dann mit Hafer, darauf mit Erbsen und zuletzt mit Rocken besäet werden.

Von Ginst kommt man zu Wasser nach der benachbarten Insel Ummanz, die nur durch einen schmalen Seearm von dem eigentlichen Seearm getrennt ist. — Dieses kleine Eiland, welches aus sechs Dörfern und einer Pfarre besteht, ist ein Eigenthum des heiligen Geistklosters zu Stralsund, und die Unterthanen desselben sind größtentheils Leibeigene. Die hier gezogenen Pferde werden gesucht. Nirgends findet man so schüchterne Männer, wie hier. Zu einem Gespräch kann man fast nur mit Frauenzimmern kommen, und bei diesen kann man sich auch eben nicht über Geschwätzigkeit beklagen. An Industrie fehlt es den Bewohnern nicht, sie verfertigen sich alles selbst, was sie gebrauchen. Schöne Aussichten gewährt die Insel nicht, denn sie ist meistentheils eben, und die Anhöhen sind nur Hügel.

Die Insel Hiddensoe macht die westlichste der ganzen Gruppe von Rügen aus. Das Eiland ist lang, aber sehr schmal, südlich sehr flach und eben, und nördlich bergig. Im Besitz desselben ist ein Capitain von Giese, der südliche Theil der Insel, auf welchem drei Dörfer stehen, ist durch das allmählige Anschwemmen der See entstanden, der nördliche besteht aus einer Anhöhe, die ganz an der Spitze in hohe Sandberge ausläuft. Auf dem höchsten Gipfel derselben, dem Bakenberge, ist die Aussicht auf das weite Meer, südlich und östlich nach Pommern und Rügen, mit allen seinen Umgebungen unbeschreiblich schön.

Der gänzliche Mangel an Holz zwingt die Hiddensoer, ihre Häuser und Gebäude größtentheils von Torf aufzuführen, der dazu noch von der schlechtesten Beschaffenheit ist; nur die Eckpfeiler und einige wenige Zwischenpfosten sind von Holz. Der Geruch in diesen Wohnungen ist so stark und dämpfend, daß solches eine schwache

Brust

Brust kaum auszuhalten vermag. Nächst der Viehzucht und dem Ackerbau nährt der Fisch- und besonders der Heringsfang die meisten Hiddensoer hinlänglich. Die hier gefangenen Heringe sind vorzüglich groß und fett, und werden, achtzig Stück in der Regel, für vier Schillinge oder zwei gute Groschen verkauft. Sie werden theils frisch, oder auch eingesalzen gegessen, oder geräuchert, auch als Bücklinge nach Stralsund verfahren.

Die Insulaner besitzen eine große Vorliebe für ihr Vaterland, sie nennen es schlechthin dat söte Länneken, oder das süße Ländchen, und selten verlassen sie dasselbe gänzlich, wenn auch weite Seereisen sie Jahre lang davon entfernen. Die Frauenzimmer heirathen nie ausserhalb, und bekommen selten in ihrem ganzen Leben einmal das feste Land weiter als in der Ferne zu sehen.

Die Halbinsel Wittow bildet eine große, durchgängig aus fruchtbarem Lehm bestehende Fläche, die sich gegen Osten fast unmerklich erhöhet. Von Holz ist keine Spur vorhanden; denn die heftigen Stürme, welche überall die Insel durchstreichen, lassen keinen Baum aufkommen. Selbst die Obstbäume gedeihen nur unter dem Schutz der Gebäude. — Das Dorf Puttgarten auf der Halbinsel Wittow ist mit den reichsten Korngefilden umgeben. Der Landmann auf Wittow gewinnt die Gerste zehnfach, den Weitzen wohl zwanzigfach wieder. — Von Puttgarten erhebt sich der Boden sanft. Noch einige Schritte auf einem grünen Anger und man steht an den hohen Wällen von Arkona, auf der nördlichen Spitze von Deutschland.

Durch einen einzigen Eingang kommt man in den innern Raum des Walles, der mit Korn bestellt ist. Erklettert man die nördlichste Spitze desselben, die sich hoch über den Halbkreis des ganzen erhebt, so hat man eine Aussicht, die in Hinsicht auf Größe und Umfassung, Stubbenkammer weit vorzuziehen ist. Im Norden und Osten schweift das Auge, wie von dem Vordertheile eines Schiffs, auf den wogenden Fluthen des Meers umher und sucht im Kreise vergebens einen Ruhepunkt, bis westlich die Insel Möhn erscheint. So wie man sich aber nach Süden wendet, liegt das so vieleckig und winkelig geformte Rügen da.

Aber vielseitig ist das Interesse, was den Reisenden an diese Wälle Arkonas fesselt. Man steht hier auf Svantevits heiliger Erde. Hier war der Tempel dieses Wendischen Jupiters. Westlich von hohen Wällen und auf allen übrigen Seiten vom Meer umgeben. Nur ein einziges Thor von einem hölzernen Thurm bedeckt, führte zu dem innern Platz. Auf diesem stand ein hölzerner zierlich gearbeiteter Tempel, und darin des vierköpfigen Svantevits kolossalische Bildsäule, in der rechten Hand ein Horn, in der linken, die in die Seite gestützt war, einen

Bo-

Bogen haltend. Mit den Füßen steckte er in der Erde und um den Leib hatte er einen kurzen, aus Holz geschnittenen, genau anpassenden Rock. Ein kostbares, mit Silber ausgelegtes Schwerdt von ausserordentlicher Grösse hing ihm zur Seite. Der Gottheit wurde ein weißes Pferd gehalten, und, nach der Aussage der Priester, nur des Nachts von ihm bestiegen. Von Schweiß und Staub bedeckt, ward es des Morgens dem Volke gezeigt. Nach vollendeter Ernte versammelte sich das ganze Volk bei Arkona zum Feste. Dann füllte der Priester das Horn mit Wein, und untersuchte im nächsten Jahre, ohne Beiseyn eines ungeweiheten Zeugen, — ob der Wein abgenommen habe oder nicht, um dem Volke Mißwachs oder fruchtbares Jahr daraus zu verkünden. Auch das Pferd wurde zum Weissagen bei Kriegen und Seeräuberzügen gebraucht, und aus seinem ersten Zuschreiten mit dem rechten oder linken Fuße über eine dreifache Reihe kreuzweis gestellter Spieße Glück oder Unglück vorhergesagt. Ermahnungen zur fleißigen Verehrung der Gottheit und allgemeine Bachanalien machten den Beschluß des Festes. Svantovit besaß große Reichthümer, theils durch Ländereien, Geschenke und Antheil an Beute, theils auch durch den Raub, den seine 300 Mann starke Leibwache den Priestern in Verwahrung bringen mußte.

Das Heiligthum der Rügier nahm aber ein Ende mit Schrecken. Die Nation hatte seit Jahren schon mit den Dänen blutige Fehden gehabt. Im Jahre 1168 wurde sie von dem Könige Woldemar I. mit Krieg überzogen. Arkona ward belagert. Zufall und List verschoffte dem Feinde eine Oeffnung in dem Wall. Das angelegte Feuer griff um sich und die belagerten Rügier waren genöthigt, sich auf Diskretion zu ergeben. Svantevits Tempel ward zerstört, er selbst stürzte mit Krachen auf den Boden, ward ins dänische Lager geschleppt, dort in Stücken zerhauen, und hörte, so wie Arkona, auf zu seyn.

Seitdem traten Rügens Fürsten und Volk, da Svantevit so ein Wicht war, zur Religion der Christen über.

Im Vorhofe der Kirche zu Altenkirchen ist jetzt der vor sechshundert und einigen dreißig Jahren verehrte Gott Svantevit eingemauert. Wer mehr über die Mysterien und Niederlage Svantevits zu lesen wünscht, dem kann man als Quelle des saxo Grammaticus Hist. Dan. empfehlen, und zwar die Klotzische Ausgabe S. 498 f. Er war ein Augenzeuge und ist glaubwürdig.

Rim-



Rindenbrod in Schweden.

Von dem Baumrindeessen in Schweden hat man in Deutschland gar wunderliche Begriffe. Manche glauben, daß man dort fast allgemein Birkenrinde esse. Diese sind durch das Wort Bark (Bork) verführt, welches im niedersächsischen Dialekt beides, Rinde und Birke, in Schweden aber blos Rinde bezeichnet.

In den nördlichen Gegenden wird wenig Rocken, aber viel Sommerkorn gebauet, daher ißt man gewöhnlich Gersten- und Haferbrod. Schlägt die Ernte fehl, so können die Menschen Butter, Käse, Milch, so gar Fleisch haben, aber das Brod kann ihnen ausgehen. Sie schonen das Brod daher als das Seltenste und Köstlichste, und gebrauchen allerlei Ingredienzien, es zu ersetzen. Rockenbrod erscheint nur auf den Tischen der Reichen oder bei festlichen Gelegenheiten. Hart an der unfruchtbaren norwegischen Grenze greift man auch wohl zuweilen nach der Rinde. Solches Rindenbrod wird aber nie allein, sondern mit Beimischung von anderm Getreidemehl gebacken. Es ist spröde und etwas bitter, aber sehr nahrhaft. Nicht von der Birke, sondern von der Kiefer oder Föhre wird die Rinde genommen. Man hauet die glattesten, schlankesten und frischesten Kiefern von vier bis acht Zoll im Durchmesser, und schält sie ab. Die innere weiße Rinde wird von der Oberrinde getrennt, an der Sonne getrocknet, gedroschen oder abgeklopft, und endlich, wie anderes Korn, geworfelt, damit alles Fasrige weggehe. Dann wird sie noch im Ofen getrocknet, und zu Mehl gemahlen. Auf das Mehl wird mehrere Male Wasser gegossen und abgezapft, um das Herbe und Harzige etwas wegzunehmen.

In Nothjahren nimmt man auch wohl Moosarten gemahlen mit zu dem Brode. Selbst Knochen, die ein sehr kräftiges Mehl geben, werden zuweilen zu dem Behufe gebraucht. Mit der Kieferrinde werden aber auch Kühe und Schweine gefüttert, und letztere oft Monate lang fast allein damit erhalten.

Hannoversches Magazin.

47tes Stück.

Freitag, den 10ten Junius 1808.

Allgemeine Betrachtungen über die Krankheiten der Bäume und anderer Vegetabilien

von Tessier; aus dem Franz. übersetzt und mit Anmerkungen versehen von du Mesnil in Schwerin.

Die Vegetabilien bestehen aus festen und flüssigen Theilen, die gegenseitig auf einander wirken, und ihre Organe haben gewisse Funktionen, deren Stöhrung Krankheiten verursacht. Man darf sich daher wohl nicht wundern, daß so, wie unter den Thieren, auch unter den Pflanzen, viele durch längere Lebensdauer von der Natur vorgezogen sind; während andere von gebrechlicherem Baue und den nachtheiligen Wirkungen schädlicher Einflüsse ausgesetzt, Zerrüttungen ihrer Gesundheit erleiden und früh absterben.

Einer anhaltenden Nahrung bedürfen die Pflanzen, fehlt ihnen diese, oder überwiegt die Ausdünstung die Einnahme der Feuchtigkeiten, so welken sie, trocknen aus und ihre Blätter fallen ab; ist im Gegentheil zu viel Nahrung vorhanden, und die Ausdünstung findet nicht gehörig statt, so lösen sich die Blätter, obgleich noch grün und fleischig, von den Zweigen ab, die Frucht wird wäßrig, unschmackhaft und fault oft, ehe sie einmal zur Reife gekommen ist.

Heiße Sonnenstrahlen, heftiger Frost, ungestüme Winde, mit schädlichen Dünsten angeschwängerte Nebel, zu viel Trockniß und zu viel Feuchtigkeit, Insekten aller Art, haben Einfluß auf die Funktionen der Gewächse, greifen ihre Organisation an oder zernichten sie gänzlich, wodurch denn Krankheiten und das Aufhören der Lebensbewegungen entstehen.

Nicht selten sieht man Bäume von heißen Sonnenstrahlen schleunig getödtet, wenn ich mich dieses Ausdrucks bedienen darf. Zu starke Ausdünstung kann auch ihre Säfte verderben, und sie austrocknen; in diesem Falle trauert ein

trauert ein Baum mehrere Tage; Blätter sind zwar noch an ihm, aber die Quelle seines Lebens ist versiegt, und jeder Keim der Wurzel und jede Knospe am Zweige stirbt mit dem ganzen Individuum dahin. Von heftigen Frösten werden die Bäume oft tödtlich angegriffen, oft auch sind nur die Blätter allein verletzt, oft geht der Stamm verlohren, während die Wurzel gesund bleibt und Nebenzweige wirft. Mitten im Winter aber erleiden sie oft Angriffe, die sie nicht ertragen und die Vernichtung nach sich ziehn; diese sind vorzüglich mit den Fasern gleichlaufende Eisklüfte, (gélivure), oder durch Fröste entstandenes todtes Holz, oder Eisklüfte, die sich mitten im Stamm befinden; auch entsteht dadurch doppelter Bast, oder der Stamm leidet solche Zerstöhrung, daß er inwendig todt, auswendig aber noch mit gesundem Holze umgeben bleibt.

Zu weitläuftig würde man werden, sagt Du Hamel, wenn man alle den Schaden aufzählen wollte, welchen Thiere und eine große Menge Insekten den Stämmen zufügen. Die Kaninchen roden die Erde um die Wurzeln auf, und zernagen, wenn sie zur Schneezeit keine andere Nahrung finden, die Rinde unten am Stamme; auch die Hasen richten ähnlichen Schaden an.

Auch das Wild und das Hornvieh schadet den jungen Stämmen, machen sie knorrig und unförmlich.

Man findet dicke weiße Würme in der Erde, larven des Melolontha vulgaris, welche die Wurzeln abnagen und den Stamm dadurch absterben lassen.

Auch die Raupen, wenn sie häufig sind, zerfressen Blätter, ja selbst junge Sprößlinge und Blüthen, so daß oft wenig oder gar keine Früchte zum Vorschein kommen.

Der Maikäfer hängt sich vorzüglich an Ahornarten, wilde Kastanienbäume und an Hainbüchen, und fehlen diese, so werfen sie sich ohne Auswahl auf andere Bäume, ja selbst auf Weinpflanzen.

Die Canthariden entblößen die Esche oft in einem Tage ihrer Blätter gänzlich.

Baumwanzen verheeren die Pfirsichbäume, das Geisblatt und beinahe alle Pflanzen; letztere sind oft so damit bedeckt, daß man sie kaum berühren darf.

Der Ulmbaum und die Weide, auf welchen die Phalaena Cossus gemeiniglich ihre Eier ablegt, ist seit diesem Augenblick, so zu sagen, des Todes; die aus diesen Eiern hervorkommenden Raupen leben zwei Jahre, ehe sie sich in Puppen verwandeln, sie nagen in dieser langen Zeit allen jungen Holzansatz mit ihrem hornartigen Gebisse ab, trennen dadurch die Rinde, welche oft in großen Stücken herabfällt und den Baum ausgehn läßt.

Man sieht, die Funktionen der Vegetabilien sind, wie die der Thiere, gewissen Abwechselungen und Veränderungen ausgesetzt, welche den Namen Krankheit führen; aber weit gefehlt, daß

daß eine vollkommene Analogie unter den Krankheiten der Thiere und denen der Vegetabilien statt fände. Wäre es möglich, die Krankheiten der Thierpflanzen, welche sich den Vegetabilien durch ihre einfache Organisation so sehr nähern, zu vergleichen, so möchte bei diesen wohl die größte Aehnlichkeit unter einander wahrzunehmen seyn, da aber die Krankheiten der Thiere letzterer Klasse gar nicht bekannt sind, so war bis jetzt ein solcher Vergleich nicht thunlich, und nur mit den Krankheiten der Menschen und einiger vierfüßigen Säugthiere, den einzigen, mit denen man sich in dieser Hinsicht beschäftigt hat, glaubte man Vergleiche anstellen zu können. Sie sind aber zu weit getrieben. Eine Untersuchung des eigentlichen Unterschiedes unter denselben soll daher der Gegenstand folgender Zeilen seyn.

1) Die Krankheiten der Vegetabilien weichen von denen der Thiere schon in Rücksicht ihrer Anzahl bedeutend ab; sie sind nemlich lange nicht so zahlreich, als letzterer. Die Ursache liegt darin: die Lebensfunktionen der Thiere sind vielfältiger, und die Thätigkeit in Ausübung derselben ist weit mehr erhöht, als bei den Vegetabilien. Da nun Krankheit Stöhrung der Lebensfunktionen ist, so muß ihre Anzahl mit den Funktionen und ihrer Erhöhung im Verhältniß stehen, denn je zahlreicher jene sind, und je erhöheter diese, desto ausgedehnter ist auch bei ersteren der Umfang der ihn schadenden Einflüsse, und bei letztern die Einwirkung derselben desto nachdrücklicher und empfindlicher. Also haben die Vegetabilien die ganze Klasse der Nervenkrankheiten, wo die thierische Reitzbarkeit eine so große Rolle spielt, alle die convulsivischen und paralitischen, welche die verminderte oder vermehrte Contractilität verursacht, weniger als die Thiere; hiezu kommt noch: alle Fehler der Verdauungsfunktion, die in den Vegetabilien nicht statt findet, alle Verletzung des Lungensystems, endlich die wesentlichen und die committirenden Fieber einiger örtlichen Affekte; denn in den Vegetabilien ist keine Verletzung bekannt, die jenen analoge Fieber erzeugen könnte. Verletzungen bei Vegetabilien sind oft bösartig und verheerend, aber es ist nur ein bloßer Zernichtungszustand, der keinesweges mit einer fieberhaften Bewegung zusammengestellt werden kann.

Eine andre Ursache obiger Behauptung liegt in der Verrichtung der thierischen Organe, weil letztere unendlich zusammengesetzter sind.

Vergleichen wir zum Beispiel den beiden großen Klassen organischer Körper eigenen Umlauf der Säfte, so finden wir, daß er bei den Thieren erstens durch Hülfe eines sehr zusammengesetzten Zentral-Organs, das Herz, zweitens durch zwei dicke behältnißartige Stämme, wovon der eine das arterielle System bildet, und dem rothen Blute bestimmt ist, der andere, das Venensystem, und dem schwarzen Blute zur Aufnahme dient, bewerk-

stelligt wird, endlich durch das Haarröhrensystem, welches seiner Feinheit unerachtet stark und kraftvoll ist. Diese verschiedenen Organe sind nun besonderen mehr oder weniger zahlreichen Krankheiten ausgesetzt; so sind die Herzkammern beträchtlichen Ausdehnungen unterworfen, die unter dem Namen Anevrismen bekannt sind, so erleiden die Klappen dieses Organs oft Veränderung ihrer eigenen Organisation, und gehen von knorpelartigen in knochenartige Verhärtungen über. Es ist leicht einzusehen, daß solche Fehler grössere oder geringere Stöhrung im Umlaufe der Säfte nach sich ziehen müssen, und bald darauf eine Unordnung in allen Funktionen zur Folge haben. Auch die großen Arterien-Stämme sind dem Anevrismus, der Verknorpelung und der Verknöcherung unterworfen, und die großen Venenstämme sind kleinen Geschwüren, varices, ausgesetzt; beide können durch einen Unfall verletzt werden und zu gefährlichem Blutverlust Anlaß geben. Endlich ist das Haarröhrensystem der Sitz einer Menge entzündbarer Krankheiten. Man sieht hieraus, zu wie vielen Angriffen eine einzige Funktion in den Thieren Gelegenheit giebt, da doch in den Vegetabilien dieselbe Funktion, weil sie einförmiger, einfacher und schwächer in ihrer Thätigkeit ist, weniger Stöhrung erleidet, und einer geringeren Anzahl Veränderungen unterworfen seyn möchte.

2) Auch die Ursachen der Krankheiten sind bei den Thieren verschiedener, als bei den Pflanzen. Man kann freilich beide in innerliche und äusserliche eintheilen; aber unter den erstern sowohl als den letztern giebt es bei den Thieren sehr viele, die beinahe gar keine oder sehr geringe Einwirkung auf Vegetabilien haben. So sind die Pflanzen, wenn sie von dem Klima, dem die Natur sie bestimmte, nicht zu sehr entfernt werden, gegen die Veränderung der Temperatur weit weniger empfindlich, als die Thiere, und können selbst da, wo schädliche Dünste und giftige Luftzüge in der Atmosphäre Epidemien verursachen, sehr gut fortkommen. Die Kultur der Pflanzen ist selbst ein Mittel zur Gesundheitspflege; sie reinigen die Luft von giftigen Dünsten, und man beugt dadurch den daraus entstehenden Einfluß auf die thierische Oekonomie vor. Eine Menge den Thieren nachtheilige Substanzen, als verschiedene Gasarten, Excremente und andere faulende thierische Theile, weit entfernt die Vegetation zu hindern, befördern ihren Wachsthum vielmehr.

Man könnte mir auf das, was ich von dem Einfluß der Temperatur gesagt habe, entgegnen, daß jährige Pflanzen mehrentheils schon bei gelindem Froste erfrieren; diese Erscheinung erklärt aber nur die natürliche Schwäche, in der sie sich befinden, und daß sie die Lebenswärme nicht haben, vermittelst welcher sie dem Froste widerstehen können.

Eben so giebt es unter den Ursachen vegetabilischer Krankheiten keine, welche

welche auf die thierische Oekonomie beträchtlichen Einfluß hätte; so verursachen Insekten, die doch bei den Pflanzen zu mancher Krankheit Anlaß geben, selten Stöhrung der Harmonie im Organismus der Thiere; sie möchten indeß giftig seyn. Man könnte freilich den Einwurf machen, Insekten hätten deswegen wenig Einfluß auf die Gesundheit der Thiere, weil letzterer Gefühl und ihre Bewegungsfähigkeit sie schützte und ihnen dem Schaden auszuweichen lehrte. Hierauf läßt sich aber antworten, daß Thiere oft Insektenstiche im Schlafe bekommen, daß aber die Folgen derselben nie Krankheit ist; es entstehen bei Thieren keine gallapfelartige Auswüchse rc. wie auf den Blättern der Eichen und anderer Stämme. Ich setze noch dieses hinzu, daß, wenn auch die innerlichen, doch immer sehr seltenen Ursachen der vegetabilischen Krankheiten erforscht wären, man dennoch keine darunter finden würde, die den Thieren eigentlich schädlich seyn möchten. Weil die nachtheiligen Einwirkungen auf die Gesundheit der Thiere oft gar keinen Einfluß auf Pflanzen haben, und weil diese in der steten Fehde mit vierfüßigen Thieren und Insekten, allein äussere Ursachen zählen, so fließt hieraus, daß ihre Fehler die meiste Uebereinstimmung mit den Krankheiten aus dem Gebiete der Chirurgie haben, und in Ansehung ihrer Zahl im umgekehrten Verhältniß mit den innern Krankheiten der Thiere stehen müssen.

Die Krankheiten der Vegetabilien unterscheiden sich ferner von denen der Thiere in Betreff ihres Ganges. Die Thiere sind mit hitzigen und chronischen Krankheiten belastet; erstere finden sich weit häufiger bei ihnen, als letztere, da im Gegentheil beinahe alle Krankheiten der Vegetabilien chronisch sind. Selbst die einfachsten Wunden erfordern bei letztern lange Zeit, ehe sie heilen, da dies bei Thieren oft in kurzer Zeit geschieht, z. B. oft in 3 Tagen. Die Ursache des chronischen Ganges der vegetabilischen Krankheiten hat ihren Gang in der geringen Kraft ihrer Lebensfähigkeit. In der That ist die Erregbarkeit bei den Vegetabilien beinahe in keine Betrachtung zu ziehen, die Unfälle, welche durch ihre Reizbarkeit entstehen können, sind nur bei wenigen Arten bemerkbar, als bei der Sinnpflanze, auch ist ihre Temperatur im Vergleich der thierischen zu wenig erhöht.

3) Ist unter den thierischen und vegetabilischen Krankheiten in Hinsicht ihrer Behandlungsweise wenig Uebereinstimmung zu finden. Unstreitig besteht die ganze Curart der vegetabilischen Krankheiten in der Entfernung aller schädlichen Einwirkungen, der Modificirung der Nahrungsfähigkeit, die einzige Funktion, durch die sie behandelt werden können, denn sie ist das Resultat aller übrigen Funktionen bei denselben, und da diese letzteren so zu sagen durch ihre Organisation zu sehr in einander verwickelt und die Organe derselben zu fein sind, so würde es unmöglich seyn, die Behandlungsweise

auf

auf die erste verletzte Funktion zu richten. Aber bei den Thieren ersterer Klasse ist dies der Fall nicht, denn ihre Funktionen sind zu wohl von einander abgesondert, und die Kunst kann, wenn eine davon verletzt ist, ihr Augenmerk gerade zu auf diese Funktion wenden, und durch mehr oder weniger kräftige Arzneien ihre Vitalität wieder in Thätigkeit setzen, sie modificiren und ihren vorigen Gang wieder herstellen.

Uebrigens sieht man ein, daß wenn es auch möglich wäre, die Pflanzen durch Heilmittel von ihren Krankheiten zu befreien, sie dennoch schwerlich so, als bei den Thieren wirken könnten; Substanzen, die der Gesundheit der einen zuträglich wären, würden den andern schädlich seyn, und gäbe es wirklich Mittel, die auf Pflanzen der Wirkung auf thierische Körper analog wären, so würden sie in Hinsicht ihrer Intensität sehr verschieden seyn. Die stärksten reizenden Mittel für Thiere würden sicher auf Pflanzen unwirksam seyn. Die Ursache davon liegt in der ausserordentlichen Verschiedenheit der Lebensfähigkeit beider Klassen organischer Körper.

Auch aus diesem Gesichtspunkte betrachtet, erfordert die Behandlung äusserer Krankheiten der Vegetation nur wenige Sorgfalt; eine einfache Wunde mit Verlust der Substanz, darf nur durch irgend ein Deckungsmittel vor Berührung der Luft geschützt werden, da sie beim Menschen, vorausgesetzt, daß die Wunde noch nicht zusammen gedrückt ist, erstens verlangt, daß man einen paßlichen Grad der Entzündung, zur Erhaltung der Heilungskanäle, unterhalte; zweitens, daß man die Eiterbildung nicht hindere um die Wunde nicht in ein Geschwür schlimmerer Art umzuwandeln; drittens, daß man die Heilung durch zweckmäßige Mittel unterstütze.

Viele Unterschiede der Krankheiten vegetabilischer und thierischer Körper ließen sich noch auffinden, aber ich glaube hinreichend bewiesen zu haben, daß, wenn eine Analogie unter den Krankheiten dieser Wesen statt findet, sie weit unbestimmter sey, als man es der Versicherung vieler Schriftsteller zufolge, glauben sollte. Hieraus erleuchtet, daß es unrecht sey, vielen vegetabilischen Krankheiten den Namen thierischer beigelegt zu haben. Was soll man sich unter folgenden Benennungen denken, als: Gelbsucht, Chanker, Knochenfraß, Blutsturz, wenn man sie vergleichungsweise betrachtet. Man beschreibt selbst in neueren Werken über die Pathologie der Vegetabilien, eine Schwindsucht, Fleischbrüche, unter denen man selbst mehrere Arten unterscheidet.

Da die Krankheiten der Pflanzen noch zu wenig bestimmt sind, so werde ich mich nach dem Beispiel mehrerer Schriftsteller richten, und sie in äussere und innere eintheilen.

1) Anm. Sie könnten noch in partielle und allgemeine, oder nach Wil-

Wildenow in sporadische oder solche, die mehreren Arten eigen sind, und epidemische, wenn viele zu gleicher Zeit an einer Krankheit siechen, eingetheilt werden, oder nach Raf'n durch verminderte und vermehrte Lebenskraft erzeugte.

2) Anm. Da im Originale bloß die Namen der vegetabilischen Krankheiten angeführt sind, so hält es der Uebersetzer nicht für überflüssig, eine kurze Erklärung und Behandlungsart einiger derselben hinzuzufügen.

Aeusserliche Krankheiten der Vegetabilien.

1. Wunden — Verletzung durch äussere Ursachen. — Frische Wunden können mit dem Forsythschen Kitte, welcher aus Kuhmist, Kalk oder Kreide, Asche, Flußsand und Wasser besteht, oder nach Rafn mit Kohle und Kartoffelbrei, verbunden werden. Alte Wunden aber heilt man durchs Ausschneiden des ungesunden Holzes und nachheriges Verbinden mit obigen Mitteln.

2. Der Bruch. — Er kann, wenn er bei jungen Zweigen und Stämmen entsteht und mit keiner Quetschung verbunden ist, vorzüglich im Frühjahr, geheilt werden, (doch muß dieser Bruch, wie es sich von selbst versteht, nur partiell seyn.) Der beste Verband ist mit Essig und Oel getränktes und durch Bast fest umbundenes Sacklinnen.

3. Geschwüre. — Sie haben viele Aehnlichkeit mit den Geschwüren der Thiere, und entstehen durch Verletzung der Absonderungsgefäße in der Rinde, dem Baste und dem Holze. Diese Theile werden dann von dem daraus vordringenden scharfen Safte so angegriffen, daß, wenn die beschädigte, gemeiniglich schwarze Stelle, nicht durchs baldige Ausschneiden der angegriffenen Theile und durchs nachmalige Verbinden mit Baumwachs und den angeführten Kitten geheilt wird, das Individuum oftmals gänzlich ausgeht. — Diese Geschwüre sieht man am häufigsten am Pomeranzenbaume. Auch Zwiebelgewächse werden davon befallen, aber selten geheilt.

4. Der Gallapfel — ist ein fleischichter, durch den Stich einer kleinen Fliege, Lynips, entstandener Auswuchs. Das von diesem Thierchen in den zellenlosen Gewebe gelegte Ei wird sogleich von dem, aus den verletzten Gefäßen hervorquellenden Safte umgeben, die feineren Kanäle nehmen selbst ihre Richtung um dasselbe, und es entsteht ein Gewächs, welches bis zum Auskriechen eines kleinen geflügelten Insekts anschwillt, und auf den Eichen oft die Dicke eines Taubeneies erreicht. Pflanzen, die vornemlich davon angefochten werden, sind die Erdraute, der Gandermann und der Salbei, unter den Bäumen die Zerreiche, die Pappel; dicht

dicht am Wasser befindliche Strauchweiden sind oft so sehr davon angehäuft, daß sie in der Ferne ganz roth zu seyn scheinen. — Hieher gehört noch die Verdrehung der Blätter durch Insekten, wie am Bickbeerstrauch, und der Zapfenrose.

Auch die Warze der Früchte rechnet man unter die äusserlichen Krankheiten, da sie aber keine schlimme Folgen für die Pflanze haben, so geschieht dies wohl mit Unrecht; mit mehrerem Rechte kann man aber den Maser dahin zählen, weil er durch sein oft schnelles Anschwellen die Säfte der Bäume ableitet, und ihnen dadurch gefährlich ist; er mag wohl durch Verdrehung der Gefäße entstehn, — oft wird ein Geschwür daraus.

5. Ausartung durch Farbenwechsel, panachure. Sie äussert sich vorzüglich an den Blumenblättern mehrerer Pflanzen, als den Nelken, Rosen, Tulpen. Ueppiger Boden und die dadurch hervorgebrachte falsche Richtung der Funktionen in den feinsten Organen, ist die wahrscheinliche Ursache davon.

6. Einschrumpfen der Blätter im Frühjahr rührt von der abwechselnden Wirkung der Sonne und des Frostes her, indem die Blätter durch dadurch bewirkte zu schnelle Erweiterung und der darauf folgenden Verengung ihrer Gefäße absterben und abfallen.

7. Der Brand. — Wird Schnee oder Reif, der oft im Herbst die Zweige und Stämme bedeckt, von warmen Sonnenstrahlen in Wasser verwandelt, so erhalten nach abgelaufener Feuchtigkeit diese Theile eine so beträchtliche Wärme, daß die bewirkten entgegengesetzten Reitze in den Gefäßen, der Rinde und des Holzes Lähmung der Funktionen und Fäulniß oder den sogenannten Brand erzeugen. Auch die Wurzeln, wenn sie in zu feuchtem und übrigens unzuträglichem Boden liegen, sind dieser Krankheit unterworfen. Es giebt kein sicheres Mittel gegen dieses vernichtende Uebel man möchte denn das Verpflanzen der jungen Bäume oder das so beschwerliche Umlegen guten Erde bei letztern dahin rechnen. Der Brand des Bastes, Champlure, der hauptsächlich durch starke Nachtfröste verursacht wird, ist nur durch Tilgung des Schadhaften zu heilen. Man sägt den Baum bis zum gesunden Bast ab und läßt ihn von neuem treiben. Als Sicherungsmittel räth man an, den Stamm mit Strohseilen zu umwinden. Dies ist in anderer Hinsicht aber wohl nicht zu empfehlen; es halten sich nemlich Welten von Insekten darunter auf, die der Rinde und dem Baste ebenfalls schaden können; auch bleibt es unter diesem Strohe nahe an der Rinde stets feucht, welches andere Uebel erzeugen kann. Der feuchte Brand, der nach Wildenow durch Quetschung entstehn soll, greift Blumen, Blätter und weiche Wurzeln an und ist unheilbar.

Der Schluß folgt

Neues
Hannoversches Magazin.
48tes Stück.
Montag, den 13ten Junius 1808.

Allgemeine Betrachtungen
über die Krankheiten der Bäume und anderer Vegetabilien,

von Tessier; aus dem Franz. übersetzt und mit Anmerkungen versehen von du Mesnil in Schwerin.

(Schluß.)

8. Der Kornbrand, l'Ergot, — ist eine Krankheit der Getreide und mehrerer Grasarten; sie ist Folge anhaltender Feuchtigkeit der Luft und des Akkers; dadurch erzeugt sich nemlich ein kleiner Pilz, Uredo, in den Aehren, welcher so zunimmt, daß das Fortkommen der Körner gänzlich gehemmt wird, oder daß sie schwarz und wie verbrannt erscheinen.

9. Der Rost. — Man ist darüber einig, daß dieses bei einigen Rumexarten, bei Berberitzen und bei den Rosen sich häufig an den Blättern derselben befindende Wesen, die Anhäufung eines kleinen Pilzes sey, der in neuern Zeiten den Namen Aecidium erhalten hat; auch Getreide leiden oft beträchtlich davon. Um dieses Uebel zu verhindern, wäscht man die Pflanzen mit Salzlauge oder verdünnter Schwefelsäure, bei Getreide aber weicht man kurz vor der Aussaat den Saamen darin ein. Eine ähnliche und gleich schädliche Wirkung auf die Vegetabilien hat das Entstehen der Moose und Pilze auf der Rinde der Bäume. Erstere, welche vorzüglich Hypna und Brya sind, trifft man gemeiniglich an der Nordseite der Bäume an, weil deren Wachsthum durch feuchte Nordwinde und den häufigen Regen aus dieser Region befördert wird. Die Pilze sind vornemlich: Thaelaephorae, Clavariae, Solenniae, Sclerotia, Stilba, Sphaeriae und Macilagines.

Das Daseyn der Flechten an den Bäumen deutet auf schlechten trocknen Boden.

10. Der Müller. — Die Blätter werden vorzüglich von dieser Krankheit befallen; sie werden erst weiß, neigen sich, und allmählig bleicht die ganze Pflanze aus. Das Abschneiden der befallenen Blätter und häufiges Begießen sind die besten Mittel. Bedeckte und auf Mistbeeten gezogene Pflanzen, als Gurken, Melonen, aber selten unter freiem Himmel ausdauernde Pflanzen, leiden davon. Mirbal glaubt, das durch Feuchtigkeit und zu schnelle Ausdünstung überreizte Zellgewebe beim starken Sonnenschein bewirke diese Krankheit. Man unterscheidet den generellen und partiellen Müller; letzterer überzieht hauptsächlich nur Baumblätter; sie werden weiß und grünscheckig.

11. Die Wurmkrankheit. — Feuchte Wurzeln und Bäumchen, Rosen und Getreide werden durch die Insektenlarven zernichtet. Man hat kein Mittel dagegen.

12. Rosenförmiger Mißwachs der Blätter, — gemeiniglich am Ende des Zweiges, oder des Stammes. Er wird erzeugt, wenn durch fehlerhafte Zirkulation der Säfte die Blätter verhältnißmäßig schneller als der Stamm entwickelt werden.

13. Die Läusesucht — richtet die Pflanzen gemeiniglich zu Grunde; unzählige Insekten des Genus Aphis, Acarus, Loccus und Thrips, setzen sich um die Pflanze, entziehn ihnen die Säfte und verhindern die so nöthige Ausdünstung derselben. Loccus Hesperidum soll nach Wildenow die gefährlichste seyn; sie finden sich häufig an der Myrthe, die häufig dadurch ausgeht. Loccus Adonidum, Limex corticalis, oder der Qualster, sind auch hieher zu rechnen. Acarus tellarius, die Spinnmilbe, bespinnt und vernichtet dadurch die Blätter. Das Bestreichen der Bäume mit Seifensiederlauge ist bei diesen Uebeln am bewährtesten.

14. Trennung der Rinde vom Stamme. — Hohes Alter ist die Ursache dieser Krankheit; sie findet daher auch nur bei Bäumen statt. Die Organe sind geschwächt, die Gefäße schrumpfen zusammen, und der Stamm bekommt Risse und Spalten.

15. Eiskluft. — Ein Riß, den Bäume und Sträucher durch starken Frost bekommen, insonderheit wenn dieser Frost auf vorhergegangene feuchte Witterung folgt.

Innerliche Krankheiten.

16. Das Ausbleichen der Pflanzen. — Ist eine Folge der Entfernung des Lichts, weil dadurch die so nöthige Ausscheidung des Sauerstoffs nicht vor sich gehen kann. Es ist mehrentheils mit dem Welkwerden und allmähligen Absterben der Pflanze verbunden.

17.

17. Vollsaftigkeit — entsteht, wenn der Boden zu feucht ist und das Individuum vom Einfluß des Sonnenlichts wenig genießt. Gemeiniglich haben von dieser Krankheit befallene Bäume ungewöhnlich kleine Blätter. Bei jeder Vollsaftigkeit scheint eine Stockung der Säfte obzuwalten. Sie äussert sich durch gummöse und wäßrige Ausflüsse. Man bessert Bäume, die hieran krank sind, durch Einschnitte in den stärkern Zweigen und im Stamme, und indem man die von selbst entstandenen Oeffnungen mit Baumwachs dicht verklebt. Es giebt Ausflüsse, welche den gänzlichen Untergang des Baums mit sich führen; das rührt aber von scharfen ungesunden Säften her.

18. Gelbsucht. – Unter diesem unpassenden Ausdruck versteht man das Gelbwerden der Blätter vor dem Herbste. — Aegopodium Podagrain., welches sich an dumpfigen Waldstellen fortgepflanzt hat, ist mehrentheils davon angefochten.

19. Der feuchte Muller — ist ein feines weißes Gewebe, welches die obern Theile der Pflanzen überzieht und wahrscheinlich aus der Epiderm derselben ausgeschwitzt ist. Das soll vorzüglich im Anfange des Julius bis zum August hinaus am stärksten seyn und unterdrückte Transpiration zur Ursache haben.

Ueber den Ersatz ausländischer Produkte durch einheimische.

Wenn es jemals vorzüglich Noth war, einländische Surrogate der zahllosen Bedürfnisse, welche wir aus entfernten Gegenden zu ziehen gewohnt waren, auszuforschen und sie geltend zu machen; wenn es je besonders zweckmäßig war, die Naturkundigen, die Botaniker, die Chemiker des Vaterlandes und jeden einsichtsvollen Patrioten zu diesem, die gemeine Wohlfahrt so sehr nahe betreffenden Geschäfte aufzufordern: so ist dies gegenwärtig der Fall, da alle indische Güter, alle Colonial-Artikel, und selbst die Produkte der südeuropäischen Länder, immer seltener und enorm theuer werden.

In der großen, für ganz Europa überaus wichtigen Crise, auf deren Entwickelung wir harren, drängen sich jedem ernsten Beobachter viele bedeutende Ansichten über den gesammten, jetzt stockenden Tausch der eigenthümlichen Güter jeglichen Landes der Erde auf. Jetzt, da man den fast trocknen Canälen des Gesammtcommerzes auf den

den Grund sehen; da man, ohne prophetischen Geist zu besitzen, bestimmt voraussagen kann, daß nicht alle diese Canäle in voriger Fülle wieder fließen, daß andere, zum Theil in sehr von dem Laufe der ältern abweichenden Richtungen, sich eröffnen werden: jetzt, in nothgedrungener Unbefangenheit, prüfe und wäge der nachsinnende Freund des Vaterlandes den Werth, die Nothwendigkeit, wie den Unwerth und die Entbehrlichkeit jedes Handelsgutes aus der Ferne!

Wenn man sich mit der Hoffnung beruhigen wollte: „der allgemeine Frieden wird, durch Menge und Wohlfeilheit jener uns jetzt fehlenden oder übertheuren Gegenstände unsers Luxus und unserer Consumtion, uns das jetzige Entbehren vergelten, und die drückenden Auslagen der gegenwärtigen Tage für solche Handelsgüter ersetzen," – so könnte diese Hoffnung gar leicht auf mehrfache Weise getäuscht werden. – Und dann wäre es doch auch sehr unpatriotisch, der Güter des Auslandes nicht entbehren zu wollen. Schlimm genug, wenn wir vieler von ihnen nicht entrathen könnten! Möchte die eingetretene Entbehrung conventionell nothwendig gewordener Bedürfnisse uns von ihnen entwöhnen können, wenn es auch unserer verwöhnten Empfindung gar wehe thäte! – Ließe sich diese Entwöhnung nur in Beziehung auf einige unsers raffinirten Genusses hoffen, so sähen wir schon einen Segen des so vielfach bedauerten Unsterns der gegenwärtigen beispiellosen Verhältnisse.

Ohne Gefahr, zu irren — wenn man sich zu einer allgemeinern Ansicht über den Werth und die Bestimmung eines jeden zum menschlichen Genusse gehörenden oder dazu angewandten Produkts, jeden Bodens, erheben will, — darf man es als Naturgesetz annehmen: „jedes solcher Erzeugnisse, jedes Himmelstriches, ist dem Menschen, der unter demselben lebt, angemessen und seinem Körper gesund." – Man darf hinzusetzen, aus diesem ersten Gesetze folge ein zweites: „diejenigen Nahrungsmittel des Menschen, welche aus entfernten Gegenden ihm zugeführt werden, sind ihm um so weniger angemessen, sind seiner Gesundheit desto nachtheiliger, je entfernter, der Linie zu, ihr ursprüngliches Clima demjenigen ist, worin seine Natur entstand und ausgebildet wurde." — Gewürze von den molukkischen Inseln, Speisen und Getränke aus Gewächsen Südarabiens und Westindiens, so trefflich sie den Menschen dienen mögen, welche, gleich ihnen, unter dem stetigen Einflusse der glühenden Sonne des heißen Erdgürtels aufgewachsen sind, so wenig können sie, gesättigt, wie sie es sind, mit rectificirtem Feuergeiste aus der Officin der Natur, dem Körper der Nordeuropäer gedeihlich seyn, sie müssen ihm nachtheilig, ja zerstörend werden.

Auf die ernste Frage: „Woher sind die ehemals vorzüglich kraftvollen Völker

ker des Nordens, germanischen Stammes, von Geschlecht zu Geschlecht schwächer geworden, und werden noch schwächer fortan?" dient demnach — wenn gleich die Frage dadurch nicht vollgültig und allein erledigt werden kann, — zuvörderst mit zur Antwort: „Die angestammte Kraft unserer Körper ist nach Ost- und Westindien versandt — oder richtiger — sie ist auf vaterländischem Boden mit indischem Feuer verbrannt worden." Dazu kommt nun eine zweite Hauptbetrachtung: „Die Indien erschöpfen unsere Geldvorräthe, ja verschlingen sie." Bei der ausserordentlichen, immer noch leider fortgehenden Ausbreitung des Gebrauches indischer Specerei- und Gewürzwaaren wird der unentbehrlichste Geldvorrath in den Wirthschaften des Mittelstandes, des Bürgers, ja des sonst so sehr einfach und naturgemäß lebenden norddeutschen Landmanns ausserordentlich und ganz ungebührlich angegriffen. Wie sonderbar, wie verkehrt doch die Menschen sind! — Ein Theil, aus unserer Mitte, zieht nach Indien, von dorther Gold zu holen, und bringt sein Leben zum Preise; der andere Theil bleibt, sendet aber sein Geld, sich entzogen und der Heimath — wo es im Schweiß des Angesichts erworben wurde, — dorthin, kauft Armuth und Tod! Laßt uns aufhören so verkehrt zu seyn! Wir, die überwiegende, edlere Mehrzahl der cultivirten Nordeuropäer, die wir in der Gegend der Erde, welche uns gebohren werden sah, weilen wollen, bis uns diese Erde des Vaterlandes in ihren Schooß wieder aufnehmen wird, wollen die Reste von vorzüglicher Kraft und Dauer, welche unsere Natur vor der mancher südlicher wohnenden Völker noch wirklich besitzt, ernstlich erhalten, wollen uns von der Schuld rein bewahren, mitgewirkt zu haben, daß unsere nachfolgenden Geschlechter stufenweis ohnmächtiger werden." Das heißt, wir wollen den heißen Produkten beider Indien wehren, in unsere Körper zu dringen. Mögen, die, durch Habsucht getrieben, von uns nach Indien ziehen, um sich Schätze oder Tod zu holen, der indischen Diät sich unterwerfen müssen, wenn und während sie dort leben und sammeln wollen: wir Genügsamern befriedigen uns allermeist mit den Erzeugnissen unsers reichen heimathlichen Bodens, und laben uns an den Früchten, welche mit uns in stärkender Vaterlandskraft gediehen sind. — Reich ist die Erde unserer Heimath an mannichfaltigen heilsamen Gewächsen, ganz vorzüglich groß aber ist die Menge und Mannichfaltigkeit hieländischer Gewürze, welche köstlich und kraftvoll sind, — ohne uns Blut und Nerven zu versengen, — unsere Speisen zu höherem Wohlgeschmack zu veredeln und dienlicher zu machen. Diese anerkannte Menge verschiedenartiger inländischer Gewürze, welche unsere Gärten und Fluren schmücken, kann, durch Auffindung verkannter hiesiger Pflanzen, und durch Anpflanzung aus der Ferne unfehlbar noch vermehrt

mehrt werden. Wenn es nur gelingen wollte, die Damen und die Adepten der höheren Kochkunst dahin zu gewinnen, daß sie den indischen Gewürzen abhold werden, die Güte der inländischen gehörig würdigen, ihre innersten Kräfte ihnen entlocken und sie mit Wohlgefallen anwenden möchten! — Die uns südlich wohnenden Völker von Europa gebrauchen weit weniger indische Gewürze an ihren Speisen, als es die hieländische Sitte erfordert. Dies Beispiel ist desto gültiger, weil diese am atlantischen und am mittelländischen Meere wohnenden Völker die indischen und levantischen Produkte weit leichter und wohlfeiler beziehen können, als wir Entfernteren. — Möchte die Macht der Gewohnheit und der Receptsammlungen der Meister in der norddeutschen, auch bei Ausländern geachteten, Kochkunst, worin häufige und starke Gaben von den heißen fremden Gewürzen verordnet sind, nicht im Wege stehn!

Den warmen Getränken, welche seit geraumer Zeit in Gesellschaften von Personen beiderlei Geschlechts genossen werden, haben wir allerdings viel zu danken: denn sie haben vorzüglich diese Zirkel gestiftet, und erhalten sie vereinigt. Sie haben das Verdienst, die Sitten gemildert, namentlich das altdeutsche Trinken der Männer, abgestellt zu haben; auch ward durch sie unfehlbar manche weibliche Lästerschule gesprengt. Doch haben sie auch, durch den nachtheiligen Einfluß auf die Gesundheit, — denn selbst bei dem Bauern reißen Hämorrhoiden ein, seit er Kaffee trinkt, — und durch die Eröffnung eines uns verderblichen Handels, so viel Uebel gestiftet, daß wir, in medicinischer und ökonomischer Hinsicht, ihre Abschaffung dringend begehren und andere Mittel des gesellschaftlichen Genusses an ihrer Stelle auffinden müssen, um nicht durchaus unsere Nerven zu zerstören, und nicht gar zu verarmen.

Edle Pflanzensäuren, sowohl zu Essigen der besten Gattung, als auch zu feinerem Gebrauche anwendbar, können wir aus Gewächsen unserer Gärten und Fluren genugsam gewinnen. Die lange Zeit durch verkannte, in vielen Gegenden und von Vielen unabbittlich verfolgte, neuerlich aber durch das auf reife eigene Erfahrung eines der achtungswerthesten Naturforscher als völlig unschuldig gerechtfertigte, herrliche Berberitzenstaude, liefert, in ihren rothen, traubenförmig herabhängenden Früchten ein Produkt, welches, durch seinen edlen säuerlichen Saft, ganz unfehlbar in vielem Betrachte wenigstens, zum Ersatz der theuren, oft ganz fehlenden Citronen dienen kann. Andere Staudenbeeren, als Johannisbeeren, mit ihrem angenehm säuerlichen Safte, Brombeeren, auch eine oder die andere Gattung von den mancherlei an der Erde wachsenden Beeren, können unfehlbar zu dem nemlichen Zweck

mit

mit dienen, uns die Citronen entbehrlich zu machen. Da wir ohnehin die Citronen nie völlig und natürlich reif erhalten, sondern nur wie sie, gepackt in Kisten, auf dem Wege von Mallaga und Marseille nachreifsten; da folglich ihr Saft von ihrer heimathlichen Sonne nicht vollbereitet wurde, läßt sich billig fragen: ob nicht unsere nördlichen, aber vollgereiften Früchte, mit ihrer edlen Säure, unserer Gesundheit weit zuträglicher seyn, als jene unreifen Früchte aus der Ferne? — Bloß unsern Vortheil gerechnet, möchten alle Olivenbäume Italiens und Frankreichs absterben; unser Mohn würde uns vollkommen entschädigen! — Unsere Heiden bieten uns den edelsten Honig, dessen Anwendung vielfach den Zucker uns entbehrlich machen kann; aus den gelben Wurzeln, oder Möhren, einem unserer gewöhnlichsten Gartengewächse, gewinnt man sehr brauchbaren Syrup.

Werden diese Güter des Inlandes mit chemischer Kunst und mit patriotischem Wohlgefallen raffinirt: — Noth ist ja sonst die Mutter der Künste! — so werden wir der kommenden besseren Zeiten eher und völliger froh werden.

S. N.

Nachtrag
zu dem im 79ten Stück des Magazins von 1807 befindlichen Aufsatze, die Hortensia betreffend.

Im Herbste 1806 erhielt ich ein treffliches Exemplar von diesem lieblichen Gewächse; es enthielt drei große Blumen, von dem Umfange und der Fülle einer vorzüglich starken Päonienblume, in der schönsten Rosafarbe. Bis im December blieb die Blüthe ansehnlich. Erst im Februar 1807 schnitt ich, nur nach und nach — noch unbekannt mit der Behandlung dieser Pflanze, — die ausgedienten Blumenstangen ab; zerschlug den der Pflanze zu engen Topf, so daß alle alte Erde ungetrennt blieb, und senkte sie in einen grössern, indem ich den neuen Raum mit gut präparirter fetter Erde ausfüllte. Bald darauf hatte ich die Freude, ausser einem jungen Schößlein vom vergangenen Sommer noch acht Blumen-Zweige üppig hervorwachsen zu sehen. Um nicht zu viel Blu-

Blumen zu erzielen, und den Stock dadurch zu schwächen, schnitt ich im Mai das schwächste Zweiglein ab, senkte es in einen kleinen Blumentopf besonders, bedeckte es mit einem Glase, — um zu erfahren, ob die Pflanze, welche hieländisch schwerlich vollständige Saamenkörner erzeugen dürfte, sich durch Schnittlinge fortpflanzen ließe, — und nach einigen Wochen wuchs mein neues Pflänzchen nicht allein, sondern es zeigte auch sofort, in seinem einzigen Schößlein, unter dem einen seiner zwei großen Blätter, die volle Anlage zur Blüthe.

Diese letzte Erfahrung war mir unangenehm, und ich schnitt das Blüthenauge unter dem Blatte sauber heraus. Doch bald schwoll an der andern innern Seite unter dem zweiten Blatte ein Knötchen auf, es bildete sich eine zweite Blumenknospe — ich mußte es schon geschehen lassen, — und es erfolgte eine ziemlich vollständige Blume. Indem diese Blume sich entfaltete, kamen drei neue Schößlinge aus der erst so kürzlich gebildeten Wurzel hervor, welche nach dem Absterben der Blume immer mehr Kraft gewann.

Der Mutterstock brachte acht köstliche Blumen, seinen Ertrag des Sommers und Herbstes 1807. Im letzverwichenen December, nach Ablauf des kürzesten Tages, — dieses Ruhepunktes im Reiche der Pflanzen, — erneuerte ich diesen nunmehr wenigstens 3jährigen Hauptstock durch Wegschneiden alles Abgestorbenen bis auf die neuen Knospen, und nahm — jetzt schon beinahe gewiß, daß sich diese Pflanzengattung, mit Anwendung einiger Vorsicht, den Weidenbäumen ähnlich fortpflanzen lasse, — ein Zweiglein, welches oben eine Knospe hatte, unterhalb eines Knotens ab, senkte es etwa anderthalb Zoll tief in die Erde eines Blumentopfes, und bedeckte die fast allein hervorstehende, schon sich entfaltende Blattknospe wieder mit einem Glase. Nach wenigen Wochen trieb dies neue Pflänzchen sichtbar und freudig hervor; jetzt, noch vor der Mitte des Februars, hat dies dritte Exemplar in meiner Hortensiensammlung schon eine Höhe von zwei Zollen, und in dieser Höhe vier Fächer Blätter gewonnen. Noch erträgt das junge Pflänzchen die Entfernung des Glases durchaus nicht; allein der üppige Zärtling wird erstarken, wenn erst eine mildere Luft ihn umgiebt.

S. N.

Hannoversches Magazin.

49tes Stück.

Freitag, den 17ten Junius 1808.

Ob die Manufakturen, welche einen unangenehmen Geruch verbreiten, der menschlichen Gesundheit nachtheilig sind?

Der französische Minister des Innern legte der physik. mathem. Klasse des National-Instituts die in allem Betrachte äusserst wichtige Frage vor: Ob die Nachbarschaft gewisser Fabriken der Gesundheit nachtheilig sey? und Herrn Gurton-Morveau und Chaptals Bericht darüber, woraus Nachfolgendes auszugsweise entlehnt worden, wurde in der Sitzung derselben am 17ten December 1804 vorgelesen.

Die Gewerbe, welche bisher die mehrsten Beschwerden bei der Polizei veranlaßt haben, daß sie der Gesundheit nachtheilig seyen, lassen sich in zwei Klassen theilen. Unter der ersten Klasse können alle die Gewerbe begriffen werden, bei deren Arbeiten Prozesse der Fäulniß oder der Gährung in das Spiel kommen, welche die Atmosphäre mit gasartigen Ausflüssen schwängern, die man, wegen ihres Geruchs, als beschwerlich oder als Gefahr bringend ansehen kann. Zur zweiten Klasse sind die Gewerbe zu rechnen, bei denen durch Feuer verschiedene Materien in Dampf oder Gas verwandelt werden, die beim Einathmen mehr oder weniger unangenehm sind, und als schädlich für die Gesundheit gelten.

Zur ersten Klasse gehören das Rösten des Flachses und Hanfs, die Verfertigung von Darmsaiten, die Schlächtereien, die Stärkefabriken, die Gerbereien, Brauereien u. s. w.; zur zweiten Klasse die Brennereien von Säuren und die von Branntwein, die Destillation thierischer Theile, die Kunst Metalle zu vergolden, die Bereitung der Blei- Kupfer- Quecksilberpräparate u. dgl. m.

Die Gewerbe der ersten Klasse verdienen eine besondere Aufmerksamkeit, weil die Ausflüsse, welche sich durch Fäulniß oder Gährung entbinden, wirklich in einigen Fällen und unter gewissen Umständen, der Gesundheit schaden. Das Rösten von Flachs und

Hanf in stehendem Wasser und Pfützen, verdirbt z. B. die Luft, tödtet die Fische und verursacht Krankheiten, welche hinlänglich bekannt sind; auch hat die Obrigkeit fast allenthalben weise Verordnungen erlassen, welche verbieten, diese Operationen innerhalb der Städte vorzunehmen, den Schauplatz derselben auf eine gewisse Entfernung von aller Wohnung verlegen, und sie nur in solchen Wassern erlauben, deren Fische nicht ein nothwendiges Nahrungsmittel der Einwohner sind.

Die übrigen Operationen, denen man Pflanzen oder gewisse Produkte der Vegetation unterwirft, um durch Gährung entweder gegohrne Flüssigkeiten zu erhalten, wie in den **Bier- und Essigbrauereien**, oder um Farbestoffe aus Pflanzen zu bereiten, wie in den **Lackmuß- Orseille- und Indigfabriken**; oder, um besondere Bestandtheile der Pflanzen auszusondern, wie in den **Stärkefabriken**, den **Papiermühlen** u. s. w., scheinen bei der Obrigkeit keine Besorgniß veranlassen zu dürfen. Auf jeden Fall können die Ausdünstungen solcher gährenden Pflanzentheile nur in der Nähe der Gefäße und Apparate, in denen sie enthalten sind, gefährlich werden; mit ein wenig Vorsicht wird man also alle Gefahr vermeiden können. Die benachbarten Häuser sind ihrem schädlichen Einflusse nie ausgesetzt; er bedrohet höchstens die Arbeiter der Fabrik. Eine Verordnung, wodurch man die Verlegung solcher Fabriken ausserhalb der Stadt und weit von aller Wohnung anbefehlen wollte, würde also nicht bloß ungerecht gegen den Unternehmer und schädlich für den Fortgang der Gewerbe seyn, sondern auch den eigentlichen nachtheiligen Folgen nicht vorbeugen. Manche Zubereitungen thierischer Theile verlangen eine Fäulniß dieser Theile; wie zum Beispiel die Bereitung der Darmsaiten. Noch öfterer ist es der Fall, daß thierische Substanzen, deren man sich in Fabriken nur zu gewissen Prozessen bedient, verderben, wenn man sie in den Werkstätten zu lange oder in zu warmer Temperatur stehen läßt; besonders ist dieses beim Färben des rothen baumwollenen Zeuges oft der Fall, wozu man viel Blut gebraucht. Die schädlichen Ausdünstungen solcher zersetzten Substanzen verbreiten sich weit umher, und erzeugen für die ganze Nachbarschaft eine dem Geruche sehr unangenehme Atmosphäre. Eine gute Polizei wird darauf halten, daß die Materialien oft erneuert werden, und daß man in solchen Werkstätten keine Rückstände thierischer Theile sich umhertreiben läßt. In dieser Hinsicht ist auch die Nähe der **Fleischbänke** und Schlachthäuser mit einigen Unbequemlichkeiten verbunden; sie sind indeß nicht so bedeutend, daß man darum alle Schlächtereien zusammen an einen Ort ausser der Stadt verlegen müßte, wie einige Spekulanten der Polizei täglich vorschlagen. Ein wenig Achtsamkeit von Seiten der Obrigkeit, daß die Fleischer kein Blut ausserhalb der

Schlachtbank oder Schlachthäuser ausgießen und keinen Abfall der geschlachteten Thiere herumtreiben lassen, ist hinreichend, allen ungesunden und ekelhaften Wirkungen der Schlächtereien vorzubeugen.

Die Verfertigung des **Mistpulvers** (poudrette) breitet sich in den großen Städten Frankreichs jährlich weiter aus. Sie erzeugt nothwendig während einer langen Zeit einen sehr unangenehmen Geruch. Anstalten dieser Art müssen daher an Orte verlegt werden, die der Luft ausgesetzt und fern von allen Wohnungen sind. Nicht, daß die gasförmigen Ausflüsse, welche sie verbreiten, der Gesundheit für nachtheilig zu halten, aber man kann doch nicht läugnen, daß sie beschwerlich und widrig sind, und daher von den Wohnungen der Menschen müssen entfernt bleiben.

Eine wichtige Bemerkung, die freiwillige Zersetzung thierischer Substanzen betreffend, ist es, daß, je trockner der faulende thierischer Theil ist, desto weniger die Ausdünstungen desselben gefährlich zu seyn scheinen; denn es entbindet sich in diesem Falle eine beträchtliche Menge von kohlensaurem Ammoniak, welches den übrigen Stoffen, die sich verflüchtigen, seinen vorwaltenden Charakter mittheilt, und die schädliche Wirkung, die sie sonst hervorbringen würden, vernichtet. So zum Beispiel entwickelt sich an freier Luft und an Orten, deren Lage den Abfluß der Flüssigkeiten gestattet, beim Zersetzen des Mistes und der Rückstände der Puppen der Seidenwürmer eine ungeheure Quantität kohlensauren Ammoniaks, welches die giftige Wirkung einiger andern Ausflüsse schwächt, indeß dieselben Substanzen, wenn sie sich im Wasser, oder mit Wasser benetzt, zersetzen, süßliche und Eckel erregende Miasmen um sich her verbreiten, deren Einathmen sehr gefährlich ist.

Was die zweite Klasse der Gewerbe betrifft, die nämlich, welche vermittelst des Feuers betrieben werden, so entwickeln auch sie fast alle mehr oder minder unangenehme Dämpfe. Sie sind an sich noch wichtiger für den Staat, als die ersten, und stehen in einem innigern Zusammenhange mit dem Gedeihen des Nationalkunstfleißes, veranlassen aber auch noch öfterer Beschwerden bei den Obrigkeiten; und in dieser Hinsicht scheinen sie eine besondere Aufmerksamkeit zu verdienen.

Die **Schwefelsäure** erhält man durch das Verbrennen einer Mischung von Schwefel und Salpeter. Man kann schwerlich verhindern, daß sich bei dieser Operation ein mehr oder weniger starker Geruch nach schweflicher Säure um den Apparat verbreite, worin das Verbrennen geschieht: aber in Fabriken, wo man mit Einsicht verfährt, wird dieser Geruch in der Werkstätte kaum merklich; er bringt den Arbeibeitern, die ihn täglich einathmen, keine Gefahr, und kann also auch den Nachbaren keine gegründete Ursache zu Beschwerden geben. Als die Kunst,

Schwefelsäure zu fabriziren, in Frankreich eingeführt wurde, erklärte sich die öffentliche Meinung laut gegen die ersten Anstalten dieser Art. Der Geruch der Schwefelfäden, deren man sich zum Anmachen von Licht und Feuer bedient, trug nicht wenig zu den übertriebenen Vorstellungen bei, welche man sich von den Wirkungen des schnellen Verbrennens mehrerer Zentner Schwefel machte. Jetzt ist man so sehr von diesem Vorurtheile zurückgekommen, daß man solche Fabrikanten mitten in den französischen Städten ruhig arbeiten läßt.

Das **Brennen des Scheidewassers und des Salzgeistes** (Salpeter- und Salzsäure) ist für die Gesundheit mit eben so wenig Gefahr verbunden, als die Fabrikation der Schwefelsäure. Die ganze Operation wird in thönernen oder gläsernen Gefäßen bewerkstelligt, und es kömmt dem Fabrikanten selbst gar sehr darauf an, den Verlust, oder die Verflüchtigung, so viel als möglich zu verhindern. So aufmerksam und sorgfältig man indeß auch verfahren mag, so ist doch die Luft in den Werkstätten immer mit dem eigenen Geruche einer jeden von diesen Säuren geschwängert. Dessen ungeachtet athmet man sie frei und ohne Gefahr. Die Menschen, welche täglich darin arbeiten, empfinden keine Beschwerden, und die Nachbaren haben also sehr Unrecht, sich zu beklagen.

Seitdem die Fabriken auf **Bleiweiß, Grünspan und Bleizucker** häufiger geworden sind, ist der Gebrauch des **Essigs** weit allgemeiner. Wenn man den Essig destillirt, um ihn zu diesen Fabrikationen geschickt zu machen, so verbreitet sich weit umher ein sehr starker Essiggeruch, der ganz unschädlich ist. Aber wenn man eine Auflösung des Bleies in dieser Säure abdünsten läßt, dann nehmen die Dünste einen süßlichen Charakter an, und äussern auf die Menschen, die sie beständig einathmen, alle die Wirkungen, die den Bleidünsten eigen sind. Glücklicher Weise treffen diese Wirkungen indeß nur die Arbeiter in der Werkstätte, und sind für die Nachbarschaft nicht zu befürchten.

Die Verfertigung der **Quecksilber- Blei- Kupfer- Antimonium- und Arsenikpräparate** und die Arbeit der Metallvergolder, sind nicht ohne Gefahr für die Arbeiter, welche sich gewöhnlich in den Werkstätten aufhalten, aber auch ihre Einflüsse schränken sich auf die Werkstätte ein; alles geschieht dort, so zu sagen, auf die Gefahr der Unternehmer und Fabrikanten. Es ist eine des Chemikers würdige Beschäftigung, Mittel aufzusuchen, diesen Gefahren vorzubeugen. Vielen Unbequemlichkeiten dieser Art hat man schon durch die Rauchfänge abgeholfen, welche die Dünste in sich saugen, und in die Luft abführen, ehe sie in die Region, wo geathmet wird, herabkommen. Alles, was die Regierung bei diesen Fabriken zu thun hat, ist, die Wissenschaften auf Vervollkommnung der Mittel zu richten, durch welche

che diese Prozesse der Gesundheit minder gefährlich werden.

Die Fabrikation des **Berlinerblau** und die des **kohlensauren Ammoniaks** durch Destillation thierischer Substanzen in den neuen Salmiakfabriken erzeugen eine große Menge stinkender Dämpfe und Gasarten, die zwar an sich der Gesundheit nicht nachtheilig, aber doch sehr beschwerlich sind. Da man nun als guter Nachbar nicht allein nicht gefährlich, sondern auch nicht beschwerlich seyn soll, so müssen die Unternehmer solcher Fabriken, wenn sie ihr Lokal wählen können, darauf sehen, daß es, so viel möglich, von allen Wohnungen entfernt sey. Ist aber die Anstalt schon eingerichtet, so würde es hart seyn, wenn die Obrigkeit ihre Verlegung anbefehlen wollte; in diesem Falle ist es hinreichend, den Vorsteher anzuhalten, daß er hohe Schornsteine baue, damit die unangenehmen Ausdünstungen in der Luft ersäuft werden. Dieses Mittel ist besonders in den Berlinerblau-Fabriken anwendbar.

Sollen nun Farben-, Salmiak-, Stärkefabriken und andere angelegt werden, deren Ausdünstungen der Nachbarschaft beschwerlich fallen, oder sie mit beständiger Feuersgefahr bedrohen, so ist es der Weisheit, Billigkeit und Vorsicht gemäß, als Grundsatz festzusetzen, daß dergleichen Anstalten nur auf besondere Erlaubniß innerhalb der Stadtmauer angelegt werden dürfen, und daß den Unternehmern, welche diese Bedingung nicht erfüllt haben, anbefohlen werde, ihre Fabriken, ohne Entschädigung, auswärts zu verlegen. Es ergiebt sich also:

1) daß die Darmsaitenfabriken, das Hanf- und Flachsrösten, die Gerbereien und alle Anstalten, wo man veget. Substanzen in Menge häuft und in Fäulniß übergehen läßt, durch ihre Nähe der Gesundheit schädlich sind, und also ausserhalb der Städte, fern von allen Wohnungen, zu verlegen sind;

2) daß die Fabriken, in welchen das Feuer unangenehme Gerüche entwickelt, wie die Brennereien auf Säuren, die Salmiakfabriken und andere mehr, nur aus Mangel an Vorsicht können nachtheilig werden, und daß die Sorgfalt der Polizei sich hiebei auf eine thätige Aufsicht einschränken muß, um die Fabrikation und die Behandlung des Feuers zu vervollkommnen, und die Reinlichkeit zu unterhalten;

3) daß es der Weisheit und Billigkeit einer guten Obrigkeit gemäß seyn würde, die eigenmächtige Anlegung aller Fabriken innerhalb der Städte, deren Nähe wesentlich beschwerlich oder gefährlich ist, zu verbieten. Zu dieser Klasse gehören die Mistpulver-Bereitung, die Gerbereien, die Stärkefabriken, die Metallgießereien, die Seifensiedereien, die Schlachthäuser, die Niederlage der Lumpen, die Berlinerblau-, Firniß-, Leim- und Salmiakfabriken, die Fabriken auf Töpferzeug u. s. w.

Ueber Spar- und Kochöfen in Petersburg.

Die Holzersparung bei der Heizung der Oefen, so wie die Kunst, die Wärme lange beisammen zu erhalten, ist in Petersburg schon weit gediehen, und verdient wohl dem armen Deutschlande, wo in dieser Hinsicht noch eine unbegreifliche Nachlässigkeit Statt findet, zum Muster aufgestellt zu werden. Die dortige Einrichtung der Stubenöfen sowohl, wie der bequemen Kochöfen, wie man die Heerde in vielen Häusern daselbst wohl nennen kann, ist gewiß der Nachahmung werth.

Die Oefen in Petersburg werden mit vielen Zügen angelegt, so daß der Rauch erst fast ganz abgekühlt in den Schornstein geht, der nie durch eine dünne blecherne Röhre, wie in Deutschland, sondern durch einen gemauerten Abzug mit dem Ofen verbunden ist. Wenn das Holz ganz zu glühender Asche verbrannt ist, welches durch den Zug so schnell als möglich befördert wird, so läßt sich die Abzugsröhre im Ofen selbst erst durch einen in dem darauf angebrachten eisernen Rand genau einpassenden eisernen Deckel, worüber dann noch eine eiserne Stürze gedeckt wird, auf das genaueste verschließen. Von eisernen Oefen weiß man nichts, sondern diese sind alle von Kacheln, die aber nicht allein an sich sehr dick sind, sondern auch noch mit Lehm und zerhackten Ziegelsteinen gefüttert werden. Der Raum zum Einheizen wird bei diesen Sparöfen so eng als möglich gemacht, und sehr genau darauf gesehen, daß von der Gluht, die fleißig umgeschürt wird, nichts verlohren geht. Ein solcher Ofen hält die Wärme 24 Stunden, und ist alsdann noch lauwarm; auch bleibt die Temperatur im Zimmer, da die Wärme nur nach und nach verschwindet, sich immer ziemlich gleich; nie aber kann der Fall eintreten, daß der Ofen in dem einen Augenblick glühet und in dem andern wieder kalt ist, wie man dies in Deutschland so häufig findet.

Obgleich man übrigens der Wärme so viel als möglich jeden Ausgang, besonders durch doppelte Fenster, versperrt, an welchen auch die kleinste Ritze sorgfältig mit Werg verstopft und überdem die Einfügung mit Papierstreifen beklebt wird: so darf man doch nicht besorgen, daß die Luft im Zimmer dadurch drückend werde; denn der scharfe Luftzug, wenn das Feuer im Ofen brennt, so wie die Oeffnung einer Klappe im Fenster, reinigen die Luft hinlänglich in den ziemlich allgemein hohen und geräumigen Zimmern.

Mit Unrecht würde man jedoch diese Oefen Russische nennen; denn die ächt russischen Oefen, wie man sie in den Häusern der geringern Klassen und im Lande findet, sind nichts

we-

weniger als holzsparend und bequem. Nur in Petersburg und Moskau hat das Bedürfniß besonders die Ausländer vermocht, auf eine zweckmäßigere Einrichtung der Oefen zu denken, die ihnen denn auch vorzüglich gelungen ist.

Noch mehrere Aufmerksamkeit verdient aber wohl die Anlage der Heerde, wie sie in vielen Häusern in Petersburg Statt findet. Sie werden nämlich mit Kacheln bekleidet und wie ein Ofen gebauet. Die Höhe ist ungefähr die eines gewöhnlichen Feuerheerdes, und so auch die Form. Oben in der Platte befinden sich mehrere runde Vertiefungen, worin Töpfe von gegossenem Eisen eingemauert sind, um welche das Feuer durch Züge geleitet wird, und zwar dasselbe Feuer um 4 bis 5 solcher Töpfe. In diese werden nun die Speisen in kupfernen besonders dazu verfertigten tiefen Töpfen eingesetzt, mit einem Deckel zugedeckt und eine eiserne oder blecherne Stürze darauf gesetzt. Ein solcher Heerd wird mit ganz kleinem Holze geheitzt, und erlangt in einer Stunde den gehörigen Grad von Hitze; alsdann werden die Röhren, die in der Wand angelegt sind, auf eben die Art, wie in den Oefen, verschlossen. Man sieht nun kein Feuer weiter und das Essen wird bereitet. Verträgt es den größten Grad der Hitze nicht bis zum Anrichten, so wird der Topf herausgenommen und auf die heißen Kacheln gesetzt, wo er denn in einer mäßigen Wärme erhalten wird.

Die Vortheile bei einem solchen Heerde sind auch ausser der Holzersparung noch sehr groß. Die Damen können nämlich dabei ohne Bedenken die sonst so beschwerliche Besorgung der Küche übernehmen, und selbst in Linon und Seide nach dem Essen sehen, ohne befürchten zu dürfen, sich die Kleider zu beschmutzen oder zu verbrennen, wenn sie nur die Vorsicht gebrauchen, die eiserne Thür des Kochofens mit einer hölzernen zu verdecken. Da sie kein Feuer sehen, so wird weder ihr Auge geblendet, noch das Blut ihnen in die Wangen getrieben; der verderblichste Feind ihres Putzes und Teints, der Rauch, kann in eine solche Küche nicht eindringen; ihre schönen Hände bleiben auch ohne Handschuh weiß und zart, denn kein schmutziger Ruß bedeckt den Spiegel des Geschirrs, und das verschlossene Feuer kann auch selbst der feinsten zartesten Haut nicht schaden, weshalb unsere eleganten Damen nicht ohne Grund die Küche scheuen. Nie wird in solchen Kochöfen die Suppe oder das Gemüse verbrennen, und das Fleisch hart und ungahr seyn. Auch hat man dabei nicht nöthig nachzusehen, ob auch das Feuer gehörig ausgelöscht ist, denn Feuer kann in diesen Küchen gar nicht auskommen. Die Mägde werden ferner in solchen weit lieber im Dienste bleiben, weil ihnen das unangenehme Aufwaschen, welches besonders die Hände sehr angreift und die Haut hart und rauh macht, dabey größtentheils erspart wird, und zugleich eine wohlthuende Wärme, selbst bei

bei der größten Kälte, sie hier beständig umgiebt. —

Die sogenannten englischen Küchen mit eisernen Platten gewähren so ziemlich auch diese Vortheile nur mit dem Unterschiede, daß bei dem geringsten Ueberwallen der Casserollen, Dunst und Geruch unvermeidlich sind. Bei den Fliesen aber fällt dies ganz weg, und der wenige Dampf und Geruch der Speisen selbst wird durch eine im Schornstein angebrachte Klappe herausgelassen. Auch kann ein solche Küche ganz ohne Rauchfang bestehen. Zugleich ist sie so warm, daß sie dem Gesinde auch im Winter völlig als Wohnstube dienen kann. Im Sommer darf man nur die Fenster und die Klappe im Rauchfange öffnen (welches selbst im Winter zuweilen nöthig seyn dürfte), und die Hitze wird alsdann nicht sehr beschwerlich fallen.

Etwas für Oekonomen.

Herr Pictet, Besitzer einer Heerde spanischer Schafe von Lanoy in der Nähe bei Genf, empfiehlt in seiner Bibliotheque britannique sehr das Verfahren, daß man in den Schafställen eine Menge leichter Erde oder Sand unter die Streu mischt, weil alsdann die Schafe immer trocken liegen, kein übler Geruch in den Ställen entsteht und die Quantität des Düngers, ohne an seiner Qualität zu verliehren, um das Doppelte vermehrt wird. Das Verfahren ist dieses: Im Schafstalle wird der Boden mit Thon wie eine Tenne ausgeschlagen, und darauf lockere trockne Erde 2 Zoll dick geschüttet, diese aber mit Stroh bedeckt. So wie es im Stalle zu riechen anfängt, bringt man früh das noch nicht verfaulte Stroh längs den Krippen, schüttet nun von neuem 1 Zoll hoch trockne Erde auf und überdeckt sie mit frischem Stroh. Hiedurch wird der Geruch völlig vermieden, indem das Antimonium, welches die Schafe durch die Ausdünstung von sich geben, von der Erde absorbirt wird. Das Antimonium wird nicht nur dadurch den Schafen selbst unschädlich sondern es bleibt auch für die Düngung unverlohren, indem es von der Erde oder dem Sande festgehalten wird. So oft der Geruch wieder merklich wird, muß man obiges Verfahren wiederholen, und wenn sich der Boden in Absicht der Krippen und Raufen nach und nach dadurch zu sehr erhöht, so wird die ganze Düngermasse aus dem Stalle geschafft, in Haufen gebracht und mit Wasser begossen, wodurch sie alsobald in Gährung geräth und sich in eine fette gleichartige Gestalt verwandelt, welche besonders auf Wiesen mit großem Nuzzen als Düngungsmittel gebraucht werden kann. Nur muß dieser Mist bald verbraucht werden, weil er sonst mit Schimmel bedeckt wird, und dadurch an Güte verliehrt.

Neues
Hannoversches Magazin.
50tes Stück.
Montag, den 20ten Junius 1808.

Einige Notizen über Brasilien, in statistischer und naturhistorischer Hinsicht gesammelt

vom supern. Amtschr. Lüning.

Sollte wohl irgend ein Land in jetziger Katastrophe unserer so merkwürdigen Zeit mehr Interesse haben, als Brasilien?

Diese Blätter erlauben keine detaillirte Beschreibung dieses Landes; daher muß ich mich, wiewohl ungern, nur auf einige Notizen über dasselbe beschränken. Zur bequemern Uebersicht theile ich diese in folgende drei Abschnitte:

I. Ueber die Lage und Entdeckung Brasiliens und dessen Ureinwohner.
II. Ueber die Beschaffenheit dieses Landes, dessen Klima und Produkte.
III. Ueber die Verfassung und Regierungsform des von den Portugiesen occupirten Brasiliens.

Zuerst also:

I.
Ueber die Lage und Entdeckung Brasiliens und dessen Ureinwohner.

Brasilien wird gegen Osten vom Atlantischen Meere, gegen Süden vom de la Plata-Flusse, gegen Westen von Paraguay und dem Amazonen-Lande, und gegen Norden vom Amazonen-Flusse und dem Atlantischen Meere begrenzt.

Entdeckt wurde dieses Land ums Jahr 1500.

Wer der erste Entdecker war, ist ungewiß. Mit Bestimmtheit weiß man indeß, daß ein Portugiese, Peter Suarez Cabral, in der Mitte des Jahrs 1500 an Brasiliens Küste, bei der jetzigen Stadt Porto seguro, landete.

Er hinterließ keine Colonie, sondern nahm nur, — mit dem gewöhnlichen Formale, — durch Aufrichtung des Portugiesischen Wappens und eines Kreuzes, Besitz von diesem Lande für seinen Regenten, und seegelte dann wieder ab.

Den Namen **Brasilien** erhielt es von dem bekannten Brasilienholze, welches sehr häufig daselbst wächst.

Anfangs hieß es: das Land des heiligen Kreuzes.

Es wurde zuerst so wenig geachtet, daß der König von Portugal es für ein geringes Geld verpachtete, und sich damit begnügte, durch die Besitznahme desselben seinen Titel erweitert zu haben. Einigen Herren wurden sogar ganze Provinzen zum Eigenthum überlassen. Ostindien zog nämlich damals fast alle Aufmerksamkeit der portugiesischen Regierung auf sich.

Erst ums Jahr 1550 wurde von der Regierung in Portugal — unter dem König Johann III. — mehr Rücksicht auf dieses Land genommen.

Nachdem der Werth und Reichthum desselben demnächst bekannter wurde, suchten auch die Franzosen und Holländer, von denen sich diese am längsten hielten, Besitz davon zu nehmen.

Die Krone Portugal behauptete es aber im Anfange des 17ten Jahrhunderts ausschließlich.

Die **Ureinwohner Brasiliens** theilen sich in folgende 6 Völkerschaften:

1) die Margajer; 2) Uetacaer; 3) Maguer; 4) Cariges; 5) Topajer und 6) Tubinamber. Ausser diesen giebts jedoch noch kleinere Stämme.

Im Nachstehenden theile ich nur Nachrichten von denen mit, die von den Portugiesen entfernt wohnen, und sich nicht zur christlichen Religion bekennen.

Diese nähern sich in ihrer Lebensweise den Portugiesen. Jene sind zwar mit Rücksicht auf ihre Sitten und Lebensart in manchen Stücken unter sich verschieden, kommen jedoch in folgendem ziemlich überein.

Nach ihren **Religionsbegriffen**, die wir aber noch nicht genau kennen, sollen sie zwar keine Gottheit anbeten, dennoch glauben sie an eine Fortdauer nach dem Tode, von der sie versichern, sie würden, in Geister verwandelt, beständig auf angenehmen und mit Bäumen bepflanzten Gefilden tanzen.

Verwirrte Erzählungen von einer großen Wasserfluth, durch die das ganze Menschengeschlecht, mit Ausnahme zweier, die Geschwister gewesen wären, umgekommen sey, hat man auch von ihnen. Diese zwei, ein Bruder und dessen Schwester, wären ihre Stamm-Eltern.

Die **Größe** und **Gestalt** der eingebohrnen Brasilianer, auch Indianer genannt, kömmt der eines gut gewachsenen Europäers gleich.

Der ununterbrochene Genuß der freien heitern Luft macht sie dauerhaft und sehr wenigen Krankheiten unterworfen. Ihre Arzneimittel sind, nebst den Kräutern ihrer Gefilde, das Fasten.

Noch

Noch nie bemerkte man Ungestaltete oder Krüppel unter ihnen. Stets sind sie lustig, wie ihre Gefilde stets grün sind. Sie sind kraftvolle Naturmenschen.

Ihre Körperfarbe ist fast eben die der Spanier.

Nirgends, — als auf dem Kopfe, — können beide Geschlechter Haare leiden; die an andern Stellen ihres Körpers, sogar — die Augenbraunen und Wimpern — werden, sobald sie hervorkommen, ausgerupft.

Die Männer durchstechen die Unterlippe, einige auch die Wangen, und tragen in diesen Oeffnungen weiße Knochen, selbst Steine, oft fingerslang.

Eine platte Nase gilt unter ihnen für eine Schönheit. Deshalb verfehlt eine sorgsame Mutter nicht, ihrem Kinde (wie wir den Möppelchen), sofort nach der Geburt, die Nase platt zu drücken.

Sie schminken sich auch; aber vorzüglich die Beine und Schenkel, mit schwarzer Farbe.

Diese Schwärze ist bleibend, weshalb sie sämmtlich mit schwarzen Beinkleidern uniformirt zu seyn scheinen.

Ein vorzüglicher Gallaputz besteht in, weißen Hühnern ausgerupften, Flaumfedern, die sie, roth gefärbt, mit einem klebrichten Gummi über den ganzen Leib kleben.

Auch tragen die Männer Halsbänder von Knochen von einer schimmernden Weiße, in Gestalt eines halben Mondes, die oben an ein baumwollenes Band gereihet sind. Zur Abwechselung hängen sie zuweilen kleine Kugeln von sehr glänzendem schwarzen Holze darunter.

Das schöne Geschlecht unter ihnen hat gleichen Anzug mit den Männern. Es unterscheidet sich jedoch dadurch, daß es nicht, wie diese, das Haupthaar vorn abschneidet, sondern es, sorgfältig geordnet, in 2 gleiche Theile getheilt und zusammen gebunden, über die Schultern hängen läßt. Auf schönes langes Hinterhaar sind sie sehr stolz.

Die Frauen und Mädchen haben auch keine durchstochene Unterlippen und Wangen. Dagegen tragen sie Ohrringe von Seemuscheln, die weiß und rund sind, und etwa einem mittelmäßigen Lichte an Länge gleichen.

Diese verlängern ihre Ohrläppchen bis auf die Schultern. Sie bemahlen oder schminken sich wechselseitig das Gesicht mit einem Pinsel, der bald in blaue, bald in gelbe und bald in rothe Farbe getunkt wird, und womit sie schneckenförmige Züge machen.

Sie tragen Armbänder, wozu sie meistens farbige Glasknöpfe von den Portugiesen eintauschen.

Viele Mühe kostete es, diese, vor der Ankunft der Portugiesen ganz unbekleideten Brasilianer an eine Bekleidung zu gewöhnen. Wurde ihnen ein Hemd angezwungen, so nahmen sie dasselbe oft, aus Furcht, es zu beschmutzen, bis über die Achseln auf.

Seit der Niederlassung der Portugiesen an ihren Küsten tragen sie jedoch

meistens einen Gürtel oder Schurz um die Mitte des Leibes.

Die Sprache der einzelnen Völkerschaften ist zwar verschieden, doch ist die der Tupinamber die herrschendste.

Sie leben meistens in Polygamie. Ungeachtet eine Trennung der Verbindung beider Geschlechter nicht selten unter ihnen ist, so halten sie doch äusserst strenge darauf, daß keine Frau mit einem andern Manne, und umgekehrt, Umgang habe.

Jagd, Fischerei und Krieg sind fast ausschließlich die Beschäftigungen der Männer unter den Brasilianern im Innern des Landes.

Die Weiber spinnen Baumwolle zu Seilen und Hangmatten, und besorgen die Bereitung der Speisen; auch machen sie irdene Gefäße.

Die Mutter trägt das neugebohrne Kind am Halse hangend, in einer dazu gemachten baumwollenen Binde.

Bei ihren Tänzen heften sie sich vorher ausgehöhlte Früchte (Aluai) von der Größe der Kastanien, die mit kleinen Steinen angefüllt sind, an die Beine. In den Händen halten sie hohle, gleichfalls mit Steinen angefüllte, Calebassen, die Frucht des amerikanischen Kürbisbaums. Dieses zusammen mag ein angenehmes Geklapper verursachen!

Die Bewaffnung der Männer besteht

1) in einer Keule von Brasilienholze, Tacape von ihnen genannt, die gewöhnlich 6 Fuß Länge, 1 Fuß Breite und 1 Zoll im Durchmesser hält;

2) in einem Bogen von eben dem Holze, und in sehr langen Pfeilen, die theils mit spitzigen Knochen und dem äussersten Ende eines Roggenschwanzes, theils mit einem Pfeileisen oder mit einer Nadel zugespitzt sind. Dieses letztere tauschen sie von den Europäern ein;

3) in einem runden breiten Schilde, aus einer Thierhaut geschnitten.

In den Kriegen, die nicht selten und ziemlich verwüstend sind, müssen die Weiber den Männern die Lebensmittel nachtragen.

Die Losung zum Kriege wird mit einem Horne, welches sie Inubia nennen, und mit Pfeifen von Knochen gegeben.

Unter sich leben sie sehr ruhig, friedlich und keiner verschließt seine Hütte.

Ausser vom Wildprett und Fischen, nähren sich diese Brasilianer von trefflichen wildwachsenden Früchten und von zweierlei Wurzelgewächsen, Aipy und Monioc genannt.

Diese letztern beiden Pflanzen werden von ihnen gebauet, und geben, getrocknet und geschabt, eine Art Mehl.

Ueberdem wissen sie auch verschiedene Getränke zu bereiten.

Eine ihrer besondern Gewohnheiten ist die, daß sie nie zugleich essen und trinken. Jedes hat seine besondere Zeit bei ihnen. Sie baden sich sehr häufig.

Sie

Sie haben keine Könige oder Fürsten. Alte, erfahrne und tapfere Männer stehen aber in vorzüglichem Ansehen bei ihnen, und die Tapfersten sind ihre Anführer im Kriege.

Fremde nehmen sie meistens sehr gastfreundschaftlich auf. Einen Europäer nennen sie Mair. Will man mehr als einmal in ein und dasselbe Dorf gehen, so muß man den Hausvater, (Mussacat) bei welchem man beständig einkehren will, aufsuchen. Sehr übel würde es derjenige, bei dem man einmal gewesen ist, aufnehmen, wenn man ihn verließe und einen andern wählte.

Ihr Benehmen bei der Aufnahme eines Fremden ist etwa folgendes:

Bei der Ankunft des Reisenden, der sich an der Thür zeigt, nöthigt ihn der Mussacat, sich in ein baumwollenes, in der Luft hängendes Bette zu setzen, wo er ihn eine Zeitlang läßt, ohne ihm ein Wort zu sagen. Unterdessen versammelt er seine Weiber, die sich auf die Erde um das Bette des Reisenden niedersetzen, und beide Hände vors Gesicht halten. Bald darauf vergießen sie Thränen — der Freude, und sagen ihrem Gaste, unter beständigem Weinen, allerlei Schmeicheleien. Will der Fremde eine gute Meinung von sich erwecken, so muß er dadurch gerührt scheinen. Nach dieser ersten Begrüßung kommt der Hausherr, welcher sich unterdessen in einem Winkel seiner Hütte zu beschäftigen scheint, und sich stellt, als ob er nicht wüßte, was vorginge, wiederum zu dem Bette, und fragt den Fremden, wie er sich befinde, imgleichen, welche Ursache ihn zu seiner Wohnung führe. Diese Fragen müssen gehörig beantwortet werden. Hierauf läßt er, wenn der Fremde zu Fuße gekommen ist, Wasser bringen, womit seine Weiber demselben die Füße und Beine waschen. Sodann fragt er: ob man zu trinken oder zu essen verlange? Wünscht der Fremde eins oder das andere, so läßt der Mussacat seinen Vorrath an Lebensmitteln sogleich auftragen. Zum Schlafen wird dem Fremden ein reinliches, weißes nis, — eine baumwollene Hangmatte, aufgehangen. Des andern Tages früh kommt der Mussacat, und erkundigt sich, wie der Fremde geschlafen habe. Hiebei erhält jener gewöhnlich einige Kleinigkeiten zum Geschenk.

Die **Leichenbegängnisse** dieser Brasilianer bestehen weniger in Ceremonien, als in Thränen und Klagen, wovon diese das Lob des Verstorbenen enthalten. Sie begraben die Leichname aufgerichtet. Stirbt jemand, der sich ausgezeichnet hat, so werden ihm Federn, seine Halsbänder und Waffen mit ins Grab gegeben.

II.

Ueber die Beschaffenheit Brasiliens, dessen Klima und Produkte.

Wenden wir uns nun zu der **Beschaffenheit des Landes** selbst, des **Klima** und der **Produkte**.

An der Küste des Meers ist Brasilien größtentheils flach; im Innern dagegen bergig und waldig.

Die **Fruchtbarkeit des Erdreichs** ist so groß, daß kein uns bekanntes Land der Erde eine grössere Anzahl meistens eßbarer Baumfrüchte, Wurzeln und Hülsenfrüchte, selbst ohne Zuthun der Menschen erzeugt.

Sehr viel trägt das heitere, treffliche **Klima** dieser Gegend dazu bei. Zwar ist die Hitze, nach dem Aequator zu, bedeutend; dagegen ist die Luft in den südlicher belegenen Provinzen, und namentlich in der Gegend von Rio de Janeiro, — der Hauptstadt des Landes und muthmaaßlichen Residenz des Königs von Portugal, — sehr gemäßigt, und dem des obern Italiens gleich. Ueberdem wird die Sonnenhitze an den Küsten durch die Seewinde, im Innern durch die aus den Berggegenden kommenden Winde sehr gemäßigt.

Viele große und kleine **Flüsse**, als der Mananon- oder Amazonen-Strom, la Plata, S. Franciscus, Oyapoc, Ingamby, Parayba und andere durchströmen dieses Land, und machen es durch Bewässerung fruchtbar.

Das **Thierreich** ist in Brasilien vorzüglich zahlreich. Nur einige der merkwürdigsten darf ich, der mir vorgesetzten Kürze wegen, nennen, und mich, in Rücksicht einer kurzen Beschreibung derselben auf **das Handbuch der Naturgeschichte vom Herrn Hofrath Blumenbach** beziehen, welches ohne Zweifel in den Händen der meisten Leser seyn wird.

Von **vierfüßigen Thieren** also 1) den Jaguar (amerikanische Tiger), 2) Cuguar (amerikanische Löwe), 3) Tapir, 4) Tajassu (Bisamschwein), 5) Aguti (Ferkelkaninchen), 6) Tatu (Armadill), 7) Ai.

Ausser diesen giebt es eine Menge Affen und Meerkatzen, wilde Katzen und Hunde von mancherlei Arten und Farben.

An **vierfüßigen Hausthieren** findet man vorzüglich vieles Rindvieh, treffliche Pferde und Schafe.

Von den beiden erstern existiren auch **verwilderte Racen**, von denen sich jeder so viele einfangen und zueignen kann, als er will.

Nach der Versicherung des Herrn **von Humboldt** giebt es in dem nahe an Brasilien gränzenden Paraguay Ebenen von 200 Meilen, die ganz mit wilden umherirrenden Pferden, — ursprünglich von spanischer Race, — bedeckt sind. Einige Reiter bringen in wenigen Tagen oft einige 1000 Stück zu Hause. Sie werden theils einzeln mit Schlingen, theils in Massen gefangen. Ehedem wurde ein solches Pferd für einige Nähnadeln von den Indianern verkauft.

Bei großen Jagden auf wild gewordenes Hornvieh wird meistens nur die Haut, die Zunge und das Fett des getödteten Viehes benutzt, das Fleisch bleibt den Thieren zum Fraße.

Der

Der Fang dieses Hornviehes geschiehet gewöhnlich mittelst lederner Riemen. Ein Riemen wird dem Ochsen über die Hörner geworfen, während ein Anderer den zweiten Riemen um die Hinterfüße wirft, ihm dann auf den Rücken springt und ihn durch einen Stich in den Hals tödtet.

Von **Vögeln** giebt es in Brasilien eine kaum zählbare Menge Arten, die sich fast alle durch Schönheit auszeichnen.

Es sey mir erlaubt, nur eine derselben, 1) den Aracanga oder Aras, in Rücksicht seiner Schönheit zu beschreiben; von den übrigen aber einige, mit Hinweisung auf die oben angegebene Naturgeschichte, zu nennen.

Der Aras hat sowohl in Ansehung seiner Größe als Schönheit den Vorzug vor allen andern **Papagoyen**. Seine Brustfedern sind von schöner Purpurfarbe; die Federn gegen den Schwanz zu sind theils gelb und grün, theils blau und schön glänzend, und die des übrigen Körpers eine Mischung dieser drei Farben. Er legt nur zwei Eier. Seine Zähmung ist leicht, und eben so leicht lernt er sprechen.

Noch nenne ich 2) den Amazonen-Papagoy, 3) Tucan (Pfefferfraß), 4) Condor, 5) Geyerkönig, 6) Jupujaba, 7) Jacuna, 8) Agami, 9) Noddi, 10) Anhinga.

Vom zahmen Geflügel hat man Puter, deren Stammland Brasilien ist, — und Haushühner, die von den Portugiesen dahin gebracht sind, im großen Ueberflusse.

An **Fischen** sind das Brasilien begränzende Meer und die dasselbe durchschneidenden Flüsse ganz vorzüglich reichhaltig.

An den Meeresküsten werden Wallfische u. d. m. gefangen.

Unter vielen **Amphibien** giebts zwar Schildkröten, aber auch Crocodile (Kaiman), und eine ziemliche Anzahl Schlangen, von denen mehrere giftig sind.

Von den **Bäumen** sind vorzüglich bemerkungswerth: 1) der Aratica, mit Früchten, die an Geruch und Geschmack lieblich sind. 2) der **Cocosbaum**, steht um die Wohnungen gepflanzt. 3) Der immergrüne **Innipha**, dessen Laub sich alle Monat erneuert, und der Früchte, an Gestalt den Orangen, an Geschmack aber den Quitten gleich, trägt. 5) Der **Jacatiba**. Er trägt eine Frucht, an Größe einer Limone gleich, die einen sehr scharfen Geschmack hat. Seine Rinde, von der Spitze der Zweige bis an das Ende der Wurzeln, hat eben diese Eigenschaft. Er wird nicht häufig gefunden. 6) Der **Capaiba**. Er gleicht einem Feigenbaum, ist jedoch grösser und dicker. Er enthält eine große Menge Oel, das so hell, als das der Oliven ist, und durch einen kleinen Einschnitt in Menge gewonnen wird. 7) Der **Sabom**, trägt eine Frucht, grösser als eine sechspfündige Kanonenkugel, in Gestalt eines Bechers, die kleine Kerne, an Geschmack und Gestalt den Mandeln gleich, enthält.

hält. 8) Der **Brasilienbaum.** Er gleicht an Höhe unsern Eichen, ist aber höckerig, krumm und voller Knoten, wie der Weißdorn. Seine Blätter gleichen denen des Buchsbaums. Er wächst meistens zwischen Felsen auf unfruchtbarem Boden. Die Rinde dieses Baums macht drei Viertel seines Stammes aus. Sein Nutzen ist bekant.

Noch sind **Produkte** Brasiliens: viel **Mais**, **Reis**, **Kaffee**, **Ananas** in solcher Menge, daß die Schweine damit gefüttert werden, **Wassermelonen**, viel **Zucker**, **Cacao**, **Vanille**, **Taback**, **Indigo**, **Baumwolle**, **Hanf**, wildwachsende, sehr gesunde **Bohnen**, viele Arten **Erbsen**, **Steckrüben** u. m. a. europäische Gewächse.

Ueberdies, seit etwa 30 Jahren, ein ziemlich starker **Kornbau**.

Auch sind die immer grünenden Vieh-**Weiden** ganz vortrefflich.

Hieraus wird leicht begreiflich, daß Brasilien, bei seiner großen Fruchtbarkeit, alle zur Existenz erforderlichen Bedürfnisse reichlich erzeugt. Schade nur, daß die Kultur der Produkte, seit der Entdeckung der Gold- und Diamant-Gruben, (seit etwa 110 bis 120 Jahrn) sehr vernachlässiget worden ist, indem man nun dem Erwerbe dieser Schätze alle Mühe und Anstrengung gewidmet hat.

Das **Gold**, — auf dessen Nachforschung man durch die bei den Indianern gesehenen goldenen Angelhaken gerieth, — wird theils aus den Bergwerken theils von den Sklaven aus den Flüssen gesammelt; die **Diamanten**, die noch später, als das Gold, entdeckt wurden, werden — doch nur in bestimmter Quantität, — aus Flüssen und ausgewaschenen Graben unterm Sande gesucht.

Der Schluß folgt.

Mittel gegen die Erdflöhe.

Man löse in 10 bis 12 Quartier Wasser ¼ Pfund Schmierseife (weiche schwarze oder grüne Seife) auf, welches man am leichtesten bewerkstelligen kann, wenn man die Seife unter fleissigem Umrühren nach und nach mit Wasser verdünnt. Mit dieser Auflösung begieße man das Land, wenn der Samen eben aufgegangen ist, oder sobald man bemerkt, daß die Keime aus der Erde hervorbrechen wollen; und man wird dadurch die Pflanze vor diesem Insekt sichern.

Neues
Hannoversches Magazin.

51tes Stück.

Freitag, den 24ten Junius 1808.

Einige Notizen über Brasilien, in statistischer und naturhistorischer Hinsicht

gesammelt

vom supern. Amtschr. Lüning.

(Schluß.)

III.

Ueber die Verfassung und Regierungsform des von den Portugiesen occupirten Brasiliens.

Bei den Angaben über die Verfassung und Regierungsform desjenigen Theils von Brasilien, welchen die Portugiesen bewohnen, muß ich im voraus bemerken, daß die Portugiesen, gleich den Spaniern, sich von jeher beflissen haben, keine ganz genaue Nachrichten davon mitzutheilen. Nur folgendes ist mit ziemlicher Gewißheit bekannt:

Brasilien wird in 9 Capitaneas (Hauptmannnschaften?) eingetheilt. Sie heißen:

1) Para.
2) Maranhano oder Maranhao.
3) Fernambuco.
4) Bahia.
5) Rio-Janeiro.
6) S. Paulo.
7) Goyazes.
8) Mato grosso und
9) Minasgeraes.

Die letztern drei sind die Bergwerksprovinzen.

Die Herrschaft der Portugiesen erstreckt sich auf 50 Meilen von der Meerküste ins Innere des Landes. Längst der Küste, vom Ausflusse des Amazonenstroms bis zur Mündung des la Plata, beträgt die Entfernung über 500 Meilen.

Die meisten großen Häuser in Portugal besitzen Grundstücke in Brasilien.

Rio de Janeiro (auch S. Sabastian, jedoch unrichtig, genannt,) ist

die Hauptstadt Brasiliens, und die Residenz des Vicekönigs, (Statthalters) – jetzt die des Prinz Regenten von Portugal, der sich dahin zurückgezogen, und die Reise von Lissabon dahin (nach Nr. 55. unter: Schreiben aus Paris vom 28ten März des Hamburger Correspondenten) binnen 30 Tagen zurückgelegt hat.

Jene Stadt ist der Mittelpunkt des portugiesischen Handels, und hat etwa 30,000 Einwohner. Ihre Länge beträgt eine halbe Stunde; ihre Breite nicht über 10 bis 12 Häuser. Sie wird in drei Abtheilungen eingetheilt, in die obere, mittlere und niedere. Die Portugiesen führen in dieser Stadt größtentheils ein unthätiges und üppiges Leben. Das Hauswesen überlassen sie meistens ihren Sklaven.

Nur von der Seite der Bay, an welcher diese Stadt belegen ist, wird sie durch 4 Schanzen vertheidigt. Von der Landseite ist sie nicht befestigt.

In der Hauptmannschaft Rio Janeiro ist der vornehmste Sitz der berühmtesten Völkerschaft der Ureinwohner Brasiliens, der Tupinamber. Sie ist jedoch jetzt nicht groß mehr. Vorhin war sie den Portugiesen durch ihre Tapferkeit sehr furchtbar.

Ausser Rio de Janeiro sind noch folgende Städte bemerkenswerth:

1) S. Salvador, die ehemalige Hauptstadt Brasiliens, hat etwa 20000 Einwohner, liegt an einer steilen Anhöhe, hat enge unebene Strassen, und wird durch 3 Schlösser vertheidigt.

2) S. Vincent liegt an einem Hafen, der nur für kleinere Schiffe brauchbar ist. In der Nähe dieser Stadt wohnen die Cariges, eine Völkerschaft der Eingebohrnen Brasiliens, welche die gesittetsten, und uns an Weiße gleich sind. Aufrichtigkeit im Handel charakterisirt sie, und nur die Furcht vor Sklaverei, zu welcher sie manchmal von den Portugiesen weggeführt wurden, verursacht, daß sie selten nach S. Vincent kommen.

3) S. Paul liegt auf einem Hügel, aus dessen Fuße 2 Bäche entspringen. Man hat von dieser Stadt eine herrliche Aussicht, gegen Süden, Osten und Norden auf unbegränzte Ebenen, gegen Westen auf sehr große Wälder. Sie enthält nicht viel über 100 Häuser, eine Kirche, ein Benedictinerkloster und ein Jesuiter Colleg um.

4) Olinda oder Fernambuc ist an einem erhabenen Orte am Ufer gebauet, und enthält viele Hügel in ihren Ringmauern. Sie hat zwei Kirchen, ein Jesuiter Collegium und mehrere Klöster. Ihr Hafen ist klein und nicht sehr bequem. Die portugiesischen Einwohner mögen sich etwa auf 2000 belaufen; die Anzahl der Sklaven und Indianer beträgt mehr.

Ein Vicekönig – Statthalter – regiert (oder regierte) Brasilien.

Jede

Jede der vorhin genannten Hauptmannschaften (Provinzen) hat ihren eigenen Befehlshaber, der General-Capitain heißt, der aber verpflichtet ist, sich nach den allgemeinen Verordnungen des Statthalters zu richten; wenn gleich jeder dieser General-Capitains übrigens von ihm unabhängig ist, da sie ihre Verhaltungs-Befehle unmittelbar aus Lissabon erhielten, und auch dort unmittelbar ihre Rechenschaft ablegten. Sie werden nur auf 3 Jahre ernannt, bleiben jedoch meistens länger auf ihrer Station. Ein in der letzten Zeit ziemlich streng beobachtetes Gesetz verbietet ihnen, in ihrer Provinz (Hauptmannschaft) zu heirathen, oder sich in irgend eine Handlungsgesellschaft einzulassen, oder Geschenke und Sporteln für ihre Amtsverrichtungen zu nehmen.

Die Rechtspflege ist der in Portugal gleich; auch gelten fast dieselben Gesetze. Jede Stadt oder jeder etwas ansehnliche Flecken haben ihren Stadt- oder Fleckenrath, der die geringfügigen Geschäfte der öffentlichen Angelegenheiten besorgt. Ueberdies hat jeder Bezirk seinen Richter. Von diesem wird an die Gerichtshöfe in Rio-Janeiro oder S. Salvador appellirt. In wichtigen Sachen war die Appellation nach Lissabon zulässig.

Das Kriegswesen ist dem, wie es in Portugal war, ähnlich organisirt. Der Statthalter ist Oberbefehlshaber, sowohl über die stehenden Truppen, als auch über die Landmiliz. Diese muß sich selbst die Uniform halten. Sie wird gewöhnlich nur im äussersten Nothfalle im Innern des Landes zusammen berufen; jedoch ist jährlich ein Monat bestimmt, wo sie in den Hauptmannschaften Rio-Janeiro, Bahia und Fernambuc in den Waffen geübt, und während dieser Zeit vom Staate besoldet wird.

Die Neger und Mulatten (Nachkommen der Europäer und Neger) haben ihre eigenen Fahnen, und machen ein besonderes Corps aus. Die Indianer dienen mit den Weissen zusammen.

Mit Ausschluß derer, die jetzt von Portugal oder England vorhin gekommen seyn mögen, zählt man etwa 16 bis 18000 Mann regulärer Truppen und 22 bis 24000 Mann Landmiliz.

Die Anzahl sämmtlicher Einwohner wird nur etwas über 1 Million geschätzt. Die der Portugiesen auf etwa 180000.

Von jeher zeichnete sich die portugiesische Regierung in Brasilien von der in den spanisch-amerikanischen Provinzen durch Toleranz und Billigkeit aus. Hauptbeweise davon sind:

1) daß kein Inquisitions-Gericht daselbst existirte. — Von Mönchsorden sind nur die Benedictiner und Jesuiten da. —
2) Daß die Ureinwohner Brasiliens — die Indianer, — schon seit 1755 frei erklärt sind, das Bürgerrecht erhalten haben, und gleich

gleich den übrigen Colonisten, zu jeder Ehrenstelle gelangen können und wirklich gelangen.

3) Daß die Negersklaven keineswegs so hart und grausam behandelt sind und werden, als in andern von Europäern begründeten Colonien. Sehr häufig wird den Negern ein Stück Land von ihren Herren gegeben, welches sie an Sonn- und Festtagen zu ihrem eigenen Nutzen zu bebauen berechtigt sind, und es giebt nicht wenige Beispiele, daß Sklaven sich durch den Erwerb von solchen Ländereien freikaufen.

Für die Zukunft kann man sich noch bei weitem mehr Toleranz und Aufklärung versprechen.

Die Resultate des Vorstehenden ergeben:

daß im ganzen südlichen Amerika kein Staat sich so sehr zu einer leichten und fröhlichen Existenz eignet, als gerade Brasilien.

Ein heiteres Klima, das einen fast ununterbrochenen Frühling herbeiführt; das nur leichte, mit geringem Aufwande gebauete Wohnungen und eine höchst einfache, unbedeutende Bekleidung nothwendig macht, wo wenig Sorge um Feurung, keine um geheizte Zimmer erforderlich ist u. s. w.

Zu diesem Klima — ein höchst fruchtbarer, mit immerwährendem Grün geschmückter Boden, der nur einer geringen Bearbeitung bedarf, um hundertfältige Erndten hervorzubringen; aus dem so viele herrliche Produkte, selbst ohne Sorgfalt der Menschen, erzeugt werden. — Auch (für die Raucher!) vortrefflicher Taback wächst dort. — Sehr reichliche, fette Weiden; vorzügliche und viele Waldungen im Innern des Landes, und darin viel Wild; mithin eine treffliche Jagd. Diese, — vorzüglich den Indianern zu ihrer Existenz durchaus unentbehrlich, — muß um so interessanter seyn, da man kein wildes Thier in Südamerika antrifft, welches einem europäischen ganz gleich wäre. Ein jagdgerechter Weidmann würde überdem, mit einer guten Büchse und Flinte versehen, dort reichliche Beute machen, da das Revier noch so sehr reichlich bestanden seyn soll.

Die ausgezeichnete Menge Fische in den vielen, Brasilien durchströmenden Flüssen, wird uns als vorzüglich schmackhaft geschildert.

Für die Geist-skultur der dortigen Einwohner ist schon vieles und wird ohne Zweifel noch sehr vieles geschehen. Dieses letztere theils durch Männer, die sich mit dem portugiesischen Hofe dahin begeben haben, theils durch diejenigen, die noch etwa veranlaßt werden könnten, sich dort niederzulassen.

Nach

Nach allen Präsumtionen wird sich Brasilien vielleicht bald auf eine nicht geringe Stuffe der bedeutendsten Staaten erheben.

Fehlts uns etwa an Beispielen, daß einzelne Menschen, selbst ganze Völkerschaften, veranlaßt wurden, ihr väterliches Land zu verlassen, um in glücklichern Ländern ihren Wohnsitz zu suchen?

Sie wanderten meistens nach Westen.

Art zu baden bei den Türken.

Der Freiherr von Campenhausen in seinen Bemerkungen über Rußland erzählt gelegentlich, da er die Badeanstalten in der Stadt Akermann in der Moldau beschreibt, die Art, wie die Türken zu baden pflegen.

Man zieht sich in einem warmen Vorzimmer aus, und wird dann in ein wärmeres Zimmer geführt; hier erwartet einen der Bademeister, der einen großen Handschuh an hat, welcher von Wolle oder von Haaren eines Thiers, die nicht zu Wolle verarbeitet sind, gemacht ist. Nun reibt er erst äusserst sanft, dann immer stärker und stärker den ganzen Körper, macht alle Gelenke knacken, wäscht hierauf den Körper mit laulichem Wasser, legt den Badenden auf ein an der Erde liegendes Polster, setzt sich auf dessen Rücken, und glitscht so bis zu den Füßen herab. Hierauf biegt er des Badenden Rükken, den er beständig reibt, und verursacht dadurch eine sehr angenehme Empfindung. Nach dieser Procedur wickelt er den Gebadeten in eine dazu bestimmte Leinwand wie eine Mumie ein, führt ihn in ein noch heisseres Zimmer, wo er von neuem sanft gerieben und mit wohlriechendem Oel über den ganzen Körper eingerieben wird. Diese Oele hat man zu verschiedenen Preisen. Sobald nun diese Salbung vorbei ist, erhält man einen Schlafrock und Pantoffeln, und begiebt sich in ein anderes Zimmer, wo man Kaffee trinkt, und aus diesem kehrt man zu dem ersten zurück, worin man seine Kleider gelassen hat.

Ein solches Bad kostete dem Hrn. von Campenhausen, der sich dessen bediente, eine Zechine.

Me-

Meteorologische Beobachtungen in Göttingen.

Monat Januar 1808. *)

Tage	Stunden	Barometer	Therm. F.	Therm. R.	Wetter	Wind
1	8	2966	36	2	w.	SSW 1 —
	2	2959	37	2	l. W.	SSW 1 — 2
	10	2954	32	0	b. W.	— 1 — 2
2	8	2941	32	0	l. W.	SSO 1 —
	2	2937	36	2	w.	SSO 1 — 2
	10	2928	36	2	tr.	— — 2
3	8	2919	36	2	R.	SSO 1 — 2
	2	2912	39	3	R.	SSO 2 —
	10	2939	34	1	b. W.	— 1 —
4	8	2964	33	0	w.	SSW — 1
	2	2977	36	2	S.	SSW 1 —
	10	2998	31	0	l. W.	— 0 — 1
5	8	3004	28	— 2	l. W.	S 0 — 1
	2	3001	33	0	w.	S 1 — 2
	10	2994	33	0	tr.	— — 2
6	8	2993	33	0	S.	SSO 1 —
	2	3002	37	2	tr.	SSO 1 —
	10	3022	36	2	tr.	— 0 — 1
7	8	3034	37	2	R.	— 0 —
	2	3037	38	3	tr.	S 0 — 1
	10	3039	37	2	tr.	— 0 — 1
8	8	3033	38	3	tr.	WSW 0 — 1
	2	3033	42	4	tr.	WSW 0 — 1
	10	3034	40	4	tr.	— 0 — 1
9	8	3025	41	4	tr.	W — 1
	2	3022	42	5	r.	WNW 1 —
	10	3026	40	4	r.	— 1 —

*) Die Beschaffenheit der Instrumente und Maaßen, deren man sich bedient, s. N. Hann. Mag. vom J. 1807. St. 14. S. 209.

Tage	Stunden	Barometer	Therm. F.	Therm. R.	Wetter	Wind	
10	8	3031	32	0	w.	W	1 —
	2	3028	37	2	w.	W	— 1
	10	3001	32	0	tr.	—	2 —
11	8	2953	41	4	R.	W	1 — 2
	2	2950	38	3	R.	W	2 —
	10	2953	33	0	w.	—	2 —
12	7¾	2953	29	—1	w.	NW	— 2
	2	2955	33	0	S.	NW	1 — 2
	10	2962	29	—1	w.	—	1 —
13	7¾	2958	29	—1	w.	W	0 — 1
	2	2950	31	0	S.	W	2 —
	10	2961	27	—2	w.	—	0 — 1
14	7¾	2932	34	2	tr.	S	2 —
	2	2911	37	2	R.	SSW	2 —
	10	2894	36	2	R.	—	— 2
15	7¾	2899	34	1	Schl.S.	W	1 —
	2	2923	32	0	S.	NW	1 —
	10	2947	31	0	S.	—	1 — 2
16	7¾	2976	26	—3	tr.	N	— 1
	2	2984	29	—2	S.	N	— 1
	10	2998	24	—4	tr.	—	0 — 1
17	7¾	3007	24	—4	tr.	N	0 — 1
	2	3014	27	—2	tr.	N	1 —
	10	3025	29	—1	tr.	—	0 — 1
18	7¾	3027	25	—3	tr.	N	— 1
	2	3030	27	—2	w.	N	0 — 1
	10	3024	22	—4	tr.	—	0 — 1
19	7¾	3008	23	—4	w.	W	0 — 1
	2	2999	31	0	tr.	WSW	0 — 1
	10	2988	29	—1	tr.		0 — 1
20	7¾	2959	28	—2	tr.	SW	1 — 2
	2	2947	32	0	S.	SSW	— 2
	10	2942	31	0	tr.	—	1 —

Tage	Stunden	Barometer	Therm. F.	Therm. R.	Wetter	Wind.	
21	7¾	2947	30	—1	w.	W	o — 1
	2	2959	34	1	d. W.	W	o — 1
	10	2978	22	—4	h.	—	o — 1
22	7¾	2999	24	—4	tr.	SO	o — 1
	2	3004	27	—2	w.	SO	o — 1
	10	3007	16	—7	tr.	—	o — 1
23	7¾	3002	18	—6	Reif	N	o — 1
	2	2996	22	—4	Reif	N	1 —
	10	2992	14	—8	tr.	—	o — 1
24	7¾	2980	13	—8	Reif	SSO	o — 1
	2	2979	24	—4	l. W.	SO	o — 1
	10	2976	26	—3	tr.	—	— 1
25	7½	2959	27	—2	tr.	S	1 —
	2	2952	33	0	tr.	S	1 — 2
	10	2943	27	—2	tr.	—	— 2
26	7½	2936	25	—3	tr.	SSO	1 —
	2	2927	31	0	S.	SSO	1 —
	10	2930	29	—1	tr.	—	o — 1
27	7½	2933	28	—2	tr.	S	o — 1
	2	2947	36	2	S.	S	— 1
	10	2962	26	—3	l. W.	—	o — 1
28	7½	2946	26	—3	S.	S	2 —
	2	2928	34	2	S.	S	— 2
	10	2925	36	2	N.	—	— 1
29	7½	2927	34	1	schl. S.	S	— 1
	2	2936	36	2	schl. S.	NW	1 —
	10	2949	35	1	r.	—	1 — 2
30	7½	2959	34	1	d. W.	NW	o — 1
	2	2963	33	0	l. W.	NW	o — 1
	10	2967	35	1	R.	—	1 — 2
31	7½	2956	39	3	R.	WSW	— 1
	2	2960	43	5	R.	WSW	o — 1
	10	2971	39	3	w.	—	o — 1

F. C. W.

Neues
Hannoversches Magazin.
52tes Stück.
Montag, den 27ten Junius 1808.

Wohlfeile und sichere Art, kleine thierische Körper, die in Weingeist aufbewahrt werden sollen, oder anatomische Präparate zu versenden.

Das gewöhnliche Versenden thierischer Körper oder einzelner Theile derselben in Gläsern oder Töpfen hat viele Unbequemlichkeit, und ist auf langen Wegen großer Gefahr unterworfen, wenn die Gefäße nicht mit der größten Sorgfalt zwischen elastische Dinge gepackt sind. Eine weit leichtere, wohlfeilere und sicherere Art ist die, wenn man den zu versendenden Körper oder einzelne Präparate in eine thierische Blase, wie Rinds- Kalbs- oder Schweine-Blase legt, guten Branntwein zugießt, die Blase fest zubindet, daß nichts ausfließen kann, und alsdann die gefüllte Blase zwischen Hede, oder für weite Entfernung und in Sommertagen, um aller Fäulniß der Blase von aussen zu begegnen, zwischen Camillenblumen in eine starke Lade, oder in ein von starken Brettern bereitetes Kistchen legt, so daß die volle Blase von allen Seiten zwei Finger breit mit Camillenblumen umgeben ist. Auf diese Weise kann sich auch der zarteste thierische Körper bei beständigem Schütteln im Fahren an der zarten Fläche der Blase durchaus nicht verletzen: man riskirt nicht, wie beim Aufbewahren in Gläsern, daß Deckel oder Gläser zerbrechen, die Glasscherben den aufbewahrten Körper verletzen und dieser nach dem Ausfließen des Branntweins verdirbt; man braucht einen weit geringeren Raum beim Einpacken, erspart an Aufbewahrungs- und Transportkosten, und kann auch in den heißesten Sommertagen einen solchen Körper auf viele Tagereisen weit versenden, ohne Gefahr, daß er unterwegs verdirbt, und denen, die ihn transportiren, durch üblen Geruch lästig wird. Ich habe thierische Körper so aufbewahrt etlich und sechzig Meilenweges versendet und er-

erhalten, ohne daß sie im mindesten Schaden nahmen. – Wenn Naturforscher auf Land- und Seereisen mehrere thierische Körper zusammen in ein großes Gefäß, z. B. in ein Faß mit Brantwein, thun, so zerdrücken, zerreiben und beschädigen die großen, harten und rauhen Körper gewöhnlich die kleineren; oder, wird das Faß leck, so verdirbt alles mit einander; ist hingegen jeder Körper in eine besondere Blase mit Branntwein eingebunden, und werden dann die Blasen zusammen in eine große Kiste mit Camillen gelegt, so ist es leicht, von Zeit zu Zeit nach den so aufbewahrten Körpern zu sehen, wo es nöthig ist, nachzugießen, das Verdorbene abzusondern, neue aufzubewahren und so thierische Körper von einem Welttheil zum andern unverletzt zu bringen. Wie leicht aber ist es für einen reisenden Naturforscher, sich mit einer großen Quantität getrockneter Blasen zu versehen. Nur müssen diese selbst wieder gegen den ihnen so gefährlichen Speckkäfer mit Cajeput-Oel bestrichen und zwischen Wermuth oder Stabwurz gepackt werden. Körper, die grösser sind, als eine thierische Blase, lassen sich freilich so nicht aufbewahren; aber es giebt eine Methode, auch diese wohlfeiler und sicherer in Weingeist aufbewahrt zu versenden, als man bisher wußte, die ich zu einer andern Zeit bekannt machen werde.

Göttingen im Jun. 1808. Hofrath Osiander.

Ueber die Gesundheits-Anstalten bei den Schwefelquellen zu Eilsen im Fürstenthum Schaumburg-Lippe.

Mancher hoffnungsloser Kranke verdankt dem Kurort Eilsen, welcher sich in der Nähe von Bückeburg, Rinteln und Minden befindet, einzig und allein seine Wiederherstellung. Die bedeutendsten Kuren sind da geschehen, wovon ich dem Publikum gern jetzt die schuldige Rechenschaft öffentlich in einer Druckschrift gegeben hätte, wenn die Herausgabe derselben durch eingetretene Hindernisse bis jetzt nicht aufgehalten worden wäre. Ich halte es daher für Pflicht, Aerzte und Kranke nochmals nur vorläufig auf die Wirkungen der Eilsener Mineralwasser, welche sie, nach wiederholten Erfahrungen, durch ihre innere und äussere Anwendung hervorgebracht haben, aufmerksam zu machen.

Die

Die Gasbäder, oder vielmehr die künstliche Ansammlung der aus dem Eilsener Mineralwasser mittelst besonderer Vorrichtung sich entbindenden beiden Luftarten, als der Luftsäure und des hepatischen oder Schwefelgases in Zimmern, worin Kranke diese Gasmischung nicht nur ohne künstliche Instrumente, und ohne alle Mühe, frei einathmen, sondern auch ihre ganze Oberfläche des Körpers den Einwirkungen derselben aussetzen können, bewähren noch stets ihre Heilsamkeit. — Die Einathmung hebt vorzüglich diejenigen Krankheiten des Herzens und der Arterien, wie auch der Respirations-Organe, welche auf eine krankhaft erhöhete Erregbarkeit, vermehrte Schleimabsonderung, und eine Vereiterung, besonders der letztern Theile, beruhen. — Groß ist also die Zahl der Krankheiten, in welchen dieselbe sich hülfreich beweisen muß, schon bewiesen hat, und hoffentlich noch beweisen wird. — Hierher gehören hauptsächlich Herzklopfen, Engbrüstigkeit, anfangende Lungenschwindsucht, sowohl die eiterige und schleimigte, als auch scorphulöse, Heiserkeit, Trachealschwindsucht, Katarrhe, hartnäckiger Husten, Geschwüre im Halse, Rachen, den Nasenhöhlen und so weiter. —

Auf der Oberfläche des Körpers, oder der Haut, hat sich diese Gasmischung in vielen hartnäckigen Hautkrankheiten, als Ausschlägen, Geschwüren, Flechten, ganz vorzüglich wirksam bewiesen. —

Die Schlammbäder bestehen, sowohl hier als zu St. Amand, nicht wie einige Aerzte fälschlich glauben und öffentlich behaupten, blos aus Thon- und Dammerde, sondern, nach Westrumbs Untersuchungen, aus luftsaurem Gase, Lebergase, Schwefel, Thonerde, Kohle, Sand und Pflanzenfasern. — Wem die Wirkungen dieser Arzeneikörper, einzeln in äusserlichen Gebrechen, aus Erfahrung schon bekannt sind, werden die Heilkräfte, welche diese Schlammmischung in mancherlei Krankheiten äussern kann, von selbst in die Augen fallen. Zum wenigsten bestätigt die Erfahrung, daß diese Art Bäder ganz anders auf den menschlichen Organism wirken, als die gewöhnlichen Bäder aus Schwefelwasser, und jene in vielen Fällen allen Vorzug vor diesen verdienen. Ganz besonders heilsam beweisen sie sich in gichtischen und rheumatischen Beschwerden, besonders, wenn eine große Reitzbarkeit zum Grunde liegt, in allen hartnäkkigen Hautkrankheiten, Ausschlägen, Geschwüren, und in den — allen Mitteln sonst hartnäckig widerstehenden Flechten, steifen und unbrauchbaren Gliedern (Anchylosi) von verschiedenen Ursachen, weißen Gelenkgeschwülsten, besonders des Knies, falschen Verrenkungen der Hüft oder freiwilden Hinken, Hüftweh, besonders nervigter Art, Lähmungen, Scropfeln und Beinfraß. —

Die Schwefelwasser daselbst, welche nach Westrumbs Ausspruch den ersten Rang unter allen bis jetzt bekannten Schwefelwassern, in Rücksicht ihres reichhaltigen Minerals einnehmen, werden sowohl **innerlich** als **äusserlich** angewandt. — **Innerlich** zum Trinken ist ihre Wirkung auffallend, in vielen katarrhalischen, rheumatischen und gichtischen Beschwerden, Heiserkeit, Husten, Engbrüstigkeit, anfangender Lungenschwindsucht von verschiedener Art; in Krankheiten des Unterleibes, besonders denen, so von einem unregelmäßigen Kreislauf des Bluts, Stockungen in den Eingeweiden desselben, rheumatischen und gichtischen Ursachen herrühren, als: Magenkrämpfen, Koliken, Gelbsuchten, Hämorhoiden, Hypochondrien, in Scropheln und vielen hartnäckigen Haut-Krankheiten. —

Die **Wasser- Dusch- Qualm- und Tropfbäder** leisten hier eben denselbigen großen Nutzen, welchen sie bereits an andern ähnlichen Kur-Orten geleistet haben. — Ich werde um so weniger nöthig haben, dies zu versichern, da alle diese Bäder bekanntlich aus einem höchst reichhaltigen Schwefelwasser bereitet werden.

Bei den dort befindlichen **eisenhaltigen** Quellen ist dies Jahr noch die Einrichtung zum Baden getroffen worden, wodurch Eilsen einen wesentlichen Vortheil erhalten hat; denn, wenn die Bäder aus den reitzenden Schwefelwassern nicht zuträglich, oder wenigstens Anfangs angreifend sind, bedient man sich der Bäder aus jenem mildern stärkenden Wasser, oder fängt damit an.

Ueber die Bestandtheile und die Wirkungen dieser Heilwässer werde ich in der Druckschrift über Eilsen, deren ich oben erwähnte, mich näher äussern. —

Stadthagen. Dr. **Gebhardt**, Brunnenarzt.

Adelaide
oder das Moderöschen.

Mutter. Nicht so bedenklich, lieber Doctor! Sie tödten sonst das arme Kind durch ihren Anblick.

Arzt. Ich hoffe, gnädiges Fräulein, Sie trauen meiner Kunst mehr, als vielleicht meiner Miene. Lassen Sie uns den Feind nicht fürchten, ehe wirs mit ihm versucht haben. Aber, das gestehe ich, seine Angriffe scheinen diesmal heftig gewesen zu seyn.

Mutter. Nicht wahr? Terrible hat meine Tochter gelitten. Wer sollte

meine

meine Adelaide in dieser Gestalt suchen? Teint, Gorge, Alles alles dahin, seit vorgestern. Ich bin äusserst apprehensiv deswegen. Doch sage selbst, liebes Kind, wie dir ist.

Adelaide. Seit vorgestern — nach dem Balle — fühle ich — einen schneidenden — Schmerz in der Brust. — Athem schwer — Blutauswurf — Viel Angst —

Arzt. Das übrige errathe ich, mein Fräulein! Fürchten Sie nichts, sobald Sie mir Folgsamkeit versprechen.

Mutter. O sie ist râsonnable. Eine ganze Apotheke würde sie ausbrauchen.

Arzt. Nur weniger Arzenei bedarf es, aber einer desto strengern Diät.

Mutter. Sie wird für diese Heroine nicht zu strenge seyn. Confitüren, Liqueurs, kurz alle Delices de table, sind ihr das Gleichgültigste von der Welt. Besonders jetzt. Denken Sie sich mit ihrem Adelheim!

Arzt. Der Herr Graf war selbst heute früh bei mir, äusserst beunruhigt —

Adelaide. O, der gute, gute Adelheim!

Mutter. Welches Attachement! War selbst bei Ihnen? Welche Artigkeit! Gewiß besorgte er, wir möchten seiner Angebeteten zu nahe thun. Aber das werden Sie ja nicht, lieber Doctor!

Arzt. Er empfahl mir, aufrichtig gestanden, die größte Strenge —

Mutter. Das sieht ihm sonst nicht ähnlich, — dazu glaubte ich ihn zu galant —

Arzt. Und war sehr bekümmert —

Mutter. Ganz natürlich. — Aber doch Strenge? C'est singulier! Das soll er mir büßen!

Arzt. — Weil er sich für eine unschuldige Mitursache des Uebels hält.

Adelaide. Ach, er glaubt, der letzte Walzer — aber jeden Schritt maß er ja, — ich fühlte — den Tanz kaum. Er ist so ängstlich — für meine Gesundheit — der Gute!

Arzt. Folgen Sie, gnädiges Fräulein, seinen Grundsätzen, seiner Liebe. Hängt doch sein Leben von dem Ihrigen ab!

Adelaide. O, so gern, — in allem, — wenn ich nur immer dürfte! Aber —

Mutter. Das viele Reden fatigirt dich. Also einige Tage das Zimmer hüten; Niemand sehen, als mich, Adelheim und Sie, lieber Doctor, eine Douzaine Pülverchen nehmen.

Arzt. In vier Wochen keinen Ball besuchen. —

Mutter. Mon Dieu! Wo denken Sie hin? So lange kann meine Adelaide unmöglich Quarantaine halten.

Ade-

Adelaide. Kann wohl, beste Mutter, will wohl, weil Adelheim es wünscht.

Arzt. Der mörderischen dünnen Moderobe in unserm kalten Klima, — wenigstens bis zum Monat Julius entsagen.

Mutter. Doctor, Sie sind heute unleidlich. Denken Sie, welch ein Aufsehen würde es machen. — Weg mit den Fantaisien. — Verordnen Sie Pulver!

Arzt. Ich weiß keins wider die unselige Tyrannei der Mode, wenn sie in bedenklichen Zuständen einer solchen Tochter so über Muttergefühle herrscht. Gnädige Frau! Entweder Sie handeln mir nicht entgegen, oder —

Mutter. Fantaisien, sage ich! daß doch die lieblichste Robe von der Welt, das wahre Gewand der Grazien, den grämlichen Gesundheits-Räthen noch immer ein Aergerniß ist!

Arzt. Und die Damen in Norddeutschland sich noch als Griechinnen gefallen, wenn das Heer furchtbarer Uebel, wenn Krämpfe, Brustbeschwerde, Fieber, Auszehrung, ihrem Geschmacke so drohend entgegen treten! Ihnen helfe ich, gnädiges Fräulein, gewiß, und dann übergebe ich Sie einem andern Arzte — der Liebe.

Nienhagen. B.

Die Insel St. Helena. *)

Diese Insel, die im südlichen Theile des Atlantischen Oceans, viele Längen- und Breitengrade weit von allem festen und Insellande liegt, kann man für den Gipfel eines Gebirges halten, dessen Wurzeln im Grunde des Meers vergraben sind. Ueber demselben erhebt sich die Insel in hochstrebenden Kuppen, die man häufig umwölkt sieht. Die Asche eines Feuerschlundes bedeckt noch einen Theil derselben, und das Ganze ist vermuthlich von der erstaunlichen Gewalt des Feuers aus dem Wasser hervorgeschleudert. So weit man indessen die Insel untersucht hat, ist noch keine Spur von Schmelzung entdeckt worden. Man hat noch keine Flötze von Mineralien, und wenige von Gestein in ihren Eingeweiden entdeckt. Der Gipfel der Insel ist beholzt, aber so kalt, daß Früchte darauf kaum reif werden. Klare Wasserbäche fliessen

*) S. Reise der englischen Gesandtschaft an den Kaiser von China in den Jahren 1792 und 1793 von Sir George Staunton. Aus dem Engl. übers. von dem Mitgefährten dieser Gesandtschaftsreise Joh. Chr. Hüttner.

sen von den höchsten Spitzen gerade in die Thäler herab, zu deren Fruchtbarkeit sie beitragen. In der Nachbarschaft dieser Insel weiß man nicht viel von Stürmen, und eben so wenig von Gewittern, woraus man schließt, daß in dem Dunstkreise derselben wenig elektrischer Stoff zerstreut seyn müsse.

St. Helena hat nicht völlig 28 Meilen im Umkreise. An der ganzen Nordküste hin können Schiffe ihre Anker zu allen Jahrszeiten ganz sicher fallen lassen; aber die übrigen Küsten schrägen sich so steil ab, daß der Ankergrund sehr tief, und deswegen unzuverlässig ist. Die Fluth erhebt sich selten über 3½ Fuß, aber die Brandung ist manchmal fürchterlich, daher sich beim Anlanden und Einschiffen öfters Unglücksfälle ereigneten, bis vor einigen Jahren ein Kay angelegt wurde, welcher nun das Ab- und Zugehen völlig sicher macht.

Diese kleine Insel wurde vor mehr als 200 Jahren von den Portugiesen entdeckt. Ihnen nahmen sie die Engländer, diese wurden von den Holländern überfallen und daraus vertrieben; zuletzt brachten sie die Engländer wieder an sich, nachdem sie jene gleichfalls überrumpelt hatten.

Die steilen Höhen zwischen den Niederungen, in welchen die Leute größtentheils wohnen, machen, daß man nur langsam und mit Mühe von einem Theile der Insel zum andern kommen kann. Die Pflanzer an der Südseite der Insel halten daher eine Reise nach der Nordseite, wo der Sitz der Regierung ist, für ein wichtiges Unternehmen, und es giebt Ansiedler in St. Helena, welche nicht so weit gereist sind. Jetzt sind durch den Gouverneur Signale durch die ganze Insel eingeführt, durch welche man sogleich Nachricht erhält, wenn sich Schiffe nähern, es sey woher es wolle.

Da diese Insel in dem Fahrwasser der aus Indien und China nach Europa segelnden Schiffe liegt, so dachten die Vorsteher der ostindischen Compagnie darauf, diese Insel in solchen Stand zu setzen, daß man hier, besonders auf der Heimreise, Erfrischungen und Bequemlichkeiten fände. Dies hat nicht geringe Kosten erfordert. Ehe die Insel bewohnt war, soll sie kaum etwas anders von selbst hervorgebracht haben, was dem Menschen von Nutzen gewesen wäre, als Sellerie und Portulack. Seitdem sind Vieh, Obst und Gemüse aus Indien, Afrika und Europa eingeführt worden, und durch Fleiß ist man nun im Stande, nicht nur für die beständigen Einwohner Lebensmittel zu gewinnen, sondern auch die Ankömmlinge nach einer langen Seereise mit den mehrsten Arten von Erfrischungen zu versehen, deren sie benöthigt sind. Die letzteren, wenn man die Reisenden und Mannschaften der hier ankernden Schiffe rechnet, machen oft eine so große Anzahl aus, als alle Einwohner zusammen genommen. Die vornehmsten Officiere, die Reisenden und die Kranken bleiben gemeiniglich auf dem Lande, so lange ihre Schiffe hier verweilen. Wirthshäuser giebt

giebt es nicht, aber jedes Haus nimt Fremde auf, welche man während ihres Aufenthalts behandelt, als ob sie zur Familie gehörten. Für die Bequemlichkeiten, welche der Wirth den Gästen verschafft, ist eine mäßige Vergütung festgesetzt. Denen, welche auf dem Schiffe bleiben, läßt man frisches Fleisch und Gemüse um festgesetzte Preise zukommen, und versorgt sie auch mit Wasser und Holz für die übrige Reise.

Der Boden ist fruchtbar und bringt, wenn das Jahr gut ist, zwei Erndten. Aber Baumwolle, Indigo und Zuckerrohr wollen hier nicht treiben, wiewohl man einigen feinen Kaffee erzeugt hat. Ausser gemüsereichen Gärten befindet sich auch beim Landhause des Gouverneurs ein botanischer Garten, für dessen Besorgung die ostindische Comp. einen geschickten Gärtner hierher gesandt hat; auch findet man hier schon eine überaus mannigfaltige Sammlung von Bäumen, Pflanzen und Blumen aus verschiedenen und oft entgegengesetzten Himmelsgegenden. Die umgebende See liefert eine Menge schmackhafter Fische, und man hat an den Küsten 76 besondere Arten, mit Einschl. der Schildkröte gefangen. Auch Wallfische werden sehr häufig um die Insel gesehen.

Der Landbau wird hauptsächl. durch Schwarze verrichtet. Sie wurden als Leibeigene von den ersten europäischen Ansiedlern hierher gebracht, und man findet selten, daß sich Weiße zu gemeiner Arbeit herablassen wollen, wenn schwarze Sklaven vorhanden sind, denen sie übertragen werden kann. Die sonstige unbeschränkte Herrschaft ihrer Eigenthümer ist eingeschränkt, und man hat sie unter den unmittelbaren Schutz der Obrigkeit versetzt, wodurch jene mehr gewonnen als verlohren haben, weil sie nun leichter beibehalten werden und sich fortpflanzen. Alles fernere Einbringen von Sklaven in die Insel ist verboten.

Ausser den Leibeigenen giebt es auch hier einige freie Schwarze, die jetzt ebenfalls des unmittelbaren Schutzes der Regierung genießen und mit den andern freien Einwohnern auf einen Fuß gesetzt sind, welche sowohl in peinlichen Fällen als auch in bürgerlichen Händeln das Recht haben, von einer Jury gerichtet zu werden.

Die Hauptniederlassung auf St. Helena hat den besondern Vortheil, daß sie vor Stürmen geschützt ist, und doch die Kühlung der Windseite genießt. Der Südostwind weht beständig in das Thal hinab, und macht, daß es oben so angenehm als gesund ist, dort zu wohnen. Der angebauete Theil der Insel ist so fruchtbar, und die Milde der Luft so behaglich, daß man vielleicht schwerlich einen Ort finden dürfte, wo Leute, die nicht an Wintervergnügungen hangen, oder bereits altern und derselben überdrüssig sind, ihre Tage in grösserer Gemächlichkeit, Gesundheit und Zufriedenheit hinbringen könnten. Die Berge an den Seiten dieses glücklichen Thals sind, so wie die zunächst der See, ausnehmend jäh, und man hat verschiedene Zickzacke zu machen, um hinein zu kommen. Es ist grausend, von den Höhen aufs Meer hinab zu sehen.

Hannoversches Magazin.

53tes Stück.

Freitag, den 1ten Julius 1808.

Auszug aus einer Urkunde,

in welcher die medicinische Facultät zu Paris die Barbierer-Zunft unter gewissen Bedingungen aufnahm, und aus einem Urtheile des Parlements über die Praxis fremder Doctoren in der Hauptstadt.

Vom Hofrath Meiners in Göttingen.

Schon gegen das Ende des fünfzehnten Jahrhunderts ersuchte die Barbierer-Zunft in Paris die medicinische Facultät, daß diese alle Mitglieder derselben als ihre Schüler annehmen wolle. Die Facultät bewilligte weiter nichts, als daß die Zunft unter den Doctoren der Facultät Einen wählen möchte, der ihnen in der Muttersprache den Guido und andere Autoren vorläse, damit sie Geschwüre und einige äußere Schäden zu behandeln im Stande seyen. a)

Im Anfange des Jahrs 1505 war die Barbierer-Zunft glücklicher, und die medicinische Facultät nachgiebiger. Jene bat, daß diese wie bisher die Mitglieder der Zunft in der Chirurgie theoretisch und praktisch unterrichten, auch sie zu anatomischen Demonstrationen zulassen wolle. Die Facultät gestand alles dieses unter gewissen Bedingungen zu. Beide Corporationen ließen über ihre Rechte und Verpflichtungen förmliche Instrumente verfertigen, und diese Instrumente von dem Königlichen Prevot zu Paris, als dem Erhalter der Rechte der hohen Schule, bestätigen.

Die Barbierer versprachen erstlich, daß sie von nun an und in der Folge schwören wollten, wahre Schüler der Facultät zu seyn, der Facultät Achtung und Gehorsam zu beweisen, und die Vorlesungen der Doctoren fleißig zu besuchen.

a) Bulaeus VI, 28.

Sie versprachen zweitens, daß sie sich jährlich wie andere Studierende bei dem Dekan einschreiben, und für die Inscription zwei Sols bezahlen wollten.

Sie gelobten drittens eidlich an, daß sie keine abführende oder andere innere Arzneien verordnen, sondern sich ganz allein auf Manual-Chirurgie beschränken, und sobald innere Mittel nöthig würden, einen Doctor der Facultät zu Hülfe rufen wollten.

Viertens: Bei den Prüfungen solcher, welche in die Zunft der Barbierer aufgenommen zu werden wünschten, sollten jedesmahl zwei von der Facultät zu ernennende Doctoren gegenwärtig seyn, um nach vorhergegangener Berathschlagung* der zünftigen Meister über die Tüchtigkeit oder Untüchtigkeit der Candidaten zu entscheiden. Jeder dieser Doctoren sollte für seine Bemühung einen halben Thaler erhalten.

Fünftens, solle jedes von der Zunft aufgenommenes neues Mitglied der Facultät zwei Goldkronen entrichten, theils zur Unterhaltung des Gottesdienstes, theils zur Belohnung der Lehrer.

Sechstens, sollten alle zünftige Meister schwören, ihre Kunst mit keinem andern zu üben, als mit den Doctoren und Licentiaten der Facultät, oder mit solchen, die von der Facultät genehmigt worden.

Siebentens, wenn irgend ein Mitglied oder Angehöriger der Zunft obige Artikel verletze; so verspreche und schwöre die Gilde, daß sie solche Personen ausschließen, oder vor dem Prevot oder dessen Lieutenant verfolgen wolle.

Dagegen erlaubte die medicinische Facultät allen ihren Mitgliedern, daß sie die Chirurgie den Barbierern auf eine ihnen verständliche Art vortragen dürften.

Sie versprach zweitens, daß sie die Barbierer als ächte Schüler und Zuhörer zur Ausübung der Chirurgie zuziehen wolle.

Sie versprach drittens, die Barbierer zu anatomischen Demonstrationen zuzulassen, und sie nicht von den Oertern auszuschließen, wo dergleichen gemacht würden.

Endlich machte die Facultät sich anheischig, die Barbiererzunft auf ihre Kosten zu vertreten, oder ihr beizustehen, wenn jemand sich unterfangen sollte, sie in den erhaltenen Freiheiten und Rechten zu stören.

Im folgenden 1506ten Jahre entdeckte sich in der Klage von zwei fremden Doctoren ein Hauptgrund, warum die medicinische Facultät sich so gnädig gegen die Barbierer bewiesen hatte. Zwei Doctoren nämlich belangten die medicinische Facultät zu Paris vor dem Parlamente wegen des Gebrauchs unrechtmäßiger Mittel, wodurch dieselbe ihnen die Praxis in der Hauptstadt zu vernichten suche. Die Facultät, sagte der Anwald der beiden Doctoren, strebt nach einem unerlaubten Monopol in der Ausübung der Arzneikunde. Die Arznei-

neiwissenschaft ist eine freie Kunst, welche weder einzelne Personen, noch ganze Corporationen sich ausschließlich zueignen dürfen. Dieß ist um desto strafbarer, wenn man es durch verbotene Verschwörungen durchzusezzen sich bemüht. In den Jahren 1423 und 1436. ergiengen Königliche Verordnungen, in welchen allen denen, die weder in Paris noch auf einer andern Universität die höchsten Würden erlangt hätten, die medicinische Praxis untersagt wurde; ausgenommen, wenn sie in Gegenwart des Prevot von Paris von erfahrnen Aerzten geprüft worden. Selbst in den angezeigten Fällen kommt es dem Könige und seinen Beamten, nicht den Doctoren in Paris zu, fremden Aerzten die Ausübung der Kunst zu verbieten. Die erwähnten Königlichen Verordnungen sind aber auf die Kläger gar nicht anwendbar. Beide haben sich von ihrer Kindheit an den Studien geweiht, indem der eine zu Paris, der andere zu Bourges die höchsten Würden in der Philosophie erlangt hat. Nach erhaltener Meisterwürde entschlossen sie sich, die Medicin zu studiren, und begaben sich deswegen von Paris nach Montpellier. Sie vertauschten die erstere hohe Schule gegen die leztere, theils, weil das Studium der Medicin in Paris sehr gesunken war, in Montpellier hingegen blühte, theils, weil es in Paris ungleich theurer ist. In Paris muß man 25 Thaler zahlen, um Baccalaureus, und 5 bis 600, um Doctor zu werden. Die Facultisten haben den Aufwand von Promotionen so groß gemacht, um desto mehr zu gewinnen, weil der Ertrag derselben nur unter wenige vertheilt wird. Nach vollendetem Curs ward einer der Kläger, Charpentier 1493, der zweite, de Gores 1495, Licentiat der Medicin. Charpentier blieb in Montpellier, um dort auch den Doctorhut zu nehmen. de Gores durch den Ruf eines berühmten Arztes Laguilla angezogen, reiste nach Pavia. Er erwarb hier bald einen solchen Namen, daß der Herzog ihm eine besoldete Lehrerstelle antrug. Nachdem er diese ein Jahr lang bekleidet hatte, so lockte ihn der Ruhm des Arztes Corricennus nach Ferrara hin, wo er seine Kenntnisse immer erweiterte, und sich die Würde eines Doctors der Arzneigelahrtheit erwarb. Dies geschah im Jahr 1504, so wie Charpentier im J. 1501 denselbigen Titel zu Montpellier erhalten hatte. Als Doctoren kamen beide nach Paris, um ihre Kunst auszuüben, welches Charpentier ohne allen Widerspruch der Facultät über fünf, und de Gores über zwei Jahre gethan hat. Beide verrichteten während dieser Zeit große Curen, und zwar an Kranken, welche die Mitglieder der Facultät aufgegeben oder verlassen hatten. Da die Beklagten wahrnahmen, daß die Tauben hörten, die Stummen redeten, und die Armen die Wahrheit verkündigten; so riefen sie:

sie: tödte sie, tödte sie. Sie verläumdeten die Kläger allenthalben als Unwissende, und suchten die Apotheker zu bereden, daß sie die von den Klägern verschriebenen Arzeneien nicht verfertigen möchten. Da sie bei den Apothekern nichts ausrichteten, so wandten sie sich an die Barbierer, und versprachen ihnen, daß, wenn diese es mit der Facultät halten wollten, sie dieselben zu Jüngern der Facultät machen, ihnen Vorlesungen halten, und mit ihnen, wie mit Wundärzten praktisiren würden. Man kennt den Streit zwischen den Barbierern und Wundärzten. Auch weiß man, daß die Doctoren die ersteren zum Nachtheil der letzteren begünstigten. Eben deswegen nahmen die Barbierer die Anerbietungen der Facultät an. Beide schlossen einen Vergleich, in welchem die Barbierer unter andern versprachen, daß sie keinem die Ader lassen wollten, ohne das Geheiß eines Mitgliedes der Facultät, oder solcher Aerzte, die von der Facultät genehmigt worden. Da nun die Kläger mehrere Kranke hatten, denen die Ader geöffnet werden mußte, so fand sich keiner, der dieses thun wollte, einen einzigen ausgenommen, der sich von dem abgelegten Eide entbinden ließ. Die Barbiererzunft schloß diesen Meister bald von ihrer Gemeinschaft aus. Kläger bitten daher das Parlament, daß es sowohl die widerrechtliche Ausschliesfung, als den ganzen Contrakt zwischen den Barbierern und der medicinischen Facultät aufheben, und die letztern in eine Strafe von 1000 Livres nehmen wolle, weil diese ihre Gewalt auf mancherlei Arten, unter andern auch in der Drohung gemißbraucht habe, daß sie dem Anwalde, der die Sache der fremden Doctoren übernahm, in Krankheiten und Todesnöthen keine Hülfe leisten werde. b) Der Anwald der Facultät zu Paris lehnte zuerst den Vorwurf ab, daß diese sich eine ungesetzliche Gewalt angemaaßt, indem sie den Klägern die medicinische Praxis zu hemmen gesucht habe. Ihre Absicht sey gar nicht gewesen, die Kläger von der Ausübung ihrer Kunst auszuschliessen, sondern sie zu nöthigen, daß sie sich nach einem undenklichen Brauch in Gegenwart des Prevots von Paris von Mitgliedern der Facultät prüfen ließen. Der Anwald der Facultät führte mehrere Beispiele der berühmtesten Aerzte an, welche nicht eher die Erlaubniß zu praktisiren erhalten, und verlangt hätten, als bis sie von der Facultät examiniret, und tüchtig befunden worden. Beide Kläger seyen unläugbar, der eine nach Montpellier, der andere nach Italien gegangen, um sich in kurzer Zeit den Doctorhut zu verschaffen. Es sey höchst bedenklich und unbillig, solche junge schnell beförderte Aerzte zur medicinischen Praxis zuzulassen;

be-

b) ib. 34. etsq. p.

bedenklich, wegen ihrer Unerfahrenheit: unbillig, weil, wenn Doctoren, die in Paris graduirt worden, nach Montpellier oder anderswo hingiengen, sich auch einem Examen unterwerfen müßten. Ueberdem würde die Facultät zu Paris gänzlich zu Grunde gehen, wenn es einem jeden, der anderswo promovirt worden, frei stünde, in Paris zu praktisiren. Schwerlich nämlich würde sich jemand finden, der Lust hätte, in Paris die Medicin zu studieren, und den Doctorhut zu nehmen: wegen der großen Strenge der Statuten der medicinischen Facultät zu Paris. Nach diesen Statuten werde zuerst Niemand als Studierender angenommen, der nicht den Meistergrad in der Philosophie erhalten, und selbst einen oder mehrere Lehr-Curse vollendet habe. Zweitens müsse jeder Zögling der Facultät 4 Jahre die Vorlesungen der Lehrer fleißig besuchen, bevor er Baccalaureus werden könne. Jeder Baccalaureus werde drei Tage lang scharf geprüft, und wenn er tüchtig befunden worden, müsse er vier Vorlesungen halten, zwei theoretische und eben so viele praktische. Auch sey ein jeder Baccalaureus verpflichtet, sich den Winter durch bei den öffentlichen Disputationen anzufinden, um von sieben Uhr bis Mittag zu respondiren. Hiezu käme noch die Vertheidigung einer Hauptfrage, die der sogenannten großen Sorbonica in der Theologie entspreche. Baccalauren, welche sich um die Licenz bewürben, müßten zwölf Tage lang theils privatim theils öffentlich ein strenges Examen aushalten. Das Parlament werde also selbst ermessen, daß, wenn fremde Doctoren gleiche Freiheiten mit denen in Paris graduirten hätten, keiner sich den Statuten der Facultät unterziehen, sondern daß vielmehr alle sich auf auswärtige Universitäten begeben würden, um mit leichterer Mühe Doctoren zu werden. Die Facultät habe ferner den Contract mit den Barbierern gemacht, weil in Paris ein großer Mangel an Wundärzten sey, indem man ihrer nur drei bis vier zähle. Mehrere Barbierer hätten wirklich die Chirurgie unter den Doctoren in Paris studiert, und ungeachtet die Wundärzte diesen die chirurgische Praxis zu nehmen gesucht hätten, dennoch die Erlaubniß dazu erhalten. Die Facultät habe durch den Unterricht, den sie den Barbierern in Paris zu geben versprochen, nicht für ihren Beutel, sondern für das gemeine Beste gesorgt. Auch sey es keine Neuerung, und noch viel weniger Verschwörung, sondern ein seit undenklichen Zeiten geltendes Statut: daß kein Zögling der Facultät mit Jemandem gemeinschaftlich praktisiren dürfe, der keine Befugniß zur Praxis habe. Man zweifle, daß de G o r e s in Ferrara promovirt worden. Auf den italiänischen hohen Schulen lese und höre man nur die Gesetze. Es sey sehr selten, daß jemand in Ferrara den medicinischen Doctor-Grad nehme. Wer dieß aber

thue,

thue, werde zwei Jahre lang aus der Stadt verbannt. – Die Universität zu Paris und die Stadt Paris traten der medicinischen Facultät bei. Der Procureur-General des Königs votirte dahin, daß die Kläger kein Recht gehabt hätten, zu praktisiren, noch vielweniger aber die Facultät, gegen die fremden Aerzte sowohl, als gegen den ausgestoßenen Chirurgus zu verfahren; weswegen er auf eine von ihr zu erlegende Geldstrafe von 400 Pf. antrug. Hierauf fällte das Parlament das Urtheil, daß die medicinische Facultät vier ihrer unbefangenen Mitglieder ernennen solle, welche die beiden fremden Doctoren in Gegenwart von zwei Parlamentsräthen zu examiniren hätten, ohne die zu Prüfenden mit übermäßigen Kosten zu beschweren. Das Resultat der Prüfung solle dem Parlament vorgelegt werden, welches alsdann entscheiden werde, ob die fremden Doctoren die Erlaubniß zu praktisiren erhalten könnten oder nicht. Die deputirten Doctoren gaben, wie leicht vorauszusehen war, dem ersten Candidaten, den sie prüften, kein günstiges Zeugniß. Das Parlament theilte das Gutachten derselben dem Geprüften mit, damit er sich verantworte. Der endliche Ausgang der Sache ist aus Mangel von Nachrichten nicht bekannt. Das Parlament blieb auch in späteren Zeiten dabei, daß fremde Aerzte, welche in Paris ihre Kunst ausüben wollten, sich vorher in Gegenwart von zwei Parlaments-Räthen durch vier Mitglieder der medicinischen Facultät müßten prüfen lassen c).

Ein anderer Grund, warum die medicinische Facultät zu Paris die Barbierer so sehr begünstigte, lag in der Absicht, die eigentlichen Wundärzte, die nicht Barbierer waren, zu demüthigen, weil diese darnach trachteten, die medicinische Facultät nachzuäffen, öffentliche Handlungen gleich dieser zu halten, und selbst Grade zu ertheilen. Die medicinische Facultät untersagte im Jahre 1506. allen ihren Mitgliedern, die feierlichen Handlungen zu besuchen, welche die Wundärzte anstellen würden. d) In demselbigen Jahre verbreitete sich das Gerücht, daß die Wundärzte sich von der medicinischen Facultät ganz trennen würden, und ferner weder als ihre Schüler, noch als ihre Angehörigen angesehen seyn wollten. Die Wundärzte begaben sich daher in Begleitung von zwei Notarien zum Dekan der medicinischen Facultät, widersprachen diesem Gerüchte, und erklärten, daß sie nach wie vor treue Schüler der Facultät seyen. e) Im Jahr 1515. baten sie sogar die Universität, daß diese

sie

c) VI. 264-67. ad a. 1536.

d) Crevier V. 62.

e) VI. 32. Bulaeus.

sie für das, was sie bisher gewesen seyen, für Angehörige der hohen Schule feierlich erklären wolle. Die Universität bewilligte diese Bitte mit der ausdrücklichen Bedingung, daß die Wundärzte nicht als Licentiaten und Meister, welche eine fünfte Facultät bildeten, sondern als Schüler der medicinischen Facultät angenommen, auch nur dann angenommen werden sollten, wenn sie die Vorlesungen und Acte der Doctoren fleißig besuchten f), sich jährlich bei dem Dekan der Facultät melderen, und gleich andern Studierenden 18 Sols für die Inscription entrichteten. g)

So wichtig den Wundärzten der Genuß der akademischen Freiheiten war; so unerträglich ward ihnen die Abhängigkeit von der medicinischen Facultät. Um sich von dieser los zu machen, wandten sie sich an Franz den Ersten, und erlangten von diesem Könige einen Gnadenbrief, in welchem ihnen nicht nur alle Immunitäten der Mitglieder der Universität verliehen, sondern auch die Chirurgie eine Wissenschaft genannt, und diejenigen, welche sie übten, mit den Ehrentiteln von Baccalauren, Licentiaten, Meistern und Professoren belegt wurden. h) Aehnliche Gnadenbriefe wirkten sie in der Folge bei Carl VI. und Heinrich III. aus. i) Das Parlament registrirte diese Gnadenbriefe nicht, und die Universität erkannte sie nie als gültig an. Vielmehr beschloß die letztere im Jahr 1551., daß die Wundärzte aller Privilegien der hohen Schule verlustig seyn sollten, wenn sie nicht die Bedingungen erfüllten, unter welchen man sie im Jahr 1515. aufgenommen habe. k) Die Wundärzte fügten sich in den Willen der Universität, und hielten sich bis in das Jahr 1576. ruhig. In diesem Jahre trat der Prevot oder Vorsteher der Chirurgie in Paris in einer allgemeinen Versammlung der Universität auf, und verlangte, daß er und die übrigen Wundärzte nicht als Schüler, sondern als Gehülfen der medicinischen Facultät zugelassen werden möchten, l) welche das Recht hätten, öffentlich zu lehren und zu promoviren, wie die Doctoren der Arzneikunde. Die medicinische Facultät widersetzte sich dieser Zumuthung aus allen Kräften, und brachte es auch dahin, daß die Wundärzte von der Universität ausgeschlossen wur-

f) Ap. Bulaeum VI. 70. Quod D. D. Chirurgici admittantur in gremium et consortium universitatis non tanquam Licentiati, aut Magistri in Chirurgia facientes quintam facultatem, sed tanquam Scholastici facultatis Medicinae, dummodo frequentent lectiones et actus medicinae.

g) Vid. ib. p. 447.

h) Crevier V. 397. etsq. p.

i) ib. V. 401. VI. 325. 26.

k) VI. 447. Bulaeus.

l) Bulaeus VI. 752. etsq. p. Crevier VI. 318. etsq. p.

wurden. Die Wundärzte kehrten sich an dieses Urtheil nicht, sondern fuhren fort, zu lehren, und Grade zu ertheilen. Sie gewannen nicht bloß Heinrich III. sondern auch den Canzler von Paris, und den Pabst Gregor XIII., als welcher dem Canzler von Paris erlaubte, den würdigen Schülern der Meister der Wundarzneikunde die Licenz zu geben. Das Parlament allein entschied nicht zu ihren Gunsten, wiewohl die medicinische Facultät sich auch vergeblich bemühete, ein günstiges Urtheil zu erhalten. Der Streit der Wundärzte mit der medicinischen Facultät schlief in der Folge eine Zeitlang ein. Bisweilen vereinigten sich die streitenden Parteien auf einige Jahre, dann aber kamen die Wundärzte von neuem wieder mit ihren Anmaaßungen hervor. Am heftigsten war der Kampf der Aerzte und Wundärzte zu der Zeit, als Crevier schrieb, ohne daß man absehen konnte, welche Partei obsiegen werde.

Thee von Kaffeebohnen.

Wenigen ist es wohl bekannt, daß man auch von Kaffeebohnen Thee machen könne, und doch ist die Sache nicht neu. Im 28sten Stück der Braunschw. Anzeigen vom Jahr 1746 erzählt D. Brückmann, daß ein gewisser Arzt in Jena einen wohlschmeckenden Thee, den er gegen mancherlei Krankheiten empfohlen, das Loth für 2 ggr. verkauft, doch das Recept dazu, wofür ihm oft große Summen geboten worden, immer verheimlicht, und das Geheimniß mit ins Grab genommen habe. Nach genauerer Untersuchung habe sich gefunden, daß dieser Thee aus ungebrannten gemahlnen Kaffeebohnen, mit etwas Sternanis vermischt, bestanden habe. Man that hievon 1 Quentin in einen Theetopf, ließ es mit dem Wasser eine Weile kochen, und erhielt einen schönen grünfarbigen und sehr angenehm schmeckenden Thee. Brückmann bemerkt hiebei, daß bei seiner Anwesenheit in Jena einige Studenten die rohen und ungebrannten Kaffeebohnen gekocht, und als Thee mit Zucker getrunken, hernach die Bohnen wieder getrocknet, und alsdann den gewöhnlichen Kaffeetrank davon gemacht hätten.

Neues
Hannoversches Magazin.
54tes Stück.
Montag, den 4ten Julius 1808.

Ein Nachtrag
zu dem Aufsatze im 73ten Stück dieses Magazins von 1807. Ueber den Leichenlohn im Lüneburgschen.

Ueber alle uns in der Ferne auffallende Abweichungen von unsern Sitten Gewohnheiten, die sich auf körperliche Gegenstände beziehen, werden wir bei näherer Beobachtung physische Localursachen entdecken. Diese liegen auch für den näheren Beobachter des Theils des Lüneburgschen, wo der Leichenlohn gebräuchlich ist, darüber am Tage.

1) Früh war gewiß diese Gegend von Menschen bewohnt. Dies zeigen nicht nur die vielen, dem Zahn der Zeit trotzenden Steinhaufen über Gräbern, sondern auch die in Wäldern und Heiden sich überall findenden Furchen, als Spuren ehemaliger Kultur. Man frägt sich: wovon lebten jene Menschen, auf diesem, von selbst nichts als Heide und Holz hervorbringenden Boden? Kunde des Alterthums und eigenes Nachdenken antworten: Sie führten ein Nomadenleben; nicht wie der Nomade im Oriente, mit seinen ihn nährenden Viehheerden; diese konnten nur sehr unbedeutend seyn, weil es hier gänzlich an von selbst wachsender Gräsung dafür fehlte. Sie durchzogen vielmehr mit ihrem nothdürftigen Zugviehe die Heiden und Wälder; brannten in diesen, an einem Orte, wo sie Wasser fanden, Holz und Heide nieder, und benutzten die Asche als Dünger, besonders zum Haferbau. War die Produktionskraft oder der Düngerstoff dieser Asche durch den Gebrauch von einigen Jahren verzehrt, so zogen sie weiter und machten es an einem andern ihnen vortheilhaft scheinenden Orte wieder so.

Mußten nun in späteren Zeiten diese umherziehenden Gesellschaften einen festen Wohnsitz einnehmen, so war's unmöglich, daß ein einzelner Mann mit Weib und Kind sich niederließ. Er mußte seine bisherigen Begleiter, seine Brüder oder andere Gehülfen zum

Ackerbau, als Gehülfen bei sich behalten. Denn die Lebensweise konnte nicht bedeutend abgeändert werden. Aller Nahrungsstoff für Menschen und Zugvieh mußte nach wie vor dem an sich sterilen Boden durch Arbeit und Dünger abgewonnen werden. Wollte der ärmere, nicht mit Zugvieh versehene Mann, leben, so mußte er ein untergeordnetes Mitglied in der Familie des großen Feldbauers bleiben; mußte von dessen Naturalerzeugnissen seinen sämmtlichen Unterhalt ziehen.

Noch bis jetzt ist dies in der Regel nicht anders möglich. Kleine Anbauer, sie müßten denn Handwerker seyn, können in dieser Gegend durchaus nicht subsistiren, weil sie wegen gänzlichem Mangel an Hornviehweide kein Milchvieh halten können. Erst dann würde es möglich seyn, wenn die Verkoppelung eingeführt und dadurch ein jeder Ländereibesitzer in den Stand gesetzt würde, Futterkräuter, wo und wann er wollte, zu bauen. Woher sollten hier also bisher Menschen zu Tagelöhnern, ja woher Dienstboten genommen werden?

2) In früheren Zeiten war diese Gegend gewiß vorzüglich geldarm. Erst durch das Aufblühen des Handels im Norden von Europa, wodurch vorzüglich Triest und Hamburg in Verbindung kamen und sich Waaren per Fracht durch einen Theil des Lüneburgschen zuschickten, kam bedeutendes Geld in diese Gegend. Ehe durch diesen Transitohandel die Fruchtpreise, besonders des Hafers, bedeutend wurden, ehe durch Vorspann und Herbergierung ansehnliche Summen in Umlauf kamen, bezahlte natürlich der hiesige Landmann lieber, wo er nur konnte, in Naturalien, als mit einer auch in andern Gegenden dagegen unbedeutenden Summe in klingender Münze.

Ist nun aber der durch Localursachen entstandene und für das Fortkommen vieler Menschen ehemals so wohlthätige Leichenlohn jetzt 1) für den häuslichen Vortheil des Lüneburgschen Bauern, 2) für die Sittlichkeit der dienenden Classe und 3) selbst für den Staat, so nachtheilig geworden, wie er dem in der Ferne oder nur aus einzelnen Gesichtspunkten ihn ansehenden Beobachter zum Theil erscheint?

I. Man sagt, der Bauer giebt auf diese Art zu seinem Ruin seinen Dienstboten einen gegen andere Gegenden unverhältnißmäßig hohen Lohn. Der Bauer selbst antwortet hierauf, und jeder, der ihn in allen seinen Angelegenheiten genau zu beobachten Gelegenheit und Beruf hat, muß es ihm als wahr zugestehen: Ich gebe meinen Knechten und Mägden jetzt nicht mehr Lohn, als mein Vater, Groß- und Urgroßvater, den ihrigen gegeben haben. Denn ich weiß es so gewiß, als etwas in der Welt, daß zu deren Zeiten dieselben Stücke meines Hofes Leichenstücke waren, die meine Domestiken noch jetzt als solche inne haben; auch wird kein Fuder Dünger mehr auf dies Land gefahren, als zu den

Zei-

Zeiten meiner Vorfahren. Daß das Korn und der Leinsamen jetzt theuer sind, schadet mir in dieser Hinsicht gar nicht, denn noch immer muß jeder Dienstbote die Einsaat selbst stehen, und das Stroh von der Kornfrucht giebt mir für den Dünger in der zweijährigen Erndte, die darnach wächst, reichlichen Ersatz. Ich hätte seit einigen Jahren offenbaren Vortheil davon gehabt, daß ich meine Dienstboten mit baarem Gelde gelohnt hätte; wie würde es mir aber ergangen seyn, wenn ich das Unglück gehabt hätte, daß meine Feldfrüchte durch Hagel, Mäuse, Frost, Mehl- und Rostthau zerstört wären? Dann würde mich aller dieser Schaden allein getroffen und ich würde von meinen Domestiken nicht einen Pfennig Erlaß bekommen haben. Wir beobachten dagegen in Ansehung der Leichen die Regel, daß jeder, den Schaden an seinen Früchten trifft, ihn selbst tragen muß.

Frägt man einen tüchtigen Bauern, wie es zugehe, daß manche Stücke der Knechte bessere Früchte tragen, als die der Bauern; so antwortet er: Auf meinem und meines Nachbars zur Rechten Acker werden Sie keinen Unterschied der Art finden. Mein Nachbar zur Linken hatte einen schlechten Vorwirth, und er ist selbst kein sonderlicher Ackermann; dagegen waren die Knechte auf seinem Hofe immer Leute, die ihre Stücke wenigstens gut beackerten; inzwischen hat er doch keinen Schaden davon, weil ihm das gute Stroh auf den Stücken seiner Knechte so gut zu statten kommt.

II. Wenn dem aber auch so wäre, daß der Bauer selbst, ein Jahr gegen das andere gerechnet, keinen Schaden von dieser Art Dienstlohn hätte, sagt ein anderer, so ist es doch nicht gut, daß man Domestiken auf diese Art von den hohen Korn- und Flachspreisen profitiren läßt; sie werden dadurch zum Luxus in der Kleidung, zur Schwelgerei im körperlichen Genusse und zu allen den daraus hervorgehenden Untugenden verleitet.

Daß nicht alle Menschen im Stande sind, Wohlstand zu ertragen, daß strenge Sittlichkeit sich fast immer eher in einer Lage, worin man nur das Nothdürftige hat, als in der Gesellschaft des Ueberflusses findet, ist eine traurige, aber durch alte und neue Geschichts- und Völkerkunde nur zu sehr bestätigte Wahrheit. Noch trauriger und erniedrigender für die Menschheit wäre diese Bemerkung aber, wenn sie bei allen Menschen gemacht würde, und wenn nicht bei vielen auch der Wohlstand gerade noch schönere Früchte in sittlicher Hinsicht trüge, als der Mangel erzwingt. Und wie weit überwiegt doch auch eine einzige Tugend, die der Wohlstand herbei führt, zehn Tugenden, die der Zwang der Dürftigkeit zu Tage förderte; denn erstere sind doch nur eigentlich freie, die Würde der Menschheit beurkundende Handlungen, die den Namen Tugend verdienen.

Im kindlichen Alter zeigt sich hier der Wohlstand der Väter an den Kindern durchgängig wohlthätig; durch mehrere Reinlichkeit in der Kleidung und durch fleißigeres Besuchen der Schule. Ist der Vater nicht arm, so sieht er beim Vermiethen des Kindes im Sommer nicht sowohl auf einen reichlichen Lohn als auf die pünktliche Erfüllung seiner Bedingung, das Kind wöchentlich zweimal zur Sommerschule und des Sonntags zur Katechismuslehre zu schicken. Eine mehrjährige Beobachtung hiesiger Dorfschulen wird dem, dem dies obliegt, im Ganzen mehr Freude an den Kindern der Knechte, als an den Kindern der eigentlichen Gutsbesitzer gewähren. Die Kinder der ersteren werden früh an alle Arten von Resignation gewöhnt, und die Furcht vor dem Zurückweisen von der Confirmation ist bei den Knechten ungleich grösser, wie bei den Gutsbesitzern. Seit 8 Jahren bereitete ich in der hiesigen Gegend Kinder zur Confirmation vor, worunter gewöhnlich die Hälfte Kinder von Knechten waren, und noch war erst ein Kind letzterer Art darunter, das nicht sowohl wegen Unwissenheit, sondern wegen schlechten Betragens, ein Jahr zurückgewiesen werden mußte; keines war darunter, das nicht wenigstens leserlich geschrieben hätte.

Nach der Confirmation werden die Kinder auf das ganze Jahr von den Eltern vermiethet, die denn mehrere Jahre, ohne alle Widerrede, den nicht zur Kleidung erforderlichen Lohn als Ersatz für ihre bisher an die Kinder gewandten Kosten zu sich nehmen. Man kann überhaupt nicht leicht eine Menschenklasse finden, unter welcher thätige Dankbarkeit gegen die Eltern sich allgemeiner zeigte, wie unter dieser.

Haben die erwachsenen Mädchen auch gewöhnlich mehr baares Geld, wie ihres Gleichen in den Städten, Flecken und Marschgegenden, so sieht man doch bei ihnen bei weitem nicht den Luxus in der Kleidung, wie bei jenen. Sie waren sämmtlich spärlich erzogen und sehen über kurz oder lang mit Gewißheit einer Lage entgegen, wo ihnen einiger Vorrath so durchaus nothwendig ist. Jungfräuliche Ehre hat unter ihnen noch ganz den altdeutschen Werth.

Finden sich unter den unverheiratheten Knechten auch nicht selten Libertins, so bemerkt man unter ihnen doch ungleich seltener Säufer und Spieler von Profession, wie unter den Hauswirthen, und in andern Gegenden selbst unter den Knechten. Vielmehr bemerkt man, da diesen Menschen auch ihre gegenwärtige Lage erlaubt, sich zu verheirathen, welches bei einem für Geld dienenden Knechte in der Regel doch nur möglich ist, wenn er durch einen besonderen Glücksfall aus der dienenden Klasse erhoben wird, daß sie gewöhnlich früh anfangen, oder eigentlich nie aufhören, zu sparen.

Müßte

Müßte es inzwischen nicht eine Art Wunder seyn, wenn in Ansehung dieser Menschenklasse die allgemeine Klage aller deutschen Patrioten, über die Zunahme des Branntweintrinkens wegfiele? Sollte aber nicht diesem Uebel dadurch abgeholfen werden können, wodurch es entstanden? Es entstand unstreitig durch das immer Schlechter- und Theurerwerden des Biers. Am wahrscheinlichsten würde diesem Uebel dadurch abgeholfen, wenn von der höchsten Behörde ein Theil der Abgaben, die auf dem Bierbraue ruhen, auf das Branntweinbrennen gelegt würde. Wie schön erhöhete Preise, auch den verwöhntesten Geschmack bezwingen können, lehrte wohl keine Zeit besser, als die gegenwärtige.

Ist eine Ehe zwischen für Leichen dienenden Personen geschlossen, — wozu besonders das weibliche Geschlecht nicht leicht unbedachtsam schreitet, weil es die ihm mit seinem ehelichen Stande vorzüglich obliegenden Beschwerden täglich vor Augen siehet, — so ist für den näheren Beobachter die Oekonomie einer Knechtsfrau ein Achtung erregender Anblick. Man kann nirgend Fleiß und Frugalität mit Rechtlichkeit und Genügsamkeit in schönerer Verbindung sehen, wie dort. Hat sie noch betagte Eltern oder Schwiegereltern, die keinen bestimmten Wohnsitz haben, und ihr Wohlstand erlaubt es ihr irgend, so nimmt sie diese zu sich, und verpflegt sie auf die menschenfreundlichste Art. Solche Ehen werden vorzüglich mit musterhafter Friedfertigkeit, Treue und gegenseitiger Hülfe geführt.

III. Doch sagt ein Dritter: Wie, wenn aber dieser Provinzialgebrauch dem Staate schadet? Wenn dem a) dadurch, wo es Noth thut, Vertheidigungskräfte entzogen werden? b) Dadurch ein Theil der Einwohner sich den öffentlichen Lasten entziehet? Ja c) vielleicht dem Staate eine Last an Bettlern erwächst.

a) Bekanntlich hat der niedersächsische, ja man kann sagen, der niederdeutsche Bauer, in der Regel Abneigung gegen den Soldatenstand, besonders gegen den Infanteriedienst. Nur sollte der Bauer in der Lüneburger Gegend und der daselbst für Leichenlohn dienende Knecht hierin eine Ausnahme machen? Man träte aber der Wahrheit zu nahe, wenn man sagen wollte, das er nicht, wenn er einmal Soldat ist, auch ein vorzüglich guter Soldat sey. Dies Zeugniß gab ihm der hochselige Herzog von Braunschweig, gaben ihm glaubwürdige Officiere im Revolutionskriege. Er ist überhaupt, und oft zum Erstaunen, schwer zu etwas ihm Fremden und wider seine Gewohnheiten laufenden zu bewegen. Die jedem Menschen von gesundem Verstande in die Augen fallendsten Demonstrationen sind denn oft lange, oft ganz, bei ihm verlohren. Ist es aber in ihm ein-

mal durch ihn überzeugende und bestimmende moralische oder physische Gründe dahin gekommen, daß er's einsieht, er muß — welches er dann gewöhnlich oft laut äussert, — so kann man mit der positivsten Gewißheit darauf rechnen, er thuts; sey's auch mit der ihm unangenehmsten Aufopferung, ja mit der größten Gefahr verbunden. Auch kann man gewiß bei keinem Soldaten sicherer vor Desertion seyn. Das ubi bene ibi patria ist wohl niemanden schwerer einleuchtend zu machen, als dem jungen Bauerkerl im Lüneburgschen.

b) Geben die für Leichenlohn dienenden Knechte nicht Kopfsteuer, Tabacksgeld und jetzt auch Kriegessteuer? Man hört jetzt nicht selten Menschen dieser Art klagen: Ach! wenn mir meine Kinder schon zu Hülfe kommen könnten, so würde ich diese Lasten noch wohl tragen können!

c) Unsere Thüren werden, besonders jetzt, von Bettlern bestürmt. Ach, wahrlich nicht blos aus Mangel an Polizei. Man macht, wenn man sich dem Geschäft des Examinirens dieser Menschen unterzieht, erschütternde Bemerkungen. Da frage ich jetzt manchen bettelnden Alten: Wer seyd ihr, wer wart ihr in jüngern Jahren? Er antwortet mit verbissenem Unwillen: Wer ich jetzt bin, sieht der Herr, wer ich einst war, sehe er hier. Vor Alter und Frost zitternd greift er in seine Tasche, und zieht seinen sehr abgegriffenen — Abschied heraus. Eine Thräne begleitet nicht selten die Worte: keine Pension! Manche andere beglaubigen sich durch Pässe und Dialekt, als ehemalige Bewohner und Arbeiter in benachbarten und entfernten Städten und Flekken, oder als Ausländer. Einzelne ehemalige Angesessene, oder auch Bauern aus der Gegend, betteln, die aber unter den Bauern nur unter einem gewissen Spitznamen bekannt sind, den sie sich durch ein Laster zugezogen, wodurch sie an den Bettelstab geriethen. Noch entdeckte ich aber keinen bettelnden Alten, der ehemals für Leichen gedient hätte. Diese haben in der Regel Kinder, und diejenigen Kinder dieser Classe, die ihre Eltern aus Noth betteln ließen, würden die verachtetsten unter ihres Gleichen seyn.

Noch einen wichtigen Vortheil, der aus dem Gebrauche des Leichenlohns entsteht, darf man nicht übersehen. Es sind auch in der hiesigen Gegend, seit ein Paar Jahren, nächtliche Diebstähle, vermittelst Einbruch, so an der Tagesordnung, daß auf dem Lande niemand, der auch nur seinen nothwendigen Hausbedarf hat, eine Nacht ruhig schlafen kann.

Nach

Nach allen Spuren, die man von diesen Diebstählen hatte, kam deswegen kein für Leichenlohn dienender Knecht auch nur in den entferntesten Verdacht. Diesen Menschen werden Diebstähle der Art gewissermaaßen unmöglich, weil sie immer in einer grossen Hausfamilie leben, wo sie Tag und Nacht beobachtet werden; sie können auch nicht anders, als durch ausserordentliche Unglücksfälle oder grobe Laster in eine Armuth gerathen, die zum Stehlen zwingt. Wie ungleich gefährlicher ist dagegen der in seiner Hütte allein wohnende Anbauer, wo er von niemandem, als von seiner eigenen Familie, und vielleicht einem eben so dürftigen Inquilinen, beobachtet wird, und wo er ungestört mit vagabondirenden oder doch mit Trödel handelnden Juden sein Trafik treiben kann.

N. B.

Beantwortung
der Anfrage im 4ten St. des diesjährigen hannov. Magazins: die Reinigung der Wasserbrunnen von Insekten betreffend.

Da der Anfrager das Wasser seines Brunnens von Insekten zu befreien wünscht, um vorzüglich dasselbe bei dem Waschen der Verkaufsbutter anwenden zu können: so ist hier nicht von der chemischen, sondern von der mechanischen Reinigung des Wassers die Rede. Erstere ist, vorzüglich in großen Quantitäten, kostbar und mühsam; letztere aber, und besonders wo das Wasser durch Insekten verunreiniget ist, durch folgendes Mittel leicht anzuwenden, welches ohne Zweifel den besten Erfolg leisten wird.

Ein Einwohner eines Dorfes nahe bei Goslar empfand ebenfalls das Uebel, seinen Wasserbrunnen, vorzüglich im Sommer, durch häufige Insekten verunreinigt zu sehen. Er setzte hierauf einen jungen Hecht in seinen Brunnen, um ihn dadurch von dem ekelhaften Ungeziefer zu befreien, indem er hoffte, daß der Hecht, als einer der größten Raubfische, zu seiner Nahrung die Insekten erhaschen und verzehren würde; und dieses gelang so gut, daß der Brunnen seit einigen Jahren, die der Hecht darin zugebracht hat, ganz von Ungeziefer befreiet geblieben ist.

Es ist aber noch zu bemerken, daß kein anderer Fisch, selbst die

For-

Forelle, welche nur in wenigen Landwassern ohnehin fortleben kann, das leisten wird, wie ein Hecht.

Sollte auch ein Frosch unvorsichtiger Weise in den Brunnen gerathen, so wird ihm sein Instinkt die Gefahr bald zeigen, welche er von dem Hechte zu befürchten habe. Er wird daher suchen, sich, sobald als möglich, von diesem Brunnen zu entfernen. Man ist auch auf diese Weise gesichert, daß das Wasser vom Froschlaiche befreiet bleibt.

Eben dies Mittel würde auch da anzuwenden seyn, wo ein Brunnen ausfließt; nur müßte der Ausfluß-Kanal mit einem Gitterwerke von Holz oder Eisen versehen seyn, damit der Hecht nicht entweichen kann. Einen oder zwei junge Hechte in einen solchen Brunnen zu setzen, möchte wohl besser seyn, als einen großen, weil letzterer in seiner klösterlichen Einsamkeit sich wahrscheinlich nicht so leicht fügen und an des Brunnens Seitenmauern sein Maul zerstoßen, folglich in einen krankhaften Zustand gerathen würde.

Daß das Wasser eines Brunnens, worin ein Hecht lebt, widerlich und einen Fischgeschmack annehmen sollte, ist nicht zu fürchten, da es wohl wenige Brunnen geben möchte, welche nicht wenigstens eine Menge von 60 bis 80 Cubik Wasser in sich enthalten; auch die Quellen des Brunnens, wodurch ein immerwährender Zufluß am Wasser zugeführt wird, verhüten solches.

Um den Hecht lange in einem Brunnen zu conserviren, hat man bei dem Herausziehen des Wassers mit dem Brunnenhaken, oder durch die sogenannte Wippe, woran der Eimer befestigt ist, einige Behutsamkeit zu beobachten, um den Fisch nicht durch das Niederstoßen der Stange in die Tiefe des Brunnens, oder durch das Hineinwerfen des Eimers zu verletzen. Vorzüglich im Sommer bei anhaltender Trockniß, wo größtentheils das Wasser um ein Beträchtliches niedriger in den Brunnen zu stehen pflegt, ist unter diesen Umständen der Hecht in Gefahr beschädigt zu werden.

Im Winter, wo alle Vegetation aufhört, mangelt es auch dem Hechte an Nahrung, und er muß mit kleinern Fischen, oder in Ermangelung derselben mit einigen Stückchen frischem Brote gefüttert werden.

Ein Brunnen, der gehörig mit Einfassungsmauern versehen ist, und wohin das Ungezieser nicht etwa aus nahe stehenden Pfützen gelangen kann, wird leicht auf diese Art rein gehalten werden.

M. M.

Neues
Hannoversches Magazin.
55tes Stück.
Freitag, den 8ten Julius 1808.

Auszüge aus dem Leben Matheus Schwarz, eines Elegants des 16ten Jahrhunderts, als Beitrag zur Geschichte des Luxus und der Moden.

(Aus einem alten Manuscript von Matheus Schwarz eigener Hand geschrieben.) (*)

In einer vermischten Gesellschaft des Mittelstandes erhoben die Familienväter bittere Klagen über den, selbst in den drückendsten Zeitumständen zunehmenden Luxus, und den unaufhörlichen Wechsel der Moden. Sie wünschten the good old time zurück, worin ein großer König (Heinrich VIII. von England) in einer besondern Hofverordnung für die Dienerschaft die Hausofficiere ermahnte: „auf die Sitten ihrer Untergebenen zu sehen, und wohl Acht zu haben auf die hölzernen Teller und zinnernen Löffel," und verglichen diese Einfachheit gegen den Aufwand der niedern Stände, z. B. der Handwerker in unsern Zeiten, die ein bequemes Sopha und silberne Löffel unter ihre ersten Lebensbedürfnisse rechnen.

Es ist wahr, diese lobenswerthe Einfalt der Sitten verdiente es, unsern verwöhnten Zeitgenossen zum Muster aufgestellt zu werden, wenn sie jenem Zeitalter durchgängig in allen Ständen nachgerühmt werden könnte; aber leider finden sich darin auch viele Spuren des ausschweifendsten Luxus und der thörichtsten Modesucht, gegen die selbst obrigkeitliche Verbote nur wenig fruchteten. Die frugale Lebensart der Großen war also um so verdienstlicher, und das schöne Beispiel, mit dem sie ihren Unterthanen vorangiengen, würkte vielleicht in dieser Hinsicht mehr als geschärfte Verbote. Nicht aber nur an dem englischen Hofe allein, sondern auch an mehreren fürstlichen Höfen in Deutschland beobachtete man diese Frugalität. Noch vor der Mitte des 17ten Jahrhunderts gab es Fürsten,

(*) Aus den hinterlassenen Papieren der am 18ten Jun. d. J. in Göttingen verstorbenen Frau Professorin Spangenberg, geb. Wehrs, einer fleissigen Mitarbeiterin am neuen Hannoverschen Magazin.

die ihr nicht entsagt hatten. Im Jahr 1631 schickte Herzog Johann von Zweybrücken seinen 13jährigen Prinzen Johann Ludwig mit einem Hofmeister, Namens Stern, nach Leyden, um seine Erziehung zu vollenden. Der Hofmeister stattet in einem Briefe an die Herzogin Bericht ab über den Gesundheitszustand und die Beschäftigungen des jungen Prinzen, und meldet unter andern: „daß er dem jungen Herrn zu einer Reise nach dem Haag (wo sich damals der unglückliche König Friedrich von der Pfalz aufhielt), habe nothwendig müssen ein Kleidchen von bleichgrünem oder seladonfarbenem Atlaß machen lassen, verhoffe, Ihre Fürstl. Gnaden werden sichs gnädigst belieben lassen, und das Vertrauen zu ihm haben, daß er aufs genäueste haushalten werde. In Kleidungen sey sonst kein Uebriges gethan, denn der Prinz habe zu seinen beiden mitgebrachten schon abgetragenen Kleidern nur Einen neuen Rock, von grobem englischen Tuch, etwa vor 5 Wochen bekommen."

Nicht ohne Verwunderung wird man ein Verzeichniß der Wäsche und Kleidungen lesen, die der Prinz mit auf die Reise nach Leyden, die wahrscheinlich auf ein Jahr wenigstens berechnet war, nahm, das ich hier wörtlich beifüge. Man vergleiche die einfache Ausstattung gegen die, die in unsern Zeiten der Sohn eines simpeln Bürgers bedarf, wenn er die nahe Universität bezieht.

Verzeichniß, was der Prinz an Wäsche und Kleidung bekommen.

1 Dutzend Hemden, ganz neu.
5 Paar linnene Strümpfe.
3 Handtücher.
18 Servietten.
1 Paar leibfarbene seidene Strümpfe.
1 Paar silberfarbene, so zur Trauer schwarz gefärbt sind.
1 Paar grüne seidene.

Wie in ihrer Kleidung, so einfach waren auch einige deutsche Fürsten in ihren Mahlzeiten. In einer Chronik von Dresden ist der Küchenzettel bei einer Churfürstlichen Vermählung aufbewahrt, worin außer einigen vergoldeten Schaugerichten „ein Gänsegekrös schwarz" und eine Schüssel mit Forellen und Schmerlen als die vornehmsten Gerichte aufgezeichnet sind.

Dieser Geist der Häuslichkeit und Sitten-Einfalt, der uns aus jenen Zeiten so freundlich anspricht, muß allerdings den Wunsch in uns erregen, daß sich doch etwas von ihnen in unserm 19ten Jahrhundert möchte erhalten haben; aber jenem Zeitalter so ganz ausschliessend den Vorzug zu lassen, hieße ungerecht gegen das unsrige werden. Die von unsern Vätern so hochgepriesene Zeit hatte auch ihre Mängel; auch in ihr stehen Schwachköpfe, die sich von jedem Schwindel der Mode hinreissen liessen, mit dem Strome zu schwimmen, neben Menschen voll Selbstständigkeit und Gefühl ihrer bessern Würde.

Zu einem Beweise mögen folgende Auszüge aus einer noch ungedruckten Handschrift dienen, die sich ehemals in der Herzoglichen Bibliothek zu Wolfenbüttel befand, und vielleicht einzig in dieser Art ist.

Der Verfasser dieser seltenen Handschrift lebte in Augsburg, und war der Sohn eines wohlhabenden Bürgers. Augsburg und Nürnberg waren die beiden Städte, die damals an Glanz und Reichthum miteinander wetteiferten. Luxus und Pracht herrschte hier, selbst unter den Bürgern, auf die ausschweifendste Weise. Man erstaunt, wenn man liest, was die Bürgerfrauen für ungeheure Summen auf kostbare Zeuge, Kleinodien und Spitzen verwendeten. Noch einen besondern Aufwand machten viele Bürgerfamilien dadurch, daß sie sich und ihre Familien bis auf die Kinder in der Wiege, nach der verschiedenen Stuffenfolge ihrer Jahre, abmalen liessen. Man denke, wie viele Gemälde von einer und derselben Person dies gab, und wie beträchtlich die Ausgabe wurde, wenn viele Kinder da waren, und berühmte Maler sie verfertigten, worin man eine besondere Ehre suchte; oder wenn man mehrere Copien davon zu Geschenken an Verwandte oder andere geliebte Personen haben wollte. In der Familie Schwarz scheint diese Modethorheit vorzüglich beliebt gewesen zu seyn; nur so weit als Matheus Schwarz hatte sie noch keiner vor ihm getrieben. Er war der erste seiner Sippschaft, der auf den originellen Einfall gerieth, sich nach den verschiedenen Veränderungen seines Lebens, und allen den Kleidungen, die er von der Wiege an bis in sein 64stes Jahr getragen hatte, abmalen zu lassen, um nicht allein die mannigfaltigen Kleidertrachten, sondern zugleich die Geschichte seines Lebens auf seine Nachkommen zu bringen.

Diese sonderbare Selbstbiographie, die durchgängig den lustigen Kopf oder Bonvivant bezeichnet, wird durch die naiven Erklärungen, die er jedem Gemälde eigenhändig beigeschrieben hat, sehr interessant; man bekömmt in ihnen hin und wieder eine flüchtige Ansicht der Sitten, Vergnügungen und Erziehungsweise der damaligen Zeit. Es verlohnte sich wohl der Mühe, aus dieser Gemäldenreihe, die in 75 Pergamentblättern in groß Folio besteht, eine vollständige Lebensgeschichte des Augsburger Elegants heraus zu arbeiten, die drolligt genug werden würde. Vielleicht geschieht es; wenn nicht unvorhergesehene Hindernisse meinen Entschluß ändern. Vorerst nur einiges zur Probe. Die 75 Pergamentblätter enthalten ungefähr 180 Abbildungen, auf einigen Blättern 2, auf andern 3 sauber gemalt. Statt des Titels sieht man auf dem Umschlage das Familienwappen: einen weißgekleideten Mohr mit der Umschrift Mat — EVS Schwarz 1620.

Als Titelgemälde erscheint Hr. Matheus selbst im rothen mit Gold gestickten Kleide und rothem Sammthut mit Federn. Das Kleid, oder wie

es damals hieß, Wamms, ist um den Hals weit ausgeschnitten, und das vorstehende Hemd mit 4 Reihen schmalen goldenen Tressen besetzt; die Aermel reichen nur bis an den Ellenbogen, und auch hier ist das Hemde bis zur Hand rund um den Arm einige Male mit Tressen garnirt. Um den Hals ist ein schwarzes Bändchen sichtbar, woran ein kleines goldnes Cruzifix hängt; er hält mit beiden Händen einen halb aufgerollten Pergamentbogen vor sich hin, der die untere Hälfte der Figur bedeckt. Es ist mit zierlicher Canzleischrift folgendes darauf geschrieben:

„Heut den 20ten Februarij 1520 wz ich Matheus Schwarz krad (gerade) 23 Jar alt und obstender gestellt. Ich wz all mayn Tag gern bey den Altten und ire antwort meiner frag wz mir große Freud zu hören, under andern auch zu röden von der manier der klaydung wie sie sich alltäglich verkerd; und zaygten sie mir ir Trachten conterfeyt, so sie getragen vor 30 — 40 Jahr, dz mich ser wundert, und seltsam deucht gögen diese zeit, dz verursacht mayne auch zu conterfaten, wie ich aussahe — von mayner geburt an bis heut 1520 hab ich müssen hinder mich gedenken; da belert mich mein Vater. Im 15ten Jahr da fing ich an anzuschreiben wz mir begögnet, da wurd mir es leichter u. s. w."

Nach dieser Art Vorrede beginnt die Gallerie, und zwar von seiner Geburt. Auf dem ersten Blatte ist Vater und Mutter abgemalt; ersterer als ein munterer Mann mit grauen Haaren, in schwarzer Kleidung und langem Mantel mit Pelz gefüttert, den Kopf mit einer breiten Pelzmütze bedeckt; die Mutter, eine schöne Frau in ihren besten Jahren, in einem Zustande, der es andeutet, daß sie die Zahl der Weltbürger in kurzem vermehren wird. Sie trägt ein langes violblaues Kleid, wie die jetzigen Frauenzimmer Oberröcke, mit Pelz verbrämt, langen engen Aermeln, und einem breiten goldenen Gürtel. Die runde weisse Haube ziert an der Stirn ein goldner Schmuck. Auf dem Busen hängt in einem schmalen schwarzen Bande ein ähnliches Kleinod. An beiden Händen sind besonders die Zeige- und Goldfinger mit vielen Ringen besteckt. Unter den Gemälden steht: „Ulrich Schwarz von Augsburg mein Vater. Agnes Staudachiun, von Altstetten in Schwyz meine Mutter nach einem Gemäl abgeconterfatet. ich wz verborgen in meiner Mutter 1499."

Auf Nr. 2. liegt der Erbe in der Wiege, die mit Widderköpfen und andern abentheuerlichen Schnitzwerk verziert ist, die Mutter sitzt auf einem niedrigen Sessel darneben, und blickt freundlich auf den kleinen Schläfer. Die Windeln sind weiß mit rothen Schleifen, unten steht: dz was mayn erst Klaydung in der welt!

Noch auf dieser nemlichen Seite verändert sich die Scene. Die Mutterfreude ist in Trauer übergegangen. Man erblickt die Vorderseite einer

Kirche.

Kirche. Vor derselben steht der Todtengräber, der eben ein Grab vollendet hat. Eine schwarz gekleidete, in einen weißen Schleier gehüllte Frau hält den kleinen Matheus in beiden Armen, und ist im Begriff, ihn in das Grab zu legen. Es ist auffallend, daß das Kind, nur vom Kopf bis zu den Füßen in weiße Leinewand gewikkelt, ohne Sarg beerdigt werden soll. Noch am Grabe sieht man 2 Weihkessel. In der Unterschrift heißt es: „Eine seltsame Klendung da lag ich in Vergicht 9 Stunden dz man meynt, ich wär gestorben, ward eingenäht, und von Maria Germanninn nach St. Ulrich getragen. Ich rürt ein Fuß; Thie mirs einer nach!"

Im 5ten Jahr verlohr er seine Mutter. Da lernt er das A B C, und fing an zu denken, „aber als ein Traum!"

Als er 8 Jahr alt war, gab ihn der Vater als „Bub" an Cunz von der Rosen, Kaiser Maximilians Freudenmacher, der ihn seiner Braut, einem Fräulein Gresler, zum Diener bestimmte. Die Bubenkleidung, in der er auftritt, ist ein langer Kittel von gelb und schwarzgestreiftem seidenem Zeuge. Um den Leib ist ihm ein großer Degen geschnallt. Er trägt auf der Schulter eine blaue Fahne mit einem sehr unsaubern Emblem, nemlich eine Sau, die im Koth wühlt. Ein großer Knebelbart, den man ihn angeheftet, sticht gegen seinen blondlockigten Knabenkopf possierlich ab. In diesem Aufzuge schreitet der kleine Freudenmacher gar ehrbarlich hinter dem grossen her.

Bei Cunz von der Rosen blieb er nicht lange, denn er hätte, wie er in der Unterschrift sagt, „gar einen besen Strik und nichts gutes aus ihm gezogen" und der Vater wollte einen tüchtigen Mann aus ihm machen. Er wurde also vom Vater nach Hildesheim zu dem Pfarrer in die Kost geschickt. Die strenge Zucht gefiel dem Knaben nicht. Er lief davon, „weil der Pfarrer ihn einmal unbarmherzig geschlagen, und beinah in der Brenz ertränkt hätte." Vorher aber ruinirte er aus Rache des Pfarrers Garten, hieb mit einem Degen Bäume und Stauden zu Schanden, und ließ den Degen in der Erde stecken.

Zu seinem Vater wagte er sich nicht wieder, sondern trieb sich 2 Jahre in der Nähe von Augsburg herum, wo er durch Singen und Viehhüten sein Brod verdiente. Es ist besonders, daß der Vater, ein so bemittelter Mann, den noch nicht 12jährigen Knaben so sorglos sich selbst überlassen konnte; denn er scheint sich absichtlich nicht um ihn bekümmert zu haben, bis er endlich aus eigenem Betriebe in das väterliche Haus zurückkehrte, und wie der verlohrne Sohn mit großer Freude aufgenommen wurde. Die Abbildung ist der des verlohrnen Sohns ganz ähnlich. Er steht in einem sehr zerrissenen Anzuge mitten unter einer Heerde Vieh.

Nach

Nach seiner Rückkehr beschäftigt er sich, einigen Abbildungen nach, mit verschiedenen, noch jezt den Kindern angenehmen Knabenspielen. Es sind noch dieselbigen, als Knippkügelchen, Ball u. dergl., und man bemerkt mit Vergnügen das kindliche Gemüth in einem Zeitraume von 300 Jahren unverändert, genügsam und einfach, wenn es nicht durch künstliche Erziehung in andere Formen gepreßt, mehr der Natur überlassen bleibt.

Der Knabe mag nicht zu bändigen gewesen seyn, denn der Vater bestimmte ihn nun in seinem 15ten Jahre zum Mönchsstande; dies war damals der Zwinger, wenn andere Mittel nicht mehr helfen wollten. Matheus wurde auch wirklich dadurch in Furcht gesezt. Er hatte zu dem Mönchsleben keine Lust, aber Nachgeben war auch nicht seine Sache. „Meyn Synn, sagt er, stand in fremdes Land." Er drohte dem Vater, daß er noch einmal davon laufen wolle, und bewog ihn dadurch, seinen Entschluß zu ändern.

Er gab ihm nun Geschäfte in seinem Handel, und schickte ihn auf den Weinmarkt („Weinstedel"?) als Diener. Der wilde Bube wurde bei einer so ungebundenen Lebensart, die ihn oft Wochen lang des Vaters Aufsicht entzog, noch unbändiger, und er gesteht von sich selbst: „Er sey in seinem Synn gar ein beser Esel, das heißt: der ausgelassendste Wollüstling gewesen. Es finden sich einige Abbildungen von ihm, die dies deutlich anzeigen, ohne einer Erklärung zu bedürfen; die obscönsten hat er in reifern Jahren wieder ausgelöscht.

Es würde viel zu weitläuftig seyn, alle Veränderung der Moden, Schnitt, Farbe und Stoffe der Kleidung, die der Verfasser ganz genau anzeigt, so umständlich als er selbst zu beschreiben, ich beschränke mich nur auf einige der bemerkenswerthesten. Er mußte früh sein eigener Herr geworden seyn, denn er kleidet sich vom 18ten Jahre an so reich und prächtig, daß die glänzendsten Elegants der heutigen Mode ihm nicht gleich kommen. Die Form der Kleider, besonders der Deutschen, sind mehrentheils eben so geschmackvoll als zierlich. Die erste, die Erwähnung verdient, ist eine Reisekleidung. Das Wamms schwarzer Taffent, die Beinkleider gelb, grün und weißgestreifter Atlaß, vor dem Laße der Beinkleider sizt ein Knopf von ungeheurer Größe. Der kurze Mantel ist hellgrauer Atlaß mit weißem Pelz gefüttert. Die Stiefel sind mit goldenen Frangen besezt, und an den Waden mit 3 Schleifen gebunden. So zierlich geschmückt, reitet der Verfasser nach Mailand, um den Einzug des Königs von Frankreich, nach der Schlacht, mit anzusehen. In Mailand kleidet er sich dem Könige zu Ehren französisch. Er trägt einen braunen Rock mit vielen Falten, weiten Puffärmeln und schwarzer sammetner Einfassung. Unter dem rechten Arme sieht man ein blaues Band, worauf 3 goldene Lilien gestickt sind; die blauen Strümpfe sind ebenfalls mit goldenen Lilien gestickt.

Der

Der blaue Sammethut ist mit 3 blauen und 3 gelben Federn geschmückt, die mit einem großen Diamant in Gold gefaßt, zusammengehalten werden. Der Degenknopf und die Degenscheide sind auch Gold. Dieser kostbare Anzug reizte, wie er schreibt, zwei Gasconier, daß sie ihn auf öffentlicher Straße rein ausplünderten!

Im 20sten Jahr seines Alters kam er von Mailand und Venedig nach Augsburg zurück, und wurde Buchhalter in Jacob Fuggers Comtoir. Jacob Fugger war der reichste Particulier in Augsburg, ein Mann von großem Ansehen und Gewicht, dessen Name in seinem Vaterlande noch jezt in ehrenvollem Andenken, wie in fremden Ländern bekannt und berühmt ist; besonders zeichnete er sich durch seine treue Anhänglichkeit an das Haus Oesterreich aus. Eben dieser Fugger war es, der das kostbare Geschmeide, das die Schweizer in der Schlacht bei Grandson von dem Herzoge Carl von Burgund erbeuteten, und den mit Perlen und Diamanten reich besetzten Schaubhut, den eben dieser Herzog in der Schlacht verlohren hatte, an sich kaufte, um diese beiden Stücke dem Hause Oesterreich zu erhalten. Den Schaubhut allein, der von Joh. Jak. Fugger dem Enkel, in dem Ehrenspiegel des Hauses Oesterreich umständlich beschrieben wird *), bezahlte er mit 77000 Gulden. Fugger hielt 60 Comtoirbedienten, unter denen Mathens Schwarz der erste war. Alle diese Leute machten vielen Aufwand, und führten ein fröhliches Leben. Man kann hieraus schon einigermaaßen auf den Glanz des Fuggerschen Hauses schließen, von dem die Grafen von Fugger herstammen. So viel vermögen Fleiß, Sparsamkeit und Ordnung, wenn sie vom Glück begleitet werden!

Im Fuggerschen Hause that sich Schwarz im Aufwande und Eleganz der Kleider erst recht hervor. Er wechselt wenigstens alle 4 Wochen seinen Anzug. Um die Leser nicht zu ermüden, wähle ich nur einige dieser Kleidertrachten bei den interessantesten Vorfällen seines Lebens aus, die ihn in tiefer Trauer, im Tanz- und Fechthabit, als Bogenschützen, als Verliebten, Bräutigam, Ehemann, Vater und Greis darstellen.

Die tiefe Trauer um seinen Vater ist ein langer schwarzer Mantel und eine Guglkappe **), die ihm das ganze Gesicht verhüllt. In der 2ten Trauerzeit werden Augen und Nase wieder sichtbar, und die Degenspitze steht etwas unter dem kürzern Trauermantel vor.

*) Leonhard Meister: Scenen aus der Schweizergeschichte, 2ter Band.

**) Die Guglkappen waren in der Form wie die Kappen der Mönchshabite, aber so groß, daß wenn man sie ins Gesicht herabzog, der hintere Theil wie ein spitzer Beutel den Rücken hinabhing; sie hatten einen kleinen Kragen, der um die Schultern hing, wie die Kappen der Schlottfeger.

vor. An der Fechtkleidung ist der rechte Aermel, das rechte Hosenbein und Strumpf gelb, an der linken Seite alles weiß mit grauen Streifen, das Kleid oder Wamms selbst aber roth. Als Bogenschütze trägt er ein Kleid von weißem Brokat mit gelben und grünen Streifen. Die Beinkleider sind weit und bauschicht. Der Strumpf am rechten Bein grau, am linken gelb. Statt des Huts hat er einen Kranz von rothen, gelben und weißen Rosen. Das Tanzhabit ist rosenfarbener Atlaß, der Hut oder Barett rother Sammet mit goldenen Schnüren; um den Kopf windet sich eine Guirlande von goldenen Blumen und eine goldene Kette. Ein kurzes Mäntelchen von schwarzem Atlaß hängt ihm um die Achseln. Er sagt in der Unterschrift: „Dz wz mayn Kleydung aufm Danzhaus als Kaiser Maximilian einen Danz hielt in Augsburg, 1520.

Der Schluß folgt.

Ein sehr einfaches Mittel,

die Geschwulst, welche ein Pferd durch den Druck des Sattels erhalten hat, schnell und ohne nachtheilige Folgen zu vertreiben.

Ein Cavallerie-Officier äußerte gegen mich, daß Pferde, welche gedrückt wären, oft mehrere Tage, und, wenn man nicht darauf gehörig achte, wohl auf längere Zeit unbrauchbar würden, da sie doch durch ein sehr einfaches Mittel wieder in brauchbaren Stand gesetzt werden könnten. Er verfuhr folgendermaßen: Sobald er bemerkte, daß sein Pferd gedrückt war, legte er einen frisch gestochenen Rasen auf die Geschwulst, breitete die Stalldecke darüber, und gurtete diese auf beiden Seiten des Rasen fest, ohne diesen mit dem Gurtriem zu berühren, doch so, daß er nicht herabfallen und sich auch nicht verschieben konnte. Der Rasen blieb nur eine Nacht liegen, und am folgenden Morgen war die Geschwulst zertheilt, ohne weitere nachtheilige Folgen zu haben.

Dies Mittel muß indessen gleich angewandt werden, noch ehe die Geschwulst zur eigentlichen Wunde geworden ist. Auch darf das Pferd nicht erhitzt seyn, wenn man den Rasen auflegt. Der gute Erfolg von dem Gebrauche dieses Mittels wurde mir nachher auch von einem sehr erfahrnen Oekonom bestätigt.

A.

Hannoversches Magazin.

56tes Stück.

Montag, den 11ten Julius 1808.

Auszüge aus dem Leben Matheus Schwarz, eines Elegants des 16ten Jahrhunderts, als Beitrag zur Geschichte des Luxus und der Moden.

(Aus einem alten Manuscripte von Matheus Schwarz eigener Hand geschrieben.)

(Schluß.)

Jetzt tritt Matheus Schwarz als Liebhaber auf. Seine Kleidung richtet sich nach dem Geschmacke der Dame seines Herzens, denn er giebt zu verstehen, daß er sich „einer schönen Persohn zu lieb" so herausgeputzt habe. Die Lieblingsfarbe der Dame wird aschgrau gewesen seyn. Seine Ober- und Unterkleider sind einfärbig grau. Das Wamms an der Brust ist weit offen, daß man das mit Gold gestickte, und am Kragen mit feinen Spitzen besetzte Hemd, und ein goldenes Kleinod, das ihm auf der Brust hängt, sehen kann. Der Liebeshandel muß aber nur von kurzer Dauer gewesen seyn, denn auf dem nemlichen Blatte erblickt man ihn in ähnlicher Kleidung und einem breiten runden Hute vor der verschlossenen Thür eines großen Hauses stehen. Im 2ten Stock sieht eine Dame aus dem Fenster (wahrscheinlich die Geliebte) und ruft ihm zu: „Ist nix mer" also der förmliche Abschied! Der verabschiedete Liebhaber scheint seinen Verdruß unter einem witzigen Einfall verbergen zu wollen; denn er hat auf dem Gemälde über des Hauses Thür einen Hirschkopf anbringen lassen, der, wenn die Dame verheirathet war, böse Vermuthungen veranlassen konnte.

Weder der Verlust des Liebchens, noch die grausame Pest, die um diese Zeit, nemlich im Jahr 1521, in Augsburg wüthete, mag dem lu-

 stigen

stigen Bruder sonderlich zu Herzen gegangen seyn, denn man sieht ihn mit seinen lockern Collegen mehrere Male sich mit Schlittenfahren belustigen. Die Form der Schlitten weicht wenig von der jetzigen ab, und ist die Rückenlehne sehr hoch, und die Malerei äußerst grotesk. Auf dem Seinigen ist der damals so beliebte Flachstanz abgebildet. *)

Viele der nun folgenden Abbildungen muß ich der Kürze halber übergehn, bis in sein 38stes Jahr, da eine neue Epoche seines Lebens anfängt, nemlich seine Verheirathung. Er dachte nun im Ernst, ein ehrbares Leben anzufangen, und beschloß, sich zu verehelichen. Als Bräutigam hat er sich verschiedene Male abmalen lassen, immer im neuesten Kostum; aber nur eine dieser Kleidungen will ich beschreiben: das Wamms ist weißer Brokat mit goldenen Schnüren, „Ueberstilm mit Atlaß" die Ueberstilm sind 2 breite goldene Bänder mit schwarzen Atlaßstreifen, schlangenförmig besetzt, die gleich den heutigen Hosenträgern über die Westen geknüpft wurden. Die engen Aermeln sind mit schwarzem Bande umwunden, unter der linken Achsel ist in dem Wamms eine Oeffnung, durch die das feine Hemd etwas vorgezogen ist. Das weiße Halstuch ist reich mit Gold gestickt; der Hut schwarz mit goldenen Streifchen; über den langen dicht umschließenden gelben Beinkleidern, die bis auf die Waden mit Gold und Seide gestickt sind, trägt er einen bunten Läufer-Schurz; gleich unter dem linken Knie ist eine kleine Sanduhr von 8 Minuten befestigt, unter dem rechten ein kleiner Dolch an der nemlichen Stelle. Die Unterschrift sagt: „1538. den 20ten Februar da hab ich das Bubenleben von mir geworfen und unterstund mich ein Weib zu nehmen." Gleich nach seiner Heirath geht die Bildergallerie schnell zu Ende. Er, der sich wenigstens alle 4 Wochen neu kleidete, wechselt nun in 7 Jahren nur einmal. Das Ehestandskreuz mag ihn wohl nicht wenig gedrückt haben, denn schon die erste Abbildung als Ehemann deutet es an. Er ist hier rückwärts gemalt, damit man das verdrießliche Gesicht nicht sehe. Sein linker Fuß ruht kränklich auf einer niedrigen Bank, und mit der rechten Hand kraht er sich sehr bedeutend hinter dem Ohre. Die Kleidung ist schwarz, außerordentlich einfach und ehrbar, wie auf allen nun folgenden Gemälden. Er sieht von nun an [illegible] blaß,

*) In dem Flachstanz hält eine Tänzerinn einen Spinnrocken in die Höhe, den ihr der Tänzer zu rauben sucht; sie muß es durch Drehen und Wenden verhindern, und den Rocken schnell in die Hand ihrer Neben-Tänzerin geben, die ihn denn weiter bringt, bis er die Reihe hindurch ist, und wieder an sie zurückkömmt; wird der Rocken geraubt, so muß die Tänzerinn, der es geschieht, ihn wieder einlösen.

blaß, finster und ältlich aus. Noch 2mal ist er etwas eleganter gekleidet, einmal, als er bei dem Augsburger Bürger-Corps Rottmeister über 600 Mann war. "Das Corps war 4300 Mann zu Fuß und 500 Mann zu Roß ohne die Weber." Er trägt hier unter dem Panzer ein Kleid von gelben Sammt, und auf dem Hut eine große weiße Feder, unten mit einer schweren goldenen Troddel, die ins Gesicht hinabhängt. Den Helm trägt ein kleiner pausbackigter Knabe, der auch in gelben Sammet gekleidet ist, und eine große Sturmhaube auf dem Kopfe hinter ihm her.

"Im 50sten Jahre seines Alters würde er vom Schlage gelähmt. Er sizt hier in einen braun sammtenen Schlafrock gekleidet, und schwarz sammtenem mit Gold gesticktem Käppchen auf dem Kopfe, im Lehnstuhl. Seine Kinder, zwei Knaben und ein Mädchen, warten ihm bei Tische auf. Diese traurige Epoche seines Lebens erzählt er in der Erklärung nur kurz mit folgenden Worten: „Anno 1550 den 20ten Mai da traf mich Gottes Gewalt beim Rechnen, Morgens 9 Uhr auf dem Comtoir, also 12 Wochen lahm gesessen. Meine Kinder dienten mir also zu Tisch."

"Von den lezten 3 Abbildungen von ihm führe ich nur eine an, die ihn darstellt, wie er noch nicht völlig wieder hergestellt, „zu seinem gnädigen Herrn Anton Fugger" aufs Comtoir fährt. Der Wagen sieht beinah aus wie die ehemaligen Leichenwagen. Von allen 4 Ecken geht eine Stange in die Höhe, worauf aber ein zierlich ausgeschnitzter Himmel ruht. Er wird nur von einem Pferde gezogen, und Schwarz sitzt von der Seite, die Beine heraushängend, in dem Wagen. Seine obere Kleidung ist schwarz, die Unterkleider sind aber weiß.

Noch immer ist er im Dienst der Familie Fugger; denn man sieht ihn noch einmal in Trauer um Anton Fugger, den Sohn von Hrn. Jacob Fugger, dessen Tod er sehr schmerzlich beklagt, und zugleich seine bildliche Selbstbiographie damit endigt. „Er war nun 64 Jahr, und der Eitelkeit der Welt müde," wie er in der Erklärung sagt.

Die männliche Kleider-Architektur mag in jenen Zeiten sonderbar genug gewesen seyn. Von der weiblichen enthält die Handschrift nur wenig, die genaue sparsame Hausfrau des Matheus Schwarz hat ihren Anzug nicht so oft gewechselt als ihr Eheherr, und sich so oft malen lassen. Es findet sich nur eine Abbildung von ihr, die von Veit Conrad Schwarz, dem Sohn des Verfassers, herrührt. Dieser war Willens, die Bildergallerie mit seiner eigenen zu vermehren. Er hat sie aber nicht fortgesetzt; denn er hat außer dem Gemälde der Mutter, nur einige unbedeutende von sich selbst geliefert. Das Bild der Mutter ist mit der Umschrift:

schrift: „Barbare Mangallinn meine liebe Mutter abkonterfeit im 34 Jahr ihres Alters."

Sie trägt ein Leibchen von scharzem Taffent mit langen Puffärmeln, die über den Händen dicht anschliessen. Um den Hals ist es tief ausgeschnitten und mit goldener Stickerei. Der blaue Rock mit goldnen Blümchen gestickt faltet sich zierlich, und ist eine Handbreit oberhalb des Saumes mit schwarzem Sammtbande besetzt. Die runde schwarze Haube ist ganz flach, und die in Zöpfe geflochtene Haare hängen den Rücken hinunter. Ihr Leibband oder Gürtel ist halb weiß, halb schwarz. Beide Enden hängen vor dem Leibe lang herab, und sind mit silbernen Frangen besetzt. Die Finger an beiden Händen stecken voller Ringe, worin damals ein wesentlicher Theil, sowohl des männlichen als weiblichen Putzes bestanden haben muß.

Wenn man von dem Aufwande dieser Augsburger Bürgerfamilie des 16ten Jahrhunderts auf den der andern Stände schließen darf, und ihn gegen unsere Zeiten vergleicht, so dünkt mich, unsre Hausväter könnten immer ihre Klagen ein wenig heruntersimmen. Sie lassen unsern jetzigen Zeiten zu wenig Gerechtigkeit wiederfahren, wenn sie ihre guten alten Zeiten so himmelhoch erheben, und ohne Einschränkung so sehnlich zurückwünschen.

Jedes Zeitalter hat sein Gutes und Schlimmes. Wenn des erstern mehr ist als des andern, so ertrage man das Geringere. Gegen die Mode würde von jeher von Kanzeln und in Büchern geeifert. Schon in der Biebel sprachen ihnen die Propheten das Verdammungsurtheil, und doch behielt sie den Sieg, und wird ihn behalten, so lange die Welt steht.

Lebensgeschichte des Medailleurs Faltz.

Numismatische Kenntnisse gehören längst nicht mehr zu den Mode-Wissenschaften, Sie sind fast ausgestorben, finden nur noch hie und da, in unsern Tagen, einen einzelnen Freund, und können bei den gegenwärtigen Zeitumständen kaum noch erlernt werden, weil ältere Münzen sich immer mehr und mehr verlieren.

Mit der Kenntniß der Münzen, ich meine nicht die Antiken, ist die Bekanntschaft mit den Lebensumständen und den Schicksalen des Medailleurs so genau verbunden, als die Bekanntschaft der Lebensgeschichte der Maler mit ihren Kunstarbeiten.

Wenig Leser dieser Blätter, die sich des am Ende des 45sten Stücks d. J. un-

unter einem französischen Briefe des großen Leibniz befindlichen deutschen Epigramms erinnern, werden wissen, was sie aus folgender Stelle machen sollen:

„Ich fand auch, daß ein Falz von ihr dergleichen Gaben
Mit aller Billigung in harten Stahl gegraben."

Also zum Dienst jener Leser halte ich für nöthig, folgende kurze Nachricht, die freilich dem Kenner der neuern numismatischen Geschichte nicht unbekannt ist, hier in Erinnerung zu bringen; wobei ich zugleich bemerke, daß dasjenige, was in Köhlers Münzbelustigungen und in des Herrn Friedr. Nicolai Nachricht von Berlinschen Künstlern rc. über den Medailleur Faltz gesagt wird, theils sehr unvollständig, theils falsch ist; z. E. daß er seine Kunst von seinem Vater erlernt habe; da er denselben doch schon in seinem fünften Jahre verlohren hatte, wie sogleich berührt werden soll. Also Raymund Faltz (nicht Falz) war im Jahr 1658 den 4ten Jul. zu Stockholm gebohren. Sein Vater, den er schon im 5ten Jahre seines Alters eingebüßt, hieß gleichfalls Raymund, war aus Augsburg gebürtig, und Hofjuwelirer bei der Königin Marie Eleonore, Witwe des glorreichen Gustav Adolphs, und seine Mutter hieß Susanne Hartmann, eine Holländerin.

Vaterlos schickte man ihn in seinem siebenten Jahre nach Stettin zu seines Vaters Bruder, welcher unter dem Namen von Faltzburg in den Adelstand erhoben, und daselbst Hof- und Regierungsrath war. Nach anderthalb Jahren brachte man ihn wieder um nach Schweden zurück, weil seine Mutter erkrankt war, und auf dieser Reise litt er einen gefährlichen Schiffbruch, so, daß er kaum das Leben davon brachte. Seine Mutter starb nun, als er neun Jahre alt war, und da sich eine ausserordentliche Begierde zu allerhand künstlichen Arbeiten bei ihm hervorthat, so brachte man ihn Anfangs zu einem Goldarbeiter in die Lehre, darauf lernte er das Kupferstechen bei einem geschickten Meister, und legte sich auch auf das Bossiren in Wachs.

Im Jahre 1680 in seinem 22sten Jahre verließ er Stockholm, und begab sich nach Copenhagen, von da nach Lübeck und Hamburg, und erwarb sich in allen diesen Städten ein großes Lob durch seine künstlichen Arbeiten. Von Hamburg gieng er am Ende des Jahrs nach Wolfenbüttel, und von hier nach Erfurt, über Coburg, Bamberg, Nürnberg nach Augsburg, seiner zweiten Vaterstadt, woselbst er sich noch mehr im Stahlschneiden und erhobener Arbeit übte, auch von da nach München reisete, und ferner im Jahr 1682 durch Ulm nach Straßburg, allwo er die französische Sprache erlernte, und darauf im März 1683 von da durch Lothringen nach Paris ging. Hier arbeitete er bei dem Königl. Medailleur du Chéron; nach der Hand aber, und weil seine

seine Arbeiten viele Liebhaber fanden, etablirte er sich selbst, und verfertigte viele Medaillen, welche in der bekannten Histoire metallique des Königs in Frankreich sich befinden, und mit den schönsten Arbeiten um den Vorzug streiten, auch so sehr zu seiner Empfehlung gereichten, daß er durch den Staatsminister Louvois eine jährliche Pension von 1200 Livres vom Könige erlangte, wobei er noch nebenher viel Geld verdiente. In Paris erlernte er nun noch Musik, machte Reisen in mehrere Provinzen des damaligen Königreichs, und schiffte von Toulon nach Genua; von da er durch Languedoc, über Bordeaux, Nantes und Orleans nach Paris zurückkehrte.

Im Jahre 1686 gieng er nach Brüssel, durch Holland nach England, und schiffte endlich wieder aus Holland nach Schweden, besah daselbst die Königl. Bergwerke, und bot seine Dienste dem Könige Carl XI. an, von welchem er auch gern aufgenommen wurde, und einen jährlichen Gehalt und eine Bestallung erhielt.

Als im Jahre 1688 der nachherige König Friedrich I. von Preussen die Churfürstliche Regierung antrat, wurde unser Falz gegen eine ansehnliche Besoldung in Dienst verlangt, den er auch antrat, und im Jahre 1691 im Schlosse zu Berlin eine Wohnung sammt allen zum Medaillenwesen erforderlichen Maschinen eingeräumt erhielt. Im Jahre 1693 reisete er, wie auch im Jahre 1698 ins Carlsbad, um Hülfe gegen eingetretenes schweres Gehör zu suchen; aber ohne erfolgte Besserung, und im Jahre 1694 machte er nochmals eine Reise nach Schweden, die letzte in dieses sein Vaterland; denn kaum war er in Berlin wieder angekommen, als er am 9ten Jul. unter heftigen und gefährlichen Erbrechen vom Schlage gerührt wurde. Zwar wurde diesem Uebel merklich gesteuert; es ließ sich jedoch nicht gänzlich heben, vielmehr stellte sich nun auch noch ein Geschwulst an den Schenkeln und Beinen bei ihm ein, der ihn auch nie wieder verließ. Im Jahre 1701 reisete er nach Hannover, und verfertigte daselbst zwar einige Medaillen, jedoch überfiel ihn auch da eine schwere Krankheit, und eilte er daher, nachdem er kaum genesen, wiederum nach Berlin zurück, allwo es sich mit ihm zu einer Wassersucht anließ, woran er denn auch am 21sten Mai 1703 in seinem 45sten Jahre zu Berlin verstarb. Damals lebten von ihm noch drei Schwestern in Schweden, er selbst aber war immer unverheirathet geblieben. Er war ein Künstler von großem Genie und edlem Geschmack, dabei ein guter Gesellschafter, der jedoch durch seine beständige Unpäßlichkeit sich nicht von seinem großen Fleiße abhalten ließ, sondern immerfort arbeitete, gleichwohl, wegen seines Fehlers am Gehör, wenig Gesellschaft suchte.

In Münzbüchern werden übrigens überall gegen 50 Stück der vortreflichsten Medaillen von ihm angegeben,

wo:

wovon er sieben in Frankreich, die meisten in Berlin, und etwa sieben in Hannover verfertiget hat, und das eigene Bildniß dieses weltberühmten Mannes, wie er in dem Thesauro numismatum modernor. saeculi XVIII. p. 1033. genannt wird, befindet sich daselbst auf zweien von ihm selbst verfertigten Medaillen, die p. 524. und p. 1034. in Kupfer gestochen sind.

Wolfenbüttel. Wätterling.

Eine wunderbare Art Grashüpfer. *)

Der Batavische Capitain-Lieutenant Drieser ließ in ein Dänisches Blatt Dagen Nr. 94. vom vorigen Jahre mit seines Namens Unterschrift folgende Nachricht einrücken:

Im Julius 1803 hatten wir auf Amboina, einer von den Molucken um den 4ten Grad südlicher Breite, wo ich 17 Monate in Garnison lag, einen unvermutheten Besuch von zwei englischen Schiffen, welche von Neucaledonien kamen. — Es waren die Brigg Buffalo unter Capitain Kent, und das Kaufmannsschiff Wellesley vom Port Jackson. Da Capitain Keuts Hauptabsicht war, seine Kenntnisse zu erweitern, erkundigte er sich auch nach den Seltenheiten dieser Insel. Herr Mensch, der Untergouverneur dieser Stelle, bediente sich meiner, um ihm dabei nach meiner Lokalkenntniß behülflich zu seyn. Unter andern Merkwürdigkeiten ließ man ihm einen Zweig von einem besondern Baum auf Amboinas Bergen sehen, worauf alle Blätter sichtbarer Weise eine metempsychosis vegetabilis zeigen, da sie das Vermögen haben, sich abzulösen, und sich in lebendige Grashüpfer von schöner grüner Halbdurchsichtigkeit, nicht ganz einen kleinen Finger lang, mit einem abgestumpften Kopfe, zwei Fühlhörnern, zwei Augen und sechs langen Beinen mit Gliedmaßen, wie bei den gewöhnlichen Grashüpfern, zu verwandeln. Der Zweig hat ein weißes Holz, und enthält viele schleimigte Säfte. In ein Glas Wasser, oder in eine Flasche gesetzt, bleibt er eine Zeitlang grün, und bringt diese sonderbare Erscheinung hervor. Die Verwandlung geht folgendermaßen vor sich: Das Blatt, welches viele Aehnlichkeit mit einem Weidenblatt hat, lößt sich von selbst vom Stamme los, fällt nieder, rollt sich

*) Voyage aux grandes Indes orientales par J. F. K. Drieser, Capit. Lieut. bat. dans les années 1803. 1804. 1805. avec son retour en Europe par le Nord en 1806.

sich herum, und verwandelt sich vor des Zuschauers Augen in ein animalisches Wesen. Auf dem Ende, da es den Zweig berührte, entsteht alsbald ein stumpfer Kopf mit seinen kleinen Fühlhörnern und Augen, die Häute und Gefäßtheile des Blatts werden zu einem cylindrischen blutlosen länglicht spitzigen Leibe von schöner grüner Farbe und halbdurchsichtig. Auch kommen dann die sechs Beine mit ihren Gliedmaaßen hervor. Da kein Zeichen von Flügeln oder Flügeldecken da ist, so ist dies Geschlecht ganz für verschieden von den Scarabäen anzusehen, welche Eier legen und in Gesellschaft leben, da dieser Grashüpfer sich selbst hervorbringt, sich selbst ablößt, allein um den Zweig geht, und wieder von sich selbst sich eben so selbstständig festsetzt, ohne mit einander Gesellschaft zu halten, oder eine Zeugung vorzunehmen. Diese Blattinsekten oder vielmehr Insektblätter, haben einen sehr langsamen und gravitätischen Gang, und sie haben bei ihrem Kriechen nicht die vermiculäre Wellenbewegung. Sie gehen mit kleinen und stolzen taktmäßigen Schritten. Will man nach ihnen greifen, so verdoppeln sie ihre Geschwindigkeit, um sich dem Mutterzweig zu nähen, und ergreift man sie, so hört dies Phänomen zugleich mit ihrem animalischen Leben auf. Es fehlen ihnen nur Flügel, um sich ganz vom Gewächsreich in Freiheit zu setzen. Ich schließe, daß sie in einer spätern Periode ihres Lebens würklich Flügel erhalten, und gründe diese Vermuthung auf ihre Raschheit und Flüchtigkeit, den Mutterstamm zu verlassen, und daß sie dann als fliegende Grashüpfer (demoiselles s. dragons) werden, womit sie übrigens sonst schon viele Aehnlichkeit haben. Der berühmte Rösel spricht 2 Vol. de eig. Tab. 9. fig. 9. und 10. von einer Grashüpferart unter dem Namen Mantis, und alles paßt auf das eben beschriebene Insekt, vornemlich was er von Mantis religiosa sagt, welche auch nach ihm dem Weidenblatt gleicht. Er beschreibt sie fliegend, und hat wohl von dieser ersten Metamorphose nichts gewußt. Den gelehrten Naturforschern überlasse ichs, dieses wunderbare Geschöpf in seine Classe zu bringen, so wie seinen Nutzen aufzufinden, und warum die Natur es seinen Platz zwischen dem Thier- und Pflanzenreich auf Amboina's unbesuchten Bergen anwies.

Hannoversches Magazin.

57tes Stück.

Freitag, den 15ten Julius 1808.

Merkmale eines Baums, wenn das Holz fehlerhaft ist.

Das Holz eines Baums ist schadhaft 1) wenn die Rinde von abgeschossener Farbe, krätzig, an verschiedenen Orten die Quere von einander gesprungen ist, oder gar mit den Händen kann losgemacht werden. Doch ist dabei zu bemerken, daß gewisse Sorten von Bäumen, als von Eichen, Ulmen rc., von Natur eine dickere Rinde haben, als andere; z. E. die Ulme mit kleinen Blättern, welche ein vortreffliches Holz hat, ist mit einer gröbern Rinde bedeckt, als die holländische Ulme mit großen Blättern. Die Eiche, welche Früchte mit langen Stielen trägt, hat keine so unebene Rinde, als die, welche kurzstielichte Eicheln trägt; und gemeiniglich ist das Holz von dieser letztern fester, als das von der ersten. Hat man darauf Acht, so lernt man die Bäume, die von Natur eine dickere und gröbere Rinde haben, von denen leicht unterscheiden, an denen die Rinde durch eine Krankheit dicker ist, als sie seyn sollte.

2) Wenn man auf der Rinde große weiße oder rothe Flecken sieht, die von oben nach unten gehn, so kann man daraus auf hohle Löcher oder auf Auslaufen des Saftes schließen, welcher das Holz inwendig angesteckt hat. Diese Flecken kommen entweder von der angesteckten Rinde selbst her, welche innerlich fault, oder von den auf der Rinde wachsenden Moosen oder Moosflechten. Diese After-Schmarozerpflanzen nähren sich zwar nicht von dem Baumsafte, aber die äusserliche Feuchtigkeit wird von ihnen aufgehalten, dringt in die Rinde, und steckt das darunter befindliche Holz an. Fängt nun die Rinde an zu faulen, so macht die in selbiger sich aufhaltende Feuchtigkeit, daß die Moose stärker wachsen. Man hat daher allezeit innerliche Fehler zu vermuthen, wenn die Bäume mit Moos, Moosflechten, Baum- und Erd-Schwämmen besetzt sind. Besonders zeigen die Erdschwämme eine Fäulniß oder Schwachheit der Bäume an. Die verschiedenen

Arten von Moosflechten verursachen auch verschiedene Farben an den Rinden, welche allemal einen kranken Baum anzeigen. Eine schwarze Rinde, besonders unten am Fuße eines Baums giebt zu erkennen, daß das Holz wasserschlunkig sey. Eine rothe Rinde, besonders an der Rothbüche, zeigt, daß der Baum trocken und von der Sonne ausgedorret sey. Eine dicke und weiße Rinde an einer Eiche, die noch wachsen kann, zeigt an, daß das Holz weich sey.

3) Wenn man an dem Stamme eines Baums Faulflecken, Krebsschäden, Narben von Aesten, oder faule zum Theil wieder überwachsene Knoten, die man Ochsenaugen nennt, oder Auslaufungen von Safte wahrnimmt, so kann man fest versichert seyn, daß der Baum innerlich angesteckt ist.

4) Häufige Geschwülste und holzige Auswüchse machen einen Baum verdächtig. Wulste und strickförmige Erhöhungen, welche der Richtung der Fiebern gleich laufen, zeigen eine innerliche Eiskluft an.

5) Man muß Acht haben, ob die Aeste am Kopfe, welche man die Krone oder den Hut nennt, nicht gelb, und ob nicht einige Aeste, besonders die obersten, ohne eine zufällige Ursache, schmachtend oder gar abgestanden sind. Denn dies ist ein untrügliches Kennzeichen, daß solche Bäume, die gekrönte genannt werden, einzugehen, und sodann völlig zu verderben anfangen. Stehen an dem Stamme dünne und mit vielen grünen Blättern besetzte Aeste, so ist zu befürchten, daß an diesen Orten, oder nicht weit davon, das Holz roth und schlecht beschaffen sey.

6) Die bleiche Farbe der Blätter und das frühzeitige Abfallen derselben, zeigen einen kranken Baum an, dessen Wurzeln nicht gesund sind, oder in dem Boden nicht auslaufen können. Die Bäume, deren Wurzeln durch das wilde Wasser von Erde allzu sehr entblößt worden, sind den angeführten Fehlern unterworfen, und ihr Holz ist gemeiniglich von schlechter Beschaffenheit. Es ist daher auch besser Holz, welches man zum Fällen kaufen will, nicht erst im December, Januar und Februar, sondern wo möglich vor dem Abfallen der Blätter zu beschtigen, weil man um diese Zeit sicherer von der Beschaffenheit der Bäume urtheilen kann.

7) Müssen auch die Zwieseln oder Aeste wohl untersucht werden. Denn obgleich diese Theile von der Natur mit mehr Stärke versehen sind, so geschieht es doch bisweilen, daß die Schwere des Raureifes, oder rauhe Winde, die Aeste von dem Stamme los machen und etwas von einander reißen, da sich denn das Wasser hineinsetzt und hohle Löcher macht. Daher muß man keinen Baum auszeichnen, der vom Winde von einander gerissen, da sich dann das Wasser hineinsetzt und hohle Löcher macht.

8) Die Bäume, die unten aufgerissen sind, es mag nun von starkem

Froste

Froste oder von überflüssigem Safte herkommen, sind wenigstens an diesem Orte für untauglich zu halten. Wenn diese Risse oder Spalten wieder überwachsen, so giebt es strickförmige Erhöhungen, die den Fiebern gleichlaufen, deren bereits ist erwähnt worden.

9) Es giebt verschiedene Arten von Würmern, welche die stehenden Bäume beschädigen. Diese fallen nicht leicht in die Augen, weil die Löcher, die sie in die Rinde machen, kleiner sind, und öfters wieder verwachsen. Aber die Grünspechte wissen sie mit ihrem Schnabel gar wohl zu finden. Deswegen hat man die Bäume, an welchen die Grünspechte arbeiten, für verdächtig zu halten, oder kann doch wenigstens versichert seyn, daß das Holz an denselben allzu weich sey.

10) Von krummen Bäumen hat der obere Theil vieles auszustehen, wenn sich der Rauhreif an sie legt. Man muß daher diesen Theil des Baums sorgfältig untersuchen, der fast allezeit mit dickem Moos besetzt ist, welches die Fehler verbirgt, und eine Feuchtigkeit daselbst unterhält, die das Holz an diesem Orte weicher macht, als es sonst am Baume ist.

11) Die vom Blitz getroffenen Bäume haben gemeiniglich viele Risse, die das Holz untauglich machen. Man behauptet auch, daß die vom Froste getödteten geschwinde faulen.

12) Wenn man versichert seyn will, ob einige der angeführten Fehler beträchtlich sind, so muß man den Baum anbohren oder mit einem Meissel untersuchen. Man pflegt auch wohl an die Bäume zu schlagen, um aus dem Laute, den sie von sich geben, zu urtheilen, ob sie gut oder anbrüchig sind. Klingt der Baum hohl, so schlägt man denselben aus; lautet er aber hell, so hält man ihn für gesund. Man kann sich aber nicht allezeit sicher darauf verlassen. Denn wenn der Fehler im Kerne des Baumes sitzt, so leidet der Schall keine Veränderung. Auch läßt sich alsdann, wenn der Baum in vollem Safte steht, fast gar nicht beurtheilen, ob er kernschälig, kernrissig, eisklüftig ꝛc. ist, weil diese Fehler den Schall nicht merklich verändern. Wem daher daran gelegen ist, zu dieser und jener Absicht nur lauter gute und gesunde Bäume zu kaufen, der richte sich sorgfältig nach diesen angegebenen Kennzeichen, und hüte sich vor solchen, bei denen sich das eine oder das andere findet, oder gar mehrere mit einander anzutreffen sind. Dergleichen als fehlerhaft ausgeworfene Bäume sind deswegen doch nicht ganz und gar unnütz. Bäume z. E. die eingehen anfangen, sind öfters sehr gut zur Tischlerarbeit in den Gebäuden.

Schädlichkeit der sogenannten Faulgruben.

Eine der schädlichsten ökonomischen Einrichtungen, wodurch so viel Unkraut in unsere Gärten gebracht wird, sind die sogenannten Faulgruben, worin man alles ausgezogene Unkraut wirft, dieses den Winter über liegen läßt und damit im Frühjahr düngt.

Man denkt gar nicht daran, daß viele Wurzeln ausdauern, und mancher Saame lange liegen kann, ohne seine Keimkraft zu verlieren. So dienen die Faulgruben häufig dazu, das Unkraut im Frühjahr wieder in den Garten zu bringen. Denjenigen Hausvätern, die ihren Garten sorgfältig pflegen wollen, rathe ich, statt dieser Einrichtung das Unkraut auf Haufen werfen zu lassen, dann zu verbrennen und mit der Asche zu düngen. Da, wo der Kalk leicht zu haben und nicht kostbar ist, kann man diesen lagenweise durchstreuen, und den nemlichen Zweck erreichen. Wer diesen Rath befolgt, wird gewiß das folgende Jahr weniger Unkraut und weniger Mühe haben.

Da ich hier einmal vom Unkraut rede, so mache ich Gartenfreunde auf ein höchst schädliches Unkraut aufmerksam, welches man vorzüglich diesen Sommer in Gärten findet, das oft ganze Beete überzieht, und dadurch nicht allein das Aufkommen besserer Pflanzen hindert, sondern auch bei seinem üppigen Wachsthum die besten Düngekräfte aus dem Boden zieht. Die Pflanze hat folgende Namen: **Hundskohl, Bingelkraut, Bengelkraut, Kühkraut, Kühlwurz,** (Mercurialis annua); sie wird einen Fuß hoch, ist sehr saftig, treibt viele Aeste und ist sehr zart. Die Blätter stehen auf kurzen Stielen kreuzweis gegen einander, sind eiförmig zugespitzt und von hellgrüner Farbe. Bei der männlichen Pflanze kommen die Blumen auf schwachen Stielen und bilden eine Aehre; bei der weiblichen aber sitzen die Blumen in den Blattwinkeln, jedesmal zu zweien. Die Pflanze blühet im Julius und August, auch wohl im September und October. Der Saame, der sich im Herbst aussäet, liegt den Winter über, ohne zu erfrieren, oder zu ersticken, und kommt freudig wieder zur neuen Pflanze hervor, sobald die Beete umgegraben werden.

Die Ausrottung dieser für den Gartenbau so schädlichen Pflanze geschieht da, wo die Pflanze ein ganzes Beet überzogen hat, durch Abschneiden im höchsten Safttriebe, oder wenn sie anfangen will zu blühen: dann wird das Beet gleich umge-

gra-

Tage	Stunden	Barometer	Therm. F.	Therm. R.	Wetter	Wind	
10	7½	2967	26	—3	S.	W	0 — 1
	2	2974	39	3	w.	WNW	0 — 1
	10	2982	32	0	w.	—	0 — 1
11	7	2981	25	—3	w.	SSO	0 — 1
	2	2974	34	1	w.	S	0 — 1
	10	2951	29	—1	tr.	—	2 —
12	7	2930	30	—1	tr.	SO	— 2
	2	2919	34	1	w.	OSO	1 —
	10	2919	30	—1	w.	—	1 —
13	7	2919	24	—4	w.	NW	0 — 1
	2	2931	35	1	w.	NNW	0 — 1
	10	2948	29	—1	S.	—	0 — 1
14	7	2958	27	—2	S.	OSO	0 — 1
	2	2972	32	0	w.	O	0 — 1
	10	2988	10	—10	h.	—	0 — 1
15	7	2999	9	—10	w.	NO	0 — 1
	2	2992	28	—2	l. W.	NO	0 — 1
	10	2989	10	—10	h.	—	0 — 1
16	7	2966	16	—7	tr.	SO	1 —
	2	2958	28	—2	tr.	SO	1 —
	10	2963	23	—4	tr.	—	0 — 1
17	7	2975	12	—9	d. W.	S	0 — 1
	2	2987	34	1	tr.	S	0 — 1
	10	2992	28	—2	tr.	—	0 — 1
18	7	2968	30	—1	S.	SSW	0 — 1
	2	2953	39	3	tr.	SSW	1 —
	10	2960	32	0	tr.	—	0 — 1
19	6¼	2989	30	0	tr.	ONO	1 —
	2	3012	37	2	tr.	ONO	1 —
	10	3027	22	—4	h.	—	0 — 1
20	6¾	3031	14	—8	w.	ONO	— 1
	2	3041	32	0	l. W.	NNO	— 1
	10	3043	12	—9	h.	—	0 — 1

Tage	Stunden	Barometer	Therm.		Wetter	Wind.	
			F.	R.			
21	$6\frac{3}{4}$	3043	9	-10	Reif	—	o —
	2	3047	22	—4	h.	OSO	o — 1
	10	3047	10	-10	h.	—	o — 1
22	$6\frac{3}{4}$	3049	7	-11	l. W.	O	o — 1
	2	3038	33	0	tr.	N	o — 1
	10	3035	31	0	tr.	—	o — 1
23	$6\frac{3}{4}$	3023	28	—2	tr.	SO	o — 1
	2	3018	33	0	l. W.	SO	1 — 1
	10	3015					
24	$6\frac{3}{4}$	3006	14	—8	tr.	N	1 — 2
	2	3013	29	—1	tr.	N	1 —
	10	3034	15	—8	h.	—	— 1
25	$6\frac{3}{4}$	3039	3	-13	l. W.	NNO	— 1
	2	3048	25	—3	l. W.	N	1 —
	10	3043	23	—4	tr.	—	— 1
26	$6\frac{3}{4}$	3023	27	—2	S. t.	WNW	o — 1
	2	3008	36	2	S.	WNW	1 — 2
	10	3001	33	0	S.	—	1 — 2
27	$6\frac{3}{4}$	2990	33	0	w.	NW	o — 1
	2	2992	38	3	S.	NW	1 —
	10	3000	30	—1	S.	—	o — 1
28	$6\frac{3}{4}$	3010	25	—3	w.	NNW	o — 1
	2	3019	36	2	tr.	NNO	o — 1
	10	2991	32	0	S.	—	o — 1
29	$6\frac{3}{4}$	2979	20	—5	w.	OSO	— 2
	2	3001	10	—6	h.	O	1 — 2
	10	3015	7	-11	tr.	—	o — 1

F. C. W.

Neues
Hannoversches Magazin.
58tes Stück.
Montag, den 18ten Julius 1808.

Bemerkungen über das Räuchern, als Mittel gegen ansteckende Krankheiten bei Menschen und Vieh.

In alten Zeiten hielten die Landleute ungemein auf das Räuchern der Viehställe zu gewissen Jahrszeiten, welches in den mehrsten Gegenden ausser da, wo noch viel Aberglaube an Hexerei hauset, nicht mehr üblich ist.

Die Räucherspecies waren sehr verschieden zusammengesetzt, enthielten aber doch im Allgemeinen, ausser einigen Kräutern und Wurzeln, Gummi und Harze, als Myrrhen, Weihrauch, stinkender Asand, Bernstein und dgl. mehr, zum Hauptbestandtheil, und die Vorschrift war gewöhnlich mit der Bemerkung versehen: Gegen Hexen und böse Geister, auf Johannis in den Ställen zu räuchern.

Die Ursache einer solchen Räucherung hatte also die Vertreibung der bösen Geister oder die Unschädlichkeit der von denselben ausfliegenden Uebeln fürs Vieh zum Grunde.

Wahrscheinlich, daß man schon im hohen Zeitalter den Nutzen und die Wirkungen nach chemisch-medizinischen Beobachtungen recht gut zu erklären verstand, — daß aber auch in einem Zeitalter, wo die Wissenschaften nur vorzüglich in den Klöstern, unter dem Druck des Pfaffenthums, ihr Haupt empor zu heben wagten, und nur in so fern eine Anwendung fürs allgemeine Beste davon zu erwarten war, als sie der stets beendzweckenden Erhaltung zur Unwissenheit, nicht durch scharfes Nachdenken nachtheilig werden konnte, keine wissenschaftliche Anleitung zur Erklärung für den damaligen rohen Volkshaufen zu erwarten war, als die noch unter denselben vorhanden, ist daher sehr gut erklärbar. — Die auf Beobachtung und Erfahrung gegründeten Kenntnisse konnte und wollte man damals der allgemeinen Menschenmasse nicht ausein-

ander

ander setzen; und man sagte dem Benöthigten nur, daß diese und jene Mittel zum Räuchern gegen böse ansteckende Viehseuchen zu gebrauchen wären. — So wie der gemeine Mann nun leicht und gern jedem Bösen und Schädlichen einen Geist oder eine Hexe zur Seite setzt, so sind hieraus die Hexen und bösen Geister vertreibenden Wirkungen denen Spezies beigelegt worden. Man hat zwar in den aufgeklärteren Zeiten diesen Aberglauben dem Landmanne zu benehmen sich bemühet, aber statt dessen keine wichtigere Beweggründe für den Nutzen jener alten Gewohnheit an die Stelle gesetzt, und so das Kind mit dem Bade verschüttet. In den jetzigen Zeiten, wo durch Hülfe chemischer Kenntnisse die Atmosphäre und die darin höchstfein aufgelößt wirksamen Stoffe dem Beobachter bekannter geworden, ist die richtige Ursache des Räucherns recht gut zu erklären möglich. Daß die feinen balsamischen ätherischen Theile verschiedener Gummi und Harze schon an und für sich vermöge der beständigen Verflüchtigung ihrer Bestandtheile eine Fäulung verhütende Eigenschaft besitzen, beweiset ihr in dem mittleren Zeitalter durch Erfahrung erprobten Gebrauch gegen ansteckende faule Fieber. So trugen zum Beispiel die Aerzte bei der damals herrschenden Pest in Deutschland eine sogenannte Schnabelmaske, wie im Museum des Wundervollen abgebildet steht, welche mit Räucherspezies so angefüllt war, daß die einathmende Luft beim Durchziehen erst von den feinen Gewürztheilen angeschwängert und weniger nachtheilig wurde. So wie man in den heißen Gegenden noch dergleichen Gewürze, Gummi und Harze zum Einbalsamiren todter Körper als fäulnißwidrige Mittel anwendet. Dieses alles ist schon ein durch Erfahrung und Gewohnheit erprobter Beweis für den guten Nutzen der alten Räucherungsmethode. Jetzt will ich auch aus gewissen Gründen, so viel als es das Publikum interessiren kann, die Wirkung der Räucherungen zu erklären mich bemühen.

Mit der jährlich bei den Landleuten üblichen Räucherung war auch zugleich eine innerliche und äusserliche Reinigung des Viehes und der Ställe verbunden. Man gab dem Viehe leicht abführende und die Ausdünstung befördernde Mittel, man sorgte für ihre äusserliche Reinigung und für die der Ställe, welches schon den Thieren wohl thun mußte, weil die Reinhaltung des Viehes auch zu seinem guten Gedeihen sehr nöthig ist.

Die Viehseuchen zeigen sich vorzüglich bei schlechtem Durchwintern des Viehes und im Frühjahre. Das schlechte Futter befindet sich schon zum Theil in einem Zustande, den es erst in dem Magen der Thiere erleiden sollte, nemlich in einem mehr oder weniger gesäuerten; es hat als solches nicht die nöthig nährende Kraft, es erzeugt bei der Verthierung nicht die gehörigen, dem nachherigen Einwirken der Lebensluft durch die Lunge wider-

ste-

stehenden Grundstoffe der Luftmasse, und es erfolgt nicht die zum gesunden thierischen Leben nöthige Reaction. So wie z. E. das Holz, was lange im Wasser gelegen, schon einen gewissen Grad der Verbrennung, Säurung oder Oxidation, erlitten, und beim nachherigen Verbrennen nicht den Wärmegrad zu entwickeln vermag, als ein gesundes gut getrocknetes Holz.

Ferner scheint es, als wenn im Frühjahr vorzüglich die Säfte der Thiere eine gewisse Veränderung erleiden, welche sie zu Fäulung und zu Ausschlägen geneigter macht, als zu jeder andern Jahrszeit. — Denn die meisten hierauf sich beziehende Krankheiten fallen in die Monate Februar, März und April. Ob dies nun daher kömmt, daß um diese Zeit gerade die entsäurend wirkenden Gegenstände, als das Grünen und Blühen der Bäume, deren balsamische Ausdünstungen, die weniger geraden Strahlenbrechungen der Sonne (denn bekanntlich wirkt das Licht auch entsaurend auf den Körper), und der weniger gute Zustand der Futterkräuter, den höchsten Grad der Unwirksamkeit erreicht haben; so wie es gerade vor Sonnenaufgang am kältesten ist, weil uns ihre erquickenden Strahlen am längsten entzogen waren, vermag ich nicht entscheidend zu beantworten; denn hiernach müßte auch in dieser Zeit der säuernde Grundstoff der Lebenskraft wohl mehr in der Atmosphäre anzutreffen seyn? und dieses ist doch nach den bisherigen Untersuchungen berühmter Chemiker nicht der Fall gewesen.

Diejenigen Thiere, welche schlechtes Futter erhalten, und bei denen eine fehlerhafte Zirkulation der Säfte durch örtliche Fehler veranlaßt wird, sind in der Frühjahrszeit vorzüglich den faulfieberartigen Krankheiten ausgesetzt. In diesen Krankheiten wird eine Materie abgesondert, die durch unmittelbare Berührung sich andern anneigenden und selbst gesunden Thieren mittheilt, und bei höherem Grade durch Ausdünstung auf solche wirken kann. Die Atmosphäre wird mit den durch die Fäulung entwickelten flüchtigen Stoffen angeschwängert, und wirkt so durch das Einathmen auf die zunächst stehenden Thiere und Menschen nachtheilig. Diese in der Luft, durch die Fäulung erzeugt, befindlichen Stoffe sind, den gegenwirkenden Mitteln nach zu urtheilen, alkalischer Natur, oder doch vielmehr in einer solchen alkalisch-reagirenden und entsäuernd wirkenden Luftart aufgelöset. Sie werden durch die flüchtigen Säuern neutralisirt, abgestumpft oder niedergeschlagen, und hören in diesem unveredelten Zustande auf, nachtheilig zu wirken.

Dieses geschieht durch die Entwickelung der übersauren (möglichst gesäuerten) Salzsäure, und der unvollkommen gesäuerten schwefel- und salpetersauren Grundbasen (flüchtige Schwefelsäure, Salpeter-Halbsäure) nach der zuerst gemachten Erfahrung des Herrn Morveaux. Dieser berühmte fran-

französische Chemiker machte zuerst eine glückliche Anwendung von der möglichst gesäuerten Salzsäure, um eine durch die Verwesung todter Leichname verpestete Kirchenluft zu reinigen. Seine Idee wurde augenscheinlich vergewissert; die flüchtige salzsaure Luft vereinigte sich mit der flüchtig-alkalisch-pestilenzialischen Luft, neutralisirte sie und erschien bald darauf als ein neues unschädliches Produkt in Salzgestalt an der Decke und an den Wänden der Kirche, die nunmehr rein und ohne Gefahr zu besuchen war. Nachdem hat man auch diese möglichst gesäuerte Kochsalzsäure und die unvollkommene Salpetersäure zur Reinigung der Krankenzimmer, und auch noch kürzlich bei den ansteckenden Viehseuchen, mit gutem Erfolge angewandt, und darauf sie in öffentlichen Blättern als erprobt empfohlen.

Man hat aber Ursache, das Einathmen dieser eben benannten Säuren der ansteckenden Luft gleich zu vermeiden, indem selbige der Luft äusserst nachtheilig sind und leicht einen Bluthusten erregen können. So wie auch die unvollkommene Schwefelsäure, die beim Verbrennen des Schwefels gleich zu Anfange entsteht, durch ihre Husten erzeugende Reizbarkeit sich als eine der Lunge nachtheilige Säure zeigt. Es ist daher äusserst nothwendig, daß bei Entwickelung dieser kochsalz- salpeter- oder schwefelsauren Luft der Kranke sowohl als die Gesunden das Einathmen derselben vermeiden, sich während der Entwickelung in ein anderes Zimmer verfügen, und, nachdem die Entwickelung der Säure geendigt, die Fenster und Thüren eine Weile geöffnet, und man keinen Geruch dieser Säure mehr wahrnimmt, erst wieder Besitz von dem Zimmer nehmen. Allein, wie viele Kranke (leider da, wo diese Anwendung am aller nothwendigsten wäre) können sich dieser benöthigten Bequemlichkeit erfreuen? — In großen geräumigen Zimmern, als in den Hospitälern, da möchte allenfalls eine allmählige schwache Entwickelung der flüchtigen Schwefel- und der Morveauschen Salzsäure in großer Entfernung der Kranken selbst, als ein vortrefflich unschädlich Luft reinigendes Mittel sehr zu empfehlen seyn. Einige Personen, denen die Morveausche Räucherung bekannt geworden, denen aber die der Lunge nachtheiligen Eigenschaften dieser Säure unbekannt geblieben, sahen das Gemisch als gewöhnliche Räucherspecies an, und sollen dem Kranken den Topf mit der Entwickelungsmischung so nahe ans Bette gestellt haben, daß dieser Leidende eher seinen Geist an der erstickenden Säure als an der Krankheit selbst aushauchte. Einige hingegen waren so vorsichtig, sich erst von der Beschaffenheit und richtigen Anwendung dieser Säure augenscheinlich zu überzeugen, ehe sie zur Anwendung derselben schritten. In den gewöhnlichen Krankenzimmern scheint mir, bei einer unmöglichen Entfernung des Kranken, eine Räucherung mit gewürztem Essig, einer

Räu-

Räucherkerze, ein Bischen Räucherpulver mit ein wenig Salpeter vermischt, oder eine kleine Portion Schießpulver abgebrannt, vor allen andern den Vorzug zu verdienen. Ein berühmter englischer Admiral, dessen Name mir entfallen, tilgte durch die auf diese Art mit Salpeter erzeugte Kohlensäure die verdorbene pestilenzialische Luft auf seinen Schiffen, und rettete dadurch einen großen Theil seiner Mannschaft von der verheerenden Seuche.

Durch die langsame Verkohlung verschiedener wohlriechender Harze, Gummi, Blumen, Kräuter, Hölzer und Rinden, wird nicht allein auch die kohlensaure Luft erzeugt, sondern diese Luft wird auch mit den feinen balsamischen Theilen der Pflanzenkörper angeschwängert, die in Vermischung mit der atmosphärischen Luft ausser der neutralisirenden Eigenschaft der kohlensauren Luft zu einem heilsamen oder Fäulniß ungemein widerstehenden Reinigungsmittel wird. Die Kohlensäure, schon als ein erprobtes fäulnißwidriges Mittel bekannt, muß, da sie die Eigenschaft einer Säure besitzt, sammt der sich hiebei zugleich erzeugten brenzlichten Säure, gleich den vorhin benannten Mineralsäuren die faule alkalische Luft in den Krankenzimmern neutralisiren und unschädlich machen.

Daß die kohlensaure Luft in **Vermischung mit der atmosphärischen Luft** dem Menschen nicht nachtheilig ist, sieht man da, wo die Menschen beinahe den größten Theil ihres Lebens in einer mit Kohlensäure stark angeschwängerten Luft zubringen müssen, als z. B. die Grubenarbeiter, die Schmiede, die Glasbläser, Hüttenarbeiter u. dgl. m. Diesen Leuten ist zwar eine eigene Blässe eigen, die sie wohl der kohlensauren Luft verdanken möchten, allein ihre wirklichen Krankheitsübel sind von der Art, daß man sie lediglich nur der armseligen Beköstigung, der so oft plötzlich veränderten Temperatur und dem Einschlucken der Blei- und arsenikalischen Dämpfe zuzuschreiben hat.

In der Lunge erzeugt die mit Kohlensäure mäßig angeschwängerte atmosphärische Luft eine angenehme Wärme. Dieses ist oft auffallend wahrzunehmen an den kohlensaure Luft ausströmenden Mineralquellen, indem sie die thierische Wärme vermehrt und eine schnellere Circulation des Bluts erzeugt, bewirkt sie eine angenehme gelinde Ausdünstung. Auch im Regen, bei dem Genuß der kohlensäurehaltigen Wasser, als des Selzer, Fachinger u. a. m., ist eine ähnliche Wirkung hievon sehr bemerkbar.

Die kohlensaure Luft ist zwar im reinen abgesonderten Zustande ohne in Verbindung atmosphärischer Luft nicht einathmenbar, und tödtet alles, was Leben zeigt, auf der Stelle; so wie die reine Lebensluft auch die Lebenskräfte schnell verzehrt und im abgesonderten Zustande den Tod bewirkt; (ja sie würde in ihrem einfachen Bestandtheile ohne

ne Wärme und Luft als reines Oxigen gewiß noch bei weitem schneller tödten, wie dies wahrscheinlich bei denen so heftig wirkenden Metalloxyden (Metallkalken), als dem Quecksilber, Kupfer, Blei, Arsenick, der Fall ist). Da sie doch in ihrem mit Luft und Wärme verbundenen Zustande als Lebensluft in der Atmosphäre nur allein in Verbindung mit der Stickluft so äusserst nothwendig zum Leben und Gedeihen der Thiere und Pflanzen ist. Also kann man nicht schließen, daß, wenn ein Körper an und für sich auch schädlich und giftig ist, daß derselbe es auch in Verbindung oder Vermischung mit andern sey. So z. B. bringt der Wein, das Opium und der Branntwein, mäßig und zu rechter Zeit genommen, eine angenehm lebhafte, oft heilsame Wirkung hervor; wenn man nun hiernach schließen wollte, daß eine stärkere oder temperirte Portion dieser Materie eine noch lebhaftere und heilsamere Wirkung hervorbringen müsse, so würde man sich zu seinem Schaden sehr betrogen finden. Die Vitriolsäure, der Weingeist in höchst concentrirtem oder entwässertem Zustande genommen, könnten augenblicklich den Tod befördern; hingegen sie, mit Wasser verdünnt, als vorzügliche Heilmittel angewandt werden. Eben so verhält es sich auch mit der kohlensauren Luft; im verdünnten Zustande ist sie nicht allein unschädlich, sondern zeigt sich auch in vielen Fällen als ein sehr heilsames Arzneimittel.

Nach diesen meinen Gründen wäre demnach das Räuchern mit Kohlensäure erzeugenden Mitteln, als Schießpulver, Gewürzessig, dem gewöhnlichen Räucherpulver und Räucherkerzen mit ein klein wenig Salpeter versetzt, bei ansteckenden Krankheiten ohne nöthige Entfernung des Kranken, wie auch in andern Verhältnissen gemischt, in den Viehställen am aller anwendbarsten. Uebrigens ist bei dem Menschen ein gut ziehender Windofen, oder noch besser ein Kamin, allen übrigen vorzuziehen.

Vom Schneiden und Aushauen alter hochstämmiger Obstbäume.

In warmen und trocknen Oertern ist der Herbst, nachdem das Laub von den Bäumen gefallen, dazu die rechte Zeit: an feuchten und kalten Plätzen aber nur der Märzmonat.

Etliche Arten von Birnbäumen sind solcher Natur, daß sie sich von kleinen Reisern, inwendig der Krone des Baums, sehr dick bewachsen finden, welche die Wirkung der wohlthätigen Sonne

Sonne zurückhalten, und dem Wachsthum der Früchte hinderlich werden. Solche Bäume muß man hievon befreien und rein halten, damit sie desto bessere Kräfte haben, ihre Früchte zu bringen. Bei der Abnehmung aller unnützen oder dürren Reiser und Aeste hat man sorgfältig zu beobachten, daß es ohne mindeste Verletzung des Stammes geschehe. Nie darf solches mit Axten oder Beilen vollzogen werden, sondern durch Abstoßung mit einem scharfen Meissel. Will man solche mit einer Säge abnehmen, so muß man sie mit einem guten Gartenmesser subtil nachschneiden, und den Ort hernach mit Lehm und Kuhkoth untermischt, bestreichen, damit des Winters die Kälte nicht so bald eindringe.

Die großen und sehr alten Bäume bedürfen des Abhauens nicht so viel, als die jungen, weil, wegen Mangel an productivem Vermögen, jeder Ort, wo man die Reiser oder Aeste hinwegnimmt, keinesweges mehr überwachsen kann. Wollte man hingegen von sehr alten Bäumen Aeste nehmen, so würden sie gemeiniglich zu faulen anfangen. Müßten jedoch einige dürre oder untaugliche Aeste abgenommen werden, so muß solches eine gute Hand breit vom Stamm geschehen, man muß die Stelle ganz mit Baumleim überkleiden und ein Brett, das den Ort hinlänglich bedeckt, darüber befestigen, damit alsdann der Regen der Stelle so leicht nicht schädlich werden und Fäulniß eintreten kann.

Da verschiedene Bäume weit stärker sich mit Aesten beschwert finden, als andere, so hat man auch diese Bäume jederzeit mehr zu beschneiden, als die Birnbäume, besonders wenn die Zweige und Aeste so dick über einander wachsen, daß weder Sonne noch Luft einzudringen vermögend sind. In diesem Falle müssen, um dem Baume Luft zu machen, jene Zweige und Aeste sämmtlich weggenommen und ihm blos die fruchtbringenden oder tragbaren gelassen werden.

Die jungen Aeste, die an den tragbaren Aesten wachsen, muß man, so wie auch jene geraden Reiser oder Wasserschößlinge, die dicht am Hauptstamme ausschlagen, sämmtlich abnehmen.

Dieses Ausputzen muß an mittelmäßigen Bäumen vom besten Wachsthum eigentlich jedes Jahr geschehen. Da diese Bäume auch ganz vollsaftig und einer Asthenie wohl am wenigsten unterworfen und, so treiben sie dabei noch besser in das Holz und setzen auch gute Reiser ab. — Eben daher muß man gedachten Unterschied im Beschneiden der Obstbäume genau beobachten, und folglich dem alten Baume zu keiner Zeit ohne wirkliche Noth zu viel Holz abnehmen. Bei den alten Obstbäumen jeder Art ist auch das Beschneiden nicht alljährlich, sondern nur dann nothwendig, wenn ihre Zweige zu sehr empor wachsen und den Bäumen in der That hinderlich sind. Die wilden Wasserreiser, welche gemes-

meiniglich an vielen Bäumen jedes Jahr hervorkommen, muß man sogleich, als Saftentzieheer, als wirkliche Räuber, hinwegnehmen, jedoch mit einem sehr scharfen und reinem Messer, und ohne den Baum zu beschädigen.

Uebrigens ist zu wissen nöthig, daß man immer einem jeden Obstbaume alles Ueberflüssige ja nicht auf einmal entziehe, weil er sonst nur desto stärker ins Holz wächst, und hernach wenig Früchte bringt.

Das wandelnde Blatt.*)

Zu glauben, daß aus dem Blatt eines Baums ein lebendiges Thier werde, ist eine starke Zumuthung, welche auch nur in Ueberlegung zu nehmen ein viel bedeutenderes Zeugniß erforderte, als die Seite 894 dieses Magazins eingerückte Erzählung des Capitain-Lieutenants Drieser. Uebrigens ist die Fabel längst bekannt, und als eine solche in mehreren Handbüchern der Naturgeschichte angeführt; von Borowski mit der Variante, daß, wenn einige sich einbilden, das Thier entstehe aus einer Pflanze, andere fabeln, das Thier verwandle sich in eine Pflanze. Bei Blumenbach, der es wohl nicht der Mühe werth fand, der Fabel zu gedenken, und in jedem guten Handbuche der Naturgeschichte kann man die richtige Beschreibung dieses Insekts (Mantis) und seiner verschiedenen Arten, wovon eine auch in Deutschland vorkömmt, finden. Ein Gegenstück aber, von einer Art Muscheln, aus welcher Gänse werden, (Lepas anatifera) auch bei Blumenbach, unter dem Artikel *Bernicla*, Baumgans, 8te Ausg. Seite 224.

*) S. Nr. 56. dieser Blätter.

Hannoversches Magazin.
59tes Stück.
Freitag, den 22ten Julius 1808.

Ueber die Feierlichkeiten und Feste, besonders über die verbotenen Feierlichkeiten und Feste auf der hohen Schule zu Paris.

Vom Hofrath Meiners in Göttingen.

Sobald die hohen Schulen eine gewisse Festigkeit erhielten: das heißt, sobald sie das Recht erwarben, Beamten und Lehrer zu wählen, Lernende nach ihren verschiedenen Fortschritten zu befördern, und vollendeten Lehrlingen die Privilegien von Meistern zu ertheilen; so entstanden mit diesen öffentlichen Handlungen gewisse Feierlichkeiten, die den Feierlichkeiten anderer Corporationen entsprachen. Man legte festliche Kleider an: man hielt öffentliche Umgänge: man gab Tränke oder Schmäuse: man erleuchtete Häuser oder Straßen, man wählte Schutzheilige, und beging diesen zu Ehren Feste: die Umgänge arteten häufig in gewaltthätige Aufbrüche oder Tumulte: die Tränke und Schmäuse in wilde Saufgelage: die Erleuchtungen in feuergefährliche oder andere bedenkliche Unordnungen aus. So oft irgend ein bedeutender Frevel vorfiel, oder die gesetzlichen Gebräuche in gar zu schreiende Mißbräuche übergingen; so suchte man dem Uebel zu steuern. Man untersagte den Brauch sammt dem Mißbrauch, oder bemühte sich wenigstens, diesen von jenem zu trennen. Gesetze und Strafen halfen selten oder niemahls, so lange der Geist der Zeit böse Sitten und Gewohnheiten begünstigte. Böse Sitten und Gewohnheiten, welche man Jahrhunderte lang ohne Erfolg verboten hatte, hörten von selbst auf, sobald sie mit dem Geist der Zeit zu streiten anfingen. a)

Von den Feierlichkeiten, welche die

a) Im 13ten Jahrhundert erleuchteten Determinanten, welche die Proben glücklich gemacht hatten, Häuser, oder die Straßen vor den Häusern. Auch er-

Meister, Gesellen und Lehrlinge der hohen Schule zu Paris mit allen übrigen Corporationen des Mittelalters gemein hatten, rede ich hier nicht. Meine Absicht ist vielmehr, kürzlich von den Feierlichkeiten und Festen zu handeln, die der Universität zu Paris eigenthümlich, oder doch auf eine eigenthümliche Art von derselben waren modificirt worden: die ferner früh oder spät verboten wurden, und aller Verbote ungeachtet mehr oder weniger lange fortdauerten.

Zu den ältesten Feierlichkeiten der hohen Schule zu Paris gehören diejenigen, welche man Regalia nannte, weil man sie um das Fest der heiligen drei Könige beging. Die regalia der hohen Schule zu Paris waren eine Abart der sogenannten Narren-Feste, oder der Feste der Unschuldigen, welche man von den ersten Zeiten des herrschenden Christenthums an sowohl unter den Griechen, als unter den Lateinern in vielen Kirchen und Klöstern feierte. b) Die Narren-Feste waren höchst wahrscheinlich eine Nachahmung der Römischen Saturnalien. Man feierte die ersteren um eben die Zeit, um welche man jene gefeiert hatte: gegen das Ende des Decembers, oder im Anfange des Januars. So wie an den Saturnalien die Sclaven gleichsam die Rollen ihrer Herren spielten; so spielte an den Narrenfesten die niedere Geistlichkeit die hohe und höchste: weswegen man sie auch oft die Feste der Subdiakonen nannte. Je nachdem Kirchen von Aebten, Bischöfen, Erzbischöfen oder vom Pabste abhingen, wählten die untern Geistlichen einen Abt, oder Bischof, oder Erzbischof, oder Pabst der Narren, gaben dem Erwählten die Weihe in der Kirche, und statteten ihn mit allen Insignien der ertheilten Würde aus. Der Abt oder Bischof u. s. w. der Narren nahm die geistlichen Verrichtungen vor, die wirklichen Aebten, Bischöfen u. s. w. zukamen. Während dieser nachgeäfften Verrichtungen trieben die jungen Geistlichen, unter welche sich viele vermummte Layen mischten, den sittenlosesten und gotteslästerlichsten Unfug. Einige aßen auf dem Altar, oder spielten in Würfeln. Andere sangen unzüchtige Lieder, oder tanzten unzüchtige Tänze. Noch andere zogen sich nackt aus, oder entblößten Theile des Körpers, die nicht ohne Verletzung der Schaamhaftigkeit entblößt wer-

erwählten sie Hauptleute. Die Facultät der Künste untersagte beides im Jahr 1275. Bulaeus III. 420. Es ist keine Spur vorhanden, daß dieß Verbot in der Folge übertreten worden. Ein seltenes Beispiel!

b) Man s. du Tilliot Memoires pour servir à l'histoire de la Tête des Foux. Lausanne 1741. 4. p. 45.

werden können. Wenn man allen sinnlichen Muthwillen in den Kirchen erschöpft hatte, so veränderte man den Schauplatz. Man durchzog die Straßen der Städte, und wiederhohlte oder setzte alle die Gräuel fort, welche in den Kirchen waren ausgeübt, oder angefangen worden. Manche ließen sich in Dreckkarren umherfahren, und bewarfen die Umstehenden oder Vorübergehenden mit Koth c).

Die Narrenfeste wurden im Abendlande nirgend häufiger und ausgelassener gefeiert als in Frankreich. Selbst die bischöfliche Kirche in der Hauptstadt konnte sich ihrer nicht erwehren. Gegen das Ende des zwölften, und im Anfange des dreizehnten Jahrhunderts untersagten ein Legat und zwei Bischöfe von Paris die Feier der Narrenfeste in der Stiftskirche bei Strafe des Banns. d) Die wiederholten Verbote fruchteten nichts, oder nur auf kurze Zeiten. Die Zügellosigkeiten der Narrenfeste erneuerten sich wieder, und ergriffen, wie es scheint, in der letzten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts auch die hohe Schule. Der Cardinal und Legat Simon erließ im December 1276 eine Bulle, die der hohen Schule eben das Unwesen untersagte, dessen die niedere Geistlichkeit sich an den Narrenfesten schuldig zu machen pflegte. e)

„Von alten Zeiten her, heißt es in dieser Bulle, feierte eine jede Nation der hohen Schule zu Paris gewisse Feste mit einer besondern Andacht durch Messen, Predigten, Allmosen und andere Werke der Frömmigkeit. Seit mehreren Jahren hingegen setzen, wie wir von allen Seiten vernehmen, die Mitglieder der hohen Schule die guten Werke bei Seite, und überlassen sich an den Festen unmäßigen Trinkgelagen und Schmäusen. Ja sie vergessen das, was sie ihrer geistlichen Standes-Würde schuldig sind, so sehr, daß sie öffentlich tanzen, Waffen tragen, die nächtliche Ruhe durch wilde Geschreys stören, und dadurch dem Laien nicht weniger ein Aergerniß geben, als den göttlichen Zorn auf sich laden. Ja sie entblöden sich nicht, ihre Hände nach dem Allerheiligsten auszustrecken, auf eben den Altären, wo der Leib und das Blut des Herrn eingesegnet worden, in Würfeln zu spielen, und wie es bei solchen Ausschweifungen zu geschehen pflegt, den Namen Gottes, der allerheiligsten Jungfrau, und aller Heiligen zu lästern. f) Wir untersagen daher alle angeführte Gräuel

c) l. c.

d) Tilliot p. 31.

e) Bulaeus III. 430. 31.

f) Nomen creatoris ipsius, et virginis gloriosae, et aliorum sanctorum Domini, prout in ludis hujusmodi, qui non ludi, sed crimina sunt censendi, ab ipsis lusoribus usitatum est fieri, blasphemantes.

Gräuel unter Strafe des Banns, welcher auch diejenigen unterworfen seyn sollen, die solche Gräuel auf irgend eine Art begünstigen."

Sowohl die Zeit, in welcher diese Bulle bekannt gemacht, als die Excesse, die darin verboten wurden, lassen nicht zweifeln, daß die Verfügungen des Legaten Simon gegen die von den Studierenden begangenen Narrenfeste gerichtet waren. Die Bulle ward, wie alle spätere Verordnungen gegen und über die Regalia im December, oder kurz vorher bekannt gemacht, ehe das Narrenfest einfiel. Außer dem unmäßigen Trinken und Schmausen, dem Tanzen, Umherlaufen und Schreien waren Entweihungen der Altäre und Verspottungen dessen, was dem Menschen sonst am heiligsten war, eigenthümliche Merkmahle der Narrenfeste. Die Narrenfeste der hohen Schule zu Paris unterschieden sich von den Narrenfesten in der bischöflichen und andern Kirchen bloß dadurch, daß die Scholaren nicht einen Bischof, sondern einen König der Narren wählten: welches Narren-Königs nicht eher, als im J. 1469 ausdrücklich Erwähnung geschieht. g) Man würde Ursache haben, sich über die späte Erwähnung des Hauptbelden des akademischen Narrenfestes zu wundern, wenn nicht die Geschichte der hohen Schule zu Paris beinahe zwei Jahrhunderte lang von den Narrenfesten schwiege. Man darf hieraus nicht schliessen, daß die Bulle des Cardinals Simon die erwünschte Wirkung hervorgebracht, und die ärgerlichen Narrenfeste wirklich abgeschafft habe. Fast gewiß dauerten die akademischen Narrenfeste vom dreizehnten Jahrhundert an bis ins funfzehnte ununterbrochen fort. Als die theologische Facultät zu Paris im Anfange des funfzehnten Jahrhunderts auf den Antrag des großen Gerson ein offenes Schreiben ergehen ließ, in welchem sie die Feierlichkeiten des Narrenfestes für heidnisch und abgöttisch erklärte; so erregte das Gutachten der Sorbonne einen lebhaften Widerspruch. h) Ein Geistlicher behauptete, daß das Narrenfest eben sowohl, als das Fest der Empfängniß Mariä von Gott genehmigt worden sey. Unsere Vorfahren, sagten die Vertheidiger des Narrenfestes, waren große Männer, und erlaubten doch dieses Fest. Laßt uns leben wie sie, und eben das thun, was sie gethan haben! Was wir an dem Narrenfeste thun, thun wir nicht im Ernste, sondern um uns nach einer alten Gewohnheit zu ergötzen. Die Thorheit, die uns natürlich, und gleichsam mit uns gebohren ist, findet doch einmal im Jahre Gelegenheit, auszubrechen. Weinfässer würden springen, wenn man ihnen nicht dann und wann Luft ver-

g) Bulaeus V. 690. 91.

h) Gerson bei Tilliot S. 30.

verschaffe. Wir gleichen alten, nicht gut verwahrten Fässern, welche der Wein der Weisheit bersten machen würde, wenn wir ihn durch eine ununterbrochene Andacht beim Gottesdienste kochen und gähren ließen. Man muß ihm Luft verschaffen, damit er nicht ausgähre. Wir widmen einige Tage allerlei Scherzen und Narrentheidungen, um nachher desto eifriger und freudiger zu den Studien und gottesdienstlichen Uebungen zurückzukehren."

Das Gutachten der Sorbonne war eben so fruchtlos, als die Bulle des Legaten Simon gewesen war. Die Narrenfeste drangen in alle, oder die meisten Collegia, wie in alle, oder die meisten Kirchen ein. Der Muthwille, den man mit lärmender Musik, mit Possenspielen und Mummereien trieb, erregte im Jahr 1451 allgemeine Klagen, und eben deswegen beschlossen alle übrige Nationen nach dem Vorgange der Gallicanischen am 15ten December, daß der bisherige Unfug abgethan seyn: daß dieses in allen Collegiis bekannt gemacht: ja daß die Rectoren und Procuratoren eidlich verpflichtet werden sollten, auf das ergangene Verbot zu halten, dessen Uebertretung an den Meistern durch die Beraubung ihrer Lehrstellen, und an den Studierenden durch die Verzögerung der Grade zu strafen sey. i) Schon um diese Zeit scheinen Possenspiele, zu deren Aufführung man allerlei Decorationen brauchte, eine der vornehmsten Ergötzungen der Narrenfeste ausgemacht zu haben. Wenigstens werden von dieser Zeit an Farcen, in welchen man vornehme oder andere angesehene Personen darstellte, ein Hauptstück nicht nur der Narrenfeste sondern aller übrigen Feste, welche die Zöglinge der Collegien feierten.

Gegen das Ende des Jahres 1462 schickte die hohe Schule zu Paris eine Deputation an den König ab. Der König nahm die Abgeordneten der Universität gnädig auf, und versicherte, daß seine geliebte Tochter bei allen ihren Privilegien erhalten werden solle; nur wünschte er, daß die Meister in Paris keinen Wein im Kleinen mehr verkaufen, und auch nicht weiter erlauben möchten, daß die Scholaren sich in ungeziemenden Schauspielen über Fürsten und Herren lustig machten. Die Universität untersagte daher, bei Strafe des Verlustes aller akademischen Vorrechte, beides, und gab den Vorgesetzten der Collegien auf, keine Lustspiele aufführen zu lassen, welche sie nicht vorher durchgesehen hätten. k)

Im

i) Ap. Bulaeum V. 560. Quod de caetero talia festa fieri non permitterentur cum mimis seu instrumentis altis, cum tapetis et brevibus, seu quibusvis habitibus animum scholarium distrahentibus a profectibus et inducentibus ad lasciviam.

k) Ap. Bulaeum V. 656. . . ne de caetero ludant ludos inhonestos, maxime statum principum, et dominorum tangentes.

Im Jahr 1468 entstand unter den Studierenden in Paris ein heftiger Streit über die Wahl des Königs der Narren. Diese und andere Unordnungen des letzten Narrenfestes veranlaßten die Facultät der Künste am 5ten Jenner 1469 den Vorgesetzten aller Collegien ernstlich anzubefehlen, daß sie ihre Zöglinge sowohl am Tage vor dem heiligen Dreikönigsfeste, wo der König der Narren gewählt wurde, als auch nachher zu Hause halten möchten. Weil sich an den Narrenfesten Handwerksbursche, Hörer der Rechte, ja selbst Ordensgeistliche unter die Artisten zu mischen pflegten; so schickte die Facultät der Künste Abgeordnete an den Prevot zu Paris, um diesen zu bitten, daß er alle, die sich in Narrenkleidern oder mit hölzernen und eisernen Kolben zeigen würden, verhaften lassen möge. Sollten sich Zöglinge der Facultät unter den Verhafteten finden, so wolle man dieselben zurückfordern und nach Verdienst abstrafen lassen. l)

In einer feierlichen Versammlung der Universität, die am 25sten December 1483. gehalten wurde, brachte das Parlament die alte Klage an, daß man in den Collegiis unanständige Schauspiele aufführe, und in diesen unanständigen Spielen unbescholtene Personen zu Gegenständen des Spottes mache. Die Universität untersagte solche Farcen nochmals; auch wiederholte sie den schon gegebenen Befehl, daß die aufzuführenden Comödien vorher von den Vorstehern, oder Lehrern der Collegien sollten durchgesehen werden. m) Wenige Jahre nachher fügte die Facultät der Künste das Statut hinzu, daß die Schauspieler weder seidene noch andere kostbare Kleider anlegen; ja, daß Scholaren nie, ohne die Begleitung eines Meisters Schauspiele besuchen sollten. n)

Einer der merkwürdigsten Beschlüsse der Facultät der Künste über die Feier von Festen ist derjenige, den sie am 14ten Nov. 1488. auf folgende Art faßte. o)

„Ins künftige, sollen weder die Feste des heiligen Martin, oder der heiligen Catharina, und des heiligen Nicolaus, noch die Feste von Nationen, Provinzen und Collegiis durch Musik und förmliche Schauspiele, ja nicht einmahl durch einfache Tänze mit Gesang, sondern ganz allein durch gottesdienstliche Handlungen gleich den Sonntagen begangen werden. p) Nur am Tage vor

l) V. 690. 691.

m) V. 761. l. v.

n) l. c. 777. ad a. 1487.

o) V. 782. etsq. p.

p) Sive cum mimis, facetiis et tapetibus, (sive) cum simplicibus cantilenis pro chorea.

vor dem heiligen Dreikönigsfeste, und an diesem Feste selbst nach der Vesper sollen den Studierenden frohe Tänze erlaubt seyn. Am Tage nach dem Feste sind einfache Tänze eben so wenig als Possenspiele gestattet. Höchstens mögen die Scholaren, wenn die Lehrer es erlauben, in den Höfen der Collegien sich mit jugendlichen Spielen die Zeit vertreiben.

An dem Dreikönigsfeste sollen keine Theater errichtet, keine Decorationen (nulla Tapetia) weder geborgt noch gemiethet werden, Teppiche ausgenommen, womit man aus Ehrerbiethung gegen den König und die Herren des Hofes die Sitze derselben belegen kann. Allenfalls kann man am Vorabend des Festes und am Feste nach der Vesper einen oder zwei Musikanten (runios) gestatten. Nur darf zu dieser Ergötzung von den Zöglingen kein Geld gefordert, nicht einmal angenommen werden. Alle Livreen des Königs und seines Hofes, auch alle andere kostbare Kleider und Mummereien sind gänzlich untersagt; sie müßten denn zu irgend einer Rolle unumgänglich nöthig seyn. Selbst an dem Dreikönigsfeste können nur solche Schauspiele erlaubt werden, die von den Lehrern genau durchgesehen worden, damit nichts Beissendes oder Unehrbares darin vorkomme. Man giebt die erwähnten Scherze in jedem Collegio zu, damit die Zöglinge nicht umherlaufen, und solche ärgerliche Auftritte veranlassen, dergleichen bisher vorzufallen pflegten. Jeder Rector soll von seinem Nachfolger den Eid fordern, daß er auf die Beobachtung dieses Statuts halten wolle. Einen ähnlichen Eid sollen alle Vorgesetzte und Lehrer der Collegien ablegen; und wer einen solchen Eid bricht, soll wenigstens zwei Jahre der Stelle oder Stellen, welche er bekleidet, entsetzt werden. Vorgesetzte und Lehrer, die ihren Zöglingen unerlaubte Spiele gestatten, oder diejenigen, welche dergleichen unternommen haben, nicht zur Anzeige bringen, sollen überdem die Demüthigung leiden, daß auf ihre Zeugnisse und Siegel bei den Prüfungen der Schüler keine Rücksicht genommen wird. Zöglinge, die gegen den Willen ihrer Obern verbotene Schauspiele aufführen, sollen auf dem Hofe ihres Collegii in Gegenwart des Rectors und der Procuratoren der Universität, auch aller Zöglinge des Hauses, ihren Rücken entblößen, und dann von vier Lehrern mit Ruthen gestrichen werden. q)

Um

q) l. c. Puniatur delinquens juvenis scholasticus in aula collegii, cujus se profitetur scholasticum, a quatuor Regentibus; et a singulis eorum verberetur virgis in dorso nudus praesentibus omnibus scholasticis de suo collegio ad pulsum campanae ac praesente Domino Rectore, cum D. D. Procuratoribus etc.

Um das Jahr 1488 waren ehrenrührige Farcen, unzüchtige Tänze, verderblicher Aufwand in Kleidern, Umherlaufen der Studierenden in allen Collegiis, und die daher entstehenden tumultuarischen Unordnungen nicht bloß am Dreikönigsfeste, sondern auch an den Festen des h. Martin, des h. Nicolaus und der h. Catharine üblich. r) Die Mittel, welche man im Jahr 1488 zu Paris anwandte, waren von großer Wirkung. Tänze und Schauspiele hörten an den übrigen Festen auf, und das Fest der heiligen drei Könige ward nach den Vorschriften der Statuten ohne alles Aergerniß gefeiert. Man erlaubte die Wahl eines Königs der Narren, auch Tänze und Schauspiele, aber nicht in den Kirchen, sondern in den Höfen der Collegien. s)

Die strengen Satzungen des Jahrs 1488 behielten aber doch nicht ein ganzes Menschenalter ihre Kraft. Im Anfange des Jahrs 1515 ließ das Parlament die Vorgesetzten der vornehmsten Collegien in Paris vorladen, und befahl ihnen, daß sie durchaus keine Schauspiele dulden sollten, in welchen die Ehre des Königs, des Königlichen Hauses und der Großen des Reichs angegriffen würde. t) Ohngefähr um dieselbige Zeit klagte eben der Schriftsteller, der die guten Wirkungen der Statute von 1488 gepriesen hatte, darüber, daß die alten Unordnungen in den meisten Collegiis wieder einzureissen anfingen. u)

r) Es ist merkwürdig, daß gerade an denselbigen Festen noch in der Mitte des sechszehnten Jahrhunderts sowohl Schüler als Geistliche zu Chartres ähnlichen Unfug übten. p. 36.

s) l. c. p. 785.

t) Bulaeus VI. 70. . . iisque interdictum, ne ludos, facetiasque contra honorem Regis, Principum, Procerum ludant, aut ludi patiantur.

u) Sed jam opus esset statuti renovatione, quoniam jam ipsa fatuitas principalium, et regentium incuria videtur insolescere in plerisque collegiis, mundo dissimulante, et Scholasticis pro exercitio auscultantibus.

(Der Schluß folgt.)

Hannoversches Magazin.

60tes Stück.

Montag, den 25ten Julius 1808.

Ueber die Feierlichkeiten und Feste, besonders über die verbotenen Feierlichkeiten und Feste auf der hohen Schule zu Paris.

Vom Hofrath Meiners in Göttingen.

(Schluß.)

Im Jahr 1521. trugen die drei höhern Facultäten darauf an, daß alle Schauspiele und Ergötzungen am Dreikönigsfeste möchten aufgehoben werden: wahrscheinlich, weil man im Collegio du Plessis einen Gottesgelehrten lächerlich gemacht hatte. Die Facultät nahm dem Rector, von welchem der Antrag der drei höheren Facultäten der ganzen Universität vorgelegt worden war, diese Nachgiebigkeit so übel, daß sie ihm am Ende seines Amtes das gewöhnliche Belobungsschreiben versagte, weil er etwas, was vor die Facultät der Künste allein gehöre, bei der ganzen Universität zur Sprache gebracht habe. Auch stimmten alle Nationen zu dem Beschlusse zusammen, daß die Feierlichkeiten des Dreikönigsfestes, wie bisher, Statt haben sollten: nur solle Niemand sich unterstehen, etwas gegen Personen des Königlichen Hauses zu sagen. a) Man forderte durch dieses Statut die muthwillige Jugend gleichsam auf, über alle andere Stände und Personen ohne Schonung herzufallen.

Was die Facultät der Künste erlaubte, das suchte das Parlament zu hindern. Letzteres beschloß am 8ten December 1525, daß dem Rector und Canzler der hohen Schule, so wie den Vorgesetzten der Collegien aufgegeben werden solle, an dem bevorstehenden Drei-

a) VI. 70. . . hac lege, ut nullus auderet, in sanguinem regium dicere.

Dreikönigsfeste weder Possenspiele noch andere Mummereien zu dulden. Der Rector, der Canzler und die Vorsteher der Collegien wurden wirklich vor das Parlament entboten, und ihnen der Befehl dieses hohen Gerichtshofes bekannt gemacht. b) Man kehrte sich an dieses Verbot nicht, und wiederhohlte nach wie vor in den Collegiis anzügliche Possenspiele. Diese Zügellosigkeiten thaten der hohen Schule Schaden, und sie fand es daher im December 1538 selbst rathsam, zu gebieten, daß an dem bevorstehenden Dreikönigsfeste keine regularia Statt haben sollten. c) Im Jahr 1445 rathschlagte die Universität über die gänzliche Aufhebung der wilden Ergötzlichkeiten des Dreikönigsfestes. d) Die Aufhebung der sogenannten Regalium ward im Jahr 1558 nicht bloß beschlossen, sondern wirklich ausgeführt. Man vertilgte das Andenken derselben dadurch, daß die Rectoren dieser Feste in den Schreiben oder Instructionen, welche sie an die Decane und Procuratoren schickten, gar nicht mehr erwähnten. e) Mit der Abschaffung der Regalium hörten die ehrenrührigen Possenspiele in den Collegien nicht auf einmahl auf. Am 13ten April 1578 forderte der Rector der hohen Schule die Verfasser von Lustspielen vor, in welchen der gute Name von manchen Personen war angetastet worden. f)

Zu den ältesten Festen der hohen Schule zu Paris gehörte das sogenannte große Lendit: welches Wort von dem lateinischen indictum herkommt, und ursprünglich einen Ort bedeutet, wo man sich auf Befehl eines höhern Obern versammelt. g) Die Veranlassung zu diesem Feste war folgende: Nachdem man ein Stück von dem wahren heiligen Kreutze nach Frankreich gebracht hatte; so kündigte der Bischof von Paris jährlich einen Tag an, wo man sich in der Ebene von St. Denys versammeln könne, um die kostbare Reliquie zu sehen und anzubeten. Die Geist-

b) VI. 186. Bulaeus.

c) VI. 330. . . qua in celebritate ipsius universitatis juvenes scenicas pariter, et satyricas comoedias aliquando non sine ipsius universitatis injuria superioribus annis actitasse . . . Conclusum tandem est, regalia eo anno cessare debere.

d) VI. 398.

e) VI. 526. Crevier VI. 74.

f) VI. 768 Item vocantur autores quorundam ludorum in Collegio Plessiaco exhibitorum, in quibus multorum fama laesa fuerat.

g) St. Foix Essais histor. sur Paris VII, 50. etsq. p.

Geistlichkeit begab sich in Procession dahin. Der Bischof predigte, und theilte seinen Segen aus. Die Universität fing früh an, an der Versammlung auf der Ebene von St. Denys, und an den heiligen Handlungen, die dort vorgenommen wurden, Theil zu nehmen. Der Rector, die Lehrer und Lernenden der Universität vereinigten sich auf dem Platze der heiligen Genovefa, und zogen meistens zu Pferde nach St. Denys. Die große Menge von Menschen, welche auf der dürren Ebene zusammenflossen, veranlaßten bald eine Messe, wo man unter andern Waaren auch Pergament kaufte und verkaufte. Die hohe Schule maaßte sich allmählich nicht nur das Recht des Verkaufs von Pergament, sondern auch das Recht an, von allen Pergament-Rollen, die sonst verkauft würden, eine Abgabe zu heben. Die Hebung dieser Abgabe ward allmählich eine der vornehmsten Ursachen des Lendit-Festes. h)

Der feierliche Ritt des Rectors in einer so zahlreichen Begleitung geschah nie ohne Unordnungen. Wenn sich große Unordnungen zutrugen, so strafte man allenfalls die bekannten Urheber derselben. Man rathschlagte über die Mittel, den Unordnungen abzuhelfen; allein weder die Strafen, noch die genommenen Vorsichtsregeln konnten je die wilden Haufen von Lehrern und Lernenden bändigen. Dieß bewegte endlich das Parlament und die Universität im Jahr 1539. die Reise nach St. Denys öffentlich und ernstlich zu verbieten. Der Vorsteher des Collége de St. Barbe machte dieses Verbot den Lehrern und Zöglingen seines Collegii bekannt, und ermahnte sie, daß sie sich zu Hause halten möchten. Die Lehrer und Zöglinge kehrten sich an Verbot und Warnung so wenig, daß sie vielmehr Beiträge eintrieben, um Trommelschläger oder Pauker miethen zu können: ja sogar Thüren erbrachen, und mit Feuerröhren oder anderm Gewehr bewaffnet, zum Collegio hinauszogen. Bei ihrer Rückkehr übten sie ähnliche Gewaltthätigkeiten aus, und bedrohten ihren Vorsteher mit den Waffen, die sie in der Hand hatten. Der Vorsteher belangte die Lehrer des Collegii, und die Strafbarsten unter den Zöglingen bei dem Parlament. Die Lehrer und Zöglinge belangten ihren Vorsteher bei der Universität, weil er diese vorbeigegangen, und Mitglieder der hohen Schule bei einem fremden Gerichtshofe angeklagt habe. Die meisten Nationen und Facultäten stimmten dafür, daß man den Vorsteher mit den Lehrern und Zöglingen wieder aussöhnen möchte. Wolle aber die eine oder die andere Partei nicht nachgeben, so sey es am besten, die Sache vor dem Gerichtshofe zu lassen, wo

h) Bulaeus VI. 336. In dem Jahre 1539. nahm der Rector seinen Ritt am 9ten Jun. vor. Crevier V. 346. VI. 65-67. VII. p. 71.

wo sie einmahl anhängig gemacht worden. Das Parlament untersagte vermuthlich den großen Lendit noch häufig: das letzte Mahl im Jahr 1609, von welcher Zeit an man nicht weiter von der Reise nach St. Denys hörte; ein sicherer Beweis, daß der Genius des Jahrhunderts der alten Feierlichkeit feind geworden war!

Viel jünger, als der große, war der sogenannte kleine Lendit. Dies letztere Fest ward zweimal im Jahre, am glänzendsten im August begangen. i) An den kleinen Lendits brachten die Schüler, welche in den Collegiis wohnten, oder die Lehrstunden derselben besuchten, ihren Lehrern Geschenke mit einem festlichen Pompe. Ganze Schaaren von Knaben zogen unter dem Vortreten von Trommelschlägern und Pfeifern ihren Collegiis zu, und überreichten ihren Regens die Goldstücke, welche entweder in zierlichen Börsen oder Gläsern enthalten, oder in Citronen gesteckt waren. Die dankbaren Lehrer bewirtheten ihre Schüler köstlich, oder führten sie gar unter lärmender Musik auf das Land. Dies geschah unter andern im Jahr 1549. In diesem Jahre begnügten sich die Lehrer in den Collegiis nicht einmahl damit, ihre Schüler mit Trommeln und Pfeifen aus der Stadt zu führen. Sie ließen sich auch Fahnen vortragen, und bewaffneten die jungen Leute wie Krieger mit Degen. Das Parlament drang darauf, daß die Vorgesetzten und Lehrer der kriegerischen und lärmenden Haufen hart gestraft werden sollten. Die Universität willigte zwar nicht in die Bestrafung; allein sie gebot doch den Vorstehern der Collegien, daß sie ins künftige ihren Lehrern und Schülern solche Auszüge nicht erlauben möchten. k) Man beobachtete das ergangene Verbot nicht, wahrscheinlich, weil man wußte, daß es nur zum Scheine bekannt gemacht worden sey. Die Schüler boten nach wie vor ihre Geschenke dar. Die Lehrer führten nach wie vor ihre bewaffneten Schüler mit Fahnen, Trommeln, und Pfeifen auf das Land. Nun untersagte das Parlament diese Auszüge im Jahr 1558 den Lehrern bei Strafe der Beraubung der Privilegien, und der Rector mußte die Verfügung des Parlaments allen Vorstehern von Collegiis publiciren lassen. l) Die kleinen Lendits und der damit verbundene Unfug dauerten noch lange nach diesem Verbote fort. Man suchte in den Jahren 1575 und 1577 die kleinen Lendits dadurch aufzuheben, daß man das an die Lehrer zu bezahlende Honorar bestimmte, und zugleich festsetzte,

i) Crevier II. cc.

k) VI. 433. Bulaeus.

l) Bulaeus VI. 522. 23.

setzte, daß die Honorarien monathlich abgetragen werden sollten. m) Viele Lehrer sträubten sich aus allen Kräften gegen diese Verordnung, und die kleinen Lendits hörten nicht eher auf, als bis man im Jahr 1601. Censoren ernannte, welche die Gesetze gegen allerlei Mißbräuche, unter andern auch gegen die der Lendits handhaben mußten. Diesen gelang es endlich, die noch übrigen Reste der Unordnungen der Lendits zu vernichten. n)

Die Gebräuche und Ausschweifungen der kleinen Lendits giengen allmählich auf andere festliche Tage über. In der ersten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts war es fast allgemeine Sitte, daß die Lehrer in den Collegiis an allen den Tagen, wo ihre Scholaren zu Baccalauren, Baccalauren zu Licentiaten, Licentiaten zu Meistern waren befördert worden, die Neu-Beförderten, und wahrscheinlich auch deren Mitschüler auf das Land führten, dort übernachteten, und allerlei Unfug anrichteten. Die Universität untersagte diese Dorffahrten, so wie die feierlichen und kriegerischen Auszüge der Knaben, welche noch die Grammatik hörten, zur Meßzeit. o) Von den alten oder frühern Statuten, in welcher dieselbigen Unordnungen waren verboten worden, ist keine Spur mehr vorhanden.

Ein Jahr später, als die Dorffahrten nach den feierlichen akademischen Handlungen zuletzt waren verboten worden, erwähnt die Geschichte der hohen Schule zu Paris zuerst der Maitage oder der Tage der Zweige, an welchen Lehrer und Lernende auszogen, um grünende Zweige zu brechen, und mit diesen Zweigen die Bilder oder Wohnungen der Heiligen zu schmücken. Diese Maifeste hatten mit dem Narrenfeste eine große Aehnlichkeit. Die Universität nahm die einen wie die andern von der Weltgeistlichkeit an: wie es scheint, die Maifeste viel später als die Narrenfeste.

Unter andern war es zu Evreux schon im Anfange des dreizehnten Jahrhunderts Sitte, daß die Capitularen des Hochstifts am 1ten Mai feierlich in das Bois l'Evêque zogen, um Aeste und kleinere Zweige abzuschneiden,

m) VII. 69. Crevier.

n) l. c.

o) ap. Bulaeum VI. 335. p. Super confirmatione antiquorum statutorum penes procuratorem generalem universitatis existentium, ne Regentes artium post celebrationem actuum ducant suos Juvenes ad campos, ubi pernoctare et multa mala perpetrare soleant. Similiter et Regentibus Grammaticorum eadem prohibitio fiat, ut Paedagogis, quod facere consueverint circa nundinationum tempus cum tympanis, ensibus, plumatis pileis non sine grandi scandalo et dispendio omnium.

den, womit sie die Bilder der Heiligen in den Capellen der Domkirche schmük-ken könnten. Die Domherren thaten dieses lange Zeit in eigener Person. Als sie in der Folge anfingen, das eigenhändige Abschneiden von Zweigen unter ihrer Würde zu halten; so schick-ten sie ihre Stellvertreter, die Chor-geistlichen hin, an welche sich wegen späterer Stiftungen die Capellane an-schlossen, weil an diesem Tage eine reichliche Spende war. Zuletzt ver-schmähten es selbst die höheren Vica-rien nicht, an diesem sonderbaren Um-gange, welchen man die schwarze Pro-cession nannte, Theil zu nehmen. p)

Die Chorgeistlichen, welche diesen Auszug als eine Lustbarkeit betrachte-ten, zogen paarweise aus der Stifts-kirche aus, und ließen die Chorknaben, die Pedellen und die übrigen Kirchen-diener vor sich hertreten. Jeder hatte eine Sichel oder ein Messer in der Hand, um Zweige abschneiden oder abhacken zu können. Wenn sie sich genug versehen hatten, so kehrten sie mit ihrer Beute zurück, welche sie entweder selbst trugen, oder von dem sie begleitenden Haufen tragen lies-sen. Man erwies ihnen gern diesen Dienst, indem man sie während des Zuges selbst mit Zweigen dicht be-deckte; so, daß die Prozession in der Ferne einem wandelnden Walde ähn-lich sah.

Die Prozession am Maitage ver-anlaßte bald einen andern Mißbrauch. Man läutete nämlich mit allen Glok-ken der Stiftskirche, um es der gan-zen Stadt anzukündigen, daß das Fest der Zweige oder des ersten Mais ge-feiert werde. Dieser Mißbrauch nahm bald so sehr überhand, daß Glocken gesprengt, Glöckner getödtet oder verwundet, und beträchtliche Schäden an den Thürmen angerichtet wurden. Der Bischof wollte dieses verhindern, und verbot das Läuten. Die Chorgeistlichen verachteten dieses Verbot, jagten die Glöckner aus dem Thurme, bemächtigten sich der Thüren und Schlüssel während der vier Tage des Festes, läuteten aus allen Kräf-ten, und wurden nicht eher wieder ver-nünftig, als am Morgen des zehnten Mai's. Sie trieben ihre Insolenz so weit, daß sie zwei Domherren, welche auf den Thurm gestiegen wa-ren, um den Frevel zu steuern, am Hintern aus einem der Oeffnungen des Thurms heraushingen. Einer dieser Capitularen war Jean Man-sel, Domprobst und Rath Hein-richs des Zweiten, Königs von England, aus einem der edelsten Englischen Geschlechter. Der andere war Gautier Dentelin, der nach dem Tode von Mansel im Jahr 1206. Domprobst wurde.

Die schwarze Procession übte bei ihrer Rückkehr allerlei Narrenthei-dun-

p) Tilliot p. 16.

dungen. Sie warf dem einen Kleien in's Gesicht, andere ließ sie über Besen springen, noch andere machte sie tanzen. Die Mitglieder derselben maskirten sich endlich, und nun machte das Maien-Fest einen Theil des Narren-Festes aus.

Wenn die Chorgeistlichen in die Stiftskirche zurückgekommen waren; so bemächtigten sie sich der Domherren-Sitze, und verjagten auf eine gewisse Art die Capitularen. Die Chorknaben legten geistlichen Ornat an, und besorgten den Gottesdienst von der None des 28sten Aprils bis zur Vesper des ersten Mai's: in welchen Tagen die ganze Kirche mit Zweigen und andern Arten von Grün geziert war.

In den Zwischenzeiten des Gottesdienstes spielten die Domherren Kegel auf den Gewölben der Kirche. Auch führten sie Lustspiele, Tänze und Musik auf. Kurz sie wiederhohlten jede Art des Muthwillens, die an den Narren-Festen üblich war. Die Gewohnheit, die Bilder der Heiligen mit Zweigen zu umflechten, pflanzte sich aus der Domkirche in alle Pfarrkirchen, besonders an den Festen der Schutzheiligen und der Brüderschaften fort.

Ein Domherr, mit Nahmen Bouteille, der um das Jahr 1270 lebte, stiftete eine Todten-Messe gerade am 28sten April, wo das Maien-Fest anfing. Er verband mit dieser Messe Spenden an die Domherren, Vicarien, Capellane, Chorgeistlichen und Chorknaben. Auch verordnete er, daß man während der Messe ein Leichentuch auf den Boden in der Mitte des Chors ausbreiten, und sowohl an die vier Zipfel, als in die Mitte des Leichentuchs Krüge mit Wein hinstellen sollte, zum Besten der Sänger, welche der Messe beiwohnen würden.

Diese Stiftung des Domherrn Bouteille war die Veranlassung, daß man das Holz, aus welchem die schwarze Procession ihre Zweige holte, das Holz von Bouteille nannte. Der Bischof und das Capitel schlossen mit einander einen Vertrag, in welchem der erstere, um die Verwüstung seines Waldes zu verhüten, sich anheischig machte, durch einen seiner Förster so viele Zweige liefern zu lassen, als die schwarze Procession Mitglieder enthalte. Die Zweige mußten bei einem Kreuze abgeliefert werden, das nahe an dem Walde stand.

Während dieser Austheilung der Zweige sang man nicht, aber man trank nach einem französischen Sprichwort en chantre, et en donneur. Man aß beim Trinken eine Art von Kuchen, Casse-gueles oder Cassemuseaux genannt, weil der Austheiler sie denen, welche sie empfingen, auf eine

eine lächerliche Art in's Gesicht warf.

Der bischöfliche Förster war bei der Austheilung der Zweige vor allen Dingen verbunden, neben dem Kreuze zwei Bilder von Weinkrügen auf den Boden zu machen, und diese Figuren mit Sand auszufüllen. Dies geschah zum Andenken des Domherrn Bouteille, von welchem der Wald seinen Namen erhalten hatte. q)

Am 28sten April 1539. trug der damalige Rector der Universität zu Paris darauf an, daß die Feier des Maien-Festes den Mitgliedern der Universität verboten werden möchte. Die versammelten Meister und Doctoren willigten in den Antrag des Rectors, und untersagten das Maienfest bei Strafe der Beraubung aller Privilegien der Universität. Die Worte des Statuts, welches man abfaßte, beweisen, daß Lehrer und Lernende der hohen Schule das Fest zwar schon vor 1539, aber doch nicht lange vorher zu begehen angefangen hatten. r)

„Wir der Rector und die Gesammtheit der Lehrer der hohen Schule zu Paris thun hiermit kund, daß in den vorhergehenden Jahren (superioribus annis) durch die Schuld muthwilliger Buben Beiträge mit Gewalt erpreßt, und Auszüge bewaffneter Haufen veranstaltet worden, um den ersten Mai feiern und Zweige holen zu können: bei welcher Gelegenheit Nationen gegen Nationen aufstanden, und mit gezogenen Degen auf einander losgingen. Um diesem gefährlichen Unfuge zu steuern, untersagen wir allen Mitgliedern und Angehörigen der hohen Schule, so wenig bewaffnet als unbewaffnet die Mai-Umgänge zu halten. (Prohibemus, ut vel armati, vel inermes ad Majum prodeant.) Sollten sich Einige unterfangen, gegen dieses unser Verbot zu handeln, so erklären wir solche Widerspenstigen hiermit aller akademischen Privilegien verlustig, und schließen sie von unserer Gemeinschaft aus."

q) l. c.
r) VI. 335. 336. Bulaeus.

Mittel, das Weichkochen der Erbsen zu befördern.

Es giebt trockne Erbsen, die beim Kochen nicht leicht weich werden. Man kann diesem Uebel im Frühjahr und Sommer leicht dadurch abhelfen, wenn man Blätter oder Laub von den Ranken junger grünender Erbsen mit in den Topf thut, und solche mit durchkochen läßt.

Hannoversches Magazin.

61tes Stück.

Freitag, den 29ten Julius 1808.

Joachim Goez von Olenhausen.

Dieser brave Landsmann und seine lateinischen Gedichte scheinen nicht so bekannt zu seyn, als sie es verdienen. In Jöchers Gel. Lexico, erste Ausgabe, ist er gar nicht, in Adelungs Zusätzen bei der neuesten Auflage mit etlichen Zeilen aufgeführt, ohne das Jahr seiner Geburt und seines Todes, oder sonst etwas von seinen Lebensumständen anzuzeigen. Seine *Carmina sacra* kamen heraus im Jahr 1651 in 2 Bändchen in 8. zu Helmstädt. Der erste Band von 304 Seiten enthält Paraphrasen der Psalmen in recht guten Hexametern, die eine vertraute Bekanntschaft mit den besten Römischen Dichtern verrathen; der zweite Theil auf 144 Seiten kleinere Gedichte verschiedenen, doch immer religiösen oder moralischen Inhalts, und in verschiedenen Versarten. Aus der Vorrede, die zugleich Zueignung ist an den Herzog Georg Wilhelm und die Calenbergischen Landstände, erhellet, daß der Verf. damals, als er diese Gedichte dem Druck übergab, 68 Jahr alt war, und zu Einbeck sich aufhielt. Unter H. Friedrich Ulrich war er im Ministerio (*a sanctioribus consiliis*) wie theils aus eben dieser Vorrede sich abnehmen läßt, theils aus dem Titel, den in vorbedruckten, lateinischen und griechischen, Gedichten die Helmstädter Professoren, Calixtus, Conring, Titius, Hornejus rc. ihm gaben.*) Unter H. Georg Wilhelm ist er zwar nicht mehr im Amte gewesen, aber doch von ihm bei dem Ländertheilungs-Geschäfte gebraucht worden, wie auch die Vorrede, und bei Rethmeier Th. III. K. 87. sein unterzeichneter Name beweiset. So hat

*) Spittler hat I. 270 und 395 einen ältern Joachim Goez von Olenhausen als Cammerrath H. Erich II. mit der Bemerkung, daß dieser Titel nicht einen Finanzrath, sondern vielmehr einen Regierungs- oder Geh. Rath damals bezeichnete.

hat er auch mehrere Landtagsabschiede mit unterzeichnet, wie die von 1646 und 1650 Constit. Calenb. Tom. IV. Cap. VIII. S. 99 und 103. Ohne Zweifel ist er es auch, von dessen nachdrücklicher Rede gegen die Vermehrung der Armen auf dem Landtage zu Einbeck den 6ten März 1653 ein Auszug in den Braunschw Lüneburgschen Annalen, 2ter Jahrg. 2tes St. Nr. 1. steht, um deren willen dieser Götze der Calenbergische Cato vom Redacteur genannt wird; obgleich kein Vorname angegeben ist.

Sein Leben und seine Thätigkeit fallen also in sehr merkwürdige, aber jammervolle Zeiten. Vor und auch noch nach dem Ausbruch des dreißigjährigen Krieges herrschte im Lande ein solcher Luxus, daß auch die Prediger in ihrem Eifer Krieg und Pestilenz, als nothwendige Strafübel, androheten. „Nicht nur Frauen und Jungfrauen, sondern auch Weiber, trugen sich auf Welsche und Niederländische Art mit lang entblößtem Halse und offener Brust. Der Unterschied der Stände verlohr sich; denn der Bürger trug sich wie der Handwerker, der Handwerker wie ein fürstlicher Diener ꝛc. *). Unter H. Friedrich Ulrichs Regierung von 1613 bis 1634 wurden über 20 Millionen Schulden auf das Land gebracht; ohnerachtet H. Julius über eine Million im Schatze hinterlassen hatte. *) Die übel berüchtigte u. tragisch endigende von Streithorstische Faction hatte unter dem schwachen Fürsten bis 1620 das Ruder in Händen. Ob wohl unser Götze damals schon angestellt war; und wie er sich dabei benahm? Ersteres konnte seinem Alter nach seyn. Daß er es mit jener Parthei gehalten habe, darf wenigstens nicht vermuthet werden; nicht nur wegen der in seinen Gedichten sich zeigenden Denkart, sondern auch darum, weil er nachher noch in gutem Ansehn stand und in wichtigen Angelegenheiten gebraucht wurde. Sichere Nachweisungen habe ich hierüber, so wie über sein anderweitiges Leben, noch nicht auffinden können. ***) Auf Einiges des Vorherbemerkten mag sich aber wohl beziehen, was er von der Verfertigung seiner Gedichte in der Vorrede sagt. „Pleraque enim et paene omnia obiter et per nocturnas vigilias meditatus litteris postea mane surgens consignavi. Ita nec reipublicae, nec privatum amicorum studium, quod saepius a me postulabatur, et requirebatur, ulla ex parte defraudavi: et quod vel somno vel gula vel lusu vel lascivia vel ambitionis et avaritiae curis nonnulli consumere et deperdere

*) S. Spittler II. 397 ff.

**) l. c. S. 468.

***) Vielleicht veranlaßt dieser Aufsatz die Bekanntwerdung eines Mehreren von diesem denkwürdigen Manne.

dere consueverunt tempus sanctioribus cogitationibus haud paullo rectius impendisse ac collocasse videor." Einen Theil hievon drückt auch das auf dem Titelblatte stehende Epigramm aus:

Haec ego nocturno studio vigilique labore
Sollicite meditans pleraque composui.
Sic animo requiem potiorem ipsisque tenebris
In mediis reperi lumen amabilius.

Hiezu noch, als Probe seiner Dichtkunst aus dem 2ten Bändchen das Sinngedicht über den Unterschied zwischen Klugheit und Arglist:

Differentia inter prudentiam et calliditatem.

Callidus et prudens tali discrimine distant,
Ut turpi virtus candida flagitio.
Namque haud ingenii sapientem reddit acumen,
Sed probitas morum, quae sale tincta suo est,
Et quae cumprimis communia commoda curet
Et semper iustum praeferat utilibus.
Sed tamen externas fraudes excludere noris
Et capere arte sua flagitii artifices.
Astutus contra cuncta ad sua commoda vertit,
Securus quorsum tandem aliena cadant:
Consilioque dolos simulator perfidus addit,
Et varians multas vertitur in facies:
Praecipue vero pietas sapientia summa est;
Index ut certae stultitiae impietas.

F.

Als ich Vorstehendes geschrieben hatte, fand ich noch eine dem Julius Goetzen von Olenhusen, welcher A. 1623 den 11ten November zu Wolfenbüttel starb, von M. Justus Groscurden Gen Superint. der Stadt und Landes Göttingen, gehaltene Leichenpredigt, gedruckt 1625. Sie ist zugeeignet den Wolehrwürdigen, Woledeln, Vhesten und Mannhaften Jost Kniggen, Erbsassen zu Levest und Bredenbeck, Joachim Götzen von Olenhusen, Erbsassen zu Eimbeck und Lutterbeck, Curd Gotzen von Olenhusen, Thumherrn des Stiffts B. Mariae zu Halberstadt, und Jost Joachim Gözen von und zu Olenhusen; ihnen, nach der Vorrede, zugeeignet, weil der Verstorbene ihr respective herzlieber Eidam, Bruder und Vater gewesen. Bruder nemlich war Joachim, und, wenn dieser, wie zu vermuthen, unser Dichter ist, älterer Bruder. Aus den der Predigt angehängten Personalien ist zu ersehen, daß diese zwei Brüder eine gemeinschaftliche Erziehung genossen haben. Nachdem nemlich Julius „seine sieben Jahr erreicht, ist er, damit aus ihm etwas fürnehmes in seinem Stande wer-

werden möchte, A. 1593, sammt seinem Bruder Joachim nachen Göttingen in die Schule geschickt, woselbst sie bis aufs J. 1597 verblieben. Als aber damals die Pest daselbst eingerissen ist, und sie nicht allein dadurch von dannen getrieben, sondern auch neben viel andern Anverwandten und Freunden ihrer gottsel. Mutter durch den Tod sind beraubt worden, hat sie der Vater nach Helmstädt in des hochberühmten Herrn D. Joannis Caselii Behausung und Disciplin und von dannen A. 1598 nach Straßburg geschickt. Von da zogen sie 1601 nach Frankreich, und haben sich daselbst neben Erlernung der Sprache, mit allem Fleiße, wie adelichen peregrinanten zustehet, versehn. Als sie aber 1604 wieder herausgekommen, sind sie durch Engelland und Niederland gereiset." So weit die Erziehung der gemeinschaftlichen Bildung der beiden Brüder. Just nahm in seinem 19ten Jahre Kriegsdienste. Das am Ende stehende Gedichtchen ist vielleicht auch von unserm Joachim.

Martia pro patria gessisti strenuus arma,
Nesciaque hostilis corda timoris erant.
Sed tamen et pacis studiis civilibus aptus
Mortuus aeternae nunc bona pacis habes.

P. M. S.

Leibnitzens Gedanken über Opern und Comödien.

Ein Herr Marci, Sohn eines Schwedischen Canzlers, mit welchem L. im Briefwechsel stand, beklagte sich darüber bei diesem, daß ein Hamburger Prediger Antonius Reiser in einem Tractat, *Theatromania* betitelt, die Hamburger Opern als **Werke der Finsterniß auch sonsten empfindlich durchgezogen habe.** Nun war dieser Herr Marci, der sich zu Hamburg aufhielt, Verfasser der Oper *Vespasian*; wollte aber, ehe er als Vertheidiger des Theaters aufträte, erst Leibnitzens und anderer Gelehrten Urtheile einholen. Leibnitz antwortete ihm folgendes:

So viel meine Gedanken wegen der Opern oder Singschauspiele betrifft, die M. H. Herr begehrt: so achte mich zwar hierinnen andern vorzuurtheilen viel zu wenig; immassen ich sehe, daß auch sehr berühmte Leute darüber uneins. Gleichwohl aber ist dieses meine unvorgreifliche Meinung, daß ein solches Singschauspiel nichts anders sey, als ein sehr wohl erfundenes Mittel, das menschliche Gemüth aufs allerkräftigste zu bewegen und zu rühren;

dieweil darin die nachdrückliche Einfälle, die zierliche Wort, die artige Reimbindung, die herrliche Musik, die schönen Gemälde und künstliche Bewegungen zusammen kommen, und sowohl die innerliche als auch die beiden obern äusserlichen Sinne, so dem Gemüth vornehmlich dienen, vergnüget werden. Gleichwie nun die Beredsamkeit sowohl zu gutem als bösem Zwecke zu gebrauchen, also ists auch mit diesem neuersonnenen Bewegungsmittel bewandt, welches den Menschen zur Geilheit, Rachgier, Hochmuth reizen, und auch zur Tugend, Beständigkeit und wahrer Ehre und ungefärbter Frömmigkeit ermuntern kann. Also daß meines Ermessens dergleichen Schauspiele im gemeinen Wesen nicht abzuschaffen, sondern als ein kräftiges Instrument zur Regierung des gemeinen Mannes zu gebrauchen wären. Nur hätten Obrigkeiten und Seelensorger billig dahin zu sehen, daß damit wohl umgegangen werde; wie dann einige Comoedien so bewandt, daß sie mehr Schaden als Nutzen bringen, als zum Exempel das sogenannte Festin de pierre, worinnen ein Atheist vorgestellt wird. Was bei den heiligen Vätern gegen die Schauspiele sich findet, scheinet auf den bloßen Mißbrauch zu gehn, zumahlen die Schauspiele damals nichts anders waren, als öffentliche Ausübungen aller ersinnlichen Grausamkeit und Ueppigkeit, dergleichen heut zu Tag nicht leicht zu finden und geduldet wird, ausgenommen, daß etwa in Spanien das Stiergefecht übrig blieben, wiewohl es öffentlich bei Strafe der Excommunication von Pabsten verboten worden. Sonsten scheinet, daß die Opera ihren Ursprung von der Kirchenmusik genommen. Denn gleichwie die Paßionshistorie und andere geistliche Begebenheiten durch etliche singende Personen, darunter ein Evangelist, so die Erzählung ausführt und aneinander knüpft, vorgestellt worden; also ist dergleichen auch bei der weltlichen Musik nachgethan worden; wie ich denn einige Stück gesehen, darinne neben andern singenden Personen il Testo (anstatt des Evangelisten) sich findet, so die Erzählung ebenmäßig ergänzt. Weilen es aber künstlicher und zierlicher, das Werk auch ohne Einführung eines eigenen Dollmetschers verständlich zu machen, gleichwie das ein schlechter Mahler, so bei der von ihm entworfenen Jagd sagen müßte, hic canis, ille lepus! so hat man diesen Textlöser bald abgeschafft, und nunmehr die Oper auf Art der Comödie eingerichtet.

J. 1681.

Mer

Meteorologische Beobachtungen in Göttingen.

Monat März 1808. *)

Tage	Stunden	Barometer	Therm. F.	Therm. R.	Wetter	Wind
1	6¼	3018	12	—9	w.	S — 1
	2	3023	25	—3	l. W.	S 0 — 1
	10	3020	23	—4	tr.	— 0 — 1
2	6¼	3004	29	1	S.	S 1 —
	2	2996	40	4	tr.	S 1 —
	10	2995	36	2	schl. S.	— 1 — 2
3	6¼	3000	35	1	w.	W 1 —
	2	3005	42	4	R.	W 0 — 1
	10	3001	38	3	r.	— 0 — 1
4	6¼	3004	37	2	r.	NW 0 — 1
	2	3022	42	4	l. W.	NNW 1 —
	10	3031	32	0	h.	— 0 — 1
5	6¼	3036	15	—3	h. W.	O 0 — 1
	2	3045	36	2	w.	O 1 —
	10	3043	31	0	w.	— 0 — 1
6	6½	3033	25	—3	w.	O 1 —
	2	3037	34	1	w.	O 1 — 2
	10	3040	28	—[illegible]	h.	— 1 — 2
7	6½	3031	24	—4	tr.	O — 1
	2	3031	32	0	tr.	O — 1
	10	3031	29	—1	w.	— 1 — 2
8	6½	3024	25	—3	tr.	O 1 — 2
	2	3027	32	0	tr.	O 1 — 2
	10	3028	28	—2	tr.	— — 1
9	6½	3019	18	—6	h.	O 0 — 1
	2	3019	35	1	l. W.	O 1 —
	10	3020	31	0	tr.	— 0 — 1

*) Die Beschaffenheit der Instrumente und Maaßen, deren man sich bedient, s. N. Hann. Mag. vom J. 1807. St. 14. S. 209.

Tage	Stunden	Barometer	Therm. F.	Therm. R.	Wetter	Wind	
10	6½	3018	31	0	S. l.	ONO	0 — 1
	2	3025	32	0	w.	O	1 —
	10	3030	20	—5	h.	—	0 — 1
11	6½	3027	14	—8	l. W.	ONO	1 —
	2	3028	31	0	h.	SO	1 —
	10	3023	24	—4	h.	—	0 — 1
12	6½	3013	29	—1	tr.	N	0 — 1
	2	3013	41	4	w.	NW	0 — 1
	10	3008	34	1	tr.	N	0 — 1
13	6¼	3000	33	0	r.	NNO	0 — 1
	2	3013	43	5	w.	NO	0 — 1
	10	3004	36	2	tr.	—	0 — 1
14	6¼	3000	34	1	tr.	O	0 — 1
	2	3000	40	4	w.	O	0 — 1
	10	3002	31	0	h.	—	0 — 1
15	6¼	3000	28	—2	h.	O	0 — 1
	2	3009	39	3	l. W.	O	1 —
	10	3008	31	0	l. W.	—	1 —
16	6¼	3000	23	—4	h.	O	0 — 1
	2	3000	33	0	l. W.	O	1 —
	10	2997	26	—3	S. l.	—	1 — 2
17	6¼	2989	23	—4	S. l.	SO	1 —
	2	2990	34	1	S. l.	OSO	1 — 2
	10	2991	29	—2	tr.	—	2 —
18	6¼	2987	19	—6	S.	O	2 — 3
	2	2991	36	2	w.	O	— 2
	10	2991	31	0	w.	—	2 —
19	6¼	2987	24	—4	w.	OSO	2 —
	2	2988	37	2	l. W.	OSO	1 —
	10	2990	28	—2	l. W.	—	2 — 3
20	6	2985	22	—4	w.	OSO	2 — 3
	2	2986	35	1	l. W.	OSO	2 — 3
	10	2988	26	—3	h.	—	2 — 3

Tage	Stunden	Barometer	Therm. F.	Therm. R.	Wetter	Wind.		
21	6	2986	16	—7	h.	O		1
	2	2994	33	0	h.	O	1	2
	10	2999	24	—4	h.	—	0	1
22	6	2999	17	—7	h.	O	0	1
	2	3002	34	1	l. W.	OSO	2	
	10	3001	26	—3	h.	—	1	
23	6	2993	23	—4	w.	ONO		1
	2	2998	36	2	S.	O	1	
	10	2984	27	—2	w.	—	0	1
24	6	2983	22	—4	w.	OSO	0	
	2	2983	38	3	w.	OSO	1	
	10	2986	34	1	l. W.	—	0	1
25	6	2985	29	—1	l. W.	OSO	1	
	2	2993	41	4	l. W.	O	1	2
	10	2995	37	2	w.	—		2
26	5¾	2997	31	0	d. W.	O		1
	2	3007	35	1	tr.	O	2	
	10	3011	26	—3	l. W.	—	2	3
27	5¾	3011	16	—7	h.	O		2
	2	3018	32	0	h.	O	2	
	10	3013	24	—4	h.	—	2	
28	5¾	3012	16	—7	h.	O	1	2
	2	3014	34	1	h.	O	1	2
	10	3010	24	—4	h.	—		1
29	5¾	3000	17	—7	h.	NNO		1
	2	3002	35	1	w.	ONO	1	
	10	3001	23	—4	h.	—	0	1
30	5¾	2990	12	—9	h.	SO	0	1
	2	2983	38	3	l. W.	WNW	0	1
	10	2978	23	—4	h.	—	0	1
31	5¾	2965	27	—2	w.	NNW	0	1
	2	2966	37	2	S.	NNO	1	
	10	2968	30	—1	w.	—		1

F. C. W.

Hannoversches Magazin.

62tes Stück.

Montag, den 1ten August 1808.

Einige Notizen über Schweden.

Wer über das Schwedische Reich ausführlich unterrichtet zu seyn wünscht, findet in Lagerbring's, Tuneld's und Botin's gründlichen Werken hinlängliche Befriedigung. Hier, wo die belehrende Unterhaltung das Ziel ist, wäre, — wenn es auch der Raum verstattete — große Ausführlichkeit zweckwidrig.

Schweden liegt bekanntlich im Norden von Europa, unter dem 55sten und 73sten Grade der Breite und dem 28sten und 48sten der Länge. Es gränzt gegen Morgen an Rußland, gegen Mitternacht an das Russische und Dänische Lappland, gegen Abend an Norwegen und das Cattegat, und gegen Mittag an die Ostsee, von deren größten Theile es eingefaßt ist. Nach Rußland ist Schweden das größte Reich unsers Erdtheils, denn es enthält ungefähr 14350 geographische Quadratmeilen. Die Volksmenge, welche sich seit 20 Jahren sehr vermehrt hat, rechnet man über drei Millionen. Das Klima ist, seiner großen Verschiedenheit ungeachtet, gemäßigt; und die gesunde Luft macht, daß die Einwohner gewöhniglich ein sehr hohes Alter erreichen. Ausländer stellen sich gewöhnlich die Kälte viel härter vor, als sie ist, und glauben nicht, daß es in dem kurzen Sommer eine solche Hitze wird, daß oft schon sechs Wochen nach der Aussaat das Getreide zur Reife kommt. Die Länge der Sommertage ist sehr angenehm, und die auf sie folgenden lauen hellen Nächte sind zum Entzücken schön. Um Johannis kann man in Gefle um Mitternacht einen fein geschriebenen Brief im Freien lesen. Eben dieses ist in Finnland der Fall; und bei dem Eisenwerke Kengis, sechszehn Schwedische Meilen oberhalb Tornea, geht bekanntlich zu dieser Zeit die Sonne gar nicht unter: so daß man sich daselbst eines 720 Stunden langen Tages zu erfreuen hat.

Die beständige Abwechselung von Bergen und Thälern, Wäldern und Ebe-

Ebenen, Wiesen und Feldern, so wie der so oft überraschende, die schönste Landschaft bildende Anblick des Meeres, von Seen und Teichen der verschiedensten Größe und Art, von reissenden Strömen und sanft dahin gleitenden Bächen, geben der dichtenden Einbildungskraft den reichhaltigsten Stoff zu mannigfaltiger Unterhaltung. Ein Landschaftsmaler findet in Schweden seine Rechnung. Hier kann er Seegegenden, Wasserfälle- und Felsengruppen aufnehmen, die er wohl nirgends so findet. Freilich ist die Natur, besonders in dem nördlichen Theile, sehr wild; aber eben diese fürchterliche Schönheit der brausenden Bergströme, der zur Schwermuth einladenden Nadelhölzer, und der wolkentragenden Felsklippen macht den tiefsten erschütterndsten Eindruck. In den südlichen Provinzen ist die Natur freundlicher; da hört man in angenehmen Laubgehölzen manche Nachtigall schlagen, und weidet sich an dem Anblicke fruchttragender Gefilde.

Ueberhaupt ist Schweden kein so armes Land, wofür es von Manchem unbedachtsam ausgeschrieen worden ist. Es bringt alles hervor, was genügsame Menschen zu ihrem Unterhalt und Vergnügen brauchen.

Ausser Bären, Wölfen, Füchsen, Luchsen und andern Raubthieren, die in den großen Waldungen hausen, finden sich in großer Menge Elenn- und Rennthiere, Hirsche, Eber, Hasen, Auerhähne, Birkhühner, Gänse, Enten, Schnepfen u. dgl. Fische sind im allergrößten Ueberflusse, und von der verschiedensten Art, vorzüglich Lachse, Strömlinge und Heringe, von welchen letztern allein jährlich in der Gegend von Gothenburg 400 000 Tonnen ausgeschifft werden. Eben so mangelt es auch nicht an Hummern, Krebsen, Austern und Muscheln.

Obgleich die Pferde und das Rindvieh kleiner wie bei uns sind, so übertreffen erstere doch an Schnelligkeit die unsrigen in einem hohen Grade, wovon ein Reisender, der nur eine Schwedische Meile mit ihnen zurückgelegt hat, vollkommen überzeugt seyn wird. Die Kühe geben eben so wohlschmeckendes, nahrhaftes Fleisch, und eben so gute Milch als die unsrigen, so, daß man auch von der Seite keinen Abbruch leidet. Die Schafzucht hat man auch schon in der Mitte des vorigen Jahrhunderts zu verbessern gesucht. Es erhellet hieraus, daß die Schwedischen Küchen gut versorgt werden können, und daß in dieser Hinsicht auf den Tafeln nichts vermißt wird, was sich auch der feinste Züngler wünschen möchte.

Aber nicht nur der leckere Reiche, sondern selbst der Bauer, dem doch in dieser kältern zehrenden Luft stärkere Nahrungsmittel, als in den andern europäischen Ländern nöthig sind, findet für seinen Gaumen die abwechselndste Befriedigung. Nach Gefallen schießt er sich sein Birkhuhn,

huhn, fängt sich seinen Lachs, und läßt sie sich sodann im Kreise der Seinen wohlschmecken. Auch in den Städten sind alle diese Nahrungsmittel wohlfeiler, als bei uns, und es möchte sich wohl manche meiner lieben Landsmänninnen ihren Küchenvorrath aus Schweden zu erhalten wünschen.

Was Schweden vermißt, ist die Traube, die freilich hie und da durch Hülfe der Kunst sehr mühsam, aber wenig belohnend gezogen wird. Mit Holz treibt Schweden bekanntlich einen großen Handel in das Ausland, so wie mit Theer, Pech, Asche und Pottasche. Die mehrsten Häuser sind ganz von Holz, aus Tannen, Fichten oder Kiefern, die es im größten Ueberflusse in den nördlichen Gegenden giebt, wo die Obstbäume, die man in den südlichen findet, selten sind. Auch kommen da die italienischen Pappeln nicht fort. Getreide bringt Finnland und Schonen in Menge, und der Ackerbau nimmt in Schweden stets zu. Der leider herrschende Geist des Branntweintrinkens, besonders unter dem Landvolke, und die vielen großen Branntweinbrennereien machen es bis jetzt nöthig, daß viel ausländisches Getreide eingebracht wird. Nach Angabe des um die Naturgeschichte unsterblich verdienten Schweden, des Ritters Karl von Linnee, finden sich in diesem Lande ungefähr 1300 wildwachsende Baum-, Gras- und Straucharten, und 1400 verschiedene Thiergattungen.

An Kupfer und Eisen ist wohl Schweden unter allen europäischen Ländern am reichsten, und die Kupferbergwerke zu Falun und die Eisengruben zu Dannemora sind, als einzig in ihrer Art, mit Recht weltberühmt- und Hauptquellen der Schwedischen Reichseinkünfte, des Handels und der Wohlhabenheit. Ausserdem findet man wenig Gold, etwas Silber, Blei, und viele andere Gebirgs- und Steinarten, vorzüglich schönen Porphyr, dessen Schleifereien zu Elfdalen in Dalecarlien höchst sehenswerth sind. Man macht daraus, ausser Denkmälern, schöne Tischplatten, große und kleinere Vasen, Leuchter, Salzfäßchen, Hemdenknöpfe und noch vielerlei andere Sachen und Bedürfnisse des Luxus, die schon durch ihr gefälliges Ansehn einnehmen und ausgeführt werden. Der Mineralog wird, wie der Botaniker, in Schweden ein reiches Feld zur Erweiterung seiner Kenntnisse finden, und lobenswerth ist es, daß diese Wissenschaften, so wie die vaterländische Geschichte und Mathematik, fast allgemein von den gebildeteren Ständen als Haupt- und Nebenstudium getrieben werden.

Zu Medewi und Loka sind Mineralwasser von berühmten Heilkräften, und ausser ihnen giebt es noch viele Gesundbrunnen, wie zum Beispiel zu Ramlösa, wo sich, wie an den beiden erwähnten Orten, im

Sommer eben so ansehnliche als angenehme Gesellschaften von Brunnengästen einfinden.

Uebrigens liefert Schweden viel Messing, Stahl, Alaun, Vitriol, Schwefel, mancherlei wollene Zeuge, Seegeltuch u. dgl.

Auffallend ist es, daß gerade in Eisen, das doch in großer Menge da ist, bei weitem nicht so gut, als in Gold und Silber gearbeitet wird. Es ist ein Vergnügen, den so fein und mit so vielem Geschmacke gearbeiteten Schmuck der Schwedischen schönen Welt, und die vortrefflichen ächt antiken Formen der mehrsten Silbergeschirre, die sonst einen so großen Artikel des Luxus ausmachten, zu sehen.

Unter dem ausserordentlich zahlreichen Schwedischen Adel findet man viele gelehrte, sehr wohlgesittete, und nichts weniger als stolze Personen. Die Höflichkeit und das Zuvorkommen gegen Fremde scheinen überhaupt hervorragende Züge des Schwedischen Nationalcharakters zu seyn.

Die Schwedische Geistlichkeit ist irdisch sehr gesegnet, und es wird daher wohl nicht leicht ein Schwedischer Prediger mit einem Deutschen tauschen. Sie steht unter dem Erzbischof von Upsala, der der Schwedische Pabst, und bekanntlich der einzige lutherische Erzbischof in der Welt ist.

Der Bürgerstand ist, besonders der Kaufmann in den größern Städten, sehr wohlhabend; begeht aber oft den Fehler, sich bei gesammeltem Vermögen wieder aus dem Handel zu ziehen, und adeliche Güter zu kaufen, wodurch denn die rechte Aufnahme des Schwedischen Handels sehr gehindert wird.

Die Bauern sind verhältnißmäßig sehr wohlhabend und glücklich, und die, einigen ausgenommen, welche Frohnen leisten müssen, sind als kleine Herren anzusehen. Ihr Fleiß ist im Ganzen sehr zu rühmen; denn während des langen Winters verfertigen sie sich alle ihre Lebensbedürfnisse selbst, und die Handwerker auf dem Lande thun denen in den Städten Eintrag. Sie machen noch immer, troß des Brannteweintrinkens der Männer, den Kern der Nation aus, und bei ihnen ist das Hereinbrechen des großen Sittenverderbnisses, das in der Hauptstadt sehr um sich gegriffen hat, noch nicht zu merken. Ihrer Religion und ihrem Könige sind sie ehrfurchtsvoll ergeben, und unter ihnen findet man noch alte patriarchalische Sitten. Bemerkenswerth ist es, daß in der Provinz Südermanland die Landleute besser Schwedisch, als irgend an einem andern Orte, ja selbst in der Hauptstadt, reden. Die Schwedische Sprache scheint Anfangs viel Aehnlichkeit mit der Deutschen zu haben; aber im Grunde ist sie sehr von ihr verschieden, indem sie ganz andere Grundwörter, und eine Sprachordnung, (Construktion) hat, die unserer Muttersprache ganz entgegen gesetzt ist, und der französischen am nächsten kommt.

Zur

Zur Poesie und Musik ist sie, wegen ihrer naiven Ausdrücke und ihres Wohlklanges, besonders geschickt.

Unstreitig ist das weibliche Geschlecht in Schweden weit schöner, als das männliche; es gebührt den Schwedischen Frauenzimmern, in Ansehung der Schönheit, unter den Europäerinnen ein vorzüglicher Platz. Allein nicht sowohl in der Hauptstadt muß man diese entzückende Gestalten suchen; auf dem unverdorbenen Lande, in Südermanland, und vorzüglich in den südlichen Provinzen Schonen und Blekingen finden sie sich. Ein höherer freierer Geist strahlt aus den junonischen Blicken der Blekingerinnen, dahingegen an den meisten schönen Gesichtern der liebenswürdigen Bewohnerinnen von Schonen noch immer die Spuren eines alten Drucks in die Augen fallen. Aber nicht nur der Körper, auch der Geist des andern Geschlechts verdient bei den mehrsten alle Hochachtung. Viele vornehme Schwedinnen sind, ohne Ziererei und Coquetterie, äusserst gebildet. Junge Frauenzimmer sprechen ausser ihrer Muttersprache vollkommen französisch und englisch, spielen das Clavier, die Guitarre und die Harfe, zeichnen schön und brodiren, ohne deswegen mit den Besorgnissen der Haushaltung unbekannt zu seyn. In den niedern Ständen, wo fast die ganze Sorge des Landbaues und der Wirthschaft auf den Schultern der frommen, arbeitsamen und reinlichen Frauen liegt, sind sie die treuesten Gehülfinnen ihrer Männer.

Meine seit mehrern Jahren gemachte Erfahrung über die beste Behandlungsart bei Erziehung und Versetzung der weißen Kopfk.hlpflanzen.

Der weisse Kopfkohl (Brassica capitata) ist nächst den Kartoffeln eines unserer wichtigsten Wintergemüse, besonders wie eingemachter saurer Kohl betrachtet. Der wirthschaftliche Ertrag dieses Gewächses besteht sowohl in der Größe und Fettigkeit seiner angeschlossenen und flattrigen, als auch in der Dichtigkeit der in einen Kopf zusammengeschlossenen Blätter, und desfalls ist der Braunschweiger und Erfurter weiße Kohl vorzüglich gut. Herzlich wünschte ich, daß auch hier von meinen lieben Landsleuten, besonders in diesen so äußerst bedrängten Zeiten, da so mancher oft um ein nicht zu theures Wintergemüse verlegen ist, weiße Kopfkohlpflanzen von solcher Güte gezogen werden möchten, wie ich solche nun schon seit vielen Jahren nach der vom Hrn. Doctor Hedwig angegebenen verbesserten Behandlungsart dieser Pflanzen erziele.

Die Fehler bei dem Anbaue dieses Gewächses liegen

1) in einer zu dichten Saat, wodurch der Untersaß dieser jungen Pflanzen fadenförmig dünne, also sehr dürftig bleiben muß;

2) in der Verlezung bei dem Versezen: weil die jungen Pflanzen von ihrem Standorte von unsern hiesigen Gartenleuten nicht behutsam mit der Erde an den Wurzeln ausgehoben, sondern ausgezogen werden, und das Ausziehen allen Arten von Pflanzen nachtheilig und oft verderblich ist. Bei den zarten Pflanzen werden dadurch die meisten Enden der faserförmigen eigentlichen Wurzeln abgerissen und beschädigt. Die zu Ausbesserung dieses Schadens erforderliche Zeit kann die junge Pflanze ausserdem nüzlicher auf ihr Gedeihen verwenden. Hiezu kömmt nun noch,

3) daß viele Garten- und Landleute beim Versezen oder Verpflanzen, wie ich oft gesehen, zur Ersparniß der Zeit, das Steckholz weglassen, und lediglich den untersten Theil der Wurzeln mit zwei Fingern anfassen und in den lockern zubereiteten Boden stopfen, welches ebenfalls nicht ohne Beschädigung der zarten Wurzeln abgeht. Vorzüglich aber hindert man den gesuchten Endzweck dadurch, daß

4) die Pflanzen viel zu dicht an einander und gewöhnlich nur einen Fuß, selten etwas darüber in der Reihe gesteckt werden, obschon die Blätter länger sind; wodurch auch bei einer übrigens richtigen Behandlung Mangel an hinlänglicher Nahrung und verringerter Wachsthum erfolgen müssen. Deshalb hat man die jüngsten Wurzeln der zu versezzenden Pflänzchen, so viel als nur möglich, bei dem Herausnehmen sowohl, als dem Einsetzen zu schonen und zu erhalten, damit sie in dem neuen Standorte ihr Geschäft sogleich zu betreiben anfangen können. Solches zu bewürken, ist folgendes zu beobachten:

a) Sämmtliche Pflanzen müssen auf einmal aus dem vorher gut durchgefeuchteten Saatbeete so behutsam, als es der Menge halber möglich fällt, ausgehoben und nicht ausgezogen werden, damit die zartesten Wurzeln noch etwas Erde an sich behalten, und die Verbindung mit dem neuen Nahrungsstande desto sicherer und schleuniger befördert werde.

b) Hierauf gründet sich die Einführung eines Stechers oder Steckholzes, damit solcher die Erde nur gemächlich an die eingesetzten Pflanzen drücke, und das Wasser bei dem ersten Ausgusse in einem desto freiern Durchzuge alle zarten Wurzeltheilchen mit Erde umspühlen kann.

c) Da die zuführenden Saftgefäße in dem untern Theile des Stammes, und den mit ihm unmittelbar verbundenen Wurzeln vieler Arten von Gewächsen, besonders des weissen Kohls, leicht verholzen, folglich undurchdringlicher werden; so muß, um solches zu verhindern, und dem untern Stamme zum Triebe frischer Wurzeln Gelegenheit zu geben, an diese und dergleichen Gewächse die Erde einigemale angehäufelt werden; daher diejenigen am zweckmäßigsten handeln, welche zu dieser Bestimmung seichte Furchen ziehen lassen. Damit aber auch jede Pflanze in der Folge einen reichlicheren Nahrungsstand habe, und sich mit den offenen Blättern ausbreiten könne; so muß

d) um recht große und feste Köpfe zu erhalten, der Zwischenraum von allen Seiten nicht zu enge seyn. Es kommt überhaupt bei dem guten Gedeihen des Kopfkohls auf die ausgebreiteten und flattrigten Blätter viel mehr an, als man gemeiniglich glaubt, da man mit deren wahrem Nutzen zu wenig bekannt ist. Das für den Viehstand so gut zu benuzzende Abblatten erfordert ebenfalls, den für die Gewächse noch unerkannten Dienst der Blätter besonders zu erwägen. Bekannt ist es, daß die Blätter die Ausdünstungs-Werkzeuge für beide Flüssigkeiten, der dünnen oder wässerigten Säfte sowohl als der Luft sind, und sie das Fett des Gewächses — wie bei den Thieren die sogenannte Letthaut die überflüssige Nahrung — enthalten, so ist zur Zeit der Noth, wenn trockene Witterung einfällt, ein Vorrath von zubereiteten guten Säften in ihnen vorhanden, den die zurückführenden Gefäße einnehmen, und betriebsamen Theilen des Stammes übergeben, damit diese ihr Geschäft mittlerweile nicht unterbrechen. Stehen nun die Pflanzen zu dicht beisammen, so können die Blätter ihre Bestimmung nicht hinlänglich erfüllen. Es ist daher nöthig, daß der Zwischenraum oder die Entfernung von einer Pflanze zur andern, statt des üblichen einen Fußes, vielmehr auf zwei Fuß angenommen werde. Durch genaue Beobachtung dieser Vorsicht wird der Vortheil dieser neuen Behandlungsart jene ältere weit überwiegen.



Merkwürdige Schweineseuche.

Am zweiten Pfingsttage, Mittags, bemerkte man plötzlich in der Schweineheerde des Dorfs Nienhagen, Amtsvogtei Eiklingen, eine epidemische Seuche, die gegen 50 Stück, ungefähr ein Fünftheil der Heerde, befallen hatte, und noch an eben dem Tage mehrere tödtete. Einige Tage darauf waren über 80 Stück erkrankt, wovon die Hälfte seitdem gefallen, und über ein Viertheil noch in Gefahr ist. Geschwollene Halsdrüsen, trübe, triefende Augen, Verengung und Entzündung der Luft- und Speiseröhre, und daher lautes Röcheln, beschwerliches Schlingen, gänzliches Ablassen vom Fressen, Abmagerung, Trägheit und Entkräftung sind äußere Zeichen der seit 8 Tagen sich nicht weiter verbreitenden, und selbst die, bei Kranke aufgestallten gesunden Stücke nicht befallenden Seuche. Braune Streifen und Flecke zeigen sich an den Gefallenen nirgend. — Lunge, Leber, Magen, Milz, und überhaupt die innern Theile unterhalb des Halses sind bei den Geöffneten völlig gesund. Nur die Halsdrüsen sind verhärtet und mit Eiter angefüllt. Alle benachbarten, zum Theil auf die Nienhagener Weide streifenden Heerden blieben, so viel ich weiß, bisher verschont. — Die gewöhnlichen Mittel, Spießglas, Schießpulver, Salpeter, Leinöl, wie alle kühlenden und erweichenden Umschläge halfen nichts. Nieswurz tödtete einige, in schwachen Gaben, augenblicklich, rettete aber andere, bei denen das Uebel noch nicht den höchsten Grad erreicht hatte.

Woher nun der so örtliche, so plötzlich befallende und gehemmte Krankheitsstoff? Morgens hatte der Hirte nur an einigen Stücken schwache Krankheitsspuren bemerkt; Mittags waren bereits so viele erkrankt. An Erhitzung in unsrer wasserreichen, aber doch im letzten Frühlinge nicht zu wasserreichen Holzweide, kann man nicht denken, weil diese Ursach andern Heerden nicht weniger nachtheilig gewesen seyn würde, als der unsrigen. Hier vermuthet man die Quelle des Uebels in einer, Tages vor dem Feste, auf dem Weideplatze geöffneten, und nicht sogleich verscharrten, man behauptet, am Milzbrande gefallenen Kuh, von deren Blut die Schweine erkrankt seyn sollen. — Daß diese fürchterliche Rindviehpest, die leider in der hiesigen Gegend nicht selten ist, sich durch das Blut der geöffneten Stücke selbst unvorsichtigen Abdeckern tödtlich mittheilt, ist aus Erfahrungen bekannt. Ob es aber wahrscheinlich sey, daß sie bei Schweinen den bezeichneten Charakter annehme? Und welche Hausmittel in diesem Falle die wirksamsten dagegen seyn möchten, darüber würde den armen Nienhagenern eine Belehrung sehr willkommen seyn.

Nienhagen, den 22sten Jun. 1808.

B.

Hannoversches Magazin.

63tes Stück.

Freitag, den 5ten August 1808.

Das Surrogat.

Eradenda cupidinis Pravi sunt elementa, et tenerae nimis Mentes asperioribus Formandae studiis.	Ausgerottet im ersten Keim Sey die schnöde Begier, und der verzärtelte Sinn durch rauhere Uebungen Umgebildet in Zucht.

Horaz nach Voßens Uebersetzung.

Wenn gewisse Gewohnheiten einmal Wurzel gefaßt, wenn Leidenschaften die Oberhand gewonnen haben, so mag man immerhin das Schädliche, das Lästige, das Schimpfliche in der Befriedigung derselben einsehen und fühlen, nicht auf Beschränkung und Unterdrückung der Lust sucht man hinzuarbeiten, sondern nur auf Mittel denkt man, wie sie leichter, sicherer, ungezwungener befriedigt werden möge. Solche Herrschaft übt jetzt der Kaffee. Durch eine Gewohnheit mehrerer Jahre gefesselt glaubt man, das Getränke nicht entbehren zu können: doch fällt es bei dem jetzigen hohen Preise, auch des dazu nöthigen Zuckers, lästig, diesen Gelüst zu befriedigen. Also sucht man sich durch allerhand Surrogate zu täuschen. Da werden Bohnen, Erbsen, Wurzeln, Rüben von allerlei Art versucht. Aber weit entfernt, daß der Zweck der Ersparung dadurch erreicht werden sollte, wird der Aufwand oft unvermerkt noch erhöht. Die Proben werden nemlich natürlich ausser der Ordnung vorgenommen, und neben der gewöhnlichen Portion noch aufgesetzt: denn wenn die Probe nicht schmeckte, so wäre man ja um seinen ganzen diesmaligen Genuß; oder, weil das Surrogat schlechter ist, als das, wofür es uns aus Noth eingesetzt wird, so trinkt man gemeiniglich, um denselben Reiz doch zu haben, etwas mehr, vielleicht auch mit etwas mehr Zucker, welcher den durch das Surrogat gesuchten

suchten Vortheil wieder aufzehrt. Sollte es nicht manchem hier gehen, wie jenem Manne, welchem guter Wein zu theuer schien? er trank aber von dem zum halben Preise die doppelte Portion. Ist aber nun alles dieses gehoben; das neue Getränk hat Beifall gefunden und ist völlig in Reihe und Ordnung des vorhin gewohnten gesetzt worden: so findet es sich häufig, daß es doch mit der Zeit dem Körper Nachtheile bringt, welche in den männlichen und höhern Jahren schneller und leichter gespürt werden, als in der Geschmeidigkeit des Jugendalters, wo man sich selbst nach Belieben bilden und gewöhnen kann; (möchte das die Jugend beherzigen, und sich jetzt nicht Dinge zum Bedürfniß machen, deren Entbehren einst durch unvorhergesehene Umstände lästig werden kann!) und so hat man sich vielleicht ein Uebel zugezogen, dessen Folgen und Heilung jene gehoffte Ersparung vernichtet. Den feinen Geist des arabischen Kaffees hat doch noch kein Surrogat ersetzt, und das Schlechtere, wenn man das Bessere gewohnt war, ist oft schlimmer, als gänzliche Entbehrung.

Wollen wir nicht lieber einen festen Entschluß fassen, und wenn uns der Kaffee in den jetzigen Zeiten, nebst dem dazu gehörigen Zucker, zu theuer scheint, und dieser Aufwand mit dem übrigen nothwendigen Ausgaben sich nicht verträgt, einen so lästigen Genuß entweder beschränken, oder muthvoll ganz einstellen? Sapere aude! Fasse Muth zur Weisheit! ist ein sinnvoller Ausspruch des Dichters, mit dessen Namen der Eingang zu diesem Aufsatze geschmückt ist. Nur wenige Menschen giebt es von solcher Gedankenlosigkeit, daß sie das Bessere nicht sehen, nicht lieben, nicht wünschen sollten; aber schmeichelnde Sinnlosigkeit, lockende Beispiele, herrschende Moden machen es schwer, an die Ausführung jener Wünsche zu gehen. Es fehlt an Muth und Entschlossenheit zur Behauptung seiner Selbstständigkeit, zur Ueberwindung der Vorurtheile. Diese Schwäche ist es, welche uns unfähig macht, das Gute zu üben, was wir loben; welche uns täuschend vorspiegelt, das wir das nicht können, was wir nur kräftig zu wollen brauchen, um es sicher zu können. Fangen wir aber nur einmal an, uns selbst ernstlich in Zucht zu nehmen, so werden wir bald einsehen und fühlen, was wir vermögen. Wage es, weise zu seyn! Es fehlt nicht an Beispielen, welche, wenn sie auch nicht namentlich aufgeführt werden, doch jedem Beobachter des menschlichen Lebenslaufs zur Erinnerung kommen müssen. Wie mancher Tabacksraucher hat in spätern männlichen Jahren diese Gewohnheit, welche er in jugendlicher Thorheit angenommen hatte, entweder ganz abgelegt, oder doch, zur Selbstprüfung seiner Kraft, auf längere Zeit ausgesetzt! Und doch scheint dieser starke Reiz weit tiefer in das Gewebe und Wirken des Körpers einzugreifen, als

es wohl je der Kaffee vermag. Ein Mann fand, daß er gemeinen Wein nicht mehr recht vertragen, bessern aber nicht bezahlen konnte; was that er? er trank nun gar keinen. Hat man nicht Beispiele von Branntweintrinkern, welche diese oft für unüberwindlich gehaltene Gewohnheit haben abstellen und den schärfsten und betäubendsten aller Reize haben besiegen können! Wie oft wird der Kaffee auch nicht eigentlich Kranken auf immer oder auf längere Zeit untersagt; und sie können sich dessen nicht allein enthalten, sondern befinden sich auch besser dabei.

Also auch der Gesundheit schadet solche Entwöhnung nicht. Fraget die Aerzte, ob ihnen wohl Enthaltung und Versagung nur den zehenten Theil so viele Krankheiten oder Sterbefälle zuführen, als die mannichfaltigen, überflüssigen, erkünstelten Genüsse? Wie oft, meine Herren und Damen, haben Sie wohl nicht entweder in einem Wirthshause oder in einer Gesellschaft einen Kaffee gefunden, der nicht nach Ihrem Geschmack war, den Sie lieber stehen ließen? Was für Nachtheil haben Sie davon gespürt? Vielleicht entsprang wohl gar der baare Gewinn daraus, daß nachher die übrigen Erfrischungen, ein Glas Bier, ein Glas Wasser, besser schmeckten, als der verwöhnte Kaffee- und Theetrinker sich je einbilden mochte: denn so wie die Verwöhnung dem Durste der Natur gemeiniglich zuvorkömmt, so verhindert sie die wahre Erscheinung desselben zusammt den erquickenden Folgen, welche alle Künsteleien der Schwelgerei übertreffen.

Trauen wir uns indessen nicht die Kräfte zu, eine mehrjährige Gewohnheit und Lüsternheit mit einem Mahle abzuwerfen, nun so laßt uns jenem Branntweintrinker nachahmen, welcher, um die herrschend gewordene Unart los zu werden, jeden Tag ein kleines Steinchen oder einen Tropfen Siegellack zum vorigen in das Glas warf, bis der Trunk so verringert ward, daß er unbedeutend genug die Ueberzeugung gewährte von gänzlicher Entbehrungskraft ohne Nachtheil der Gesundheit. Wie nun? wenn wir von drei Tassen auf zwei, von zweien auf eine herabstiegen, und endlich das ausländische Wesen, welches ohnehin schon von Politikern und Aerzten und Moralisten so vielfältig angeklagt worden ist, gänzlich ausstießen, wie einst die Juden, wenn sie in Noth waren, die fremden Götter von sich thaten? Ein fester Entschluß beherrscht den Körper oft mit bewundernswürdiger Kraft. Was ich will, das kann ich: ist in Dingen, welche uns selbst, unsre Neigungen und die Anwendung körperlicher Kräfte und Triebe betreffen, wahrer, als man gemeiniglich glaubt, und aus Schwäche glauben mag. Wenn durch lebhafte Vorstellungen begeisterte Leute ihren Körper verstümmeln und verwunden konnten, ohne von Gefühl und Schmerzen überwältigt zu werden; ja wenn selbst die unvermeidlich

scheinenden Folgen der Verletzungen durch die Kraft des festen Willens und durch die Einwirkung der Geistesstärke gehemmt oder schneller, als nach dem gewöhnlichen Laufe der Natur, gehoben wurden; wenn Anstrengung des Gemüths den alles bezwingenden Tod mehrere Stunden und Tage aufzuhalten im Stande war: wie sollten wir nicht durch ernstlichen Vorsatz der Seele der Lüsternheit mächtig werden können nach einem kurzen Genuß, der kein wahres Bedürfniß befriedigt? der schon vorhin durch Aufwand von Holz und Zeit lästig ward, und jetzt zehnfach drückend wird? — Was ich muß, das kann ich: ist bei weitem nicht so wahr, als jener auf den freien Entschluß des Willens bauende Grundsatz. Aeussere Nothwendigkeit erzwingt zwar die That, aber nicht den Willen und erzeugt Ausflüchte und Falschheit. Von solcher Tücke des mit Unwillen ertragenen Zwanggefühls scheint das Suchen nach Surrogaten nicht frei zu seyn. Man sucht sich selbst zu täuschen, als habe man noch den vorigen Genuß, von dem nur der Name übrig ist.

Ach! wir haben schon genug der Selbsttäuschungen im menschlichen Leben eingeführt. Wer meint, er könne nicht ohne Kaffee seyn, der trinke ihn ohne Murren über die Theurung. Er suche, wenn's ihm Noth thut, an einer andern Seite den Aufwand durch Ersparung einzuholen. Oder wo wäre denn der Glückliche, der Weise, welcher nicht, sey es im persönlichen Seyn und Treiben, sey es in der häuslichen Einrichtung, nach sorgfältiger Prüfung hier und da ein vermeintes Bedürfniß oder eine Gewohnheit finden dürfte, welche füglich abgeschnitten und eingestellt werden könnte, ohne daß Gesundheit und wahrer Lebensgenuß darunter litten? Wer aber dennoch den Aufwand zu drückend findet, nun der werfe, wie einst Aristipp, das Geld, welches die Annehmlichkeit seiner Reise hindern wollte, muthvoll ihn ganz weg, entsage männlich, und suche nicht lauernd ein täuschendes Surrogat.

„Es ist, als ob man wollte und könnte nicht!" ist eins der edelsten deutschen Sprichwörter. Jeder sey, was er seyn kann und seyn muß; und wolle nur das seyn, was er seyn kann. Es ist schimpflich, mehr seyn wollen, als man seyn kann, und als sich durch bloßes, festes und anhaltendes Wollen erreichen läßt: es ist lächerlich, den Schein eines Genusses sich selbst verkünsteln, dessen Wesen man nicht zu haben sich selbst gestehen muß. Wer wird nicht mitleidig arme Schauspieler belächeln, wenn sie auf ihrem Dorftheater bei ihren glänzenden Hoffeierlichkeiten Papierstreifen statt des Goldes auf den Kleidern und gefärbtes Wasser als Surrogat für Rheinwein und Tokayer in ihren Pokalen blinken lassen. Es ist, als ob man wollte und könnte nicht! macht schon auf den Knaben von einigem Ehrgefühl den

tief-

tiefsten beschämenden Eindruck. Aber auch große Störungen des Familienglücke, Zerrüttungen des Wohls ganzer Staaten hat die Affectation mannichfaltigen Genusses, wenn man wollte und konnte nicht, hervorgebracht. Doch dieses jetzt weiter auszuführen, ziemt nicht. Lieber noch ein Wort über das Verhältniß der künstlichen Bedürfnisse zur wahren Menschenbildung.

Die Zeit bildet den Menschen, der Mensch bildet die Zeit. Es ist eine Schwäche, welche jeder seinem Bruder gern verzeiht; oder vielmehr eine Anlage der Menschheit, die sich durch Fallen und Aufstehn in eigner Kraft bilden soll: daß Zeit und Umstände, Temperament und Alter, Stand und Vermögen manche Verirrungen veranlassen, welche ein reiferes Nachdenken berichtigt. Es giebt Thorheiten, welche man nie billigt, aber doch milde mit der Unwissenheit der Jahre und der Leichtigkeit des jugendlichen Blutes entschuldigt, die aber über eine gewisse Grenze hinaus Verbrechen werden. Non lusisse pudet, sed non incidere ludum. Kein Mensch darf sich schämen, Mensch gewesen und in menschliche Fehler verfallen zu seyn. Aber mit Vorsatz auf dem verkehrten Wege fortgehen, nicht der bessern Einsicht weichen, ist zum mindesten nicht ehrenvoll. Der über die entlegensten Völker ausgebreitete Handel, welcher für Künste und Wissenschaften, für Menschenkenntniß und Menschenliebe von so großer Wichtigkeit ist, führte uns so manches fremde Erzeugniß zu, welches der nachdenkende Fleiß ins Vaterland versetzte, und im heimischen Boden zu wachsen durch Anbau und Pflege nöthigte, und dadurch die Natur sowohl als das menschliche Leben verschönerte und veredelte. Aber auch zu manchem Genuß, welcher diesem und jenem ausländischen Volke wohlbehaglich schien, mochte er auch Anfangs noch so widerlich und abschreckend seyn, reizte nachahmende Lüsternheit. Gut! Vielleicht daß es zum Plane Gottes bei der Bildung und Erziehung der Menschen mit gehörte, durch die Geschmeidigkeit des Körpers in Ertragung mannichfaltiger Genüsse auch eine Erweiterung der Fähigkeit mannichfaltiger Gefühle und Ideen zu bewirken, und, in keinem Stücke des Menschen Freiheit beschränkend, kein Mittel der Verfeinerung des Lebens und der edlern Bildung des Geistes und der Sinne zu verweigern, sollte es auch nur in der Einbildung bestehen. Aber sobald der Drang zur Verfeinerung der Stärke Eintrag thut; sobald er erniedrigt, statt zu veredeln; sobald ein Sinnengenuß die Zufriedenheit stört; sobald die Lust zur wechselnden Mannichfaltigkeit des ausländischen die vaterländische Betriebsamkeit und heimische Gewerbe schwächt und so die Nerven aller Thätigkeit, Kraft, Freiheit und Würde eines Volkes lähmt: o, dann ist es Zeit, seine Besonnenheit, seine eigenthümliche Kraft zu behaupten. Dann ist es Weisheit, zu glauben, daß die

Vor=

Vorsehung Leiden und Trübsal herbeiführe, um den Menschen zum Kampfe zu erwecken, und ihm zur Behauptung seiner Selbstständigkeit Hülfe zu leisten: dann ist es Pflicht, anzunehmen, daß Gott selbst die Hand der Mächtigen der Erde braucht, um Häfen zu verschließen, Flüsse zu versperren, den freien Flug segelnder Flotten zu hemmen und den Handel zu fesseln, damit so jedes Land auf sich selbst beschränkt seine eignen Vorzüge mehr hebe und bearbeite; damit in den Bürgern die erkaltete Vaterlandsliebe von neuem entflammt und der Trieb rege werde, die Schätze des Vaterlandes zu nützen und zu erweitern, damit es auf einiger Kraft ruhen, eigner heimischer Glückseligkeit sich freuen, und auf Bürger stolz seyn könne, deren Zufriedenheit der Aussenwelt nicht unterworfen ist. So schickt der Arzt den durch Zufall oder Weichlichkeit geschwächten ins Bad, und beschränkt ihn durch Diät, damit er neue Kräfte, aber auch neue Sorgfalt und Aufmerksamkeit auf seine Gesundheit sammle. Wohl dem, der die neuen Kräfte nicht zu neuen Ausschweifungen verbraucht. Welcher Segen für Europa, welcher Gewinn für Deutschland, wenn wir durch die jetzigen Bedrängnisse und Umwälzungen veranlaßt die Ausländereien entfernen, welche unser Geld und unsere Kraft in fremde Länder verschleudern, wenige reich, das Ganze arm und kraftlos machen!

L. W.

Verschiedenes Nützliche.

Wenn man Kümmel, mit Hafer vermengt, aufs Feld säet, so erhält man das erste Jahr, indem er mit dem Hafer abgemähet wird, ein treffliches Futter für das Vieh. Im folgenden Jahre schlägt der abgemähete Kümmel üppig wieder auf, und man erhält nun von ihm eine reiche Erndte. Auch ist das Kraut des Kümmels im Frühjahr sehr gut zum sogenannten grünen Kohl zu gebrauchen, und liefert ein wohlschmeckendes, gesundes Gericht. Nur muß man sich hüten, daß bei dem Abzweigen der Herzpoll nicht verletzt wird, weil sonst der Samen für das Jahr verlohren gehen würde.

Als vor kurzem in Preussen die Pferderäude allgemein herrschte, so wurde gegen diese ansteckende Krankheit unter den Pferden nachstehendes Recept von mehreren Landwirthen versucht, und als völlig bewährt anerkannt,

kannt, und die Königl. ostpreussische Kriegs- und Domainen-Cammer zu Königsberg ließ es öffentlich bekannt machen. Man nimmt

1 Stof (1½ Berl. Quart) Thran,
6 Loth Terpentin-Oel,
2 Loth pulverisirte spanische Fliegen und
6 Loth Schwefelblüthen.

Der Thran wird gekocht; wenn er siedet, wird er vom Feuer genommen, und die Schwefelblüthen werden unter beständigem Umrühren hinzugethan; dann wird die Masse wieder aufs Feuer gesetzt, und unter fortwährendem Umrühren noch etwas gekocht, dann abgenommen, etwas abgekühlt und hierauf das spanische Fliegenpulver und das Terpentin-Oel gut eingerührt. Das Feuer muß nicht zu stark seyn, damit die brennbaren Sachen nicht Feuer fangen. — Lauwarm mit einer Bürste auf die ausgeschlagenen Stellen gut eingerieben, wirkt dieses Mittel am besten. Nach 14 Tagen darf es erst abgewaschen werden, bei langhaarigen Pferden nach 3 Wochen. Von einmaligem Schmieren ist ein sehr räudiges Pferd, ohne, wie sonst gebräuchlich ist, in einer warmen Stube zu stehen, ganz geheilt worden; doch ist ein warmer Stall nöthig.

Die russisch-kaiserliche Akademie der Wissenschaften zu St. Petersburg hat ein Mittel öffentlich bekannt gemacht, wodurch Milch und Eier zum wirthschaftlichen Gebrauch lange aufbewahrt werden können.

Die zur Aufbewahrung bestimmte Milch wird zuerst sorgfältig abgesahnt (der Rahm davon abgenommen), dann in einem irdenen Geschirr, welches in kochendes Wasser gehängt werden muß, unter beständigem Umrühren bis zur gänzlichen Verdünstung des darin enthaltenen Wassers erhalten, der übrig bleibende trockene Bodensatz alsdann gepulvert und in einem verschlossenen Gefäße (z. B. in einer gläsernen Flasche) aufbewahrt. Will man aus diesem Pulver wiederum Milch machen; so nimmt man z. B. ein Viertelpfund davon, und reibt es mit etwas kaltem Wasser an, bis ein dicker Teig daraus wird, zu diesem gießt man unter fernerem Rühren nach und nach noch acht Mahl so viel Wasser, als man Pulver genommen hat, also auf ein Viertelpfund Pulver zwei Pfund, etwa ein Quart, Wasser hinzu, und man hat alsdann eben diese Quantität Milch, die weder an Güte, noch in Rücksicht ihrer Eigenschaften, das mindeste verlohren haben wird. Abgesahnt wird die Milch deswegen, um das mögliche Verderben des Milchpulvers, wegen der dabei bleibenden Butter, zu verhindern. Daß die Milch beim Verdampfen nicht unmittelbar über dem Feuer, sondern in siedendes Wasser gehängt werde, ist deshalb unerläßlich, weil sie bloß auf diesem Wege gewiß vor dem Anbrennen geschützt werden kann. Das stete Umrühren während dem Abdampfen ist deshalb äusserst nöthig, damit sich keine Haut auf der Milch erzeugen könne, denn diese

diese ist im Wasser unauflöslich, und sie würde also, wenn sie unter das Milchpulver geriethe, einen Theil desselben unauflöslich machen. Endlich, daß die Milch während dem Verdampfen in einem irdenen Geschirr und nicht in einem metallenen Gefäße sey, geschieht, um dadurch dem Anbrennen desto sicherer vorzubeugen, welches dessen ungeachtet, daß die Milch nicht über offenem Feuer, sondern im kochenden Wasser hängend, abgedampft wird, immer noch möglich wäre, wenn sie statt eines irdenen Gefäßes sich in einer kupfernen Kasserolle oder einem dergleichen metallenen Geschirre befände.

Um Eier in ein trockenes Pulver zu verwandeln, querle man das Weiße mit dem Gelben tüchtig durch einander, gieße es dann in flache Gefäße, und lasse es, unter öfterm Umrühren, in einer Wärme von 25 bis 30 Grad Reaumur zu Pulver eintrocknen. Will man es alsdann gebrauchen, so schütte man drei Theile Wasser, also auf ein Viertelpfund dieses Pulvers drei Viertelpfund Wasser, hinzu, und man kann es alsdann zu jedem wirthschaftlichen Behuf anwenden.

Der bekannte, der Sommerfrucht so schädliche Hederich soll, gekocht, ein gutes Gericht abgeben, worauf die Churmärk. ökonom. Societät zu Potsdam vor kurzem aufmerksam gemacht hat. Die Blätter werden gleich denen des grünen Kohls geschärbt, oder ungeschärbt, mit Butter, Schmalz oder Speck gekocht, und Brot entweder eingebrockt oder dazu gegessen. Die klein geschärbten Blätter erfordern weniger Fett als die ungeschärbten. In der Küche des Mittelmannes wird der Hederich zuerst verwellt (meist gahr gekocht) sodann mit den Hackirmesser, sonst Wiegemesser genannt, ganz klein zu Muß, wie etwa der Spinat, geschnitten, und hierauf wieder zum völligen Gahrkochen ans Feuer gebracht. Das erste Wasser wird, wie es auch wohl meistens mit dem grünen Kohl geschieht, abgegossen. Auf solche Weise erhält man eine Vorkost, welche im Geschmack dem grünen Kohl vorzuziehen ist. Wenn man will, kann man auch die Blätter auf einem luftigen Boden aufschütten, mehrmals wenden, und wenn sie trocken sind, in linnenen Beuteln zum spätern Verbrauch aufbewahren. Sehr nützlich würde es daher seyn, wenn von Ländereibesitzern den armen Leuten ihres Orts die Aecker zum Ausjäten des Hederichs übergeben würden, weil letztere dadurch ein gutes Speisematerial für sich, oder zum Verkauf an andere erhielten, und erstere dadurch ihre Aecker von einem so beschwerlichen Unkraute befreiet sähen.

Druckfehler. S. 963 Z. 7 l. Armee. S. 965 Z. 6 von unten l. norit. S. 967 Z. 7 l. Erzählung. S. 970 Z. 3 von unten l. Textleser.

Neues
Hannoversches Magazin.
64tes Stück.
Montag, den 8ten August 1808.

Ueber einige seltsame Fragen und Meinungen aus dem dreyzehnten und vierzehnten Jahrhundert.

Vom Hofrath Meiners in Göttingen.

Seit der Entstehung wissenschaftlicher Kenntnisse, und besonders seit der Entstehung der christlichen Religion, ist kaum ein Menschenalter, und gewiß kein Jahrhundert vergangen, in welchem man nicht Fragen aufgeworfen und Meinungen vertheidigt hätte, von denen oft schon die nächsten Generationen kaum begreifen konnten, wie sie jemals vernünftigen Menschen in den Sinn gekommen seyen. In Rücksicht auf solche seltsame Fragen und Meinungen haben die sogenannten aufgeklärten Jahrhunderte gar keine Vorzüge vor denen, die am meisten als barbarisch verschrien sind. Die Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts wird unseren Nachkommen wenigstens eben so lächerliche Fragen und Behauptungen darbieten, als ich jetzt aus dem dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert anzuführen im Begriff bin.

Gegen die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts erhielt Heinrich III. von England aus dem gelobten Lande etwas von dem Blute Christi als eine kostbare Reliquie zugeschickt. Ein Bischof von Norwich hatte mit Zustimmung der englischen Geistlichkeit allen denen, welche das Blut Christi andächtig verehren würden, hundert und vierzig Tage Ablaß angekündigt, als auf einmal unter den Meistern in Oxford die Frage entstand, wie unser Erlöser Blut auf der Erde habe zurücklassen können, da er doch am dritten Tage ganz und vollständig erstanden sey? a) Die Frage selbst war ohne Vergleichung weniger lächerlich, als die Entscheidung, welche Einer der berühmtesten englischen Scholastiker, der da-

ma-

a) Vid. Additam. Matthaei Paris. ap. Bulaeum. III. 214.

malige Bischof Großkopf oder Grosſetete gab.

Ungeachtet, heißt es in dieser Entscheidung, die Aechtheit des Blutes Christi, welches der König Heinrich III. als eine kostbare Reliquie aufzubewahren befohlen hat, durch die unverwerflichsten Urkunden und Zeugnisse darzuthun ist; so zweifeln dennoch einige Schwergläubige daran, ob das wahre Blut des Erlösers sich auf Erden finden könne. Diese mögen erwägen, daß jene Urkunden und Zeugnisse durch die Aussprüche der heil. Schrift bestätigt werden. Joseph von Arimathia, der edle Hauptmann, b) war Einer der Zuhörer, und selbst der Jünger Jesu; und eben deswegen lag ihm sehr daran, daß der ehrwürdige Leib vor der Wuth der Juden geschützt werde. Eben so dachten Nicodemus und andere reiche Verehrer des Erlösers, die aber nicht öffentlich hervortraten, weil sie fürchteten, daß ihnen dieses schaden könne. Joseph hingegen bat sich den Leichnam Christi aus, der ihm auch, wiewohl nach einigem Murren, gestattet wurde. Er nahm daher den blutenden und zerfleischten Körper ehrerbietig vom Kreuze ab, und damit er denselben nicht mit bloßen Händen entweihte, so trocknete er die noch feuchten Wunden mit einem Stück feiner Leinwand, welche er bei sich führte. Nachdem er den Leib nicht weit von Golgatha weggebracht hatte, so wusch er denselben, theils wegen des Schweißes, von welchem es heißt, daß er wie Blut auf die Erde herabgeflossen sey, theils wegen der Geissel, womit er bis auf das Blut war geschlagen worden, theils wegen der Dornen-Krone, welche die Juden auf sein Haupt gedrückt, und wegen der Nägel, womit sie seine Hände und Füße durchbohrt hatten; endlich wegen der Lanze des Kriegsknechts, welche die Seite eröffnet hatte. Joseph wusch also den Leib, um ihn nachher einzubalsamiren, vorzüglich aber, um sich das Blut selbst als einen köstlichen Schatz und Arzenei zuzueignen. Er hob zuerst das mit Blut gefärbte Wasser in einem reinen Gefäß auf. Noch ehrerbietiger bewahrte er das reine Blut, das aus den Händen und Füßen floß. Mit der allergrößten Ehrerbietung aber ließ er das Herzblut aus der rechten Seite in ein kostbares Gefäß fließen, um es für sich und seine Nachkommen als ein unschätzbares Kleinod aufzubehalten. Es ist also ausser Zweifel, daß nach der Abnahme Christi vom Kreutze viererlei verschiedene Feuchtigkeiten vorhanden gewesen sind:

1) röthliches Wasser, was Joseph seinen kranken Freunden als eine kräftige Arznei mittheilte;

2)

b) Qui sic dicebatur, sagt eine Parenthese, quia decem militibus praefuit, vel Decurio i. e. de curia, et de numero curialium.

2) das Blut aus den Wunden, welche die Dornen und Geissel gemacht hatten, mit Schweiß vermischt;

3) das Blut, was rein und unvermischt aus den Wunden an den Händen und Füßen triefte;

4) jenes furchtbar-ehrwürdige Blut, was aus dem Herzen, oder wenigstens aus der Seite des Erlösers floß.

Ausser diesen vier Feuchtigkeiten wissen wir, daß noch Wasser und Blut aus der Seite geflossen sind. Nachdem Joseph alles dieses mit gleicher Andacht und Klugheit verrichtet hatte; so besuchte ihn Nicodemus, von denselben Gesinnungen beseelt, da er eben im Begriff war, den Leib des Erlösers zu balsamiren. Auch Nicodemus war reich und vornehm, wie Joseph, weswegen er Eins der Häupter der Juden genannt wird. — Damit nun dieser Nicodemus die Bestattung des Leichnams des Erlösers nach Vermögen verherrlichte, so brachte er nach dem Zeugnisse Johannes gegen hundert Pfund Aloe und Myrrhen. . . . . Ausser der großen Menge von Aloe und Myrrhen, welche Nicodemus hergegeben hatte, fügte auch Joseph kostbare Specereien hinzu; und eben daher sagt Johannes: sie legten seinen Leib in Leinwand und Specereien. So eingewickelt und einbalsamirt trugen sie den Leichnam in ein neues Grab, und wälzten einen großen Stein vor den Eingang desselben. Die schlauen und rachgierigen Juden versiegelten den Stein, und stellten eine Wache vor die Thür des Grabes, damit Niemand sie öffnen könne. Nach der Bestattung des heiligen Leichnams theilten Joseph und Nicodemus, vermöge der Freundschaft, die unter ihnen obwaltete, die vorher erwähnten Feuchtigkeiten, welche von Geschlecht zu Geschlecht forterbten, bis sie im Jahr 1247 als ein kostbares Kleinod in den Besitz des Patriarchen von Jerusalem kamen. Weil um diese Zeit das gelobte Land in große Gefahr gerieth, verlohren zu werden; so entschloß sich der Patriarch von Jerusalem, mit Zustimmung seiner Suffraganen, auch der Tempel- und deutschen Ritter, wie die angehängten Siegel beweisen, das Blut des Erlösers dem christlichen Könige, Heinrich dem Dritten, zu überschicken, damit es in seinem gleichfalls christlichen Reiche desto würdiger verehrt, und desto sicherer aufbewahrt werde. Der Patriarch von Jerusalem machte dieses Geschenk nicht aus eigennützigen Absichten, und daher behaupteten Einige nicht ohne Grund, daß der König von England diese Reliquie von so hohem Werthe auf eine edlere Art erworben habe, als der König von Frankreich die seinige, indem die letztere wie eine Waare erkauft worden. Allerdings ist das wahre Kreutz wegen der Berührung durch den Leib des Erlösers sehr heilig. Eben so auch die Krone, die Lanze und die Nägel. Noch viel heiliger aber ist das

Blut Christi selbst, als der wahre Preis der Erlösung der Menschen. Nur durch das Blut und in dem Blut ist das Kreuz geheiligt worden; nicht das Blut durch das Kreuz und andere Werkzeuge der Leiden. Weil nun aber Schwergläubige fragen, wie der Erlöser Blut auf der Erde habe zurücklassen können, da er am dritten Tage vollständig und nicht ohne Blut erstanden sey; so antworte ich folgender Gestalt:

Es giebt zweierlei Blut oder Arten von Blut. Das Eine wird aus den Nahrungsmitteln erzeugt, und ist bisweilen in einer solchen Menge da, daß es aus der Nase herausbricht, oder irgend einen andern Ausweg sucht. Von diesem Blute Christi haben wir auf der Erde. Gott hat dieses erlaubt, damit das Leiden des Erlösers in desto frischerem Andenken bleiben möchte. Eine andere Art des Bluts ist dem thierischen Körper mit wesentlich. Dieses Blut hat man im Sinne, wenn man behauptet, daß die Auszehrung ein Verschwinden der wesentlichen Feuchtigkeit des Körpers oder des Bluts sey, das zum Leben unumgänglich erfordert wird. Dies Blut wird von den Naturforschern der Freund der Natur genannt, und von eben diesem Blute sagt Moses, daß es der Sitz der Seele sey. Dieses Blut bleibt in der Herzkammer eingeschlossen, und ohne dasselbe ist es nicht möglich, zu leben. Von diesem Blute haben wir vielleicht nicht auf der Erde. Ich sage vielleicht, weil dem Herrn alles, was er will, möglich ist. Christus ist auferstanden, und mit ihm alles, was zum Wesen seines Körpers und der menschlichen Natur gehörte: also auch sein wesentliches Blut. Auch wir werden eben so auferstehen, ohne irgend einige Verstümmelung oder Verunstaltung. Ein Mensch mag noch so gebrechlich oder aussätzig oder klein, oder sonst unglücklich gebohren seyn; er wird ganz und vollständig auferstehen. Daß also in dem Leibe des auferstandenen Erlösers noch die Narben der frischen Wunden sichtbar und fühlbar waren, muß allerdings als ein großes Wunder betrachtet werden. Er zeigte diese Narben zuerst, um die Jünger zu überzeugen, die so schweren Glaubens waren, daß sie nicht einmal glaubten, was sie gesehen hatten. Eine andere Ursache war, damit diejenigen desto seliger würden, die nicht sehen, und doch glauben. Der dritte und vornehmste Grund lag darin, damit man wisse, daß er allmächtig und Herr der Natur sey: daß er nach seinem Wohlgefallen seinen Leib sichtbar, betastbar und verwundet zeigen und sich doch zugleich durch verschlossene Thüren den Jüngern darstellen könne. Nach diesen Betrachtungen müssen alle Einwürfe der Zweifler aufhören.

II.

Ueber die Armuth Christi und der Apostel.

Im Jahre 1321 erhob sich ein heftiger Streit zwischen dem Pabst und den

den Franciscanern. Die Veranlassung dazu war folgende: Ein Begin c) entweder aus den geistlichen Minoriten oder von einer andern Regel, ward von dem Erzbischofe von Narbonne und dem dortigen Inquisitor über verschiedene Ketzereien befragt. Unter andern behauptete der Begin, daß Christus und die Apostel ein armes Leben geführt, und daß sie durchaus nichts eigenthümlich weder für sich, noch in Gemein besessen hätten. Der Inquisitor war eben im Begriff, mit Zuziehung der Guardianen, Prioren und Doctoren der benachbarten Klöster die Behauptung von der Armuth Christi und ihren Urheber zu verdammen, als ein Minorit und Doctor der Theologie **Berengarius** die Vertheidigung von beiden übernahm, und den Satz nicht bloß für frei von aller Ketzerei, sondern selbst für vollkommen rechtgläubig erklärte, indem derselbe mit dem Decretal Nicolai IV. Exiit qui seminat übereinstimme. Der Inquisitor entbrannte, und verlangte, daß **Berengar** widerrufen solle. Letzterer weigerte sich und ließ sich auch nicht durch die Censuren schrecken, von welchen er an den apostolischen Stuhl appellirte. Hier kam ihm der Inquisitor zuvor, und gewann den Pabst so sehr, daß **Berengar** bei seiner Ankunft den Befehl erhielt, im Kloster der Minoriten zu bleiben. Hierauf nahmen sich die Franciscaner ihres Ordensbruders, die Dominicaner ihres Inquisitors an. Beide schalten sich gegenseitig Ketzer. Der Pabst fragte andere Gelehrte um ihre Meinung: besonders den **Ubertinus de Casale**, einen der berühmtesten Schriftgelehrten. **Ubertinus** gab folgendes Gutachten d):

„Man kann die vorgelegte Frage nicht geradezu weder bejahend noch verneinend beantworten, sondern nur vermöge einer doppelten Distinction. Zuerst muß man in **Christus** und den Aposteln einen doppelten Zustand unterscheiden. Sie waren nämlich zuerst Oberhäupter der Kirche des neuen Testaments. Als solche hatten sie die Gewalt, den Armen und den Dienern der Kirche zu geben, indem von den Aposteln geschrieben steht, daß sie gemeinschaftliches Gut hätten. Wer läugnen wollte, daß sie auf diese Art etwas besessen haben, würde etwas ketzerisches behaupten. Allein hievon ist eigentlich nicht die Rede, weil Niemand den Besitz in diesem Sinn bezweifelt hat. In Rücksicht auf das Vorsteheramt heißt es selbst von **Christus**, daß er einen Seckel gehabt habe. Zweitens können **Christus** und die Apostel als einzelne Personen betrachtet werden, welche Muster der christlichen Vollkommenheit waren, und eben deswegen die Güter und Eitel-

c) Beguinus quidam seu de Minoritis spiritualibus, seu de alia secta.

d) Ap. Bulaeum v. 190. 191.

telkeiten der Welt im höchsten Grade verachteten. Wenn man fragt, ob sie in dieser Rücksicht etwas besessen haben; so muß man eine doppelte Art, etwas zu besitzen, unterscheiden. Die erste Art ist die weltliche und bürgerliche, welche die kaiserlichen Gesetze bestimmen, vermöge deren wir das als unser Gut oder Eigenthum ansehen, was wir, wenn es in unserer Gewalt ist, gegen Jedermann vertheidigen und im entgegengesetzten Fall von Jedermann zurückfordern können. Wer behauptet, daß **Christus** und die Apostel auf diese Art Güter der Welt besessen haben, ist ein Ketzer und streitet gegen das Evangelium. Denn **Christus**, als König des Friedens, sonderte die Apostel, als Kinder des Friedens, von allen Streitigkeiten ab, indem er sagt: Wer mit dir rechten und deinen Rock nehmen will, dem gib auch deinen Mantel. Wenn Jemand deine Kleider nimmt, so hindere es nicht. Fordere auch nicht wieder, was man dir geraubt hat. — In diesen Worten entfernt er von sich das doppelte Recht des bürgerlichen Eigenthums: das Recht der Vertheidigung und der Zurückforderung. Weil nun **Christus** und die Apostel auf diese Art nichts eigenthümlich gehabt haben, so sagte deswegen der h. **Petrus** in seinem und der übrigen Apostel Namen, als ein wahrer Armer: Wir haben alles verlassen, und sind dir gefolgt. Die Behauptung, daß **Christus** und die Apostel im bürgerlichen Sinn etwas besessen haben, ist ketzerisch und gotteslästerlich. Es scheint mir, daß die Minoriten ihren Satz in diesem Sinne nehmen, ungeachtet sie die verschiedenen Arten des Besitzes nicht gehörig unterschieden haben. Weltliche Güter können noch auf eine andere Art besessen werden, nämlich zum nothwendigen Gebrauch. Auf diese Art haben **Christus** und die Apostel allerdings weltliche Güter gehabt, so daß sie allen Ueberfluß und Prunk auf das sorgfältigste vermieden. Auf diese Art hatten sie Brot und Fische; und der Apostel sagt: Wenn wir Kleidung und Nahrung haben, so laßt uns zufrieden seyn. Auch giebt es keine Lebensart und kein Gebot **Christi**, die eine solche Art, zu besitzen, untersagten. Das Gegentheil dieser Behauptung wäre eine Ketzerei. Und das ist, wie ich glaube, die Meinung der Brüder des Prediger-Ordens."

Das Gutachten des **Albertinus** ward im Cardinals-Collegio, in welchem der Pabst gegenwärtig war, vorgelesen; und erhielt einen allgemeinen Beifall, selbst derer, die für die eine oder andere Partei eingenommen waren. Eben daher entließ der Pabst die streitenden Parteien in Frieden, und untersagte ihnen für die Zukunft, über die streitige Frage zu reden und zu schreiben. Dieser Frieden dauerte nicht lange. Bei der Erneuerung des Streits entfernten die Minoriten das Gemüth des ihnen sonst zugethanen Pabstes gänzlich von sich. Die Erneuerung des Streits geschah im Jahre

1322. Zur Unterdrückung der Spaltung legte der Pabst allen hohen Schulen, und besonders der zu Paris, die Frage vor: ob es ketzerisch sey, zu behaupten, daß Christus und die Apostel weder für sich noch in Gemein Güter besessen hätten? Zugleich forderte er eine richtige Auslegung des Decretals Nicolai IV. Exiit, qui seminat., welches die Minoriten zum Grunde legten. Indem der Pabst Nicolaus von der Regel der Minoriten redete, die alles Eigenthum untersagt; drückte er sich über die Regel und deren Bekenner auf folgende Art aus: „Diese sind die Bekenner der heiligen Regel, die auf den Ausspruch des Evangelii gegründet ist, und sowohl durch das Beispiel Christi, als durch die Reden und Handlungen seiner Apostel bestätigt wird. Diese ist die reine und unbefleckte Regel, die von dem Vater des Lichts entsprungen, durch den Sohn in Worten und Thaten gelehrt, und von dem h. Geist dem h. Franciscus und seinen Nachfolfolgern geoffenbart worden ist. Auch sagen wir, daß das Verzichtleisten auf alles, sowohl besonderes als gemeines Eigenthum, heilig und verdienstlich ist. Christus, indem er den Weg der Vollkommenheit vorzeichnete, empfahl diese Entsagung in Worten und durch die That. Auch die ersten Gründer der streitenden Kirche bewährten dieselbe durch ihre Lehren und Beispiele."

Der genauern Bestimmung, welche der Pabst Johann verlangte, stand am allermeisten dieses entgegen, daß Nicolaus IV. bei Strafe der Excommunication verboten hatte, seine Bulle anders, als wörtlich, auszulegen. Johann hob dieses Hinderniß durch eine besondere Bulle auf; und da man nun die Strafe der Excommunication nicht mehr zu fürchten hatte, so fingen die Gelehrten an, den Sinn der Bulle Nicolai IV. desto strenger zu untersuchen.

Es geschah zufällig, daß die Minoriten um diese Zeit einen General-Convent in Perugio hielten. Die hier versammelten Vorsteher und Mitglieder des Ordens entwarfen ein öffentliches Ausschreiben und wiederum eine öffentliche Erklärung, in welchen sie sowohl aus der heiligen Schrift, als aus dem geistlichen Recht zu beweisen suchten, daß es nicht allein keine ketzerische oder irrige, sondern vielmehr eine wahre und rechtgläubige Behauptung sey: daß Christus und die Apostel gar kein Eigenthum, weder einzeln, noch in Gemein besessen hätten. e)

Da die Minoriten wußten, daß sie durch diese Schritte den Pabst beleidigen würden; so schickten sie den Bruder Bonagratia, einen kühnen Mann, nach Avignon, um ihre Meinung am päbstlichen Hofe zu vertheidigen. Die Widersetlichkeit der Minoriten reizte den Pabst so sehr, daß er in zwei Bul-

len

e) p. 192. 193. et sq. g.

len dem Eigenthumsrecht auf alle die Dinge entsagte, die den Minoriten bisher gegeben worden, oder inskünftige würden gegeben werden. Dies Eigenthumsrecht kam nach den Erklärungen Gregorii IX., Innocentii IV. und anderer Päbste dem römischen Stuhle zu, da es nach der Ordensregel den Minoriten selbst nicht zustehen konnte. Die erste der päbstlichen Bullen, in welcher die Behauptung der Minoriten geradezu bestritten wurde, lautete, wie folgt: f)

„Da einige Schulgelehrte es noch immer bezweifeln, daß die hartnäckige Behauptung: Christus und die Apostel hätten durchaus nichts eigenthümlich besessen: irrig und ketzerisch sey: uns aber daran liegt, dem Streite über diesen der heil. Schrift offenbar widersprechenden Satz ein Ende zu machen; so geben wir mit Zustimmung unserer Brüder die ewig geltende Erklärung, daß es inskünftige für eine irrige und ketzerische Behauptung zu halten sey, wenn Jemand hartnäckig darauf beharret, daß Christus und die Apostel nichts eigenthümlich, oder mit dem Rechte besessen hätten, um es zu ihrem Nutzen zu verwenden, oder um es zu verschenken, oder zu verkaufen, und etwas anderes dafür anzuschaffen."

f) p. 196.

(Der Schluß folgt.)

Anfragen.

1.

Man wünscht in diesem Magazin eine Anweisung zu lesen, wie bei dem Brennen der Gänse-Schreibfedern am zweckmäßigsten zu verfahren sey.

2.

Welche Mittel giebt es, dem einheimischen Taback einen guten, der Gesundheit unschädlichen, Geschmack und Geruch zu ertheilen?

Hannoversches Magazin.

65tes Stück.

Freitag, den 12ten August 1808.

Ueber einige seltsame Fragen und Meinungen aus dem dreyzehnten und vierzehnten Jahrhundert.

Vom Hofrath Meiners in Göttingen.

(Schluß.)

Nach der Bekanntmachung der päbstlichen Bullen und der päbstlichen Erklärung geriethen die Minoriten in einen allgemeinen Aufruhr gegen den päbstlichen Stuhl. Sie suchten in Schriften, Predigten und Disputationen zu beweisen, daß die päbstlichen Bullen und Erklärung ungültig, ja selbst ketzerisch sey. Sie schlugen sich auf die Seite Ludewigs des Baiern, appellirten von den Aussprüchen des Pabstes an ein künftiges Concilium, und bewegten den Kaiser, daß er ein gleiches that. a) Als der Pabst den Kaiser im J. 1324 excommunicirte; so erklärte der Kaiser im Zutrauen auf den Beistand der Minoriten den Pabst für einen ungerechten Verfolger der Unschuld, für einen Verletzer von Gesetzen und Kirchenschlüssen, für einen Feind der rechtgläubigen Lehre von der Armuth Christi und der Apostel, für einen Vernichter des Reichs, für einen Entweiher der Sacramente, ja für einen notorischen und unverbesserlichen Ketzer. b) — Auch andere Gottesgelehrte fingen an, die Frage zu untersuchen: ob es einem Pabste gestattet sey, die Entscheidungen seiner Vorgänger, besonders wenn sie auf Concilien gebilliget worden, zu vernichten? Einige entschieden zu Gunsten Johannis des XXII., andere zu Gunsten des Kaisers und der Minoriten. Es schien dem Pabst rathsam, die frechen Grübeleien und

a) Ap. Bulaeum p. 197.
b) pag. 205 l. c.

und Streitigkeiten je eher, je lieber, niederzuschlagen. Er bestätigte daher in einem neuen Decretal seine früheren Constitutionen, und erließ an alle hohe Schulen öffentliche Schreiben, in welchen er es auf das strengste untersagte: über den Satz von der Armuth Christi und der Apostel zu disputiren. Durch das letzte Decretal wurden selbst einige Minoriten erschüttert. Allein der größte Theil derselben blieb in der bisherigen Meinung. Viele von diesen wurden verhaftet, und die Verhafteten entweder zum Widerruf gezwungen, oder als hartnäckige Ketzer verbrannt. c) Es vergiengen über hundert Jahre, bevor sich die Lehre von der gänzlichen Armuth Christi aus den Schulen und Klöstern der Minoriten verlohr. Eben so lange dauerte es, daß sich Männer erhoben, welche glaubten und lehrten, daß Johann XXII. und alle Päbste, welche die Constitutionen desselben angenommen hätten, Ketzer gewesen seyen. d)

III.
Ueber das Anschauen Gottes.

Eben der Pabst, welcher die Lehre der Minoriten von der Armuth Christi und der Apostel hartnäckig bekämpfte, fand in den Mitgliedern desselbigen Ordens die eifrigsten Verbreiter einer andern nicht weniger seltsamen Meinung, wovon es wahrscheinlicher ist, daß er sie den Minoriten mittheilte, als daß er sie von denselben angenommen hatte. e) Johann XXII. brachte schon im J. 1331 in öffentlichen Predigten die Meinung vor, daß die Seelen selbst der frömmsten und heiligsten Menschen nicht gleich nach dem Tode Gott sehen würden. Gleichzeitige Geschichtschreiber erzählen, daß er in demselbigen Jahre seine Meinung von dem späten Anschauen der Gottheit in Paris und andern Städten von Frankreich fortzupflanzen gesucht habe. Gewiß aber ist es, daß er im Jahre 1332 nicht bloß beiläufig und in Reden an das Volk, sondern ganz bestimmt und in gelehrten Untersuchungen zu behaupten anfing: die Seelen der Frommen, wenn sie auch von allen Flecken der Sünde gereinigt seyen, würden Gott nicht vor dem Tage des Gerichts von Angesicht zu Angesicht sehen, sondern vielmehr die Auferstehung ihrer Leiber erwarten, um mit diesen einer vollkommnen Seligkeit theilhaftig zu werden. Er unterstützte seine Meinung durch die Aussprüche der berühmtesten Kirchenlehrer, von welchen es schien, daß sie dasselbige behauptet hätten. Der Pabst erregte durch diese Meinung den Unwillen vieler, welche dieselbe verabscheuten. Andere

c) IV. 206, auch 281.
d) ibid.
e) ibid IV. 235 et sqq. M.

dere hingegen stimmten ihm bei: vorzüglich der Minoriten-Orden, der durch die Visionen eines Irländers Tandualus getäuscht worden war. Johann XXII. sandte mehrere Franciscaner und Dominicaner nach Paris, welche seine Meinung von dem Anschauen Gottes als eine rechtgläubige Lehre öffentlich vortragen mußten. Die neue Lehre fand aber in Paris viele Widersacher, welche sie als ketzerisch verdammten, und sich selbst durch das Ansehen des Pabstes von dem alten Glauben nicht abbringen ließen. Es entstand in kurzer Zeit eine allgemeine Gährung und Spaltung. Alle Lehrstühle und Predigerstühle ertönten von dem Geschrei derer, welche das späte Sehen der Gottheit vertheidigten, oder bekämpften. Einen der heftigsten Gegner der Lehre ließ der Pabst ins Gefängniß werfen. Diese Strenge hinderte nicht, daß nicht die berühmtesten Scholastiker, besonders Nicolaus de Lyra, und Aurandus de St. Porriano, sich kühn dagegen erhoben hätten. Die Streitigkeiten über das späte Anschauen Gottes wurden so laut und allgemein, daß der König es für unumgänglich nöthig hielt, dem Unfug zu steuern. Er berief daher ein Concilium nach Vincennes zusammen, und zog auch die vornehmsten Theologen von Paris zu, damit die Frage von dem Anschauen der Gottheit in seiner Gegenwart gehörig untersucht werde. Hier verwarfen dreißig Lehrer der Gottesgelahrtheit die Meinung des Pabstes. Die Entscheidung derselben ward schriftlich abgefaßt, von den Lehrern unterzeichnet und von dem Könige in mehreren Abschriften an den Pabst abgeschickt. Das Urtheil der Doctoren in Paris war sehr schonend. Damit es nicht schiene, als wenn sie den Pabst hätten zurecht weisen wollen; so sagten sie, daß Johann XXII. die Meinung von dem späten Anschauen Gottes nicht behauptend, sondern nur erzählend vorgetragen habe. Uebrigens lehrten sie, daß von dem Tode des Erlösers an alle Seelen, die entweder nichts unreines an sich gehabt, oder ihre Flecken durch das Fegefeuer verloren hätten, unmittelbar zum vollen und seligen Anschauen des göttlichen Wesens und der Dreieinigkeit gelangt seyen; und daß dieses Anschauen auch nicht durch die Wiedervereinigung mit ihren Leibern werde unterbrochen und verändert, sondern stets dasselbige bleiben werde. f) In dem Briefe, womit der König das Gutachten seiner Prälaten und Doctoren begleitete, bat er den Pabst, daß er die Gewissen seiner Unterthanen nicht länger in Unruhe lassen möge. Nach einigen Nachrichten, besonders nach einer Aeusserung des berühmten Pierre d' Ailly, auf einem Concilio im J. 1406 setzte der König die Drohung hin-

f) Der Aufsatz der Doctoren steht beim Düboullai l. c. 236, 237, 238 p.

hinzu, daß, wenn der Pabst nicht wiederrufe, er ihn als einen Ketzer verbrennen lassen wolle. g)

Nachdem der Pabst das Urtheil der Meister in Paris und den Brief des Königs empfangen hatte, so antwortete er, daß er die Meinung von dem späten Anschauen Gottes nicht als eine Wahrheit, sondern als einen disputirbaren Satz vorgetragen habe, ohne sich für das Ja oder Nein zu entscheiden. Auch der General der Minoriten mußte wiederrufen, wenn er nicht in Gefahr kommen wollte, als ein Ketzer verbrannt zu werden. h) Es war dem Pabst nicht genug, den König von Frankreich oder die Meister in Paris zu besänftigen. Als er sich dem Tode nahe fühlte, so machte er eine Bulle bekannt, in welcher er die gewöhnliche Meinung der Kirche von dem Anschauen Gottes ohne alle Ausflüchte als wahr annahm, und mit einer seltenen Demuth erklärte, daß, wenn er jemals anders sollte gesprochen oder geschrieben haben, er wünsche, daß dieses niemals gesprochen oder geschrieben worden. Benedict XII. untersuchte nachmals im J. 1336 die Lehre von dem Anschauen Gottes in Gemeinschaft mit vielen Cardinälen, Bischöfen und Prälaten. Er bestätigte die bisherige oder gewöhnliche Meinung auf eine solche Art, daß er diejenigen, welche anders lehren, würden, für Ketzer erklärte. i)

IV.
Ueber die unbefleckte Empfängniß der Jungfrau Maria.

Ein noch weit grösseres Aergerniß, als irgend eine der vorhergehenden Fragen, gab im J. 1384 die Behauptung eines Dominicaners zu Paris, daß die Jungfrau Marie, gleich allen übrigen Adams-Kindern, in Sünden empfangen worden. Dieser Satz erregte um desto mehr Aufsehen, da man von den Zeiten des Johannes Scotus an in den Schulen gelehrt hatte, daß die Mutter Gottes rein, so wie von allen übrigen Flecken, also auch von der Erbsünde, gewesen sey. In früheren Zeiten war die Frage von der Empfängniß Mariae eine von den Fragen gewesen, worüber die Orden der Dominicaner und Minoriten lebhaft gestritten hatten. Die ersteren vertheidigten die befleckte, die andern die unbefleckte Empfängniß der Mutter Gottes. Die Minoriten ließen den berühmten Johann Scotus erst von Oxford nach Paris, und dann von Paris nach Cölln kommen, da-

g) l. c. . . . il l'executat, et manda lors audit Jean XXII. qu'il se revoquast, ou qu'il le feroit ardre.

h) Der Brief des Pabstes an den König von Frankreich steht beim Bulaeus l. c. p. 238. 239.

i) ib. p. 250. 251.

damit er den Dominicanern in der Lehre von der Empfängniß der h. Jungfrau widerstehen möchte. k) Sie rechneten es unter die größten Verdienste des Johann Scotus, daß er die Dominicaner überwunden und die Lehre von der unbefleckten Empfängniß zu einer obsiegenden Wahrheit erhoben habe. l) Sobald daher im J. 1384 der damalige Rector der hohen Schule Johann de Marson die Aeusserung des Dominicaners erfuhr; so rief er sogleich den großen akademischen Rath zusammen, welcher einstimmig die Meinung von der Erbsünde der Jungfrau Maria als irrig und ketzerisch verdammte. Der Satz machte einen so allgemein widrigen Eindruck, daß die Dominicaner mehrere Tage lang vor Furcht und Schaam nicht das Herz hatten, öffentlich zu erscheinen. Wo sich einer blicken ließ, da schrie alles llicet, weil ein Dominicaner gesagt hatte, daß er sich so wolle nennen lassen, wenn er nicht die Wahrheit des Satzes von der Erbsünde der Jungfrau Maria auf das bündigste darthue. m)

Die verspotteten Dominicaner zogen sich zwar ein wenig zurück, allein sie verlohren weder den Muth, noch gaben sie ihre Meinung auf. Im Junius 1386 machte ein Dominicaner Johannes de Montson in dem Hörsale des h. Thomas zu Paris mehrere Theses bekannt, die für fromme Ohren beleidigend waren; und zwar theils über die Dreieinigkeit, theils über die Allmacht Gottes, vorzüglich über die Empfängniß der Jungfrau Maria. Mehrere Lehrer und Lernende, welche dadurch waren geärgert worden, zeigten die Ursachen des Aergernisses dem Dekan der theologischen Facultät an. Der Dekan versammelte unverzüglich die Facultät, und legte dieser die anstößigen Sätze vor, ohne den Urheber derselben zu nennen. Johann v. Montson, der gegenwärtig war, merkte bald, daß man auf ihn ziele, und erklärte keck, daß er nichts ohne die Zustimmung der Häupter seines Ordens, ja nichts vorgetragen habe, was er nicht bis an seinen Tod standhaft vertheidigen wolle. Man warnte ihn, aber vergeblich. Die Facultät ernannte mehrere Männer, welche die Thesen des Bruders Johann zu wiederholten Mahlen untersuchen mußten. Diese Untersuchungen hatten immer dasselbige Resultat. Man forderte den Johann von Montson nochmals auf, die irrigen Sätze zu wiederrufen. Er versprach dieses, ohne sein Versprechen zu halten. Die Facultät

k) Bulaeus IV. 886. 970.

l) Es fehlte unterdessen auch nachher nicht an einem Beispiele von Minoriten, welche öffentlich behaupteten, daß Maria in Sünden empfangen worden. Bulaeus V. 886 887.

m) Bulaeus IV. 499.

cultät verdammte daher die Sätze, und die ganze Universität trat dem Urtheil der Facultät bei. Hierauf denuntiirte man die Irrthümer dem Bischof von Paris. Dieser ladete den Johann von Montson mehrmals vor, der aber nicht erschien. Nach abermaliger Prüfung verdammte auch der Bischof die von der Universität als irrig befundenen Sätze. Johann von Montson appellirte sowohl von dem Urtheile der hohen Schule, als des Bischofs, an den päbstlichen Stuhl, und begab sich auch gleich zum Pabst Clemens nach Avignon. Der ganze Dominicaner-Orden nahm sich des verfolgten Bruders an. Die hohe Schule zu Paris erklärte deswegen den Dominicanern einen offenbaren Krieg, mit dem festen Vorsatze, eher alles zu dulden, als zuzugeben, daß Jemand, der zu ihr gehöre, die unbefleckte Empfängniß der Mutter Gottes bestreite, oder in Zweifel ziehe. n) Sie ließ ein Circular ergehen, in welchem sie sowohl ihr Verfahren gegen den Johann von Montson, als die Irrthümer, und die Hartnäckigkeit dieses Mannes auseinander setzte, und die ganze französische Geistlichkeit aufforderte, sich den Irrlehren der Dominicaner entgegen zu stellen. Sie schloß die Dominicaner ganz von ihrer Mitte aus, und erklärte sie für unfähig, akademische Lehrstellen und Grade zu erhalten. Sie sandte endlich vier Abgeordnete, unter diesen den berühmten Pierre d'Ailly, an den römischen Hof ab, um den Johann von Montson und dessen Anhänger auch hier verdammen zu lassen. Die Dominicaner ertrugen die neuen Verfolgungen mit großer Standhaftigkeit. Man machte sie nicht bloß als Feinde der Mutter Gottes lächerlich und verhaßt; man entzog ihnen auch die bisherigen Almosen, und warf sie an vielen Orten in Gefängnisse. Johann von Montson rechtfertigte seine Appellation an den päbstlichen Stuhl mit folgenden Gründen: Die Universität und der Bischof von Paris haben, sagte er, nicht meine Meinung, sondern die Lehre des heiligen Thomas verdammt. Diese Lehre zu verdammen war weder die Universität noch der Bischof befugt, indem die Lehre des h. Thomas von der ganzen Kirche bestätigt worden. o) Viele Dominicaner blieben nicht bei der Behauptung des Johann von Montson stehen, daß es ausdrücklich gegen den Glauben sey, daß, ausser Christus, irgend ein Mensch, selbst die Mutter Gottes, ohne Erbsünde empfangen worden. Der Eifer für diese Behauptung ging bei manchen in eine unehrerbietige Feindseligkeit gegen die Jungfrau Maria über; und sie brachten daher von der leztern Dinge vor, welche man von irgend einem

Weibe

n) IV. 618. 19. l. c.
o) p. 640. 641. l. c.

Weibe vorzubringen sich hätte scheuen sollen. p)

Clemens VII. ließ die Sache des Johann von Montson in seiner Gegenwart von Cardinälen und andern Gottesgelehrten lange und reiflich prüfen. Nach langen und reiflichen Prüfungen bestätigte er endlich 1388 das Urtheil der Universität zu Paris, und befahl dem Bruder Johann nach Paris zurückzukehren und sich den Strafen der hohen Schule zu unterwerfen. Johann von Montson versprach dieses zu thun, entfloh aber in der folgenden Nacht nach Arragonien, woher er gebürtig war. Auch die Censur des Pabstes änderte die Denkart der Dominicaner nicht. Unter andern spottete Einer dieses Ordens, der Beichtvater des Königs von Frankreich war, über das Urtheil der Universität zu Paris, und erklärte, daß er die Lehren des Johann von Montson bis auf den Tod vertheidigen werde. Die Universität denuntiirte den Beichtvater bei dem Könige, und nöthigte ihn, in Gegenwart des ganzen Hofes seine Aeusserungen zurückzunehmen, das Urtheil der Universität zu billigen, dem Johann von Montson, seinen Lehren und Anhängern feierlich zu entsagen, ja sogar den König knieend anzuflehen, daß er sich den Johann von Montson vom Könige von Arragon ausliefern lassen wolle, damit die verdiente Strafe an ihm vollzogen werden könne. q) Mit gleicher Strenge verfuhr man im Jahre 1389 gegen einen Bruder Adam, der Prior des Dominicaner-Closters zu Nevers war, und in einer öffentlichen Predigt gesagt hatte, daß, wenn die Mutter Gottes vor dem Kreuzes-Tode ihres Sohnes gestorben wäre, sie in die Hölle wäre hinab gestoßen worden, weil sie in der Erbsünde empfangen worden sey. Man verhaftete diesen Dominicaner, brachte ihn nach Paris, und zwang ihn, das Gesagte öffentlich zu wiederrufen. r) Ein ähnliches Schicksal erfuhren andere Mitglieder desselbigen Ordens, die sich auf eine ähnliche Art vergangen, und besonders gegen das Fest der Empfängniß Mariä disputirt oder gepredigt hatten. s) Dieser einzelnen Wiederrufe ungeachtet entsagte der Orden selbst der Lehre von der unbefleckten Empfängniß der Mutter Gottes nicht öffentlich; und der Or-

p) l. c. Tunc plura nefanda turpia et inhonesta de dicta B. Virgine et ejus conceptione, quae etiam de aliis mulieribus tanquam abominabilia tacenda forent, ad sui ostentationem, seu potius perniciem astruere non erubuerunt.

q) l. c. 633. 634.

r) 639 p.

s) l. c. 640 et sq. p.

Orden blieb daher von der Universität zu Paris getrennt, weil alle die einigen, welche auf dieser hohen Schule Grade erhalten oder lehren wollten, schwören mußten, daß sie an die unbefleckte Empfängniß Mariä glaubten. Die theologische Facultät litt nicht wenig dadurch, daß ein so mächtiger Orden, als der der Dominicaner war, so lange von ihr abgeschnitten blieb. Der ehrwürdige Johann Gerson bedauerte es innig, daß die hohe Schule zu Paris der Lehren und Predigten der Dominicaner noch immer entbehre. Er gab zu, daß man die Meinungen des Johann von Montson mit Recht verdammt habe. Er glaubte aber, daß man schonender hätte zu Werke gehen können; und daß es gut sey, wenn man der Ersezzung von Schaden und Kosten, auf welche die Feinde der Dominicaner zu dringen fortfuhren, entsage, und die verirrten Kinder in den Schooß der guten Mutter wieder zurückzubringen suche. Allem Vermuthen nach hatte man es seinen Bemühungen zu danken, daß der Dominicaner-Orden im Jahre 1403 mit der Universität zu Paris ausgesöhnt und in seine alten Rechte wieder eingesezt wurde. t) Auch nach dieser Aussöhnung wachte die hohe Schule zu Paris über die Lehre von der unbefleckten Empfängniß Mariä mit der größten Sorgfalt. Als sie im Jahre 1457 vernahm, daß ein Dominicaner in Bretagne gegen diese Lehre gepredigt habe; so schrieb sie an den Herzog, und bat diesen, daß die Sache untersucht, und wenn man den Beklagten überführe, daß er alsdann als ein Kezzer bestraft werden möge. u) Im Jahre 1497 erneuerte sie das Statut, daß der Saz von der befleckten Empfängniß der Mutter Gottes gar nicht geduldet, und daß Niemand als ein Mitglied der Universität, besonders der theologischen Facultät, aufgenommen werden solle, der nicht schwöre, daß er an die unbefleckte Empfängniß der Jungfrau Maria glaube. x)

t) V. 82. l. c.

u) V. 621.

x) V. 815. Bulaeus.

Hannoversches Magazin.

66tes Stück.

Montag, den 15ten August 1808.

Die Breite und Tiefe der Flüsse aus ordinairen Landkarten zu erforschen.

Da die Situations-Karten und Zeichnungen diese Aufgabe nur sehr unvollkommen erläutern, von manchen Gegenden auch gar keine Aufnahmen vorhanden sind, und wenn solche da sind, selten mit Rücksicht auf die Tiefe und Breite der Flüsse verfertigt worden sind, so hat man ein Mittel ausfindig gemacht, durch ordinaire General- und Special-Karten die Breite und Tiefe der Flüsse, es sey an welchem Orte es wolle, auf eine sehr einfache Art zu erforschen.

Zuförderst muß man viele Durchschnitte von Flüssen messen und messen lassen, um hiedurch ein mittleres Verhältniß ihrer Größe oder Gebietes ausfindig machen zu können. Die bisher hierüber gemachten Entdeckungen will ich hieher setzen und zur weiteren Prüfung und Verbesserung empfehlen. Im Gebürge fällt zwar zwei- drei- und mehrmal so viel Niederschlag, als wie im flachen Lande. Die Flüsse haben auch daselbst ein- zwei- drei- und mehrmal so starkes Gefälle, mithin können sie ihr Wasser in eben so kleinen Betten fortschaffen, als jene in flachen Landen. Die ganz großen Flüsse haben zwar in flachen Landen nur ganz weniges Gefälle; allein da ihr Wasser einmal im Schwange ist, und nach Verhältniß ihrer großen Betten weniger Reibung an den Ufern und der Sohle leidet, so können sie ohnerachtet ihres gar geringen Gefälles viel Wasser wegschaffen.

Wenn man daher eines Theils die Sturz- Rausch- Wild- und Regenbäche, und andern Theils die Faulflüsse und Lachen ausnimmt, so ist anzunehmen, daß das Bette eines Flusses mit seinem *) Gebiete oder Größe in ziemlich richtigem Verhältniß stehet.

Da

*) Unter Größe oder Gebiet wird hier der Flächeninhalt des ganzen Bezirks Landes, von welchem der Fluß das Wasser abzieht, und von welchem er also gespeiset wird, verstanden.

Da man nun aus allem ordinairen General- und Specialkarten die Grösse des Gebietes eines fließenden Wassers an einem gegebenen Orte wissen und leicht ausrechnen kann, so kann man auch hiernach die Breite und Tiefe eines Flusses an dem nemlichen Orte besser beurtheilen, als es aus diesen Karten und überhaupt bisher ohne eine wirkliche Messung zur Stelle möglich gewesen ist.

Ganz genau lassen sich zwar die Verhältnisse nicht bestimmen, allein durch viele wirkliche Versuche und angestellte Prüfungen hat man bis jetzt folgende Sätze herausgebracht:

1) Eine Quadratmeile gebraucht im Gebirge 20, im flachen Lande 15 und in Seen und Bächen 10 Quadratfuß Durchschnitts Fläche zum Bette, worin es den überflüssigen Niederschlag wegschafft. Flüsse, welche bis 400 Quadratmeilen Gebiet haben, gebrauchen auch selbst im niedrigsten mit Seen und Bächen angefüllten Lande auf eine Quadratmeile 15 Quadratfuß Durchschnittsfläche.

Und endlich große Ströme bedürfen insgesammt 20 Quadratfuß auf eine Quadratmeile.

2) Die ganz kleinen Bäche und Flüsse sind fünfmal so breit als tief.

Wenn mithin ein Bach ein Gebiet von 4 Quadratmeilen hat, so hat er in Gebirgen 20 Quadratfuß Durchschnittsfläche. Er ist daher 10 Fuß breit und 2 Fuß tief.

Wenn der Bach von einem Walde oder Landrücken kommt, so hat er nur 15 Quadratfuß Durchschnittsfläche, und ist mithin nur 9 Fuß breit und 1 Fuß 10 Zoll tief.

Wenn er endlich gar nur aus einem See oder Bruche kommt, so hat er nur 10 Fuß Durchschnittsfläche und ist ungefähr 7 Fuß breit und 1 Fuß 6 Zoll tief.

3) Die Flüsse, welche bis 10 Quadratmeilen Gebiet haben, sind zehnmal so breit als tief.

Im Gebirge geben 10 Quadratmeilen 200 Quadratfuß Durchschnittsfläche, mithin muß ein solcher Fluß ungefähr 45 Fuß breit und 4 Fuß 6 Zoll tief seyn.

In Landrücken geben 10 Quadratmeilen 150 Quadratfuß, und folglich wäre ein solcher Fluß ungefähr 38 Fuß breit und 4 Fuß tief.

Wenn der Fluß aus einem See oder Bruche kommt, so geben 10 Quadratmeilen nur 100 Fuß Durchschnittsfläche, und folglich wäre ein solcher Fluß ungefähr 31 Fuß breit und 3 Fuß 3 Zoll tief.

4) Die Flüsse, welche bis 50 Quadratmeilen Gebiet haben, sind ungefähr funfzehnmal so breit als tief.

Dies macht in Gebirgen 1000 Quadratfuß Durchschnittsfläche, und ein solcher Fluß wäre 122 Fuß breit und 8 Fuß 4 Zoll tief.

In flachen Landrücken thut es 750 Quadratfuß Durchschnittsfläche, und ein

ein Fluß wäre ungefähr 106 Fuß breit und 7 Fuß 1 Zoll tief.

Aus Brüchen und Seen thun 50 Quadratmeilen 500 Quadratfuß Durchschnittsfläche, und mithin wäre ein solcher Fluß ungefähr 87 Fuß breit und 4 Fuß 9 Zoll tief.

5) Flüsse, welche ein Gebiet bis 100 Quadratmeilen haben, sind zwanzigmal so breit als tief.

Im Gebirge haben sie 1000 Quadratfuß Durchschnittsfläche, sind 200 Fuß breit und 10 Fuß tief.

In flachen Landen ist die Durchschnittsfläche 1500 Quadratfuß, und sie sind 176 Fuß breit und 8 Fuß 2 Zoll tief.

Aus Seen und Brüchen ist die Durchschnittsfläche 1000 Quadratfuß, und sie sind 142 Fuß breit und 7 Fuß 2 Zoll tief.

6) Flüsse, welche ein Gebiet bis 400 Quadratmeilen haben, sind dreissigmal so breit als tief.

Im Gebirge geben 400 Quadratmeilen Gebiet 800 Quadratfuß Durchschnittsfläche, und ein solcher Fluß ist 500 Fuß breit und 16 Fuß tief.

In flachen Landen hat er nur 600 Quadratfuß Durchschnittsfläche, und ist 430 Fuß breit und 14 Fuß tief.

7) Ströme, welche ein Gebiet bis 1000 Quadratmeilen haben, sind vierzigmal so breit als tief, dies giebt 20000 Quadratfuß Durchschnittsfläche, 890 Fuß breite und 22 F. Tiefe.

8) Ströme von 2000 Quadratmeilen Gebiet sind funfzigmal so breit als tief, dies giebt 40000 Quadratfuß Durchschnittsfläche, 1430 Fuß Breite und 28 Fuß Tiefe.

9) Ströme von 3000 Quadratmeilen Gebiet sind sechzigmal so breit als tief. Ihre Durchschnittsfläche ist 60000 Quadratfuß und sind ungefähr 2000 Fuß tief.

Weiter dürfte die Berechnung in Deutschland nicht nöthig seyn.

Wenn man das Gebiet eines fließenden Wassers bis an irgend einen gewissen Ort berechnen will, so bedient man sich dazu einer guten Karte, worauf der Fluß von seinem Ursprung an mit allen einfallenden Bächen und Flüssen bis an diesen Ort ganz verzeichnet ist. Man umzieht mit seinen Bleilinien den ganzen Raum eines jeden Baches bis zum andern in gerader Linie, theilt diese ganze Figur in so viel Dreiecken als Seiten sind, weniger zwei, und rechnet alle diese Dreiecke vermittelst des auf derselben Karte verzeichneten Meilenmaaßes aus. Kleine einzelne Bäche dürfen nur von dem Orte an, wo man ihren Durchschnitt wissen will, bis zu ihrem Ursprunge, und die Breite des Gebiets nur ungefähr mit dem Zirkel gefaßt, und beide gefundene Maaßen mit einander multiplicirt werden, ohne den Bach erst mit Linien umziehen zu dürfen.

Nachstehende Flüsse und Ströme sind mit möglichster Genauigkeit ausgerechnet. Weil die Breite und Tiefe

der Flüsse an einem selbst zu erwählenden Orte, ohne selbst auf der Stelle die Durchschnitte zu messen, und ihre Geschwindigkeit zu erforschen, hiedurch bestimmt werden kann, so wird es hoffentlich den Liebhabern angenehm seyn, wenn das Gebiet der größten und bekanntesten Flüsse in allen 4 Welttheilen hier geliefert wird, zumal diese Ausrechnungen zu weiterem Nachdenken und Betrachtungen Stoff darbieten.

Berechnung des Gebiets einiger Flüsse und Ströme nach deutschen Quadratmeilen.

I. Amerikanische Flüsse.

		Quadratmeilen
1.	Der Amazonenfluß —	88,405
2.	der Platafluß —	71,665
3.	der Laurenzfluß —	62,3[illegible]0
4.	der Missisippifluß —	53,536

II. Asiatische Flüsse.

1.	Der Obi oder Obfluß,	63,776
2.	der Jenesey —	47,001
3.	der Lena — —	36,488
4.	der Amur — —	53,559
5.	der Hoanho —	33,686
6.	der Kiam — —	34,172
7.	der Ganges — —	20,224
8.	der Wolga — —	30,154

III. Afrikanische Flüsse. *)

1.	Der Nilstrom —	32,620
2.	der Senegal —	25,614

IV. Europäische Flüsse.

In Rußland.

		Quadratmeilen
1.	Der Pezoarfluß —	3,051
2.	: Dwina — —	5,890
3.	: Dneper oder Borystenes	8,534
4.	: große Tanais oder Don	6,088
5.	: kleine Tanais —	1876
6.	beide zusammen am Ausflusse	7,964

In Polen und Preussen.

1.	Der Nimen in Littauen —	2,023
2.	: Peegel in Preussen —	368
3.	: Bogfluß — —	1,617
4.	die Weichsel — —	3,578
5.	der Dniesterfluß —	1,441

In Spanien.

1.	Der Minho — —	740
2.	: Duero — —	1,638
3.	: Ebro — —	1,225
4.	: Tago — —	1,357
5.	: Guadiana —	2,214
6.	: Guadalquivir —	942

In Frankreich.

1.	Die Seine — —	1,236
2.	: Loire — —	1,236
3.	: Rohne — —	2,378
4.	: Garonne — —	1,443

In Italien.

1.	Der Pofluß **) —	1,410
2.	: Arno — —	254
3.	: Ambrone — —	103
4.	die Tiber — —	410
5.	der Volturno — —	106

In

*) Die Grösse der Flüsse ist in diesem Welttheile noch wenig bekannt.

**) Büffon giebt im 2ten Theil seiner Naturgeschichte pag. 162 der deutschen Ausgabe das Gebiet des Poflusses auf 45000 franz. Quadratmeilen an, indem

In England.

		Quadratmeilen
1.	Die Severn — —	205
2.	: Trent — —	439
3.	: Themse — —	228

In Deutschland.

A. Die Donau mit allen ihren Einflüssen.

1.	Die Marawa bis zur Taga	161
2.	: Taga bis dahin —	216
3.	: Marawa bis in die Donau	452
4.	: Raab bis in die Donau	136
5.	: Salza bis zur Donau	106
6.	: Lech bis zur Donau	102
7.	: Iser — —	171
8.	: Inn bis zur Donau	375
9.	: Donau auf der Ungarischen Grenze —	2,525
10.	: Muhr bis in die Donau	229
11.	: Drau bis dahin —	328
12.	: Drau auf der Ungarischen Grenze —	458
13.	: Sau bis auf die Ungarische Grenze	186
14.	: Donau bis ins schwarze Meer — —	14,423

B. Der Rheinstrom mit seinen Haupteinflüssen.

		Quadratmeilen
1.	Die Aar	
2.	: Ill	[illegible]
3.	: Neckar — —	193
4.	: Mosel bis zur Saar	269
5.	die Saar bis dahin —	141
6.	: Mosel bis zum Rhein	509
7.	: Maas — —	346
8.	: Redniß bis zum Mayn	158
9.	der Mayn bis zur Redniß	511
10.	: Mayn bis zum Rhein	530
11.	: Rheinstrom bis ins Meer	3598

C. Der Emsfluß.

1.	Der Emsfluß bis zur Wenne	201
2.	: Wennefluß bis dahin	39
3.	die Ems bis zur Nordsee	234

D. Der Weserstrom mit seinen Einflüssen.

1.	Der Ockerfluß — —	69
2.	die Leine — —	142
3.	: Aller bis zur Leine —	67
4.	: Aller zusammt der Leine	278
5.	: Aller bis zur Weser —	316
6.	: Weser bis dahin —	418
7.	: Weser zusammt der Aller	734
8.	: Weser bis zur Nordsee	874

E. Die Elbe mit ihren Einflüssen.

1.	Matschefluß bis Budweis	$36\frac{3}{4}$
2.	Moldau bis Budweis —	$46\frac{1}{4}$
3.	die Moldau bis Thain —	$95\frac{1}{2}$
4.	: Buschniß bis in die Moldau —	73
5.	: Wottawa bis in die Moldau —	$81\frac{1}{2}$
6.	: Zosawa bis in die Moldau	$95\frac{1}{2}$

7.

indem er die Länge 300 und die Breite 120 solcher Meilen annimmt, und dieses mit einander multiplirirt. Dieser Druckfehler ist von allen Seiten handgreiflich. Seite 159 sagt er: daß der Amazonenfluß 12000 Meilen lang wäre, welches aber wohl ebenfalls mit einem Druckfehler entschuldigt werden kann.

		Quadratmeilen
7.	die Moldau bis an die Zosawa	$280\frac{1}{2}$
8.	; Moldau sammt d. Zosawa	$375\frac{3}{4}$
9.	; Beran bis an die Moldau	185
10.	; Moldau in Prag —	$568\frac{3}{4}$
11.	der Adler bis Königengrätz	$50\frac{1}{2}$
12.	die Elbe bis dahin —	44
13.	; Elbe sammt dem Adler	$94\frac{1}{2}$
14.	der Chrudinka bis Pardubitz	22
15.	; Hauptbach Orlatz bis dahin	$15\frac{1}{4}$
16.	die Elbe bis an die Iser	$220\frac{1}{2}$
17.	; Iser bis dahin —	51
18.	; Elbe bis an die Moldau	309
19.	; Elbe bis Melnick —	$877\frac{1}{4}$
20.	; Egger bis in die Elbe	124
21.	; Elbe bis Leitmeritz	$1016\frac{1}{2}$
22.	der Polzebach —	$22\frac{1}{2}$
23.	; Bislebach —	$19\frac{1}{2}$
24.	; Elbstrom bis an die Sächsische Grenze	1093
25.	die Mulde bis in die Elbe	130
26.	; Elster bis in die Elbe	70
27.	; Pleisse bis Halle in die Saale —	75
28.	; Saale bis Halle —	318
29.	; Saale bis Barby in die Elbe —	393
30.	; Havel bis Spandau	78
31.	; Spree bis dahin	172
32.	; Havel bis Potsdam sammt der Nude	290
33.	; Nude bis in die Havel	22
34.	; Havel bis in die Elbe	479
35.	; Elbe bis in die Nordsee	2800

F. Der Oderstrom mit seinen Einflüssen.

		Quadratmeilen
1.	Der Oderfluß vom Ursprung bis Oderberg —	$24\frac{1}{2}$
2.	; Ostrawizebach —	16
3.	Der Oelsefluß —	$22\frac{1}{2}$
4.	; Oppabach —	$7\frac{1}{4}$
5.	; Morabach —	15
6.	; Klodizfluß —	27
7.	; Oderfluß bis Kosel	$151\frac{1}{4}$
8.	; Hohenploß —	$20\frac{1}{2}$
9.	die Oder bis Oppeln —	$187\frac{1}{4}$
10.	der Bilaubach —	$22\frac{1}{4}$
11.	die Neisse bis Neisse an der Bilau in Oberschlesien	$56\frac{1}{4}$
12.	; Neisse sammt der Bilau	$67\frac{3}{4}$
13.	; Neisse bis zur Oder	$95\frac{3}{4}$
14.	; Malpana —	37
15.	; Stober —	28
16.	; Oder bei Brieg —	257
17.	; Wenda — —	19
18.	; Lohe — —	26
19.	der Paulbach bei Schweidnitz	$8\frac{1}{2}$
20.	das Schweidnitzsche Wasser	$34\frac{1}{2}$
21.	die Oder bei Breslau	$474\frac{3}{4}$
22.	das Schwarzwasser —	$12\frac{1}{2}$
23.	die Katzbach —	$40\frac{1}{2}$
24.	; Oder bei Leubus —	$534\frac{1}{4}$
25.	; Baartsch —	55
26.	der Jeseritz — —	$7\frac{1}{2}$
27.	die Sprotta — —	$13\frac{1}{4}$
28.	der Queiß — —	24
29.	; Bober — —	119
30.	die Neiß in der Lausnitz	$91\frac{1}{2}$
31.	; Oder bei Frankfurt	1055
32.	; Netze — —	253
33.	; Warthe bis zur Netze	$542\frac{1}{2}$
34.	; Warthe bis Landsberg	$795\frac{1}{2}$
35.	; Warthe bis Küstrin in die Oder —	$831\frac{1}{2}$
36.	der Thufluß — —	$49\frac{1}{4}$
37.	die Oder bei Küstrin —	1897
38.	; Oder bis ans Haf	$2072\frac{1}{2}$

Eine zoologische Merkwürdigkeit.

Daß verschiedene Vögelarten ihre Jungen aus dem Kropfe füttern, ist bekannt. Daß aber eine Hündin ihre Jungen auf eine ähnliche Art ernährt, scheint mir etwas Ausserordentliches und eine zoologische Merkwürdigkeit zu seyn.

Einer meiner Haus- und Tischgenossen hat eine eben nicht schöne, aber sehr wachsame Spitzhündin, die er, nach der ihm gegebenen Erlaubniß, mit zu Tische bringt. Sie ist etwa 5 bis 6 Jahr alt und hat schon mehrmalen Junge geworfen. Vor etwa einem Vierteljahre oder etwas darüber war das auch der Fall, da sie sieben Junge zur Welt brachte, wovon ihr zwei gelassen wurden. Seit mehreren Wochen hat sie ihren Jungen nicht mehr verstattet, zu saugen. Dagegen hat sie auf eine andere Art für ihre Ernährung gesorgt. Mit vieler Freßbegierde verschlingt sie bei Tische das ihr vorgesetzte, in Suppe geschnittene Brot, eine gute Quantität Gemüse, und was ihr sonst vorgesetzt wird. Kaum hat sie dieses genossen, so eilt sie ängstlich vor die Thür und giebt mit Winseln zu verstehen, daß sie herausgelassen zu werden wünscht. Sobald sie herauskommt, eilt sie zu ihren Jungen, lockt sie aus ihrem Neste heraus und läuft mit ihnen auf den Hof. Diese, die schon ihre Absicht wissen, springen freudig um sie herum und sehen ihr nach dem Maule. Sie läuft einigemal vor dem Hause hin und her, dann stellt sie den Hintertheil ihres Körpers höher als den Kopf, und giebt dann alle die genossenen Speisen wieder von sich, die die Jungen mit Herzenslust verzehren.

Die Mutter läuft alsdann, sobald sie hineinkommen kann, wieder in das Eßzimmer und sucht wieder mit vieler Freundlichkeit Speisen zu erbetteln, die sie dann bei sich behält.

Dieses ist nun seit wenigstens vier Wochen alle Tage der Fall gewesen. Verschiedene Fremde, die in dieser Zeit bei mir aßen, haben diese freilich etwas ekle, aber doch treue mütterliche Fürsorge mit Verwunderung angesehen und versichern, daß sie sonst nie dergleichen bemerkt hätten.

Die jungen Hunde, die ausserdem fast gar nichts zu essen bekommen, wenn ihnen ihre sorgsame Mutter nicht etwa einen Knochen, oder auch wohl eine auf der Scheure erhaschte Maus bringt, sind dick und fett, munter und wachsam. Keiner von ihnen ist noch jemals in ein geheiztes Zimmer gekommen.

Wickershausen im März 1808. J. A. Weppen.

Ein

Armencellen der Römer.

Die reichen und wohllüstigen Römer unter den Kaisern pflegten an oder neben ihre prachtvollen Häuser oder Hauptgebäude eine kleine Celle zu bauen, die sie Armencelle (Cella pauperis) nannten. Sie speisten zuweilen darin und nahmen mit Gerichten fürlieb, womit der Arme seinen Hunger befriedigt. Man könnte vermuthen, daß sie hiebei eine löbliche Absicht gehabt hätten, etwa sich vorläufig in die Armuth schicken zu lernen, falls ihnen das Glück über kurz oder lang ungünstig würde, oder sich für Gefühle des Mitleids gegen dürftigere Mitbürger empfänglicher zu machen; aber diese Vermuthung wird meines Wissens durch kein Zeugniß eines alten Schriftstellers unterstützt. Nach dem zu urtheilen, was man in den Briefen des Seneka (Ep. 18. und 100.) darüber findet, lag dabei gewöhnlich bloß ausschweifende Ueppigkeit zum Grunde. Man erbauete, wie es scheint, solche Armencellen aus Vornehmthuerei und bediente sich ihrer der Abwechselung wegen; man erholte sich darin von dem Taumel und Ekel, den die vom Ueberfluß begleiteten und in prächtigen Gemächern angestellten Schmausereien zuweilen veranlassen mochten, und suchte durch frugalere Mahlzeiten die Sehnsucht nach leztern von neuem zu wecken, und ihnen durch Contraste höhern Reitz zu geben. Der witzige Martial, dessen Epigramme großentheils kleine Spiegel sind, worin man die Thorheiten und verdorbenen Sitten seines Zeitalters erblickt, spottet *) über einen gewissen Ollus (vermuthlich ein erdichteter Name eines nicht erdichteten Thoren), der auch eine solche Armencelle angelegt hatte, bald aber so weit herunter kam, daß er sein Gut mit dem glänzenden Hause verkaufen und nun die Celle bewohnen mußte, wodurch sie denn im eigentlichen Sinne eine Armencelle wurde.

G. F. K.

*) Im 48ten Epigramm des 3ten Buchs nach der Mannheimer Ausgabe:

Pauperis exstruxit cellam, sed vendidit Ollus
Praedia: nunc cellam pauperis Ollus habet.

Neues
Hannoversches Magazin.
67tes Stück.
Freitag, den 19ten August 1808.

Etwas über die im 45ten St. des Hannoverschen Magazins eingerückte Abhandlung, betreffend die Anlegung einer Wiese mit zwei Futtergräsern.

Vom Amtmann Klusmann,
jetzt zu Markoldendorf bei Einbeck.

Der anonyme Verfasser der im 45ten Stück des Hannoverschen Magazins eingerückten Abhandlung, betreffend die Anlegung einer Wiese mit zwei Futtergräsern, redet dem Holcus lanatus, Honiggras, und der Poa aquatica, der großen Miliz, sehr das Wort. Da ich nun seit mehreren Jahren Gelegenheit gehabt habe, über diese beiden Futtergräser genaue Beobachtungen anzustellen, meine Resultate mit denen des Herrn Verfassers aber nicht harmoniren, so wird ein landwirthschaftliches Publikum vielleicht es nicht ungern sehen, wenn auch ich meine Erfahrungen hier öffentlich mittheile, zumal nur auf diese Weise das Nützlichere und Bessere in ein helleres Licht kann gesetzt werden.

Zu Amt Nienover, Distrikts Göttingen, im Leine-Departement, wo mein Vater wohnt, besitzt derselbe sowohl, wie der Amtshaushalt, mehrere Wiesen, die fast sämmtlich wegen der Berge, die sich hier durchkreuzen, eine abhängige Lage haben. Sehr traurig würde es nun hier um die Heugewinnung stehen, wenn nicht theils die Natur und theils die Kunst dazu gewirkt hätte, um diesen Wiesen, die sonst sehr an Trockniß leiden würden, durch mehrmalige Bewässerung zu Hülfe zu kommen; denn nur sehr gering ist die Ebene, welche wegen ihrer dauernden Nässe diese Hülfsquelle entbehren kann. Auffallend ist der Vortheil, den diese Bewässerung herbei führt. Vorhin war das Wiesengras, wie es die Hü-

gel, wo das Wasser nicht hinzubringen steht, noch beweisen, mit Rhinantus cristagalli, Klapperschooten, Briza media, Flittern, Draba verna, Hungerblumen, Agrostis capilaris, durchwachsen und der Grund mit Moos überzogen, statt daß jetzt bis auf die von Natur stets nassen Stellen Anthoxanthum odoratum, Ruchgras, Lolium perenne, engl. Raygras, Bromus mollis, Poa pratensis, glattes Wiesenviehgras, Poa trivialis, Wiesenviehgras, Cinna arundenacia, Alopecurus pratensis, Wiesenfuchsschwanz, Festuca fluitans, Grasgrütze, Trifolium repens, weißer Klee, Trifolium agrarium gelber Klee ꝛc. *), die erste Rolle spielt, und das Moos fast gänzlich verdrängt hat.

Honiggras findet sich, wo diese Gräser wachsen, nicht; diese mischen sich erst hin und wieder unter diese, wo der Boden anfängt, naß und sauer zu werden, und wo er dieses gänzlich ist, da wohnt der Militz ausser etwas Honiggras und der Grasgrütze fast allein; dagegen zieht aber das Honiggras mit der Grasgrütze an dem kleinen Bache eine Mauer, welcher sich im Thal hinschlängelt.

Hier und wo sowohl das Honiggras als der Militz von sich selbst wechseln, müßte letzterer nun auch nach des Hrn. Verfassers Beschreibung das allerkräftigste Futter, oder, wie er sagt, so gut wie Hafer seyn, und auch vom Viehe gern gefressen werden: allein ich habe gerade das Gegentheil bemerkt. Denn wenn die Kühe von den oben beschriebenen Gräsern und vom Militz, der ungefähr einen Fuß hoch war, ein Futter erhielten, so verzehrten sie das Gras, ließen den Militz liegen und gaben durch ihr Brummen zu erkennen, daß der Militz nicht für ihren Gaumen sey. Erhielten sie nun den andern Tag den Militz allein, so fraßen sie ihn wohl, indeß bewies die geringere Quantität Milch, daß das übrige Gras einen großen Vorzug hatte.

Dieses ist also Beweis genug, daß es nur ein Futtergras ist, was man nur dann bauen muß, wenn Zeit, Mühe und Kosten es rathen, lieber mit diesem Unkraut zufrieden zu seyn, als die bessern Gräsern so theuer zu erschwingen. In diesem Falle rathe ich denn, solchen recht jung weg zu futtern, und wer das Unangenehme hat, ihn in solcher Menge zu besitzen, daß er zum Grünfutter zu groß wird, der mähe ihn zeitig genug ab, mache ihn trocken und füttere ihn im Vorwinter, wo die Kühe noch nicht milch sind. Denn da man ihn nur als gutes Stroh ansehen kann, so möchte der Landwirth beim Milchseyn der Kühe zu sehr erfahren, daß er keinen Hafer füttert. —

Was

*) Bei den Linneeischen Namen der Futtergräser, wobei der deutsche nicht bemerkt ist, war mir von denselben keiner bekannt.

Was das Honiggras betrifft, so habe ich sehr oft bemerkt, daß es mit dem schlechtesten Boden fürlieb nimmt, und da es das Vieh auch gern frißt, so wäre es z. B. auf dem Sandboden wohl mit Nutzen anzubauen, nur säe man es allein, und nicht mit andern Gräsern vermischt, aus; denn gewöhnlich geht es zwischen andern Gräsern verlohren, weil man denn die Reife nicht gut treffen kann. Kaum ist es aufgeblühet, so fällt der Same schon ab, und man behält nur eine dürre Rispe. Allein ausgesäet treibt es ungleich mehrere Schüsse, und die Zeit des Mähens kann besser getroffen werden.

Ob diese Eigenschaften, welche das Honiggras besitzt, solches nun zu einem so vorzüglichen Futterkraut erheben können, als es der Hr. Verfasser in Schutz nimmt, dieses überlasse ich dem Urtheil des Publikums. Meiner Meinung nach haben wir zu Anlegung einer Wiese schönere Futtergräser, wenn der Boden nur nicht ganz arm ist. Wenn der Hr. Verfasser nun auch diesen Gräsern den Vorzug vor dem Klee giebt, so glaube ich darüber nichts weiter sagen zu müssen, indem dasjenige, was ich über diese Gräser bereits gesagt habe, dieses hinlänglich widerlegt.

Freilich zieht der Hr. Verfasser bei seiner Behauptung nun auch in Betracht, daß das Honiggras sehr früh im Frühjahre nutzbar würde, und wenn kein Schnee läge, noch im December zu schneiden sey; daß hingegen der Klee so wenig Nachtfröste als Reif ertragen könne, und wenn der Frost über ihn gegangen sey, dem Rindvieh schädlich sey.

Hat nun auch das Honiggras eine stärkere Vegetation, wie der Klee, so kann man doch nur höchstens auf drei Erndten, wie es auch bei dem Miliß der Fall ist, rechnen, und da diese auch der Klee liefern kann, auch das Erfrieren des Klees nur zu den Seltenheiten gehört, und wenn die Fröste eintreten, selten noch Klee zu füttern ist, — auch wenn er, mit dem Reife gefüttert, ja schädlich seyn sollte, dann das Mähen nach dessen Abtrocknung nur vorzunehmen ist, so kann auch hiedurch dem Klee der Vorzug vor diesen beiden Gräsern nicht streitig gemacht werden.

So wie ich schon über mehrere Futterkräuter und Gräser, um das Verhältniß des Viehes zum Ackerbau weiter auszuforschen, die nöthigen Versuche angestellt habe, werde ich auch hierüber die nöthigen Untersuchungen anstellen und sie dann mit vielem Vergnügen dem Publikum mittheilen.

Beantwortung
der im 64ten Stück des diesjährigen Hannoverschen Magazins enthaltenen beiden Anfragen.

Ad 1.

Die Schreibfedern, Federkiele, Federposen oder Spuhlen, sind die stärksten Flügelfedern von Straußen und Schwänen, von Gänsen, von Raben u. s. w., deren die erstern zum Schreiben auf Pergament und dickes Papier, die zweiten oder gemeiniglich die dritten zum gewöhnlichen Schreiben, und die letztern zu feiner Schrift und zum Zeichnen bereitet werden.

Die Federn, welche die Gänse verliehren, sind besser, als diejenigen, die man mit Gewalt aus dem Flügel einer todten Gans ausreißt. Die zweite und dritte Feder des Flügels sind die besten; denn die Eckfeder oder die erste ist zu hart, und die vierte ist gemeiniglich schon wieder zu weich.

Man siehet es für einen großen Fehler einer Schreibfeder an, wenn sie sogenannte Zähne bekommt; um dieses also zu verhüten, darf man die Spuhlen nur durch die Hitze recht trocken und hart machen, welches man das Ziehen der Spuhlen nennt. Hierzu bedient man sich entweder der warmen Asche oder brennender Kohlen. Die erstere Methode ist nicht die beste, weil die Spuhlen durch eine zu heiße Asche gezogen, leicht verbrennen und zu spröde werden; wenn die Asche hingegen nicht warm genug ist, dem Fehler des Zähnereißens nicht abgeholfen wird. Am besten ist es, wenn man die Schreibfedern über dem Kohlenfeuer bearbeitet, und sich dabei folgender Vorschrift bedient: Zuvörderst hüte man sich, daß die brennenden Kohlen keine Flamme geben, denn diese würde die Federn verbrennen. Indem man nun die Feder über dem Kohlenfeuer hält, so bewege man sie geschwinde hin und her, thue sie oft gar vom Feuer und fühle, ob sie durchaus, und zwar in gleichem Grade, erweicht sey. Ist dieses, so hält man alsdann den Kiel, den Rücken unterwärts gekehrt, mit der linken Hand auf dem mit einem wollenen Lappen bedeckten Knie, drückt mit dem Rücken eines breiten Messers oben auf den Anfang des Rohrs, ziehet so den Keil rückwärts darunter weg, und setzt ihn mit der Hand in seine vorige runde Gestalt, oder zieht ihn einige Mahl durch ein Tuch anhaltend: so streift sich das äusserste Häutchen davon ab; von dem Zusammendrücken aber entstehen durchsichtige Striemen. Wer sehr harte Spuhlen liebt, kann dieselben gar zweimal ziehen, und sie das erstemal auf dem Rücken, das zweitemal aber auf der Seite mit einem Messer überstreichen; nur muß dieses nicht gleich hinter ein-

einander geschehen, sondern die Feder muß zuvor erkaltet seyn.

Im Winter kann man sich statt des Kohlenfeuers des im Ofen sehr heiß gemachten Sandes bedienen, und ist die übrige Verfahrungsart die eben beschriebene.

Ad 2.

In dem allgemeinen Anzeiger der Deutschen 1807 Nr. 160. ist folgende unschädliche und gute Tabacksbeitze vorgeschlagen und empfohlen:

Man nehme zu einem Pfund beliebigen Taback eine Obertasse voll schwarzen unvermischten Kaffee, lasse in derselben etwa 6 Stück weißen Zucker zergehen und gieße drei Kaffeelöffel voll Gummi Bensoe hinzu.

Hiemit begieße man den Taback schichtenweise.

Wie wichtig wäre es, wenn wir bei den jetzigen Conjecturen in Deutschland allgemein einen Taback bauen könnten, der den amerikanischen, wo nicht ganz entbehrlich machte, doch wenigstens ihm ziemlich gleich käme und von besserer Güte wäre, als der Taback, den wir gewöhnlich bauen. Empfehlungswürdig dazu ist der asiatische, denn man hat dabei folgende Vortheile:

1) Fast ein jedes Erdreich, das lettige ausgenommen, schickt sich für diesen Taback, wenn es nur gut gedüngt und bearbeitet ist. Dreijährige Versuche haben es bewiesen, daß er bei gutem Dünger auch im Sandboden unvergleichlich wächst.

2) Er verursacht weit weniger Mühe und Arbeit, als unser gewöhnlicher Taback, geräth dennoch besser und mißräth gar selten.

3) Der Landmann leidet bei diesem Tacksbau keinen Abgang an andern Früchten. Er kann ihn in der Brache bauen, und nachdem er den Taback abgenommen, das Land im Herbste mit Weitzen und Rocken bestellen.

4) Befördert der asiatische Tabacksbau wegen seiner honigreichen Blumen die Bienenzucht ausserordentlich.

5) Nicht nur die getrockneten und ungebeitzten Blätter haben beim Rauchen gar nicht den widrigen Geruch und Geschmack des gewöhnlichen Landtabacks, sondern einen natürlichen angenehmen Geruch, und dieser Taback ist auch zum Beitzen und Fabriciren tauglich.

6) Giebt dieser Taback sehr häufigen Samen, der ein vortreffliches gutes und gesundes Oel giebt, welches schlechtes Baumöl übertrifft, und nicht nur zum Brennen, sondern auch zu Speisen sehr gut gebraucht werden kann.

Diese Vortheile sind gewiß wichtig genug, daß es wohl der Mühe werth seyn dürfte, daß patriotische Land-

wirthe

wirthe in Deutschland Versuche machten, den asiatischen Taback anzubauen, um den gemeinen Landmann, der nicht leicht an einen neuen und sonst nicht gewöhnlichen Feldbau zu bringen ist, wenn er nicht den wirklichen Nutzen vor Augen siehet, von dem wahren und beträchtlichen Nutzen desselben augenscheinlich zu überzeugen, und ihm zum Anbau mit gutem Unterricht an die Hand zu gehen.

Hannover. F. E. D.

Wie haben sich die Commissionairs auf Bücherverganlungen zu verhalten?

Auf Bücherauktionen pflegt bei den Commissionairen, die auf dasselbe Buch verschiedene Aufträge zu verschiedenen Summen erhalten haben, häufig die Frage zu entstehen, wie sie sich in diesem Falle zu verhalten haben? Einige behaupten, der Commissionair müsse für das Interesse seiner Committenten sorgen, und also, ungeachtet der verschiedenen Aufträge, das Buch so wohlfeil kaufen, als er nur könne; wer von den verschiedenen Committenten aber den höchsten Auftrag gegeben habe, dem falle das Buch zu. Andere behaupten dagegen, der Commissionair müsse im Namen dessen, der den höchsten Auftrag gegeben habe, alle Geringere selbst überbieten, sey er auch der einzige Bieter auf das Buch.

Von diesen einander gerade widersprechenden Meinungen muß eine nothwendig falsch seyn. Ist die erste falsch, so geschieht dem Verkäufer — und ist es die zweite, so geschieht dem Käufer Unrecht.

Welche von beiden Behauptungen die wahre sey, leuchtet leicht ein, sobald man sich nur das Verhältniß des Commissionairs zu seinen Committenten richtig vorstellt. Jener vertritt die Person von diesen, soll das thun, was diese wollen. Nun haben die Committenten durch ihre Aufträge ihren Willen bestimmt erklärt, daß sie nämlich, wenn sie persönlich gegenwärtig wären, bis zu der vorgeschriebenen Summe selbst bieten würden. Wir wollen ihrer drei annehmen, von denen der erste 1 Thl., der andere 1 Thl. 6 mgr. und der dritte 1 Thl. 9 mgr. Auftrag gegeben hat. Wären diese drei in Person gegenwärtig, so leuchtet auf den ersten Blick ein, wie der Ausgang der Sache seyn würde. Sie würden sich einander so lange überbieten, bis der erste, und dann auch der zweite aufhörten,

hörten, und also das Buch dem dritten, auf das letzte 3 gr. höhere Gebot, zugeschlagen würde. Gerade dasselbe ist der Fall, wenn die verschiedenen Aufträge in verschiedene Hände gerathen. Folglich muß auch der Commissionair, an dem mehrere oder alle Aufträge auf ein gewisses Buch gelangten, als bloßer Stellvertreter seiner Committenten so verfahren, daß der Ausgang der Sache ganz derselbe wird, der er bei ihrer persönlichen Gegenwart geworden seyn würde. Dies ist ihr erklärter Wille; er hat in der Sache gar keinen Willen. Er muß also — weil es lächerlich seyn würde, sich selbst überzubieten — die geringeren Aufträge durch den Committenten des höchsten Auftrages als übergeboten ansehen, d. h. er muß in dem angenommenen Falle sogleich mehr als 1 Thl. 6 ngr. bieten. Thut er das aber nicht, so handelt er eigenmächtig und wider den Willen seiner Committenten, und man kann dann mit Recht sagen, daß das Buch noch nicht verkauft ist; denn so lange die Aufträge des ersten und zweiten Committenten noch nicht übergeboten sind, so lange haben diese auf dasselbe noch so gerechten Anspruch, als der dritte. Hierauf erwiedert man nun: dieser Anspruch des ersten und zweiten sey ungegründet, weil das Buch beim weitern Fortbieten, doch für dieselben verlohren gehen würde. In einer Rechtssache darf aber nicht nach dem entschieden werden, was geschehen würde, sondern nach dem, was ist. Indessen, um ganz zu sehen, wie leer dieser Einwurf ist, braucht man nur mehrere, wirklich gegenwärtige Bieter auf irgend eine Sache anzunehmen, von denen der, welcher glaubt, daß er wohl das meiste bieten werde, zu den übrigen sagt: euer Bieten wird überflüssig seyn, weil ich euch doch immer überbieten werde; ihr könnt es also nur ganz unterlassen. Werden die übrigen — wenn nicht die besondere Ausnahme einer Gefälligkeit eintritt, die aber keine Regel abgeben kann, — nicht erwiedern: willst du die Sache haben, so sollst du uns zuerst durch die That zeigen, daß du mehr dafür geben willst, als wir? Und was würde der Verkäufer zu einer solchen Verabredung sagen, wenn sie wirklich Statt fände? Wer könnte es ihm übel nehmen, wenn er sie mit dem Namen einer offenbaren Ungerechtigkeit gegen ihn belegte? Nun ist das Zusammentreffen mehrerer oder aller Aufträge auf ein Buch in einem Commissionair im Grunde nichts anders, als eine solche Verabredung, wiewohl ohne den Willen der Committenten; und wenn nur jener in diesem bloß zufälligen Umstand zum Nachtheil einiger Committenten sowohl, als des Verkäufers, eigenmächtigen Gebrauch macht, so können von beiden Seiten dieselben Klagen über Ungerechtigkeit gegen ihn erhoben werden.

Der

Der Commissionair kann für das Interesse seines Committenten auf keine andere Weise sorgen, als daß er die ihm vorgeschriebene Summe, so wie es auch jener gethan haben würde, für sich behält, damit kein anderer, der übrigens gar nicht die Absicht hat, es zu kaufen, ihm das Buch unrechtmäßiger Weise, — denn wer nicht kaufen will, darf auch nicht bieten, — auftreibt. Sobald er aber mehrere Aufträge auf dasselbe Buch bekommt, so muß er sie gegen einander halten, und mit dem höchsten Auftrage die niedrigern selbst überbieten. Daß er dies thun soll, in der Absicht ist ihm der Auftrag gegeben.

Da der falsche Grundsatz: das Interesse der Committenten zu suchen, sehr häufig befolgt wird, und der Nachtheil, der für den Verkäufer daraus entsteht, sehr beträchtlich und in manchen Fällen sehr drückend werden kann, so verdient dieser Gegenstand allerdings Aufmerksamkeit und eine genauere Prüfung.

Beispiel landwirthschaftlicher Klugheit.

Nicht die Menge der Aecker, sondern vielmehr die fleißige und sorgfältige Kultur derselben, bewirkt reichlichen Ertrag. Ein alter römischer Landwirth bauete, wie Plinius erzählt, auf seinem kleinen Gütchen weit mehr, als die Nachbarschaft auf sehr geräumigen Feldern. Man meinte, dies gienge nicht mit rechten Dingen zu, und klagte den Mann öffentlich an, daß er durch Zauberei fremdes Korn anlocke. Was that der Angeklagte? Er brachte sein ganzes treffliches Ackergeräth, sein starkes gut gekleidetes Gesinde und seine wohlgenährten Pflugstiere vor Gericht. Seht, sagte er, Quiriten, dies sind meine Zaubermittel; denkt hinzu, was ich euch nicht zeigen, noch vor Gericht führen kann: meine frühen und späten Arbeiten, meine Nachtwachen und meine Schweißtropfen. Er ward einstimmig freigesprochen.

Neues
Hannoversches Magazin.
68tes Stück.
Montag, den 22ten August 1808.

Abhandlung des Freiherrn von Eggers über die Frage: Welche sind die sichersten und schnellesten Mittel, einen durch Krieg ruinirten Staat, dessen Wohlstand ehemals mehr auf Landwirthschaft, als Fabriken und Handlung gegründet war, wieder aufzuhelfen? welcher die Göttingische Societät der Wissenschaften den Preis zuerkannt hat.

Nil desperandum.

Was man auch mit so gutem Grunde gegen das physiokratische System, in seinem ganzen Umfange genommen, einwenden mag, so ist es nicht zu läugnen, daß es manche, für die Staatswirthschaft sehr wichtige, Wahrheiten enthält. Unter diesen steht der Satz beinahe oben an, daß das Einkommen von Grund und Boden nicht allein das sicherste sey, sondern sogar bis auf einen gewissen Punkt unfehlbar. Selbst in den Anlagen der Natur gegründet, besteht es, wie ihre Gesetze, trotz anscheinender Abweichungen. Seitdem wir größere Fortschritte in der Wirthschaftskunde gemacht haben, wissen wir den Boden selbst gegen Naturereignisse zu schützen. Wir können der Gewalt der andringenden Wellen durch Deiche wehren, das abspülende Ufer durch Uferbaue festhalten, den Sandflug durch Pflanzungen hemmen, Moräste austrocknen, Berge abtragen, Steine ausroden. Auch hängt, was wir dem Boden abgewinnen, seinem Werth nach, nicht ab von Zufall oder Laune. Mögen die Preise so mancher Bedürfnisse des Wohllebens, oder der Bequemlichkeit, oder der Verfeinerung jeder Art sich immerhin ändern: die Produkte des Landmannes, stets gesucht, stets allen nothwendig, bleiben unabänderlich in ihrem Ebenmaaß.

Anstatt die Bestimmung ihres Werthes von andern anzunehmen, sind sie vielmehr selbst die Richtschnur der meisten Preise. Nur der Veränderung unterworfen, welche eine nothwendige Folge von großer Verschiedenheit der Quantität der Erzeugnisse ist, stehen ihre Preise im geringeren Grade, als die irgend einer andern Sache, unter dem Einfluß der Anhäufung oder der Seltenheit des baaren Geldes.

Daher gilt die Einführung des Ackerbaues mit Recht für die Hauptepoche der Civilisation, für die Axe, um welche beständige bürgerliche Einrichtungen sich regelmäßig drehen können. Staaten, die vorzüglich durch Ackerbau blüheten, wurden stets als die dauerhaftesten angesehen. Ihr Wohlstand erholte sich am leichtesten, wenn er durch außerordentliche Unglücksfälle gehemmt, oder mehr oder weniger zerstört ward.

So ist es auch im Kriege. Die tiefen Wunden, welche der Krieg allem und jedem Erwerbe schlägt, treffen freilich auch den Landwirth. Wie andere, verliert er die Frucht vieljähriger Arbeit, bald durch die Gewaltsamkeit eines Augenblicks, bald durch anhaltenden Druck der Umstände. Wie andere wird er in seinem Wege gestört, der Mittel beraubt, seine Arbeiten fortzusetzen, oft bis zur Unmöglichkeit, seinen Unterhalt zu gewinnen. Kein Winkel ist so entfernt, kein Fleck so verborgen, wohin nicht die Wirkungen dieser größten aller Landplagen dringen. Dennoch ist der Landmann minder zu beklagen als andere Erwerber. Alles, was zunächst vom Handel lebt, der Fabrikant, der Künstler — sind verloren durch einen irgend anhaltenden Stillstand ihres Gewerbes. Und dieser muß bei einiger Fortdauer des Krieges nothwendig eintreten. Wäre er auch nicht die Folge der äußeren Gewalt, so wird er herbeigeführt durch allerseitige Entbehrungen und Einschränkungen, die der Krieg nach sich zieht. Was denn einmal verloren ist, wird schwerlich wieder gewonnen. Man gewöhnt sich an Entbehrungen; der Handel behält den veränderten Gang. Aber der Ackerbau kann allgemein nie lange stille stehen, nach der Natur des Bedürfnisses. Die Soldaten, die ein Land als Sieger besetzen, würden genöthigt seyn, Ansiedler zu werden, wenn nicht der Reiz des Eigenthums und des heimischen Heerdes die flüchtenden Einwohner zurückholte. Können sie gleich ihr Gewerbe nicht mit dem vorigen Erfolg treiben, so kommen sie doch eher wieder hinein, als in andern, die größerer Vorschüsse, mehrerer Vorbereitungen, äußerer glücklichen Umstände bedürfen.

Diese Wahrnehmungen bestätigt die Erfahrung auch in den Staaten vollkommen. Ich bin durch die meisten deutschen Provinzen gereiset, welche der Krieg seit 1792 verheerte. Allenthalben fand ich den Wohlstand auf dem Lande früher wieder hergestellt, das Elend geringer. In manchen Gegenden war es sogar auffallend, wie schnell der

Fleiß

Fleiß des Landmannes sich lohnte. Die Elemente seiner Wohlhabenheit werden bei weitem nicht in dem Maaße zerstört oder geschwächt, als bei andern Gewerben. Leidet er gleich durch die Verminderung ihrer Wirksamkeit, so ist das Uebel doch nur vorübergehend. Man hebe die Hindernisse, und die Kraft selbst wird sich wieder wohlthätig äußern.

Indeß giebt es auch hier sehr verschiedene Grade, beides in Ansehung des Maaßes und der Zeit. Die Anlagen des Bodens, die Lage, die Einwohner befördern in dem einen Lande die Wiederherstellung weit schneller als in dem andern. Hier wirkt die Regierung durch weise Aufmerksamkeit, durch größere Austrengung Erfolge, die man vergebens nur aus dem Gange der Dinge selbst erklären würde. Der Lohn ist so herrlich, daß er wohl außerordentliche Bestrebungen erwecken mag. Die Regierung muß das Uebel in seinem ganzen Umfange erforschen. Aus dieser Kenntniß ergeben sich die Heilmittel. Sie sind einfach; sie liegen jedem nahe, der mit der Staatswirthschaft vertraut ist, und den Ackerbau auch nur im Allgemeinen kennt. Alles beruhet auf richtige Auswahl, auf zweckmäßige Anwendung, auf standhafte, schleunige Ausführung.

Meistens sind die Uebel, welche der Krieg dem Ackerbau zufügt, allgemeine Folgen des Kriegs; Nachtheile, die sich, wenn gleich unter verschiedenen Aeußerungen, auf alle gewerbtreibende Bürger erstrecken.

Dem Ackerbau werden durch den Krieg Hände entzogen, gerade die, von denen der Erfolg am meisten abhängt. Die Bevölkerung leidet beträchtlich auch in die Folgezeit hinaus; die jungen Männer sind von ihrer Heimath abwesend. Viele fallen im Kriege: ganze Familien gehen unter mit ihrem Versorger.

Viele Gebäude werden zerstört oder verdorben: noch mehrere verfallen, weil es an Mitteln und an Arbeitern fehlt, für ihre Unterhaltung, für die jährlichen Ausbesserungen zu sorgen. In dem Augenblick der größern Leiden empfindet man diese Nachtheile weniger: sie werden erst recht fühlbar, wenn man nach Beendigung des Kriegs anfängt, sich zu besinnen.

Eben so ist es mit der Verschlimmerung des Bodens, durch unterbliebenen wirthschaftlichen Betrieb mehr, als durch eigentliche Verheerung; mit der Verminderung des Viehbestandes; mit der Zerstörung oder dem Verfall der Geräthschaften, welche für den Erfolg der Arbeit so wichtig sind.

Einen sehr erheblichen, oft unerkannten oder erst spät gefühlten Schaden leidet der Landmann durch Verschlimmerung des Saatkorns. Man muß selbst Landwirth seyn, um die Folgen in ihrem ganzen Umfange zu beurtheilen. Ich habe Felder gesehen, die hauptsächlich nur dadurch völlig verwilderten, daß es während des Krieges unmöglich war, gute Saat zu er-

erhalten, und daß man nach dem Frieden nicht zeitig genug auf Hülfe bedacht war.

Den Mangel an Gelde, dem allgemeinen Belebungsmittel alles Verkehrs, empfindet der Ackerbau mit den übrigen Gewerben; nur in so weit wird er dem Landwirth fühlbarer, als er minder Gelegenheit hat, sich die nöthigen Vorschüsse zu verschaffen, wenn die Quellen vertrocknen, zu denen er sonst greift, nämlich eigenes oder der Nachbaren Ersparniß.

Die Vernachlässigung der Polizei, eine fast unvermeidliche Folge des Krieges, drückt den Landmann desto schwerer, je mangelhafter die Polizei auf dem Lande ohnehin zu seyn pflegt. Ist auch dieser Damm noch durchlöchert, so brechen die wilden Wellen unaufhaltsam hervor. Daher jener Schwarm von Bettlern und Landstreichern, die den fleißigen Landwirth wie Heuschrecken plagen; jene unzählbaren Unordnungen fast in allen Einrichtungen, welche sonst die Regierung schützen sollte; der Verfall der Armenanstalten; die gänzliche Vernachlässigung des Unterrichts, die nur zu bald auf die Sitten überhaupt nachtheiligen Einfluß hat.

Die Veranstaltungen zur Volksvermehrung, durch Wegräumung der Hindernisse, durch Erleichterung des Erwerbes überhaupt, durch Belebung des Geldumlaufs, durch Sorge für möglichste Wohlfeilheit und gute Polizei — dürfen hier nicht erwähnt werden. Sie gehören zu den allgemeinen Pflichten einer guten, aufmerksamen Regierung, und stehen nicht in besonderer Beziehung zu dem Ackerbau.

Aber eine Maaßregel, die vorzüglich dem Ackerbau arbeitende Hände schenkt, ist die Ansiedelung neuer Familien.

Natürlich ist hier nicht die Rede von Colonisten. Ihre Ansetzung ist zu prekair, beruht zu sehr auf zufällige, vorübergehende Umstände: bei einem durch Krieg verheerten Lande würde sie am wenigsten rathsam seyn.

Weit sicherer ist jene Vermehrung der Familien durch Vergrößerung der Zahl der Wohnstellen mit Landbesitz. Das Eigenthum hat einen unwiderstehlichen Reiz. Wo nur ein Flecken Landes zu haben ist, da wird es selten an Liebhabern fehlen, die ihn erwerben wollen. Und diese neuen Anwohner sind allen Fremden unter gleichen Umständen vorzuziehen. Sie kennen die Landesweise, den Boden; sie sind gewohnt, ihre Bedürfnisse darnach abzumessen.

Auch ist die Vervielfältigung der Landstellen der Cultur an sich unstreitig zuträglich. Ich möchte damit nicht behaupten, daß die großen Höfe oder Pachtungen schlechterdings verwerflich wären. Der Gegenstand ist in England von beiden Seiten vollkommen aufgeklärt. Das Resultat dürfte für den Unpartheiischen dahin ausfallen, daß einige große Landbesitzungen für die Landwirthschaft im Ganzen eben so nütz-

lich

lich sind, als eine zu große Anzahl der Staatswirthschaft und der Bevölkerung schädlich ist. Man lasse die Sache ihren eigenen Gang gehen; man befördere die Austheilung großer Höfe, ohne es zu gebieten, oder die Errichtung großer Höfe zu untersagen. Alsdann wird von selbst das Ebenmaaß unter den Landbesitzungen entstehen, was der Wohlfahrt des Ganzen am zuträglichsten ist.

Nach einem verheerenden Kriege leiden die großen Wirthschaften immer am meisten. Die Folgen des vernachlässigten Ackerbaues sind hier am drückendsten: die Mittel zur Wiederherstellung schwieriger.

Eben in dieser Lage ist die angemessene Vertheilung der großen Höfe dem Staat doppelt wichtig, dem Besitzer oft die größte Wohlthat. Ich kann daher nicht anders, als diese Veranstaltung für eine der wichtigsten halten, um den Wohlstand wieder herzustellen.

Wie groß ungefähr der Landesantheil jeder neuen Familie seyn solle, ist kaum im Allgemeinen zu bestimmen. Die Erfahrung lehrt, daß in einigen Gegenden größere, in andern kleinere Höfe am beliebtesten sind. Indessen möchten nach einem Kriege, durch den das Land beträchtlich gelitten hat, in der Regel die letzteren den Vorzug verdienen. Ist der Landbesitz nur so groß, daß ein Paar Pferde darauf gehalten werden können, und gehalten werden müssen, so kann eine arbeitsame Familie sicher darauf fortkommen. Darum ist es hier am meisten zu thun. Sammelt der Besitzer mehr Kräfte, so giebt es Gelegenheit genug, zu größeren Stellen zu gelangen. Uebersteigt hingegen der Betrieb gleich anfangs, oder doch sehr bald sein Vermögen und seinen geringen Credit, so gehen mit der unvermeidlichen Verarmung alle gute Folgen verlohren, die man von der Ansiedelung erwartete.

Schon bei einem völlig ungestörten Betriebe der Landwirthschaft sind Frohndienste ein mächtiges Hinderniß des Besserwerdens: bei einer bedrängten Lage des Landmannes werden sie höchst verderblich. Es ist längst außer allen Zweifel gesetzt, daß der Ertrag dieser Arbeit mit den angewandten Kräften in keinem Verhältniß steht, daß sie dem Leistenden ungleich mehr kostet, als sie dem Empfangenden einbringt. Je unvermögender der Frohnende ist, je weniger er sich gutes Zugvieh, gute Geräthschaften zu halten vermag, desto weniger ist er zu leisten im Stande, und desto mehr versäumt er in seiner eigenen Wirthschaft. Wer mag es verkennen, daß dies nach allen Landplagen eintritt, besonders auch nach einem verheerenden Kriege? Gleichwohl wäre es dem Gutsbesitzer oder dem Pächter nie wichtiger, als eben dann, auf den vollen, gewöhnlichen Ertrag der Frohnen mit Sicherheit rechnen zu können: gleichwohl leidet auch er gerade dann am meisten durch den Abbruch.

Die Aufhebung oder Verwandlung der Frohnen in einem solchen Augenblick allgemein befehlen wollen, wäre Thorheit — so nützlich und gewissermaßen nothwendig sie auch an sich ist. Dergleichen Veranstaltungen erfordern Zeit, Ruhe, Vorbereitungen, wenn man den Erfolg nicht ganz oder zum Theil verfehlen soll. Die Geschichte der Aufhebung der Robottdienste unter dem gewiß wohlwollenden Joseph II. giebt davon ein lehrreiches Beispiel.

Dennoch glaube ich, die Regierung müsse unter den gegebenen Umständen etwas thun, und gleich thun, wenn sie den Ackerbau wieder aufhelfen will. Alle Mittel der Verbesserung sind fruchtlos, so lange noch die wesentlichsten Hindernisse bestehen. Es ist ein Fall unbezweifelter Collision; jeder einzelne muß sich eine Aufopferung gefallen lassen. Wer diese Nothwendigkeit verkennt, für den muß die Regierung sehen und handeln. Die Klagen dieses oder jenes Pächters dürfen nicht in Betracht kommen — wären sie auch noch so gerecht — wo sie nur vermieden werden können auf Kosten der Wohlfahrt von Hunderttausenden. Denn es sind nicht bloß die Frohnbauern, die durch den Frohndienst leiden: es ist die Masse des Volks, die in der bedrängten Zeit auf den möglichsten Ertrag des Bodens, als auf ihr Rettungsmittel hinschauet.

Wo die Dienste noch ungemessen sind, müssen sie unverzüglich bestimmt werden. Wie? — das hängt von dem vernünftigen Ermessen der Regierung ab, nach der Beschaffenheit, der Lage, den Sitten jedes Landes. Allgemeine Vorschläge darüber zu thun, wäre eben so anmaßend als fruchtlos.

Auch solche Fälle können eintreten und werden eintreten, daß selbst die bestimmten Dienste die Kräfte des Leistenden übersteigen. In dem gewöhnlichen Gange der Dinge dürfen dergleichen Ausnahmen nicht in Betracht kommen. Es ist besser, daß ein Einzelner Unvermögender das Opfer eines rechtmäßigen Zwanges werde, als daß man eine allgemeine Gleichgültigkeit gegen die Erfüllung der Zwangspflichten durch unzeitige Schonung begünstige. Aber anders verhält es sich, wenn der Ausnahmen so viele werden, daß man kaum ein allgemeines Verhältniß festsetzen kann. Alsdann scheint es zweckmäßig, von der Regel abzuweichen, indem man die häufigen Ausnahmen unter eine gemeinschaftliche Kategorie bringt.

Nach einem Kriege, der das Land verwüstete, sind viele Frohnbauern in der physischen Unmöglichkeit, ihre Verpflichtungen zu erfüllen. Sie gleichwohl so viel möglich zwingen wollen, hieße die Auster verzehren und die Schaale erhalten. Der Bauer würde völlig verarmen, ohne dem Gutsbesitzer Aussicht auf einen bessern Erfolg übrig zu lassen. Es ist besser, daß dieser einen Theil des Verlustes für den Augenblick trage, damit er nicht auch die Anlage zu dem Ersatz für die Zukunft zerstöre.

So

So möchte die Nothwendigkeit es gebieten, den Frohnbauer von der Leistung der Spanndienste zu befreien, wenn er kein Zugvieh anschaffen kann, oder es nicht von dem Gutsbesitzer oder dem Staat erhält. Auch müßte, selbst von bestimmten Diensten jeder Art, auf eine Zeitlang so viel nachgelassen werden, als nach den Umständen unumgänglich erforderlich wäre, um dem Bauer und seiner Familie den täglichen Unterhalt zu verschaffen. Und dieser Nachlaß dürfte auf keine Weise nachher von dem Berechtigten wieder gefordert werden. Sonst gienge die Wirkung verloren. Die Familien, die man dem Staat erhalten wollte, würden gleichwohl verarmen, nur später und zu noch größerem Nachtheil für das Ganze.

Von vorzüglichem Nutzen würde die Errichtung einer Creditkasse seyn, die den Landbesitzern, vorzüglich den bedürftigen, auf billige Bedingungen Vorschüsse machte, um ihren Betrieb mit Erfolg fortsetzen zu können. Gerade dadurch kann man dem gefährlichen Uebel wehren, der Zerstöhrung der Anlagen künftiger Produktion.

Gemeinnütziger Zweck der Anleihe, Sicherheit der Rückzahlung, Genauigkeit der Controlle, Leichtigkeit des Abtrags der Schuld sind die Haupterfordernisse bei einer solchen Anstalt.

Vor allen wäre die Aufmerksamkeit auf die Bedürfnisse zu richten, die nach dem Kriege die dringendsten sind zur Wiederherstellung des landwirthschaftlichen Betriebs. Aufbauung oder Verbesserung zerstörter Gebäude, Erneuerung oder Ergänzung des Viehstapels, bleibende Verbesserung von Grund und Boden, besonders durch Wegräumung der Hindernisse und Nachtheile, die der Krieg mit sich führte — gehören vorzüglich dahin. Inzwischen wird in jedem einzelnen Falle eine gewisse Erheblichkeit des Gegenstandes vorausgesetzt. Eine solche Kasse, die ihre Anleihen sich zurückzahlen läßt, kann nicht in ein kleinliches Detail gehen. Sie verfehlt ihren Zweck, wenn man Almosen daraus spendirt. Im Gegentheil — sie bezeigt sich besonders dadurch nützlich, daß sie große Verluste ersetzt, großen Bedürfnissen abhilft.

In diesem Sinn kann man mit Recht vollkommene Sicherstellung einer jeden Anleihe fordern. Wer nicht so viel freies Grundeigenthum besitzt, daß er den Vorschuß, unter allen wahrscheinlichen Umständen, daraus zu erstatten vermag, hat keinen Anspruch auf diese Hülfe. Nur unter dieser Bedingung kann die Kasse bestehen, mit einer gewissen Kraft würken. Wer sie übertreten will, wird den Vortheil des Ganzen den Bitten einiger Bedürftigen aufopfern.

Theils um diese Sicherheit zu bewirken, theils um über die zweckmäßige Anwendung der Vorschüsse zu wachen, bedarf es einer genauen, unpartheiischen Controlle. Die Zwecke müssen in jedem Gesuch um eine Anleihe möglichst bestimmt angegeben werden.

Es

Es liegt der Direction ob, nach gehöriger Untersuchung zu bestimmen, wie viel zu jedem Gegenstande zu bestimmen sey. Sie setzt eine Zeit fest, nach Uebereinkunft mit dem Bittenden, wann die Arbeit vollendet seyn soll. Die Nichterfüllung der übernommenen Verpflichtung wird geahndet durch frühere Rückzahlung des Kapitals, und durch eine vorher bestimmte conventionelle Strafe. Eine gewisse Strenge ist hier wahrhaft wohlthätig, beides für das Ganze und für jeden Leihenden.

Dagegen müßten die Bedingungen der Rückzahlung die Anleihen auf alle Weise erleichtern und empfehlen. Es versteht sich von selbst, daß die Kasse nur die gewöhnlichen Zinsen bei hypothekarischen Anleihen nimmt. Das Kapital selbst ist auf Seiten der Kasse unaufkündbar: aber der Schuldner kann es kündigen, wenn er will. Bleibt es stehen, so wird es auf eine unmerkliche Weise zurückgezahlt, durch gewisse Procente, nach den bekannten Grundsätzen eines Tilgungsfonds (sinking found). Man kann 4, 3, 2, ja 1 Procent bestimmen, wie man will. Der Kasse gilt es ungefähr gleich, wenn ihre Geschäfte einigermaßen in das Große gehen: für den Schuldner ist der Unterschied oft von Bedeutung. Auch wird bei dem Darlehn nicht auf die Person gesehen. Ist einmal die verabredete Anwendung nachgewiesen, so geht die Schuld unter gleich günstigen Bedingungen auf einen andern Besitzer über. Mag immerhin der ursprüngliche Schuldner bei dem Verkauf einen ansehnlichen Vortheil seiner Bemühungen einerndten: der Forderung der Kasse hat er ein Genüge gethan, wenn er das Geld zweckmäßig anwandte, und die Sicherheit unverändert bleibt.

Unter diesen Bestimmungen kann eine solche Kasse ungemein viel Gutes wirken, und zwar mit einem unbedeutenden Risico. Ich rede hier aus eigener Erfahrung. Durch eine Kasse, deren Administration ich seit 20 Jahren vorgestanden habe, wurden in zehn Jahren ungefähr anderthalb Millionen Thaler auf diese Weise ausgeliehen, ohne daß in den gedachten 20 Jahren auf alle Anleihen zu Landverbesserungen 1000 Thaler verlohren wären. Die Kasse hatte vielmehr einen beträchtlichen Ueberschuß, weil sie ihre Gelder stets fruchtbringend machte. Wenn ihre eigenen Mittel nicht zureichten, so nahm man unter Garantie des Staats Gelder zu landüblichen Zinsen auf, um sie zu jenen Zwecken wieder auszuleihen. Diese Operation hatte sogar mehr als eine günstige Folge für den Geldumlauf überhaupt. Freilich wird dabei vorausgesetzt, daß man bei Bewilligung der Anleihen mit möglichster Vorsicht verfahre, und bei Einkassirung der jährlichen Zinsen und Abträge mit einer weisen Strenge. Allein wenn man nicht auf pflichtmäßiges Verhalten der Staatsbeamten rechnen darf, wer kann denn ersprießliche Vorschläge thun?

(Der Schluß folgt.)

Hannoversches Magazin.

69tes Stück.

Freitag, den 26ten August 1808.

Abhandlung des Freiherrn von Eggers über die Frage: Welche sind die sichersten und schnellesten Mittel, einen durch Krieg ruinirten Staat, dessen Wohlstand ehemals mehr auf Landwirthschaft, als Fabriken und Handlung gegründet war, wieder aufzuhelfen? welcher die Göttingische Societät der Wissenschaften den Preis zuerkannt hat.

(Schluß.)

In einigen Fällen muß die Regierung dem Landmann in der dringendsten Noth unmittelbar beistehen, ohne ihm auch nur eine Erstattung in dem Augenblick der Hülfe aufzulegen. Nur kurzsichtige und unverständige Finanziers werden das Verschwendung nennen. Man muß säen, wenn man erndten will. Der Staat kann nicht und muß nicht die Arbeit der fleißigen Landbauer verlieren, die er sich erhalten kann, indem er ihnen die Mittel dazu schafft. Auch wird es ihm dazu nie an Gelde fehlen. Er nehme es her, woher er wolle, durch Anleihen, durch freiwillige Beiträge, durch außerordentliche Steuern, durch Beschlag — wenn es nicht anders seyn kann — auf Silber und Gold: zu einer so nützlichen, so gebieterischen Ausgabe muß immer Rath geschafft werden. Nur glaube man nicht, daß eine solche Anstrengung unmöglich sey in dem Augenblick des allgemeinen Bedrucks, wenigstens der unmittelbaren Folgen davon. Nur lasse man sich nicht abschrecken durch das Geschrei derer, die bei gerechten, bei nothwendigen Forderungen des Staats immer noch mehr an ihren eigenen Vortheil denken, als an den des Ganzen.

Die Gegenstände, die sich vorzüglich zu einer solchen Unterstützung eignen,

eignen, sind die Anschaffung von gutem Saatkorn, von Ackergeräth, von Zugvieh, von Kühen, Schaafen und Schweinen, so viel zum Betrieb eines Hofes unumgänglich erfordert werden. Fehlt es dem Landmann daran, so ist es ihm unmöglich, den verwüsteten Boden wieder zu bebauen. Er muß verarmen: der Staat verliert zugleich den Ertrag des Bodens und der Arbeit seiner Hände.

Die Art, wie ihm die Unterstützung angedeihet, mag verschieden seyn, nach den Umständen. Bald ist es besser, daß die Regierung das fehlende Product selbst anschaffe, und es ihm dann unentgeltlich oder zu herabgesetzten Preisen überlasse: bald giebt man ihm nur eine Beihülfe zum Ankauf, weil er selbst ihn räthlicher besorgen kann. Das erste möchte besonders bei dem Saatkorn der Fall seyn. Nach den Verheerungen eines Krieges findet man nicht leicht im Lande es so gut, als auswärts, wo der Ankauf im Großen vortheilhafter geschieht.

Dabei ist es nicht gesagt, daß die Unterstützung immer geschenkt werde. Oft soll sie freilich Geschenk seyn: ich möchte sagen, in allen Fällen, wo sie in ein Detail geht, das nur die kleinen Leute umfaßt, die sich nicht helfen können, wenn sie in ihrer gewohnten Wirthschaft einen unerwarteten Stoß erleiden. Ueberhaupt möchte der Staat hinreichenden Grund haben, zur Abhelfung solcher Bedürfnisse lieber zu schenken als zu leihen. Indeß, wem nun einmal diese Grundsätze nicht einleuchten, wer nicht einsehen will, daß der Staat immer zur Zeit der Noth nehmen kann, wenn nur etwas vorhanden ist — der kann sich ja immer wiedergeben lassen, was er in dem Augenblick des dringendsten Bedürfnisses vorschoß. Man leihe dem Pächter, der nicht mit gutem Saatkorn versehen ist, die ganze Saat aus dem angeschafften Vorrath, unter dem Beding der Wiedererstattung, wenn die Erndte ausgedroschen ist: aber man schenke dem Köthner die Tonne Rokken, die er von seiner sparsamen Erndte zur künftigen Saat nicht entbehren kann.

Auch wünschte ich eine gewisse Publicität bei diesen Unterstützungen. So wenig ich ihr auch in Finanzsachen unbedingt das Wort rede, so wichtig scheint sie mir zur Beruhigung des Volks, und als höchst angemessene Controlle, so oft die Regierung von den Unterthanen Gelder zu einem bestimmten Zweck fordert. Das ist hier ganz der Fall; und keine verschämte Noth oder zarte Rücksicht auf den Credit stehen, wie bei Handelsspeculationen, im Wege.

Mit thätlicher Unterstützung des Landmannes verbindet eine aufmerksame Regierung zugleich eine angemessene Belehrung. Sie wählt dazu alle gewöhnlichen Wege: populäre Bekanntmachungen unter öffentlicher Autorität, faßliche Volksschriften, Aufsätze in öf-

öffentlichen Blättern — warum nicht auch Kanzelvorträge? Wenn die Lehrer der Religion anders verständige Männer sind, so lassen sich auch von der Kanzel aus manche, für das bürgerliche Leben höchst wichtige Wahrheiheiten mit Erfolg verbreiten. Nur versteht es sich, daß sie bei dieser Belehrung ein Detail vermeiden, das, als zu kleinlich, der Würde der Religionsvorträge nachtheilig ist, und den Lehrer selbst einer unpassenden Kritik aussetzt.

Nicht blos über die Mittel, seinem verfallenen Gewerbe wieder aufzuhelfen, sollte der Landmann belehrt werden: auch über die Veranstaltungen der Regierung zu seinem Wohl.

Man tadelt so oft das Vorurtheil des Landmannes gegen ökonomische Schriften: aber man bedenkt nicht, daß sie fast alle übertreiben. Ich bekenne offenherzig, ich bin selbst mistrauisch geworden, nachdem Versuche, nach Schriften angestellt, mich beträchtliche Summen gekostet haben. Noch immer will ich glauben, ich habe es nicht recht angefangen, oder die Schuld liege an irgend einer Verschiedenheit der Umstände; aber sonderbar bleibt es doch immer, daß von so vielen erwarteten Erfolgen nicht einer ausfiel, wie er verheißen war. Bei dem gemeinen Manne bringt diese Wortbrüchigkeit — wenn ich so sagen darf — die schlimmsten Wirkungen hervor. Einmal getäuscht, glaubt er sich nur zu leicht immer betrogen. Ohnehin, nach seiner ganzen Lage, nur der eigenen Hoffnung zu glauben geneigt, verwirft er alle Schriftsprache als trügerische Lockspeise, wenn ihm eine Unwahrheit einleuchtend wird. Darum hüte man sich in Schriften, die dem gemeinen Mann bestimmt sind, sorgfältig für glänzende Versprechungen, für künstliche Berechnungen. Einfache, deutliche Darstellung, unterstützt wo möglich durch nahmhafte Beispiele aus seiner Nachbarschaft führt allein zum Zweck.

Eben so ist es mit den Bemühungen der Regierung, den gesunkenen Muth zu beleben, die Thätigkeit wieder anzuspornen, das Zutrauen auf sich selbst wieder zu erwecken. So wichtig diese Zwecke sind, so wohlthätig, so nothwendig möchte ich sagen — so viel Klugheit gehört dazu, sie zu verfolgen. Ja nicht zu viele Worte: keine bestimmte Verheißungen, keine anscheinende Gebote. Wenn die Regierung durch öffentliche Bekanntmachungen auf das Volk wirken will, so müssen sie einfach, deutlich und erzählend geschrieben seyn. Der gemeine Mann muß selbst fühlen können, daß er verstehe, was man ihm sage: muß schon aus dem Ton Lust bekommen, zu lesen oder sich lesen zu lassen. Aber eben weil dieser Ton so schwer ist, muß die Regierung sehr selten unmittelbar darin sprechen. Eine mislungene Proclamation vereitelt den Erfolg von mehreren guten. Es ist immer noch besser, sich der Volksschriften zu

zu bedienen. Sie werden minder strenge beurtheilt: ihre Verstöße sind minder schädlich. Auch getraue ich mir eher, hier gute Muster zu finden. So sind zum Beispiel in Salzmanns Boten mehrere Gespräche, die man wohl allgemein zur Nachahmung empfehlen kann.

Um den Landmann in seinen Bestrebungen, den verfallenen Wohlstand wieder herzustellen, vor Störungen zu sichern, muß auch die Polizei, in dem ganzen Umfange ihres Wirkungskreises, mit aller möglichen Kraft, mit verdoppelter Sorgfalt arbeiten.

Es würde überflüßig seyn, hier der Wegebesserung, der Unterhaltung der Brücken, des Strombaues, und so mancher andern Veranstaltungen zu erwähnen, die nach dem Kriege nothwendiger sind als je, und dennoch nur zu oft vernachlässigt werden. Aber dies soll eine verständige Regierung nicht thun. Sie soll nicht den Bogen nachlassen, sonst wird er nur zu bald so schlaff, daß er sich nicht wieder anziehen läßt. Es ist ein höchst ungegründetes Vorurtheil, man müsse nach einem Kriege der Ruhe pflegen. Keinesweges: es ist die Zeit außerordentlicher Anstrengung in jeder Rücksicht, nur nach einer andern Richtung, als während des Nothstandes, während des Krieges. Auch übersteigen diese Maaßregeln nicht die Kräfte des Staats. Sie unterhalten vielmehr eine rege Thätigkeit, die der Gewerbsamkeit überhaupt, und selbst dem Geldumlauf in gleichem Grade vortheilhaft ist. Warum sollte man nicht einen Theil der verabschiedeten Soldaten unmittelbar gebrauchen zur unumgänglich nothwendigen Wegebesserung? Man wird doch nicht sagen, der Staat habe kein Geld dazu? Schon im nächsten Herbst ist ein großer Theil von dem, was man den Unterthanen dazu abnimmt, ersetzt durch den verminderten Verschleiß an Pferden und Wagen, und durch die Zeitersparniß auf der Reise.

Eben so ist es mit dem noch in allen Ländern ohnehin nothdürftigen Schulunterricht. Seine Wiederherstellung muß eine der ersten Sorgen der Regierung seyn, die dem Verfall des Landbaues entgegen arbeitet. Wer die Landwirthschaft praktisch kennt, weiß sicher auch den Einfluß der Schulzucht auf Sitten und Betriebsamkeit zu beherzigen. Sachsen hätte sich nach dem siebenjährigen Kriege nimmermehr so schnell erholt, trotz mancher Gebrechen, womit die landwirthschaftliche Verfassung zu kämpfen hatte und zum Theil noch kämpft — wären nicht die Schulen immer noch vorzüglich gewesen, ungeachtet Friedrich I. ganze Colonien von Lehrern wegführte.

Und — daß ich eine der dringendsten Forderungen nenne — wich-

wichtig ist für den Landmann, zumal nach einem Kriege, eine zweckmäßige Armenversorgung? Zu einer Zeit, wo das National-Einkommen beträchtlich vermindert ist, muß man doppelt mit der Arbeit und dem Ertrag des Fleisses geizen. Dann ist mehr als jemals das Beispiel gefährlich und ansteckend, was der aus der Hand gefütterte Müssiggänger dem muthlosen Arbeiter giebt, der nun größere Schwierigkeiten als je besiegen muß, um sich einen, oft nur wenig ergiebigeren Unterhalt zu verschaffen. Darum muß die Regierung mit verdoppelter Strenge darüber halten, daß wer arbeiten kann, arbeiten müsse, um zu essen. Sie wird durch zweckmäßige Polizeianstalten in den Dörfern und Distrikten dafür sorgen, daß jedem arbeitsfähigen Armen Gelegenheit verschafft werde, durch Arbeit auf dem Lande sein Brod zu erwerben. Freilich ist das in der Anwendung schwer: aber doch nicht unmöglich, nicht so schwer, als diejenigen es vorstellen, die jene anhaltende Aufmerksamkeit scheuen, die erfordert wird, um solche Anstalten durchzusetzen. Nur muß die Regierung auch alle nöthigen Mittel gebrauchen. Sie muß, bei einer angemessenen Oberaufsicht, eine hinlängliche Anzahl Personen bei der Ausführung der Vorschriften gebrauchen, und vor allen Dingen dafür sorgen, daß wohleingerichtete Zwangsarbeitshäuser jeden aufnehmen können, der arbeitsfähig ist, und dennoch lieber betteln und müßig umherstreifen, als arbeiten will. Auch würde man, so viel möglich, zweckmäßige Veranstaltungen treffen, diejenigen Armen, die als wirklich hülflos, allerdings ein Gegenstand des öffentlichen Mitleidens sind, zu versorgen, ohne daß sie den Einzelnen zur Last fallen, und mit muthwilligen Bettlern vermischt werden können.

Bei der Ausführung der Veranstaltungen zur Wiederherstellung des Wohlstandes, muß man die Aufsicht des Ganzen verbinden, mit der Sorgfalt für das Detail.

Eine Behörde erlasse alle allgemeinen Verfügungen; sie halte den Endpunkt, in den alle Fäden zusammenlaufen. Nur dann entsteht jene Einheit, jenes Zusammenwirken zu einem Zweck, auf dem der Erfolg aller Maaßregeln vorzüglich beruhet.

Aber die Anwendung in den verschiedenen Distrikten überlasse man so viel möglich den einzelnen Gemeinen. Sie kennen am besten die Bedürfnisse eines jeden, die Mittel, ihnen abzuhelfen. Sie können fast allein über die Ausführung wachen, und werden es thun, wenn man ihnen Zutrauen zeigt. Man wende nicht ihre Partheilichkeit ein. Allen einzelnen Misbräuchen vorzubeugen, vermag nicht die menschliche Weisheit: nur von den überwiegenden Vortheilen kann die Rede seyn. Und diese

diese sind nicht zweifelhaft, wenn die oberste Behörde ihre Pflichten erfüllt.

Diese Vertheilung der Mitwirkung zu den wohlthätigen Absichten der Regierung hat noch einen andern wesentlichen Vortheil. Sie macht sie populär. Man lasse sich doch ja nicht verleiten, durch Ministerstolz oder blinden Haß gegen sogenannten Demokratism, diese Rücksicht für unerheblich zu halten. Wer Erfahrung in der Verwaltung öffentlicher Angelegenheiten hat, weiß es nur zu wohl, wie viel diese Stimmung des Volks für die Befolgung aller Vorschriften entscheidet, wie viel sie zum Wohl des Ganzen, zur Zufriedenheit jedes Einzelnen beiträgt. Und zumal ist sie entscheidend in dem Fall, wovon hier die Rede ist. Wenn die Regierung beträchtliche Summen verwenden will zu dem populärsten Zweck, der sich denken läßt, kann es ihr dann gleichgültig seyn, bei jedem Einzelnen die Ueberzeugung zu bewirken, sie habe gerade an ihn gedacht, habe gethan, was irgend in ihren Kräften stand, um eben seine Bedürfnisse zu erforschen und ihnen abzuhelfen.

So steht natürlicher Weise die Verwaltung der Creditkasse, und jene Veranstaltung zur Unterstützung einzelner, besonders Bedürftigen, unter der unmettelbaren Aufsicht der Regierung. Sie wird sie einer Behörde auftragen an dem Orte, den das Lokal vorzüglich in so weit empfiehlt, als man von dort aus am besten nach allen Gegenden des Landes wirken kann.

Allein diese Behörde ernennt in den verschiedenen Provinzen und Distrikten Commissionen, welche ihre Vorschläge nach den besondern Bedürfnissen einrichten, die Sicherheit für die zurückzuzahlenden Anleihen untersuchen, die Vertheilung der Gelder oder Sachen und das Zahlwesen besorgen, über die zweckmäßige Anwendung wachen. Ueber die Organisirung dieser Commissionen allgemeine Vorschriften zu geben, ist nicht möglich. Alles beruhet auf Localitäten, die in jeder Provinz andere Modificationen anrathen. Nur zwei Bemerkungen dürften ziemlich allgemeine Anwendung finden. Die eine ist, daß man das System nicht zu künstlich mache, nicht eine zu vielfache Stufenfolge annehme. Wenn die untersten Abtheilungen nicht eine gewisse Eigenmächtigkeit haben, versteht sich, immer unter genauer Aufsicht und Leitung der obersten Behörde, so wird der Gang der Geschäfte zu sehr verzögert, und man schwächt die Meinung von eigener Verantwortlichkeit, welche für den Erfolg solcher Maaßregeln so viel entscheidet. Die zweite ist, daß man nicht blos öffentliche Beamte darin setze, sondern verständige Männer der Gegend aus allen Ständen, welche die öffentliche Meinung für sich haben. Durch eine solche Wahl wird die Popularität eben so sehr befördert, als sie der zweckmässigen Anwendung der von der Regierung gegebenen Mittel zuträglich ist.

Gleiche Grundsätze gelten in Ansehung aller übrigen Maaßregeln; die

Ver-

Verschiedenheit des Gegenstandes kann Modificationen heischen, aber nie den Gesichtspunkt an sich ändern. Es bleibt immer ausgemacht, daß eben unter solchen Verhältnissen, als nach einem beendigten Kriege entstehen, mehr als je Lokalumstände in Betracht kommen müssen: und für Bedürfnisse, die sich darauf beziehen, sie seyen von welcher Art sie wollen, dürfte kaum auf eine angemessene Weise gesorgt werden.

Ueberhaupt sey es mir vergönnt, auch hier einen Wunsch zu äußern, den ich aus vieljährigen Dienstgeschäften in mehreren Zweigen der Staatsverwaltung gezogen habe, und der bei mir — ich läugne es nicht — durch Erfahrung ein großes Gewicht erlangt hat.

Es ist der, daß die Regierungen es der Mühe werth achten möchten, sich mehr mit den Ansichten der Verständigen im Volke zu umgeben. Ob dies durch Berathschlagungen der Stände auf Landtagen geschehe, oder durch Versammlungen von Deputirten oder angesehenen Männern, unter Leitung der öffentlichen Autorität, oder auf welche andere Art — das ist gleichgültig. Aber die Sache ist es nicht. Gewöhnlich sieht die Regierung immer nur durch ihre Beamten. Diese Ansicht bleibt einseitig und mangelhaft, auch bei dem besten Willen und glücklichen Talenten. Denn welche Bemühung auch der Beamte anwende, sich zu unterrichten: das ist nicht dasselbe, als wenn eine solche Versammlung die Gegenstände erwägt. Wie viele Fehlgriffe in der Verwaltung aller Länder rühren blos aus Mangel an Kenntniß des Lokalen her; sie würden größtentheils vermieden, wenn die Regierung die Stimme der Unterrichteten vernehmen könnte. Und wie sollte sie es nicht wollen? Es giebt des unvermeidlichen Uebels in der bürgerlichen Gesellschaft immer noch genug, um nicht das mögliche anzuwenden, es zu vermindern.

Der wandelnde Fisch. *)

Wenn das sorgfältigere Studium der Natur vor leichtsinniger Annahme wundersamer Erzählungen bewahrt: so wird eben dasselbe auch behutsam machen, in Verwerfung dessen, was von den gemeinen Erscheinungen abweicht. Es hat Mühe gekostet, ehe selbst berühmte Schriftsteller im Fache der Naturgeschichte an die keinen Zweifel mehr zulassende son-

*) Siehe das 58ste Stück des Hannov. Mag. v. d. J.

sonderbare Ausbildung der Jungen von der Surinamischen Kröte (Rana pipa) glaubten. v. Humbold's und Cuvier's Ansehen nöthigen uns nun, die Schlangeneidechse (Siren lacertina) ins System aufzunehmen. Und was der scharfsinnige Blumenbach bei Gelegenheit des Neuholländischen Schnabelthieres, nach Plinius, sagt: De rerum natura nihil incredibile esse existimandum, werden wohl noch manche Produkte dieses noch so wenig bekannten Welttheiles rechtfertigen.

In einem mit vielen stattlichen Zeugnissen versehenen Werke über die **Fische bei den Molukken und in andern südlichen Meeren**, ist, mit dem Namen Sambia, ein Fisch abgebildet, mit vier Füßen könnte man sagen; und dabei stehen die Worte: „Loopvisch ou poisson courant d'Amboine. Je l'ai attrapé sur le sable et l'ai gardé *trois jours* en vie dans ma maison, *comme un petit chien qui me suivoit par tout fort familièrement.*" Diese Anekdote mag nun auf sich beruhen. Denn obgleich bekannt ist, daß Aale des Nachts in Erbsenfelder aus dem Wasser schleichen; so hat doch die Physiologie gar starke Einwendungen gegen einen längern Aufenthalt eines Fisches ausser dem ihm zukommenden Elemente; und der Verfasser dieses Werks hat, bei allen stattlichen Zeugnissen die ihm vorgedruckt sind, seine Glaubwürdigkeit sehr verdächtig gemacht durch die **Meerjungfer**, die am Ende desselben abgebildet steht, völlig wie es beim Horaz heißt:

Desinit in piscem mulier formosa superne;

welche, nachdem man sie gefangen hatte, 4 Tage und 7 Stunden gelebt haben soll. Unterdessen die Abbildung jenes Fisches, der, wie ein Hund, dem Verfasser nachgelaufen seyn soll, ist unverwerflich. Der Fortsetzer der Buffonschen Naturgeschichte, Gr. **Lacepede**, hat sie eben so in seinem classischen Werke über die Fische, nach hinterlassenen Zeugnissen des berühmten Commerson, und macht daraus ein eigenes Geschlecht, mit dem Nahmen **Händeschwimmer** (*Chironecte*). Die vier Flossen nemlich sind so geformt und gestellt, daß sie wohl Händen oder Füßen ähnlich scheinen können. Ueberhaupt kann man kaum sonderbarere Gestaltungen sich denken, als unter den Fischen wirklich vorkommen.

F.

Hannoversches Magazin.

70tes Stück.

Montag, den 29ten August 1808.

Beschreibung
des feierlichen Empfangs Heinrichs III. von England, durch die Stadt und hohe Schule zu Paris im J. 1254.

Vom Hofrath Meiners in Göttingen.

Im Jahr 1254. bat Heinrich III. König von England, um die Erlaubniß, seinem Schwager Ludewig IX. von Frankreich in seinem Reiche und in seiner Hauptstadt einen Besuch abstatten zu dürfen. Ludewig der neunte ladete den hohen Gast nicht nur auf das freundlichste ein, a) sondern befahl auch allen seinen Vasallen und Städten, durch deren Gebiet der König von England kommen würde, daß sie alle Unsauberkeiten, und was sonst die Augen beleidigen könne, entfernen: daß sie Häuser und Kirchen mit Kränzen, Blumen und kostbaren Teppichen schmücken; daß sie endlich den fremden Monarchen in Feierkleidern, mit brennenden Kerzen, auch Gesang und Musik eben so ehrerbietig und freudig bewillkommnen, als während seines Aufenthalts bewirthen möchten. b) Der König von England hatte ein Gefolge von tausend der schönsten Pferde, außer einer unzähligen Menge von Packpferden und Karren, welche letzteren auch mit den ausgesuchtesten Thieren bespannt

 wa-

a) M. s. Continuatorem Matthaei Parif. ap. Bulaeum III. 277. etsq. p.

b) l. c. . . . ut deposito luto, stipitibus et omni visus offendiculo, ornare studerent omnia pallis, frondibus, floribus et aliis, quibus poterant, ornamentis, et ut facies ecclesiarum et domorum redimirent, et cum canticis et classico, cereis, et festivis induciis reverenter et gaudenter reciperent, venienti obviantes et moranti obsequentes.

waren: eine nie gesehene Pracht, worüber die Franzosen höchlich erstaunten! c) Heinrich III. führte seine Gemahlin und eine Gräfin von Cornwallis, beide Schwestern der Königin von Frankreich, mit sich. Ludewig IX. und seine Gemahlin gingen dem Könige und der Königin von England entgegen. Eben dieses thaten die Gräfinnen von Provence und Anjou, Schwestern der Königinnen von Frankreich und England, nebst ihrer Mutter, der Gräfin Beatrix von Provence.

Als die Lehrer und Lernenden in Paris, besonders die von der Anglicanischen Nation hörten, daß so viele Könige, Königinnen, Prinzessinnen und andere Große ihren Einzug in Paris halten würden; so setzten sie ihre Vorlesungen aus, schafften sich Wachskerzen, Feierkleider d) und andere Dinge an, wodurch sie ihre Freude an den Tag legen könnten, und zogen mit Kränzen und Blumen, mit Gesang und Musik den kommenden fürstlichen Personen entgegen. e) Mit Freude und Bewunderung erblickten die Könige und ihr Gefolge, vorzüglich der König von Frankreich, die zahlreichen und edlen Schaaren der Lehrer und Zöglinge der hohen Schule. Ludewig IX. dankte ihnen für die Ehre, welche sie ihm und seinen Gästen erwiesen hätten. f) Sowohl die hohe Schule als die Einwohner von Paris brachten nicht nur den Tag des Einzuges, sondern auch den folgenden Tag in einem beständigen frohen Jubel zu. Ludewig IX. ließ Heinrich III. die Wahl, ob er mitten in der Stadt im Königlichen Pallaste, oder außer der Stadt in dem Hofe der Tempelherren, oder sonst anderswo absteigen wolle? (Wie klein war Paris in der Mitte des 13ten Jahrhunderts in Vergleichung mit dem heutigen!) Der König von England wählte den Tempelherrenhof, weil dieser so geräumig war, daß er ein ganzes Heer aufnehmen konnte. Der Hof der Tem-

c) l. c. Habuit rex in comitatu suo proprio mille equos pulcherrimos cum suis honorabilibus Assessoribus exceptis bigis, et summariis, cum equis electis, quorum multitudo erat inaestimabilis, adeo ut Franci de novitate non provisa obstupuerint.

d) Vestesque festivas, quas vulgus cointisas appellat.

e) Cantantes ramigeri et florigeri cum fertis et coronis, et musicis instrumentis processerunt venientibus obviam, et erat numerus adventantium, et obviantium infinitus.

f) l. c. Cum autem reges, et qui eis assistebant, . . . venirent Parisius, et occurreret advenientibus talis ac tanta Parisianae universitatis nobilitas, gavisus est Rex Francorum quam plurimum, et grates retulit Clericis de multiplici honoris impensione.

Tempelherren hatte einen ausserordentlichen Umfang, weil er zu gewissen Zeiten, wo General-Capitel gehalten wurden, alle Tempelherren diesseits der Alpen beherbergen mußte, in dem die Tempelherren ihre Zusammenkünfte und Berathschlagungen nicht anders als in der Nacht hielten. g) So weitläuftig aber auch der Tempelherren-Hof war, so reichte doch weder er, noch auch alle Häuser bis an den Greve-Platz hin, das Gefolge des Königs von England zu fassen. h) Viele aus dem Königlichen Gefolge mußten unter freiem Himmel schlafen. Auch wurde ein großer Theil der Pferde, für welche man keine Stallung finden konnte, über verschiedene offene Plätze vertheilt. Am Morgen nach seiner Ankunft befahl Heinrich III. daß alle Thüren und Thore des Tempels und der dazu gehörenden Häuser geöffnet würden, damit man die Armen erquicken könne. Ungeachtet die Zahl der Armen beinahe unendlich war, so blieb doch keiner übrig, der nicht mit Fischen und Fleisch, mit Wein und Brodt reichlich wäre gesättigt worden. Während daß man die Armen speiste und tränkte, besuchte der König von England in Begleitung seines Schwagers die Königliche Capelle, und bezeugte den darin enthaltenen heiligen Reliquien seine Ehrfurcht durch kostbare Geschenke. Auch verrichtete er seine Andacht an andern ehrwürdigen Plätzen, wo er gleichfalls königliche Gaben zurückließ.

An demselbigen Tage speiste der König von Frankreich bei dem Könige von England in Gesellschaft beider Königlichen Familien. Alle Höfe und Säle sowohl im Tempel als in den dazu gehörigen Gebäuden waren mit besetzten Tafeln angefüllt. Keine Thür war verschlossen. Keinem wurde der Zugang versagt. Nach der Mahlzeit schickte der König von England den Großen des französischen Hofes silberne Becher oder goldene Spangen, oder seidene Kleider und andere kostbare Geschenke. Selbst zu den Zeiten des Königs Arthur oder Carls des Großen war kein so glänzendes Gastmahl gegeben worden; so groß war die Menge von Speisen und Getränken, die Behendigkeit und Sorgfalt der Bedienung, die Ordnung der Tafeln und Gäste, und die Pracht der Geschenke. Die Könige aßen in dem großen Rittersaal,

g) Quia cum templarii omnes cismontani temporibus ac terminis suis ad generale eorum capitulum conveniunt, hospitia ibidem inveniunt competentia. Oportet enim, quod in una curia quiescant, quia de nocte sua contractant in capitulo negotia.

h) Et cum ibidem hospitia tot essent infra curiam, tamen comitatus adeo fuerat numerosus, ut sub dio dormire multi cogerentur, non sufficientibus etiam vicinis domibus versus plateam, quae Greva appellatur, inhabitatis.

saal, dessen vier Wände allenthalben nach morgenländischer Sitte mit Schilden behangen sind. Unter diesen war auch der Schild des Königs Richard von England. Bei Gelegenheit dieses Schildes sagte ein Hofnarr zum Könige Heinrich: wie hast du den König von Frankreich und seine Großen zu einem frohen Mahle in dieses Haus einladen können, wo sie den Schild des Königs Richard finden, den die Franzosen noch jetzt nicht ohne Schrecken ansehen? Die Ordnung der Tafel war folgende: In der Mitte saß der König von Frankreich zu seiner Rechten der König von England, zur Linken der König von Navarra. Der König von Frankreich drang darauf, daß der König von England in der Mitte und erhabener sitzen sollte. Nein, mein König, antwortete Heinrich III., ihr verdient den Ehrenplatz, da ihr mein Herr seyd und bleiben werdet. Der König von Frankreich erwiederte mit leiser Stimme: wollte Gott, daß ein jeder sein Recht ungekränkt erhielte! Allein das leidet der Stolz der Franzosen nicht. Auf die Personen von der Königlichen Familie folgten die Herzöge, ein jeder nach seinem Range. Zwischen den Herzögen saßen 25 Personen erhabener, als die Herzöge selbst: unter andern zwölf Bischöfe. i) Die Zahl trefflicher Ritter ließ sich gar nicht schätzen. Der Gräfinnen waren achtzehn. Nach der Mahlzeit begab sich der König von England in den Pallast des Königs, um dort die Nacht zuzubringen. Heinrich III. wollte seinem Schwager diese Beschwerde gern ersparen. Allein der König von Frankreich antwortete scherzend: Dieß ist mein Wille, der ich Herr und König in meinem Reiche bin! Auf dem Wege nach dem Pallaste bewunderte der König von England die Schönheit der Häuser in Paris, die aus Gypssteinen erbauet, und drei, vier und noch mehrere Stockwerke hoch waren. Eine unsägliche Menge von Menschen hing aus allen Fenstern heraus, und drängte sich auf allen Straßen zusammen, um den König von England zu sehen, dessen Pracht und Freigebigkeit bis an den Himmel erhoben wurden. k)

Im Jahr 1496. l) kam Alphonsus V. von Portugal nach Paris, um

i) Deinde Duces consedere secundum eorum dignitates et eminentias: et erant ibi tunc 25 qui sedebant eminentius ipsis ducibus, intermixti tamen. Assuerunt insuper illi convivio Episcopi 12, qui aliquibus ducibus praeponebantur, intermixti tamen baronibus.

k) ... consideravit elegantiam domorum, quae de gypso videlicet plastro fiunt in civitate Parisiaca, et mansiones tricameratas, et quatuor etiam stationum, vel amplius, a quarum fenestris projacebat utriusque sexus hominum infinita multitudo. Et catervatim conglomerabantur turbae compresse ruentes certatim, ut viderent regem Anglorum Parisiis etc.

l) St. Foix Essais Historiques sur Paris I. 268.

um Hülfe gegen Ferdinand, Sohn des Königs von Arragonien zu suchen, der ihm Castilien weggenommen hatte. Ludewig XI. erzeigte nach dem Berichte aller Geschichtschreiber dem Königlichen Gaste große Ehre, und bestrebte sich, ihm alle nur mögliche Ergötzungen zu verschaffen. Man wies dem vornehmen Fremdlinge seine Wohnung bei einem reichen Gewürzhändler an. Man führte ihn in das Palais, wo er das Vergnügen hatte, eine wichtige Sache plaidiren zu hören. Am folgenden Tage ließ man ihn der Promotion eines Doctors der Theologie in dem bischöflichen Hofe beiwohnen. Am nächsten Sonntage veranstaltete man eine Procession der ganzen Universität, die vor seinen Fenstern vorüberging. Das heißt, sagt St. Foix, einen König recht ehrenvoll logieren, und köstlich amüsiren.

Anfrage über ein die Kirschenbäume betreffendes Uebel.

Unter meinen im Frühjahr 1805 gepflanzten jungen Obstbäumen waren zween, zwar in der Veredlung misglückte, aber sehr gut gewachsene Bäume. In diesem Frühjahre fingen sie mit den übrigen Bäumen an zu grünen und zu blühen; aber in der Mitte des Mai's wurden die Blätter an dem Hauptzweige eines dieser beiden Bäume, dessen Stamm unten 3 Zoll im Diameter hat, welk und trocken, die Nebenzweige, welche nicht ein so reines Bast wie jene hatten, blieben jedoch grün. Am Ende des Mai's ergieng es mehreren nicht weit davon stehenden Kirschbäumen eben so. Nach vergeblichen Versuchen, die Ursache zu entdecken, fand ich in den Bäumen eine zahllose Menge kleiner Wurmlöcher, wie solche sonst in altem trocknen Holze sind, als wenn mit einer starken Stopfnadel durch die Rinde in das Holz gestochen wäre. Ich fing an zu seciren, und die Wurmlöcher, wofür ich diese kleinen Kanäle hielt, gingen nicht nur bis ins Mark des Baums, sondern einige gingen sogar bis an die gegenseitige Rinde. An einem Stamme waren diese Löcher schon leer, an einem andern aber fand sich ein kleiner schwarzer Käfer, dessen Kopf so groß als ein großer Nadel- oder Spendelknopf war, und der mit Hornflügeln, worunter die kleinen Netzflügel lagen, bedeckte Leib war in proportionirlicher Länge von gleicher Dicke. In andern Löchern war ein nicht ganz ausgebildeter Käfer, der noch keine Hornflügel hatte; in andern kleine Maden, Würmer oder Puppen, wahrscheinlich die Embryonen der Käfer, weiß und vorn am Kopfe schwarz, von der Größe kleiner Käsemilben. Wie schädlich sie dem Baume sind, bewies die Farbe des Holzes in ihrer Nähe. Ich wünsche von Kennern der Baumzucht belehrt zu werden, ob dies beschriebene Insekt auch andern als Kirschbäumen gefährlich ist, und wie man diese dagegen schützen könne?

Jo. Pf.

Meteorologische Beobachtungen in Göttingen.

Monat April 1808.*)

Tage	Stunden	Barometer	Therm. F.	Therm. R.	Wetter	Wind
1	5¾	2955	25	—3	w.	N 0 — 1
	2	2944	41	4	w.	W 1 — 2
	10	293¹	29	—1	S.	— — 1
2	5¾	293²	24	—4	w.	WNW 1 — 2
	2	2960	36	2	S.	WNW 1 — 2
	10	2982	21	—5	h.	— 0 — 1
3	5½	2985	21	—5	l. W.	WSW 0 — 1
	2	2994	42	4	l. W.	WSW 1 —
	10	2995	28	—2	l. W.	— 0 — 1
4	5½	2992	33	0	S.	SSW 0 — 1
	2	2993	51	8	w.	SSW 1 — 2
	10	2984	42	4	w.	— 1 — 2
5	5½	2969	44	5	R.	SW 2 —
	2	2962	54	10	tr.	SSW 2 — 3
	10	2943	52	9	st. R.	— 2 — 3
6	5½	2962	43	5	r.	WSW 0 — 1
	2	2965	51	8	vl. R.	WSW 0 — 1
	10	2966	52	9	vl. R.	— 2 —
7	5½	2965	51	8	vl. R.	WSW 0 — 1
	2	2970	56	11	vl. R.	WSW 2 —
	10	2970	50	8	vl. R.	— 1 — 2
8	5½	2952	47	7	vl. R.	W 0 — 1
	2	2926	47	7	vl. R.	W 0 — 1
	10	2963	34	1	tr.	— — 2
9	5½	2972	33	0	d. W.	NW 1 — 2
	2	2978	42	4	S.	NW 1 — 2
	10	2989	33	0	w.	— 1 —

*) Die Beschaffenheit der Instrumente und Maaßen, deren man sich bedient, s. N. Hann. Mag. vom J. 1807. St. 14. S. 209.

Tage	Stunden	Barometer	Therm. F.	Therm. R.	Wetter	Wind	
10	5¼	2996	33	0	b. W.	WNW	0 — 1
	2	3011	45	6	w.	WNW	1 —
	10	3012	38	3	w.	—	0 — 1
11	5¼	2993	40	4	r.	W	0 — 1
	2	2987	49	8	w	N	— 2
	10	2990	39	3	w.	—	1 — 2
12	5¼	2982	38	3	b. W.	NNW	1 —
	2	2983	45	6	R.	NW	1 —
	10	2993	40	4	b. W.	—	0 — 1
13	5¼	2997	31	0	w.	NNO	0 — 1
	2	3006	46	6	r.	NW	1 — 2
	10	3009	40	4	tr.	—	0 — 1
14	5¼	3003	41	4	tr.	NW	0 — 1
	2	3004	56	11	tr.	NW	0 — 1
	10	3001	46	6	tr.	—	— 1
15	5¼	2991	43	5	tr.	NW	0 — 1
	2	2987	59	12	w.	WSW	— 1
	10	2984	47	7	tr.	—	1 — 2
16	5¼	2983	35	1	b. W.	NNW	1 — 2
	2	2992	49	8	w.	NW	1 — 2
	10	2992	37	2	S. l.	—	0 — 1
17	5	2987	32	0	b. W.	NNW	0 — 1
	2	2994	41	4	S. l.	NW	1 —
	10	2994	32	0	h.	—	0 — 1
18	5	2984	32	0	S. l.	W	1 —
	2	2985	46	6	w.	W	— 1
	10	2982	36	2	b. W.	—	0 — 1
19	5	2974	29	—1	b. W.	OSO	0 — 1
	2	2968	51	8	b. W.	OSO	— 2
	10	2965	42	4	l. W.	—	— 2
20	5	2961	36	2	w.	SO	0 — 1
	2	2962	61	13	w.	SO	0 — 1
	10	2968	48	7	b. W.	—	0 — 1

Tage	Stunden	Barometer	Therm. F.	Therm. R.	Wetter	Wind.	
21	5	2958	35	1	t. W.	SO	0 — 1
	2	2952	63	14	w.	SO	1 — 2
	10	2958	46	6	l. W.	—	1 —
22	5	2961	35	1	h.	SW	0 — 1
	2	2968	54	10	w.	S	— 2
	10	2971	40	4	h.	—	0 — 1
23	5	2962	40	4	tr.	S	0 — 1
	2	2957	57	11	r.	S	— 1
	10	2953	42	4	tr.	—	0 — 1
24	5	2951	39	3	w.	SW	0 — 1
	2	2953	56	11	w.	SW	1 — 2
	10	2959	42	4	l. W.	—	1 —
25	5	2958	35	1	w.	WSW	0 — 1
	2	2968	54	10	w.	WSW	0 — 1
	10	2973	45	6	tr.	—	0 — 1
26	5	2973	42	4	tr.	NNW	0 — 1
	2	2971	49	8	R.	NO	2 —
	10	2969	46	6	R.	—	0 — 1
27	5	2965	44	6	r.	NO	0 — 1
	2	2969	49	8	vl. R.	SW	0 — 1
	10	2971	44	6	r.	—	0 — 1
28	5	2970	42	4	d. W.	WSW	0 — 1
	2	2965	52	9	r.	WSW	0 — 1
	10	2963	44	6	tr.	—	0 — 1
29	5	2964	39	3	r.	N	0 — 1
	2	2977	46	6	d. W.	O	0 — 1
	10	2980	35	1	h.	—	0 — 1
30	5	2980	30	— 1	l. W.	NO	0 — 1
	2	2985	49	8	l. W.	SO	1 — 2
	10	2982	39	3	h.	—	0 — 1

F. C. W.

Neues
Hannoversches Magazin.
71tes Stück.
Freitag, den 2ten September 1808.

Die Früchte der Freundschaft.

Man klagt, daß die liebliche und wohlthätige Pflanze der Freundschaft in unsern Tagen nicht mehr so sorgsam und emsig gepflegt werde, wie zu den Zeiten unsrer Väter; und leider hat diese niederschlagende, auf die Ausartung der Menschheit hinwinkende Klage einigen Grund, aber doch für den, der nur einige Welt- und Menschenkenntniß besitzt, nichts befremdendes. Denn — um nur etwas anzuführen — wie auffallend leichtsinnig geht man schon mit den bloßen Namen „Freund und Freundschaft" um; wie allgemein verwechselt man diese theuren Benennungen mit den weniger bedeutungsvollen „Bekannter und Bekanntschaft;" wie häufig werden sie an Menschen verschwendet, mit denen uns bloß einmal eine Gesellschaft auf wenige Stunden verband! Aber wenn man so mit den Worten, die doch eigentlich einen edlern und mehr umfassenden Begriff bezeichnen, spielet, und sie, ihrem wahren Sinne zuwider, mißbraucht, — wie kann alsdann wohl allgemeine Achtung für die Sache selbst Statt finden? Wer getraute sichs ferner wohl, zu leugnen, daß manche Freundschaften aus trüben unreinen Quellen fließen, daß Eitelkeit, Selbstsucht, niederer Eigennutz, der vorher emsig den Gewinn überrechnet, dabei im Spiele sind, daß also auch ganz natürlich, treue, in Noth und Elend ausdauernde, mit uns duldende und uns helfende Freunde keine Alltags-, sondern eine seltenere Erscheinung sind? Und dann — rühren und erschüttern die traurigen Worte: „Freundschaftsbruch und Freundschaftsverletzung" unser Herz noch in dem Grade, wie sie unsre Vorfahren rührten und erschütterten? — Ja, zweifelt nicht sogar mancher (freilich kann das nur ein düsterer, unmuthsvoller Charakter seyn) an der Existenz wahrer, uneigennütziger, treuer Freundschaft, und folgt endlich aus diesen wenigen Winken nicht wohl, daß allerdings zu

zu obiger Klage Grund vorhanden seyn mag?

Doch, ist gleich ausharrende Treue, innige uneigennützige Liebe, auf ächte Gefühle des Herzens, auf gleiche Wärme für Tugend und Sittlichkeit der Denk- und Empfindungsart sich gründende Freundschaft, eben nicht hervorstehender Geist unsrer Tage: so wohnen doch noch Freundschaft, herzliche Wechselliebe und innige Vertraulichkeit auf Erden, und verbinden den Menschen mit Menschen zum süssesten Genuß ihrer Früchte. In den Hütten der Armen, wie in den Pallästen der Großen und Mächtigen, wird sie, Gottlob! noch mit Freuden aufgenommen, wenn sie sich in ihrer eigenthümlichen edlen Gestalt zeigt. Aber fürwahr, diese Himmelstochter ist es auch werth, daß man ihr auf immer lodernden Altären Herzen zum Opfer darbringe, und den Bund der Liebe bis ins Grab schließe! Denn an ihren Früchten kann man sie erkennen; ihre Früchte sind lieblich und erquickend; wohlthätig für Zeit und Ewigkeit. — Hier sind die vorzüglichsten. *)

1) Freundschaft giebt Erleichterung für ein volles, beklommenes Herz. — Wie diejenigen Krankheiten, die aus Verstopfungen der Gefäße oder aus Stockungen der Säfte entstehen, für unsern Körper äusserst gefährlich sind und nicht selten allen Mitteln der Aerzte trotzen: so sind es auch nicht minder, wenn ich so sagen darf, die Verstopfungen des Herzens, nur daß es hier ein sicheres, untrügliches Mittel giebt, — treue, biedere Freundschaft, welche Freuden und Schmerzen, Furcht und Hoffnung, Sorgen und Gedanken, theilnehmend vom Herzen nimmt, und so jede Beklemmung und jeden Druck aufhebt. Es ist ein treffender und feiner Ausdruck, dessen sich ein alter griechischer Weltweise bediente: „verzehre dein Herz nicht!" — Wahrlich, wer seine Gedanken, seine Angst, seine Sorgen nicht in den Schooß der Freundschaft ausschütten kann (oder aus leidigem Mißtrauen nicht will); wer alles in sich verschließt, — verzehrt der nicht sein Herz, da er den Drang zur Mittheilung als Mensch fühlt, aber nicht zu befriedigen vermag? Diese Mittheilung zeichnet sich übrigens durch zwei ganz entgegenstehende Wirkungen aus; sie erhöhet und verdoppelt die Freuden und jedes angenehme Gefühl; sie verringert und versüßt die Leiden und unsere bittern Schicksale, — sie giebt einer Freude die Stärke und den Umfang von mehreren und läßt einem schmerzhaften Gefühl nur das halbe Gewicht. — O, welch eine göttliche Frucht der Freundschaft! Sie schaffet Freuden fürs Herz, wälzt von den

beeng=

*) Vergl. Bacon's Essays civil and moral No. 28. of Friendship.

beengten Brust jede drückende Last, und scheucht durch ihre milde tröstende Strahlen das Wolkenheer, so die düstere Phantasie in trüben Stunden sieht, fort aus dem Gesichtskreise.

2) Freundschaft giebt Nahrung und Vervollkommnung dem Verstande. — Jede Mittheilung unserer Gedanken und Meinungen hat immer den unausbleiblichen Nutzen, daß unser Kopf heller wird und klärer sieht, weil wir uns dann bemühen, alles lichtvoll und richtig vorzutragen, und den andern auf unsre Seite zu bringen und zu überzeugen. Vorzüglich aber hat diese glückliche Folge der Umgang mit einem Freunde, dem wir unsere Gedanken, unsere Urtheile, unsere Meinungen, unsere Zweifel offenherzig gestehen können, was uns so oft Lagen, Umstände, Verbindungen u. s. w. nicht erlauben. Ist es uns um Wahrheit zu thun, so hören wir alsdann den Freund eben so aufrichtig seine Meinungen vortragen, die entweder die unsrigen mit Gründen widerlegen, oder bestätigen. In jedem Fall, auch selbst dann, wenn unser Freund kein ausgezeichneter Kopf ist, gewinnen wir am Verstande, und werden klüger.

3) Ferner, wie ungemein wohlthätig ist treuer Freunde Rath für unsern Verstand und unsre Geschäfte! — Er ist reiner, unverfälschter und sicherer, denn die Leidenschaften, die unsere eigene Ueberlegungen trüben, wirken bei dem Freunde weniger. Unser Blick ist und bleibt beschränkt; wir irren, indem wir die Sachen durch das einmal angelaufene Glas unserer Empfindungen ganz anders sehen, als sie wirklich sind. Dazu kömmt noch, daß ein jeder sein eigener gefährlichster Schmeichler ist, daß er folglich Gefahr läuft, Starrsinn, Unbiegsamkeit, Trotz und Uebermuth in seinen Charakter aufzunehmen, wenn nicht der freimüthige Rath eines Freundes dem Blinden die Augen öffnet. Ja, unsre ganze moralische Existenz muß nothwendig eine höhere Stufe gewinnen, wenn wir an Freundes Hand wandeln. Unsre Sitten, unsre Aufführung werden ja, wie uns alle sicher die Erfahrung lehrt, nicht immer durch Selbstbetrachtung und Vorhaltung sittlicher Regeln, oder durch Aufmerksamkeit auf die Fehler Anderer geordnet, und geleitet; hier vermag sehr oft das Urtheil und die Warnung eines wahren, unser ganzes Vertrauen besitzenden Freundes mehr, als alles. Wir gleichen, ohne Freund, Menschen, die, wie Paulus sagt, ihr Gesicht im Spiegel besehen, aber wenn sie weggehen, vergessen, wie sie gestaltet sind. Wissen und kennen wir gleich die Abgründe des Lasters, so taumeln wir dennoch nicht selten hinzu, gelocket durch die schmeichelnde Stimme der Sinnlichkeit, und — ist und war es nicht in solchen Fällen oft allein das Wort der Freundschaft, das mit göttlicher Kraft ins Innere drang, und uns zurückriß?

 In

In Hinsicht unsrer Geschäfte ist der Rath eines Freundes unschätzbar. Vier Augen sehen mehr und besser, als zwei, so wie die Zuschauer die Fehler beim Spiel nicht selten richtiger bemerken, als die Spieler selbst. Mag immerhin der eingebildete Mensch, in seinem stolzen Wahn, auf seinen Kopf, auf seine Einsichten, und Kräfte ein unbedingtes Zutrauen setzen, und den Rath Anderer und ihre Hülfe weder verlangen noch achten; er wird einst seine Thorheit bereuen, wenn es zu spät ist! — Nein, wünscht ihr, daß die Summe des Menschenwohls und des Menschenwissens vermehrt werde, so achtet Freundes Rath hoch, wie er es verdient! Denkt euch, daß ein jeder Städter, jeder Landmann, jeder Handwerker einen redlichen Freund hätte, mit dem er sich über alle die Dinge und Geschäfte besprechen könnte, die in seinem Kreise liegen; daß hier der Eine, mit Beseitigung alles Brodneides, gemachte Entdeckungen, oder nützliche Bemerkungen, gegen die des Anderen austauschte, — welcher Gewinn für die Geschäfte und für das bürgerliche Leben!

4) Freundschaft leistet Hülfe und Theilnahme bei den Vorfällen in unserm Leben. — Diese Frucht, lieben Leser, ist hundertfältig. Unsre menschlichen Kräfte nämlich sind sehr eingeschränkt; wir können nicht immer das, was wir wollen; aber mit einem Freunde verbunden stehen wir mit doppelten Kräften da. Er, unser anderes Ich, verbindet sein Würken, sein Nachdenken mit dem unsrigen, und so richten wir Dinge aus, die anfangs unglaublich schienen. — Wir befinden uns oft in Lagen, wo wir nirgends Hülfe erblicken, wo uns alles verläßt, wo eine kranke Einbildungskraft ihren Pinsel in die schwärzesten Farben taucht, und uns Elend und Noth vormalt! Aber wohl dem Menschen, der in solchen Augenblikken einen Freund zur Seite hat! Einem Schutzengel gleich, ist er uns mit seinem Beistande nahe; er arbeitet, er denkt an uns und allmählig verschwindet das Schreckliche unsrer Lage; — wir sind gerettet; — Oft überrascht uns ja auch der Tod mitten in wichtigen Plänen und Unternehmungen zum Wohl unsrer Familie, des Staats u. s. w.; wir können nun nichts mehr ausrichten; aber getrost! wir sind nicht ganz gestorben, unser anderes Ich lebt noch, der treue zurückgebliebene Freund wird die vorzüglichen Wünsche unsers Herzens zur Ausführung bringen, und das angefangene Werk für uns vollenden!

5) Wie süß ist's endlich, irgend eine Seele ganz sein nennen zu können, eine Seele, die fest an uns hängt, im Leben wie im Tode! — Liebe und Freundschaft sind für das edle Herz, das durch keine Leidenschaften, durch keine niedrige selbstsüchtige Neigungen verderbt ist, wahres, lebhaftes Bedürfniß. Unsre Seele

Seele sehnt sich nach einer verschwisterten Seele; unser Herz schlägt für ein ähnlich denkendes, und ähnlich fühlendes Herz. Es ist der edelste Trieb des Geistes im Menschenherzen, folgte man ihm und umschlänge das Band der Freundschaft die Menschheit: so würde die Erde ein Eden, so sproßte den Menschen Glück und Segen unter den Füßen hervor. — Aber möchte es auch von allen beherziget werden, daß zu dem Genuß dieser labenden Früchte der Freundschaft nur ein Weg führt, der Weg uneigennütziger Tugend und Liebe für Recht und Pflicht! — Wer auf dem Wege einen Freund sucht, wird ihn finden, und dann in ihm einen Schatz besitzen, dessen Werth unschätzbar fürs Leben ist.

Und so darf ich denn wohl, überzeugt von der vollen Beistimmung meiner Leser, mit einem schönen Spruche schließen, der mit wenigen Worten alles sagt:

„Der Mann, der eine Welt und keinen Freund besitzt,
„Ist ärmer, als der Knecht, den kaum ein Strohdach schützt."

O. B.

Kupferne Kessel wider Fleischwürmer.

Nicht immer hat eine geschickte und würdige Hausfrau zur Aufbewahrung der Fleisch-Vorräthe eine kühle, luftige und den Sonnenstrahlen nicht ausgesetzte Kammer in ihrer Gewalt. Dieses war auch der Fall bei einer meiner braven Mitbürgerinnen in S. Als ich sie im Sommer voriges Jahrs besuchte, so sah ich in ihrer Wohnstube mehrere kupferne Kessel stehen. Auf mein Befragen, was sie mit diesen Kesseln machen wolle, gab sie mir zur Antwort, daß, weil sie die zu ihrem Haushalt erforderlichen Speckseiten, Würste und Schinken in der an die Wohnstube gränzenden Küche aufhängen müsse, jetzt die Schinken von Würmern angefallen würden, und da stelle sie nun unter jeden Schinken einen Kessel, in welchen die Würmer herabfielen.

Eine gänzliche Abwendung der Ursachen der kleineren oder grösseren Fleisch-Verheerung durch Würmer scheint, selbst der vorsichtigsten und unermüdetsten häuslichen Aufmerksamkeit, etwas Unmögliches zu seyn. Wenn beim Einsalzen des Pöckelfleisches das vorräthige oder zu habende Salz nicht von der besten Qualität ist, oder wenn die Schlächter, welche das Einsalzen verrichten, zu wenig dieses Salzes ausstreuen, oder

aus

aus Fahrlässigkeit es nicht stark genug den Knochen andrücken; so entstehen nachmals in dem Fleische an dem Speck und in den Schinken weiße Würmer, welche sich immer weiter ausbreiten, das Ganze zum Eckel machen, das Fleisch fressen und nichts als die feinen Faden und Sehnen übrig lassen, so daß die Fleischstücke wie gegohren aussehen, übel riechen und gänzlich verdorben sind.

Kann man zum Aufhängen der Fleisch-Vorräthe nicht einen, wie anfangs gedacht, gut qualificirten Ort wählen, so kommen auch von aussen her an das Rauchfleisch, an Kopf, Hochrücken und übrige Rauchstücke schwarze rauhe Würmer, welche daran nagen, sich auch zwischen den Knochen, wo eingehauen ist, setzen, und durch ihren Abgang das Fleisch sehr unappetitlich machen.

Diesem gesammten Unwesen wollte dann meine Mitbürgerin durch Aufstellung kupferner Kessel steuren, und, um meine Neugier zu befriedigen, gieng sie in die Küche, und holte einen daselbst bereits aufgestellten Kessel herein, in welchem eine Quantität, der seit etwa einer Stunde hineingefallenen Würmer lag. Ich besah die Thierchen, die ich nicht weiter beschreibe, als daß sie weiß, ein Viertel- und einen halben Zoll lang, von der Dicke eines gewöhnlichen Strickstocks waren, und lebendig in dem Kessel, etwas matt, wie es mir vorkam, herumkrochen. Ich wunderte mich über das Verfahren meiner Mitbürgerin, und fragte sie, von wem sie solches Rettungsmittel erfahren habe? Sie antwortete, daß ihr dasselbe von einem ihrer Verwandten einmal gesagt sey, und sie sich desselben mehrere Jahre hindurch mit gutem Erfolg bedient habe; auch sey dieses Mittel, so viel sie wisse, in einigen Häusern zu Hannover und in Elze gebräuchlich. Ich gieng hierauf weg, und bei meiner Zuhausekunft erzählte ich die Anekdote meiner Frau, welcher jedoch die bemerkte Methode eben so wenig als mir bekannt war, und zeichnete die Erfahrung zu künftigem Gebrauch in mein Hausbuch.

Ohne damals und nachher weiter zu reflektiren, glaubte ich, daß das Herabfallen der Würmer in den Kessel denselben Grund habe, welcher obwaltet, wenn man Fliegen in eine mit vergiftetem Honig beschmierte Tasse lockt. Daß Metall zu gewissen Zeiten, und wie mancher glaubt, als Prognosticon einer Witterungs-Veränderung, einen dem Sinn des Geruchs merkbaren Dunst von sich gebe, ist vermuthlich jedem Leser des Magazins, wäre es auch nur aus der Erfahrung bei seinem silbernen Eßlöffel, bekannt; und so ahndete ich keinen Irrthum, wenn ich den feinen Dunst des kupfernen Kessels für eine Witterung der Würmer hielt, und mir vorstellte, daß die Würmer, um an der Quelle ihren Appetit völliger

liger zu laben, den Salto mortale in den Kessel wagten, nach dem Princip: dulcius ex ipso fonte bibuntur aquae.

Aber in meinem bisherigen Dafürhalten bin ich neulich durch die Aeusserung eines Freundes, welcher zu physikalischen und chemischen, obwohl nicht gelehrten, Erforschungen, mehreren Beruf, als ich, hat, irre gemacht worden. Als wir in einer Gesellschaft uns befanden, in welcher von allerhand ökonomischen Unfällen die Rede war, so fiel das Gespräch auf die bei jetziger Wärme eintretende Gefahr der Fleisch-Vorräthe, und einige Hausfrauen erhoben schon Klagen über die Fleischwürmer. Ich erinnerte mich des aufgezeichneten Gegenmittels, und empfahl schleunige Ausstellung der kupfernen Kessel, als Lockspeise für die Würmer.

Da fiel mir nun mein Freund ins Wort, und behauptete, daß die kupfernen Kessel wohl keine Lockspeise für die Würmer enthielten, sondern daß die aus dem Kupfer aufsteigenden Arsenikaldünste die über den Kesseln befindlichen Würmer lähmten, daß ihre Füße sich nicht mehr in dem Fleische halten könnten, und sie also natürlich in die Kessel fielen.

Diese Behauptung war mir frappant, meine bisherige Meinung wankte und fast habe ich sie verabschiedet.

Nur hat die Erklärung meines Freundes eine Besorgniß über den Speiseverbrauch der mittelst Ausstellung kupferner Kessel von Würmern befreieten Schinken und andrer Fleischstücke in mir erweckt.

Wenn, argumentire ich, die aus kupfernen Kesseln aufsteigenden Arsenikaldünste die Fleischwürmer lähmen können, zieht da nicht der Dunst auch in die Schinken und übriges Fleisch? und wird nicht das mit solchem Dunste imprägnirte Fleisch beim Verbrauch zu Speisen der menschlichen Constitution, wenigstens der von schwächerer Art, nachtheilig werden können. Ja, ist es nicht überhaupt bedenklich, in Speisekammern und in der Nähe von Fleisch-Vorräthen kupferne Kessel und kupferne Geschirre aufzubewahren?

Ich wähle diese Blätter, um einen chemischen Diätetiker zu veranlassen, sein besseres Urtheil über die Wirkung kupferner Geschirre auf die Fleischwürmer gefälligst bekannt zu machen.

S . . . f. S . . . 8.

Bei-

Beiträge zu Joachim Götze Leben.

Aus Joachim Velsteins, Predigers zu Einbeck, Leichenpredigt auf ihn und den Sohn Joachim Victor Götze, beide von Ohlenhausen zu Ein- und Lutterbeck Erbsassen, gedr. zu Goslar 1660 in Quart. Er ist den 27ten April 1583 gebohren, 1627 Cammerrath zu Wolfenbüttel worden und den 18ten September 1657 verstorben. Der ältere Cammerrath und Doctor der Rechte, Joachim Götze, der wenigstens bis 1613 gelebt hat, ist seines Vaters Bruder gewesen. Desselben gedenkt, ausser Spittler, Leuckfeld in den Walkenried. Antiquit. II. 113, Köhler in der Nachr. von den Br. Lüneb. Erblandhofämtern 47. 115, und die Göttingische Zeit- und Geschichts-Beschreibung I. I. 170. I. II. 105.

U. F. C. M.

Auch in Harenbergs Historia ecclesiae Gandershemensis dipl. S. 1575 fand ich gelegentlich vor kurzem Einiges, was den Dichter Joachim Götz und seine Familie betrifft.

Goetzii quidam (heißt es da) ad nobilitatis honorem evecti, sese ab Olenhusen cognominarunt et Jagemannis in feudo Gandershemensi successere, quod complectebatur decimam Wettebornensem, parochiam Fredensem et quatuor mansos ad Osterode. Capitulares a. 1629 infeudarunt Joachimum Goetzium, Embecensem, consiliarium Ducis Brunsvicensis, fratresque Curtium et Julium etc.

G. F. B.

Benutzung des Runkelrübenkrauts.

Das Kraut von Runkelrüben, wie Spinat zugerichtet, liefert ein wohlschmeckendes Essen, das manche dem Spinat vorziehen werden. Da die abgeblatteten Runkelrüben von neuem wieder ausschlagen, so ist es räthlich, zu obigem Zweck diesem Gewächs einen Platz auf Gartenlande zu vergönnen.

Hannoversches Magazin.

72tes Stück.

Montag, den 5ten September 1808.

Nachricht
über die Schrift des Petrus Rebuffus de privilegiis Scholarium, und über eine andere Schrift unter gleichem Titel vom Horatius Lucius oder Lutius.

Vom Hofrath Meiners zu Göttingen.

Es gab eine Zeit, wo ruhmlose und berühmte Männer mit einander wetteiferten, Lobreden auf Dinge zu halten, die allgemein verachtet, oder gefürchtet und verabscheut werden. Um dieselbige Zeit übte eine Menge von Schriftstellern ihren Witz und ihre Beredsamkeit in der Aufsuchung und Verherrlichung der Privilegien nicht nur aller Stände, Geschlechter und Alter unter den Menschen, sondern auch selbst lebloser und erdichteter Gegenstände. a) Unter den verschiedenen Ständen waren es besonders die Stände der Lehrer und Lernenden auf hohen Schulen, welche man so viel, als möglich, zu erheben suchte. Die größten Uebertreiber der Privilegien von Lehrern und Lernenden, vorzüglich von Lernenden, waren Petrus Rebuffus und Horatius Lucius, beide Rechtsgelehrte des sechszehnten Jahrhunderts. b) Dieser brachte die Zahl der Privilegien von Scho-

a) In dem 18ten Bande des Tractatus Tractatuum, welcher die Schriften des Rebuffus und Lutius de privilegiis Scholarium enthält, steht unter andern die Abhandlung des Hieronymus Praevidellus de peste et ejus privilegiis Fol. 171.

b) Rebuffus war 1487 gebohren und starb 1557. Bulaeus VI. 526. Seine Schrift de privilegiis Scholarium ward nicht nur in Frankreich, sondern

 auch

Scholaren auf hundert und vier, Jener auf hundert und achtzig. Die Schriften von beiden, welche de privilegiis Scholarium handelten, erhielten nicht bloß im sechszehnten Jahrhundert einen gewissen Ruf, sondern behaupteten ihn auch in den folgenden Zeiten. Der Professor Ludovici in Halle machte im Jahre 1705 einen Auszug aus dem Werkchen des Rebuffus, ließ den Auszug mit einem fortgehenden Commentar drucken, und hielt dann öffentliche Vorlesungen darüber. c)

Rebuffus lehrte die Rechte mit großem Beifall auf mehreren französischen Universitäten, und schrieb eine beträchtliche Zahl von Büchern, die noch jetzt ihr Ansehen nicht ganz verlohren haben. Wenn die übrigen Bücher demjenigen ähnlich sind, womit ich meine Leser jetzt unterhalten will, so hätten sie lange verdient, einer ewigen Vergessenheit übergeben zu werden. Die Schrift de privilegiis Scholarium war eine der ersten Früchte oder Spiele des jugendlichen Geistes des Rebuffus. d) Man achtete auf dieses Bekenntniß nicht, und führte die Schrift beständig als eine ernstliche gelehrte Untersuchung an. Rebuffus mag im Scherze oder im Ernst von den Privilegien der Studierenden geschrieben haben; so ist seine Arbeit immer ein elendes Product, das bloß durch seine eigenthümliche Ungereimtheit und durch die Erinnerung an ganz verschiedene Zeiten oder Sitten interessiren kann.

R. bemühte sich nicht, alle wirkliche von höheren Gewalten ertheilte, oder durch den Brauch erlangte Privilegien von Studierenden vollständig aufzuzählen und bündig zu beweisen. Vielmehr überging er manche Vorrechte, welche Studierende wirklich gehabt hatten, oder auch selbst noch zu seiner Zeit besaßen. e) Es war dem

R.

auch 1575 zu Frankfurt, 1583 zu Antwerpen, und 1621 wieder zu Frankfurt gedruckt. Vom Lucius sind mir gar keine Lebensumstände bekannt. Nach des Hrn. Hofr. Reuß Untersuchungen ist die Schrift des Lucius nicht einzeln, sondern 1582 zu Cölln in einer Sammlung von Aufsätzen de privilegiis gedruckt worden, welche man nachher wieder in den 18ten Band des Tractatus Tractatuum eingerückt hat.

c) Observationes de privilegiis Studiosorum ad Petrum Rebuffum de Montepessulano, auctore J. F. Ludovici. Halae 1705. 8. Ich werde mich meistens dieser Ausgabe bedienen.

d) v. Praef. in Tract. Tractat. Fol. 32. b. Multa enim in gratiam vestram juvenis hic lusi, quae nunc aetati nostrae parum convenientia visa sunt, Bart. in L. si is, qui pro empt. ff. de usuca, in hoc imitatus, ut, qui juvenis ibi scripserat, senex factus corrigere noluit.

e) Z. B. die Rechte, Statuten zu machen, Beamte und Lehrer zu wählen und abzusetzen u. s. w.

R. nicht genug, der Privilegien zu erwähnen, auf welche Studierende zu irgend einer Zeit Anspruch gemacht hatten, oder von welchen er glaubte, daß sie ihnen zugestanden werden müßten. Er trieb die Vorrechte der Studierenden ganz allein dadurch bis zu der Zahl von hundert und achtzig hinauf, daß er offenbare Mißbräuche, gegen welche Gesetze und Obrigkeiten von jeher gekämpft hatten, und welche er selbst dafür erkennen mußte, für Privilegien ausgab: daß er die studierende Jugend von den heiligsten Gesetzen entband: daß er gemeine Rechte als eigenthümliche Vorrechte der Studierenden darstellte: daß er endlich schaale Gemeinplätze und frostige Gleichnisse in Privilegien verwandelte. Unter allen von ihm aufgezählten Privilegien ist auch nicht ein einziges, dessen Richtigkeit oder Gültigkeit er uns aus Urkunden oder aus der Natur der Sache dargethan hätte. In den ausführlicheren Erörterungen von Privilegien beruft er sich zuerst auf die heilige Schrift: dann auf das geistliche und römische Recht; und zuletzt auf alte Schriftsteller. Höchst selten ist unter den von ihm zusammen geraffen Autoritäten auch nur Eine, die das beweise, was dadurch bewiesen werden sollte.

Viele angebliche Privilegien beim Rebuffus sind weiter nichts, als augenscheinliche Uebertretungen oder gar eigenmächtige Dispensationen von Gesetzen, welche man in keinem wohlgeordneten Staate ungestraft übertreten, und wovon man noch viel weniger entbinden konnte.

20. und 21. Privilegium.

„Ungeachtet man sonst Miethlinge austreiben kann, welche Huren oder Hurenwirthe in ein Haus bringen, oder sonst ein ehrloses Leben führen; so ist dieses doch nicht gegen Studierende erlaubt."

„Ein Studierender hat das Recht, auch gegen den Willen seines Haus- und Stuben-Genossen liederlich Weibespersonen einzuführen."

Rebuffus bringt für beide Privilegien, besonders das erstere, die Meinungen berühmter Rechtsgelehrten bei. Er selbst aber erklärt, daß er das Einführen von Huren durch Studenten nicht für ein Privilegium, sondern für eine Sünde halte: und daß, da Gott selbst die Hurerei verboten habe, kein Privilegium das göttliche Gebot umstoßen könne.

63. Privilegium.

„Schenkungen unter Lebenden können der Regel nach nicht zurückgerufen werden. Wenn aber ein Studierender, in der Absicht, wegzureisen, seinem Wirthe oder sonst Jemanden etwas schenkt, und nachher nicht abgeht; so kann er seine Schenkung zurücknehmen."

73. Privilegium.

„Wenn ein Studierender geschworen hat, daß er ohne den Willen seines Gläu-

Gläubigers eine Stadt oder Gegend nicht verlassen wolle, bevor er denselben befriedigt habe; so kann er dennoch ohne Furcht des Meineides abreisen, sobald er von seinem Vater abgerufen wird. Der Grund ist, weil bei allen Eiden der Wille des Obern ausgenommen werde. Nun sey der Vater der Obere des studierenden Sohns u. s. w. Rebuffus citirt auch hier eine große Menge von Aussprüchen berühmter Doctoren.

74. 75. 76. Privilegium.

„Wenn ein Studierender gleich geschworen hat, den Rector bei feierlichen Gelegenheiten zu begleiten, oder den Doctorgrad auf einer hohen Schule zu nehmen; so kann er doch ohne Furcht des Meineides das eine und das andere unterlassen. Meineidige werden der Regel nach infam. Dies ist aber nicht der Fall bei Studierenden, die dem Rector nicht gehorchen, ungeachtet sie geschworen haben, daß sie demselben Gehorsam leisten wollen."

102. Privilegium.

„Einem jeden ist sein Haus ein sicherer Zufluchtsort. Um desto weniger ist es erlaubt, Studierende in dem Universitätshause oder in öffentlichen Hörsälen zu verhaften." Rebuffus giebt zu, daß man sich bei schweren Verbrechen eines Studierenden bemächtigen dürfe, wo man ihn finde. Indem er dieses zugiebt, hebt er das vermeintliche Privilegium selbst auf.

103. Privilegium.

„Wenn Einem Hausburschen ein Unrecht angethan wird, so kann man annehmen, daß alle übrige beleidigt seyen; und alle zusammen wohnende Hausburschen können daher den Beleidiger belangen, als wenn er auch ihnen Unrecht gethan habe." Rebuffus bestätigt dieses Privilegium durch die Entscheidungen einer ganzen Reihe von Doctoren von Bartolus an bis auf seine Zeitgenossen. Ein sicherer Beweis, daß die älteren Rechtsgelehrten vielleicht alles, nur keinen richtigen Verstand besaßen.

108. Privilegium.

„Wenn ein Studierender getödtet oder gröblich gemißhandelt, und der Thäter weder verhaftet, noch bestraft wird; so fallen die zehn nächsten Häuser auf fünf Jahre lang unter die Strafe des Interdicts." Rebuffus beruft sich auf das Zeugniß eines Rechtsgelehrten, nach welchem das erwähnte Vorrecht den Studierenden in Bologna ertheilt worden. Ich bezweifle die Richtigkeit dieser Thatsache sehr, da ich in allen Statuten-Sammlungen und Geschichtschreibern der hohen Schulen Italiens keine Spur davon gefunden habe. Rebuffus wünschte, daß ein solches Privilegium der Jugend auf allen Universitäten gegeben werden möchte, damit die Einwohner sich der Studierenden mehr annehmen möchten, anstatt daß diese jetzt, besonders die guten, täglich un-

gebracht würden. f) Schlechtdenkende Menschen, fährt er fort, beneiden und verfolgen die Studierenden vom kleinsten bis zum größten aus Mangel von unpartheiischen Richtern und Conservatoren. Ich verlange nicht, daß unwürdige Studierende nicht gestraft werden. Doch sollte dieses mit Maaß und nach Verhältniß des Vergehens geschehen. Ich selbst habe manchmal erlebt, daß Studierende unverschuldeter Weise geprügelt, und daß sie dessen ungeachtet verurtheilt und ins Gefängniß geworfen worden. — Solche Ungereimtheiten fielen am häufigsten auf den französischen Universitäten vor, wo meistens Königl. Beamten als höchste Richter angeordnet waren, und nicht selten gleich willkührlich mit den Lehrern und Lernenden verfuhren.

123. Privilegium.

„Studierende können wegen Vergehungen, deren sie sich anderswo, selbst auf einer andern Universität, schuldig gemacht haben, auf der hohen Schule, wo sie sich aufhalten, nicht gestraft werden."

Rebuffus schränkt zwar dieses Privilegium nur auf die Straflosigkeit wegen geringer Verbrechen ein. Es ist aber einleuchtend, daß man ein solches Vorrecht unter keiner Einschränkung gestatten könne.

14. Privilegium.

„Wenn auch der Name eines Studierenden aus der Matrikel einer Universität ausgelöscht wird; so genießt er doch die Privilegien seines Standes, bis er anderswo wieder eingeschrieben wird."

Die schlimmen Folgen, die aus einem solchen Privilegio entstehen müssen, sind so in die Augen fallend, daß es nicht nöthig ist, die Gültigkeit desselben umständlich zu bestreiten.

Nach den bisher angeführten Privilegien sollten Studierende vieles ungestraft thun können, was die Gesetze den übrigen Staatsbürgern und meistens auch den Studierenden ausdrücklich untersagten. Nicht weniger ungereimt sind die Vorrechte, vermöge deren Studierende befugt seyn sollen, etwas zu fordern, was die Gesetze weder ihnen, noch andern Staatsbürgern jemals erlaubt haben.

27. Privilegium.

Gelehrte sollten bessere und fettere Pfründen haben, als andere.

Wem fällt hier nicht gleich ein, daß nicht alle Studierende gelehrt und nicht alle Gelehrte Studierende sind: daß auch gelehrte Männer sich durch grobe Laster und Verbrechen jeder Wohlthat unwürdig machen können? Das Privilegium ist um desto lächerlicher, da Rebuffus hinzusetzt: es sey ein herrlicher Zweck, zu lernen, um im Himmel zu bauen, wie die guten Theologen und Kanonisten. Wenn er davon nicht schon lange überzeugt gewe-

sen

f) Maxime bonos, qui in dies in universitatibus interficiuntur.

sen wäre, so würde er sich nicht so viele Jahre bei sehr mäßigen Belohnungen mit dem Vortrage des geistlichen Rechts beschäftigt haben. Er hoffe gewiß in einer bessern Welt eine angemessene Belohnung seiner Arbeiten zu finden.

49. Privilegium.

„Wenn Studierende ihre Laufbahn geendigt haben, so muß man ihnen öffentliche Ämter und Geschäfte anvertrauen."

Auch wenn sie unwissend oder verdorben, oder wenn der brauchbaren so viele sind, daß das Gemeinwesen sie nicht alle beschäftigen oder versorgen kann? Rebuffus warnt die vollendeten Studierenden, daß sie nicht dem Phaeton nachahmen, und durch einen noch nicht genug gemäßigten Eifer die Welt in Flammen setzen sollen. Er beklagt es hier, wie an vielen andern Stellen, daß Talente, Gelehrsamkeit und Tugenden nicht nach Würden belohnt würden.

52. Privilegium.

„Ein gelehrter Schwiegersohn verdient einen größern Brautschatz als ein anderer, besonders als ein Kaufmann."

Er beruft sich auf einen Ausspruch des Salomo g), und behauptet, daß der Brautschatz nach der Beschaffenheit der Personen eingerichtet werden müsse. Leider kann er nicht ableugnen, daß die Praxis nicht mit seiner Meinung übereinstimme!

53. Privilegium.

„Ein Vater kann gezwungen werden, seinem Sohne, der studieren will, die dazu nöthigen Kosten herzugeben."

Die Väter, sagt Rebuffus, sind verpflichtet, ihren Kindern überhaupt die Alimente und ihren Töchtern Ausstattung oder Brautschatz zu geben. Wie viel mehr die Kosten, die zum Studieren erfordert werden! Wenigstens, fährt er fort, können Väter gezwungen werden, ihre Söhne das Lesen und Schreiben, auch irgend eine nützliche Kunst oder Handthierung lernen zu lassen: besonders wenn die Söhne fleißig sind und nicht müssig umherschweifen: wenn sie kein mütterliches oder sonstiges Vermögen haben; und wenn die Väter so reich sind, daß sie die Kosten des Studierens ohne Beschwerde hergeben können. Nach dem Ludovici machte der grössere Theil der Doctoren nicht einmal solche Einschränkungen, wie Rebussus, sondern behaupteten geradezu: daß ein Vater gezwungen werden könne, die Kosten der Studien herzuschießen. h)

Wenn auch der Name eines Studierenden aus der Matrikel einer Uni-

g) Ecclesiast. c. 7.

h) p. 75. 76.

58. Privilegium.

„Wenn ein Sohn, der auf einer hohen Schule studirt, auch gegen den Willen seines Vaters ein Darlehn aufgenommen hat; so kann man dennoch den Vater anhalten, das Darlehn zu erstatten."

Entweder, sagt R., ist ein Sohn gegen den Willen des Vaters auf der hohen Schule, oder nicht. Selbst im erstern Fall ist der Vater zum Ersatz verpflichtet, sobald erwiesen ist, daß der Sohn seine Zeit gut angewandt hat. Denn alsdann hat der Sohn seine eigene Ausbildung als ein Geschäft des Vaters gut besorgt. i) Ist aber der Sohn mit dem Willen des Vaters auf der hohen Schule, so ist der leztere zum Ersatz verbunden, der Sohn mag fleißig seyn oder nicht. Nur muß es nicht notorisch, und dem Leiher selbst bekannt seyn, daß ein junger Mann seine Studien gänzlich vernachlässigt. Diese Verpflichtungen der Väter, ruft Rebuffus aus, sollten den Kaufleuten gehörig bekannt gemacht werden, damit sie sich um desto geneigter bezeigten, Studierenden Gelder vorzustrecken. Bisher wurden junge Leute aus Mangel an Geld und Credit oft genöthigt, große Noth zu leiden, oder hohe Schulen zu verlassen. k)

66. Privilegium.

„So wie der Vater seinen Sohn ernähren muß, so der Lehrer seinen armen Zuhörer."

Dies, sagt **Rebuffus**, ist mehr eine Pflicht der Höflichkeit oder Menschlichkeit, als eine Schuldigkeit, welche man durch den Arm des weltlichen Richters erzwingen kann. Wie wäre es mir sonst möglich, zehn tausend und mehr Zuhörer, welche ich gehabt habe, zu ernähren? Allein ich setze voraus, daß diese meine Zuhörer alle reich sind. Reiche Schüler haben eben die Verpflichtung gegen ihre Lehrer, welche diesen gegen jene obliegt.

117. Privilegium.

„Ungeachtet die Juden das Recht haben, gestohlne Sachen so lange zu be-

i) Imo si filius contra voluntatem patris sit in studio, et bene studeat, et acceperit mutuum, quia utiliter gestum est negotium, tenebitur pater restituere, cum scientia filii sit laus et gloria patris.

k) Et ista deberent praedicari mercatoribus, ut libenter scholasticis mutuarent, nam quandocunque ob defectum pecuniarum coguntur deserere studium, et ideo eis est utile, quod pater teneatur, ut eo facilius pecunias accipiant, alias neminem invenirent, qui eis mutuaret, et sic favore studii cessat Macedonianum; quia publice interest, ne Scholasticus longe a patre distans ob pecuniarum defectum fame pereat, et studium deserat, quodsi non provideretur, hoc facere cogeretur. Et favore publicae utilitatis potero ingredi fundum alienum eo invito, etc.

behalten, bis der Eigenthümer ihnen den ausgelegten Preis ersetzt; so können sie doch dieses Recht nicht gegen Studierende üben."

Rebuffus erkennt, daß das Recht der Juden gegen alle Gesetze streite. Er giebt aber dennoch die Richtigkeit dieses Privilegii zu, und ist deswegen nicht im Stande, zu beweisen, daß das Privilegium nicht gegen Studierende gelte. Er versucht, diesen Beweis bloß in Ansehung der Bücher von Studierenden zu führen, welche man auf allen älteren Akademien nicht heimlich kaufen durfte. Die Juden behaupteten das von **Rebuffus** zugestandene Privilegium bis in den Anfang des achtzehnten Jahrhunderts. **Ludovici** theilt ein Rescript des Königs **Friedrich von Preussen** vom Jahre 1703 mit, worin das Recht, worauf auch die Juden in Halle Anspruch machten, vernichtet, und der Magdeburger Regierung aufgegeben wird, die Urkunde, worin ein solches Recht gestattet worden, zurück zu fordern.

118. Privilegium.

„So wie Frauen in Rücksicht ihres Brautschatzes allen Gläubigern, welche eine stillschweigende Hypothek haben, vorgezogen werden, so auch die Lehrer und Lernenden in Ansehung der Gelder, welche sie durch Unterricht erworben haben, oder zur Fortsetzung ihrer Studien brauchen."

Ludovici erinnert sehr richtig, daß auch dies Privilegium nirgend, als in dem Kopfe des **Rebuffus** Statt gefunden habe.

(Der Schluß folgt.)

Anfrage.

Einige Freunde von Meerrettig haben nach Anweisung des Gartenkalenders einige Jahre Anpflanzungen davon gemacht, und gefunden, daß er starken Wuchs treibe; aber das Uebel dabei ist, daß er oben in der Erde zu viele Nebenwurzeln treibt.

Sollte jemand eine Anweisung geben können, wie solches zu verhindern, und wie man schlanke Wurzeln davon erhielte, die würde man mit vielem Vergnügen in diesen Blättern lesen.

Hannoversches Magazin.

73tes Stück.

Freitag, den 9ten September 1808.

Nachricht
über die Schrift des Petrus Rebuffus de privilegiis Scholarium, und über eine andere Schrift unter gleichem Titel vom Horatius Lucius oder Lutius.

Vom Hofrath Meiners zu Göttingen.

(Schluß.)

Rebuffus vindicirt den Studirenden nicht bloß Vorrechte, die ihnen gar nicht zukommen, sondern er macht auch mehrere gemeine Rechte zu eigenthümlichen Privilegien von Studierenden. Ich führe nur einige Proben an:

Erstes Privilegium.

„Ungeachtet die Christen an Festtagen von aller Arbeit ruhen sollen; so können und müssen sogar die Studierenden aus allen Kräften studieren."

Bei diesem Privilegio häuft R. ohne allen Menschensinn Zeugnisse der h. Schrift, der weltlichen und geistlichen Gesetze, des Virgil und anderer alten Schriftsteller zusammen, die entweder nichts oder nur dieses beweisen, daß in Nothfällen Lehrer und Lernende, wie andere Menschen, an Festtagen arbeiten können.

85. Privilegium.

„Wer sich bestrebt, Andere an Gelehrsamkeit zu übertreffen, sündigt nicht."

Die Absicht, Andere zu übertreffen, sagt R., ist allerdings eine Sünde des Stolzes, denn der Stolze wird im Lateinischen deswegen Superbus genannt, quia semper vult videri. Allein nach den Aussprüchen der Rechtslehrer, und selbst des Hieronymus, ist es keine Sünde, Andere durch Weisheit und Tugend übertreffen zu wol-

wollen. Ist dieses keine Sünde, konnte man dem Rebuffus erwiedern, so ist sie es auch für alle übrige Menschen nicht. Von gleichem Schlage ist das

169. Privilegium.

„Es ist allerdings eine Sünde des Ehrgeizes, um Würden zu bitten. Unterdessen können Studierende um die akademischen Würden bitten, ohne eine Sünde zu begehen, weil sie dadurch die Erlaubniß erhalten, ihre Weisheit mitzutheilen." Als wenn auch nicht andere Menschen sich in gemeinnützigen Absichten um Aemter und Würden bewerben könnten!

Viele Privilegien des Rebuffus sind weiter nichts, als triviale Gemeinplätze, oder unpassende Gleichnisse und schiefe Schlüsse, die aus solchen Gleichnissen gezogen worden.

43. Privilegium.

„Die Wissenschaft macht den Armen reich." Freilich, setzt er hinzu, nicht immer in dieser Welt. Eben deswegen müssen die rechtschaffenen Armen ihren Lohn in einer andern Welt hoffen, wenn sie auch in dieser hungern müssen.

45. Privilegium.

„Wenn Studierende die wahre Wissenschaft erlangt haben; so können sie mit Recht als durch Wissenschaft geadelt angesehen werden."

44. Privilegium.

„Studierenden, welche gelehrte Männer geworden sind, werden viele dienen." So sollte es seyn! sagt R. Die Großen der Erde beneiden und hassen die Gelehrten so sehr, daß sie dieselben gern vertilgen würden, wenn sie nur könnten.

46. Privilegium.

„Zwar sollen diejenigen, welche nicht arbeiten, auch nicht essen. Dies gilt aber nicht von Gelehrten, die eine vorgelegte Frage beantworten, ohne ihre Bücher nachzuschlagen. Diese sollen ihre Belohnung haben, wenn sie gleich nicht in dem gegenwärtigen Augenblick arbeiten."

47. Privilegium.

„Obrigkeiten können starke Bettler zum Arbeiten anhalten. Deswegen kann man aber Studierende nicht zwingen, hohe Schulen zu verlassen, und irgend eine andere Arbeit vorzunehmen."

Noch alberner, als das Privilegium, ist ein bestimmter Fall, dessen R. erwähnt. Ich hörte, sagte er, einst zu Toulouse, daß alle Menschen bei einer Feuersbrunst helfen sollten. Unter diesen Allen, bemerkte ich, sind die Studierenden nicht mit begriffen.

51. Privilegium.

„Wer giebt, der verliert. Dies gilt aber nicht von Gelehrten, weil diese selbst lernen und gelehrter werden, indem sie Andere lehren.

67.

67. Privilegium.

„Väter können nicht für ihre Söhne zeugen. Nichts desto weniger können Lehrer dieses für ihre Zuhörer thun, ungeachtet sie die Väter derselben genannt werden."

69. Privilegium.

„Man kann Väter in der Sache ihrer Söhne als Richter ablehnen, und dennoch können die Lehrer in den Sachen ihrer Schüler Richter seyn."

71. Privilegium.

„Väter können ihre Söhne schlagen, fesseln und einsperren. Dies ist den Lehrern nicht gegen ihre Schüler gestattet. Wahrscheinlich würden die Schüler in der Folge das Empfangene vierfältig wiedergeben. Keiner, der nicht selbst Schläge haben will, unterstehe sich, den Jünglingen der Theologie, der Medicin und der Rechte in Paris Schläge anzubieten. Selbst wer einen Meister der Künste züchtigen wollte, müßte die Antwort erwarten: wir wollen einmal sehen, wer von uns die meisten Schläge bekommt." Und ein Mensch, der so deraisonnirte, hatte in seinem Leben über zehntausend Zuhörer!

104. Privilegium.

„Die Bekanntschaft oder Freundschaft von Studierenden auf hohen Schulen gewährt sehr große Vortheile." Als wenn andre Freundschaften nicht auch nützlich wären, und die Freundschaften auf hohen Schulen nicht sehr oft verderblich würden.

Ich beschließe die Auszüge aus dem Rebuffus mit einigen angeblichen Privilegien, die, weit entfernt, Vorrechte zu seyn, einen unerträglichen Druck oder Knechtschaft mit sich führen würden.

70. Privilegium.

„Studierende können nicht ohne besondere und höhere Erlaubniß ihre Lehrer vor Gericht fordern."

Nach den römischen Gesetzen, sagt R., konnte man Personen, denen man Ehrfurcht schuldig war, nicht ohne besondere Erlaubniß des Prätors vor Gericht laden lassen. Nun sind die Zuhörer ihren Lehrern Ehrfurcht schuldig, also, u. s. w. — Heut zu Tage, fährt er fort, erweisen die Schüler ihren Lehrern freilich nicht mehr Ehre, als einem tollen Hunde. Ja sie mißhandeln sie nicht selten mit Schlägen. Glaubst du Scholar denn deinem Lehrer Ehre zu erweisen, wenn du ihn durch Geräusche unterbrichst, und ihn nöthigst, unverrichteter Sachen abzuziehen? Dieser Unfug ist am ärgsten zu Toulouse und Orleans. Wenn auf diesen hohen Schulen nur zwei Studierende keine Lust haben, den Vortrag eines Lehrers zu hören, so erregen sie allerlei Geräusche, die den Lehrer zwingen, fortzugehen: zum großen Verdruß und Nachtheil der Fleißigen, welche eine Vorlesung gern gehört hätten.

159. Privilegium.

„Die Meister der Künste sind die Richter ihrer Zöglinge." Die Meister der Künste waren nicht mehr Richter ihrer Untergebenen, als die Meister in anderen Facultäten; und wenn sie es gewesen wären, so könnte man eine solche Gerichtsbarkeit nicht sowohl, als ein Privilegium der Lernenden, sondern vielmehr der Lehrer ansehen. Wie läßt sich ferner mit einer solchen Gewalt der Meister der Künste das sieben und achtzigste Privilegium reimen, nach welchem Candidaten das Recht haben sollen, bei ihren Prüfungen Doctoren zu verwerfen, von welchen sie glauben, daß sie gegen sie eingenommen seyen?

Horatius Lucius oder Lutius Galliensis führt nirgend den Rebuffus, so wie Rebuffus nirgend den Lucius an. Man könnte hieraus schließen, daß keiner die Schrift des andern gekannt habe, wenn es nicht in allen Zeiten gelehrte Diebe gegeben hätte, welche sich die Arbeiten anderer zu Nutze machten, ohne der Beraubten Erwähnung zu thun. Ich weiß nicht gewiß, welcher von beiden zuerst schrieb. Ich vermuthe aber, daß Rebuffus älter, als Lucius war. Letzterer zählt im Wesentlichen alle von Rebuffus zusammengetragene Privilegien auf. Daß er aber nicht so viele, als dieser, herausbrachte, rührt ganz allein daher, daß er manche Privilegien nicht so spaltet, und ein Vorrecht, das im Allgemeinen erwähnt worden, nicht wieder in einzelnen oder ähnlichen Fällen als neue Privilegien zur Schau legte. Die Sprache und Behandlungsart des Lucius sind, wie die des Rebuffus. Doch macht er nicht so frostige Späße, und kramte nicht so elende Anekdoten aus, als dieser. Bevor er zur Untersuchung der einzelnen Privilegien fortgeht, bemüht er sich zu beweisen, daß die Studierenden in ihren Angelegenheiten die Privilegien der sogenannten causarum piarum genießen: daß ihnen auch die Vorrechte der Weiber in Ansehung des Brautschatzes, die Privilegien von Doctoren und Fremden, von Armen und Kriegern, von Bürgern und Abwesenden zukommen: ja daß ihre Privilegien nicht im strengen und wörtlichen, sondern in dem günstigsten und ausgedehntesten Sinn müßten verstanden werden.

Kurze Darstellung
einer wohlthätigen Anstalt in Einbeck.

In den letzten fünf unglücklichen Jahren suchte eine zu Einbeck besonders angeordnete Armen-Commission der zunehmenden Armuth und der damit verbundenen Betteley mit ihren schrecklichen Folgen nach Möglich-

keit zu wehren. Durch die reichliche Unterstützung der bekannten Committee zu Hannover, deren Andenken noch lange in Segen bleiben wird, durch die Beihülfe der hohen Landes-Regierung, so wie durch Sammlungen am Orte selbst, welche von obrigkeitlichen Personen und Predigern angestellt wurden, und wozu mehrere hiesige Einwohner mit großmüthiger Aufopferung beitrugen, konnte es möglich gemacht werden, im Frühjahre des Jahrs 1806 dem schrecklichsten Mangel zu wehren, und täglich 150 unglücklichen Menschen eine gesunde und stärkende Nahrung zu reichen.

So wohlthätig nun auch die damals angeordnete Speisung der Armen immer gefunden wurde, so entdeckte man doch bald, daß die empfangenen reichlichen Wohlthaten mit dem Fortgange der Zeit sparsamer werden mußten; man fand, daß eine so geradehin gegebene Wohlthat hier und da einen Bettler von Handwerk in seiner sträflichen Neigung zum Müssiggange bestärkte, und daß endlich die Fonds, welche den Nothleidenden gehören, erschöpft werden würden.

Die Erndte des Jahrs 1806 war in den umliegenden Gegenden weit mehr als mittelmäßig gewesen, und die nothwendigsten Bedürfnisse standen wieder in einem leidlichen Preise. Es kam daher nur darauf an, den Armen in den Wintermonaten Verdienst zu verschaffen, woran es nach geendigter Erndte gänzlich fehlte, um sie in Stand zu setzen, sich selbst gegen die drückendste Noth zu sichern. Um diesen Zweck zu erfüllen, kaufte man von Zeit zu Zeit aus der umliegenden Gegend Flachs ein, welcher den Armen ausgetheilt wurde, um ihn zu verspinnen. Diese Arbeit konnte demnächst etwas reichlicher bezahlt werden, als das von Privatpersonen geschahe. Das Garn wurde verkauft, und den bei dem Ganzen entstandenen Schaden mußte die Armenkasse tragen.

Als im Frühjahr 1807 diese Anordnung ihr Ende erreichte, fand es sich zwar, wie wohlthätig dieselbe auf die Armuth gewirkt habe; man entdeckte aber auch dabei einen so bedeutenden Verlust, daß die Armenkasse in wenigen Jahren gänzlich vernichtet werden mußte, wenn diese Anstalt so fortdauern sollte. Man war bei dem Ankaufe des Flachses nicht immer glücklich gewesen, und hatte die Verwaltung, wie man zu spät erfuhr, unrechten Händen anvertrauet.

Man dachte nun auf andere Mittel, um das Gute zu erhalten, ohne jenen Schaden dabei zu veranlassen. Der hiesige Stadtphysikus, Herr Dr. Schwarz, entschloß sich, zum Besten der Nothleidenden die Direction der Spinnerei für den Winter 1807 unentgeldlich zu übernehmen, und that der Commission sehr zweckdienliche Vor-

Vorschläge, um auch bei dem allgemeinen Geldmangel seine Absichten auszuführen. Einige hiesige Freunde der Armen, namentlich der Herr Lieutenant Schwenk, Herr Fabrikant Witram der jüngere, Herr Kaufmann Ludewig Bähr, Herr Jacob Meier und Herr Benjamin Abraham, ließen sich bewegen, die Summe von 335 Thaler Conv. Münze zum Anfange der Spinnerei, ohne Zinsen, herzuleihen. Der Herr Schatzrath Kern zu Uelzen lieferte, weil der hiesige Flachs ganz mißrathen war, 1500 Pfund für möglichst billige Preise, woraus 3 bis 7 Stück aus einem Pfunde gesponnen werden konnten. Mit dem oben erwähnten Capitale wurden sogleich Abträge gemacht, der Rest aber nach erfolgtem Verkaufe des Garns bezahlt. Vom 5ten Dec. 1807 bis zum 9ten Mai d. J. wurde damit 1[illegible]1 arbeitlosen Familien Arbeit und Verdienst gegeben. Eine hiesige Schullehrer Witwe, Namens Düker, übernahm gegen eine billige Vergütung die Mühe, den Flachs zu vertheilen, die gesponnenen Garne anzunehmen, nachzusehen und den Arbeitslohn auszuzahlen. Es wurden im Ganzen 5787 Stück Garn gewonnen, welche der Herr Fabrikant Witram der jüngere hieselbst zum größten Theile annahm, und dadurch den Armen ein zweites Opfer brachte. Sowohl durch die unermüdete Thätigkeit des Herrn Stadtphysikus Schwarz, als durch die aufmerksame Verwaltung der Witwe Düker, und endlich durch die Beihülfe der benannten Wohlthäter, konnte es möglich werden, daß bei diesem ganzen Unternehmen kein bedeutender Schaden entstand. Die Bettelei wurde dadurch wenigstens sehr sichtbar vermindert, da es in der Unmöglichkeit lag, in einer ganz verarmten Stadt, wo jetzt beinahe die Hälfte der Einwohner zu den Dürftigen zu zählen ist, und wo eine große Anzahl Invaliden, seit Monaten ohne Pension, den Bettelstab, als letzte Zuflucht, ergreifen mußten, sie ganz aufzuheben.

Diese kurze Darstellung kann auch andern Orten zeigen, was guter Wille, der aus wohlthätiger Gesinnung entspringt, verbunden mit richtigen Grundsätzen und vernünftiger Ueberlegung, auch bei großen Schwierigkeiten auszurichten vermag. Alle diejenigen, welche unter uns zum Besten ihrer unglücklichen Mitbürger mitgewirkt haben, verlangen gewiß keinen andern Dank, als die Freude darüber, viele vor dem äussersten Elende, vor Verzweifelung und Verbrechen gesichert zu haben.

Einbeck im Mai 1808 — S. Brandis, Pastor.

War-



Warnung
vor marktschreierischem Betrug.

In Berlin erschien in diesem Jahre bei C. G. Schöne ein Buch von einem ungenannten Verfasser unter dem Titel:

„Ausführliche Beschreibung einer mehrere Jahre lang gedauerten hartnäckigen Hypochondrie, wie diese endlich ohne den Gebrauch innerer Arzneien ganz gründlich ist gehoben worden. Für alle diejenigen, welche mit der Hypochondrie behaftet sind und ihre baldige gründliche Genesung wünschen, wie auch für Frauenzimmer, welche an hysterischen Zufällen oder an Mutter-Beschwerden leiden, und auf eine vollkommene, leichte und sichere Art von ihren Leiden befreiet werden wollen. Von einem Arzte, der selbst mehrere Jahre von der Hypochondrie gequält worden ist." (und jetzt von dem Hunger nach Golde, auri sacra fame, gequält wird.)

Dieses Buch ward durch den Allgemeinen Anzeiger verkündiget, und die Klasse der hypochondrischen und hysterischen Kranken, die sehr groß ist und auf welche das Buch berechnet und abgesehen ist, sicher aller Orten darauf aufmerksam gemacht. Gewiß manche haben sich die Schrift schon gekauft, und andere sind vielleicht begierig, sie zu lesen. Damit nun jedermann wisse, was er darin zu finden und davon zu erwarten habe, mancher schwache Leidende sein Geld spare, vor Betrug gesichert und dem Betrüger ein Strich durch seine Rechnung gemacht werde; so erkläre ich hiemit, daß der Inhalt des Buchs dem marktschreierischen Titel ähnlich sey, nemlich nichts mehr und nichts weniger, als ein Marktschreier-Zettel mit gelehrtem Anstrich, einer aus neun und neunzig Büchern zusammengestoppelten Abhandlung über Hypochondrie und Hysterie, deren Resultat das ist, daß man, um gesund zu werden, dem ungenannten Verfasser durch seinen genannten Commis, C. N. Bünso in Hamburg, eine Salbe zum Einschmieren des Bauchs, Balsamum antihypochondriacum et antihystericum roborans et antispasmodicum, für acht Reichsthaler in Golde die Flasche, und einen Gesundheitsgürtel, genannt „antihypochondrischer, balsamischer, stärkender und krampfstillender Gesundheitsgürtel," für nicht weniger als acht Stück Dukaten abkaufen solle. Wer nun bei überflüssigem Golde so wenig Verstand hat, zu glauben, daß hartnäckige Krankheiten, wie Hypochondrie und Hysterie, ohne Rücksicht auf

Ver-

Verschiedenheit der Ursachen, des Standes, Geschlechts, Alters, der Konstitution, Lebensart u. s. w. ohne alle innere Mittel mit **Einem und demselben äusserlichen Mittel** geheilt werden können, der mag sein Geld hinsenden, sich besalben und umgürten, vielleicht daß er denn doch am Verstande heil wird, wenn sein Körper bei Salbe und Gürtel krank bleibt.

Hofrath Osiander.

Noch ein Thier,

das eine Zeitlang Pflanze — seyn soll.

Zur Ausrottung der Irrthümer dient besonders die Aufklärung ihres Ursprungs. Daher ist folgende Stelle aus **Thunbergs Reisen** Bd. II. Seite 60 merkwürdig. „Unter den Droguen, welche die Chineser als Arzneimittel hieher (nach Japan) bringen, ist auch etwas, wovon die Japaner glauben, **es sey des Sommers ein kriechender Wurm, des Winters aber ein Gewächs.** Selbst die Dolmetscher (Japaner, die durch den beständigen Umgang mit den Holländern, und das Lesen europäischer Schriften schon viele Kenntnisse vor ihren Landsleuten voraus haben,) stehen in diesem Wahn. Zuerst verschaffte ich mir eine Abbildung davon, und hernach die Drogue selbst. Da sah ich denn deutlich, daß es nichts anders war, als eine Schmetterlings-Larve, die gegen die Zeit ihrer Verwandlung in eine Puppe in die Erde gekrochen war, und sich da an die Wurzel eines Gewächses festgesetzt hatte."

F.

Leibnitzens Epigramm auf Luther,

aus einem Briefe desselben an Beausobre vom 8ten Oct. 1697.

Huic genus humanum ſpiraſſe recentibus auris
Debet et ingenio liberiore frui.

Hannoversches Magazin.

74tes Stück.

Montag, den 12ten September 1808.

Ueber die seltsame Neigung, das Glück anderer zu unserm Unglücke zu machen.

Ja wohl seltsam, unerklärbar aus den, übrigens vielleicht richtigen Einsichten, aus der übrigens vielleicht wohlgelungenen Herzensbildung derjenigen, welche sich wenigstens selbst über dieser Schwäche antreffen; seltsam, unvereinbar mit dem Sittengesetze, das sich doch bei dem größern Theile der an ihr kränkelnden Menschen noch im Ansehn erhält, ist die Neigung, fremdes Glück zu unserm Unglück zu machen. Auch eben so selten würde sie seyn, würde nicht so oft eine, gewiß für unsere Herzensgüte, wie für unsere Zufriedenheit gefährliche Gewalt über uns gewinnen, würde sich nicht so leicht, so laut, so ungetadelt in unsere Urtheile mischen, wenn wir uns in unserer eigenen Vorstellung, wie es die Wahrheit und unsere Würde will, mehr von andern absonderten. Wir sind doch einmahl Wesen für uns selbst. Unsere Gestalt, unsere Kräfte, unsere Ansichten und Einsichten, unsere Gemüthsregungen, unsere ganze Eigenthümlichkeit erinnern uns daran, daß wir in der Verbindung mit andern, wie nothwendig und eng sie auch seyn mag, doch immer auch eine Bestimmung für uns haben, und deswegen Etwas für uns behaupten, seyn, und gelten sollen.

Halte man eine Erinnerung hieran nicht für überflüssig! Freilich erhält sie Mancher nur zu unzeitig, zu unbedingt und zu stark durch sein ausschweifendes Selbstgefühl, und indem er sich die unglückliche Mühe giebt, seine Verpflichtung gegen die Menschheit und ihre Anrechte an ihm, vor seinem Gewissen zu schwächen, hält er den Wahn für sein Gesetz: er sey nur da, um von andern zu fordern, was er doch ihnen versagt; sie müssen seinen Zwekken dienen, seinen Wünschen entgegen kommen, während er sich um ihre, vielleicht sehr verlassenen Angelegenheiten nicht bekümmern dürfe. Schimpflich genug verräth sich ein solcher Eigendünkel in der Gefühllosigkeit, Un-

barmherzigkeit, Störrigkeit und Unverschämtheit besonders solcher Menschen, denen das Glück lange durch äußere Vorzüge geschmeichelt hat, und die es endlich als elende Verweichlichte und Verzärtelte vergessen lernten, daß edle Bescheidenheit, thätiges großmüthiges Wohlwollen die einzigen Empfehlungsmittel unserer Vorzüge, daß Dank und Segen zu sich herangezogener Menschen weit sanftere Erinnerungen an unser heiliges Verhältniß zur Menschheit sind, als Unwille und Verwünschungen der Zurückgestoßenen. Pflicht und Klugheit mögen solche Verirrte zurückbringen, ehe vielleicht verwundende und erschütternde Erfahrungen sie davon überzeugen, daß die, die in ihrem Dünkel die höchsten waren, oft plötzlich zur tiefsten Stuffe des Elendes herabgestürzt, die untersten werden.

Wenn so, durch äußere Glücksumstände erzeugt und angeschwellt, der Uebermuth sich feindselig gegen Recht und Verdienst minder Begünstigter erhebt; so wirkt er, vom Glück verlassen, geheimer, aber eben so verächtlich, und gewiß weit allgemeiner, auf die Zerstöhrung unserer eignen Würde und Zufriedenheit hin, sobald wir ihm in der Einbildung Raum gegeben haben, daß wir durchaus dasselbe zu erwarten berechtigt sind, was andern zu Theil wurde. Dann hören wir in dieser thörigten Voraussetzung auf, uns als Wesen zu betrachten, denen nach ihrer Eigenthümlichkeit auch ganz eigene Verhältnisse gebührten. Wie viel, wohl von andern beneidete, nur von uns selbst nicht gefühlte Vorzüge auch unser besonderes Loos haben mag: genug es giebt uns nicht, was andere besitzen, und deswegen, bloß deswegen befriedigt es uns nicht. Unser niedriger Stand genügte uns, ehe wir mit höhern, für uns geschlossenen Rangordnungen bekannt wurden: unser nothdürftiges ehrliches Auskommen beglückte uns, ehe Reichthum und Ueberfluß anderer uns gleichgültig gegen jenes Ziel des Weisen machte. Sie werden vorgezogen, wir vielleicht gerade wegen unserer Anmaßung zurückgesetzt, sie werden bewundert und wir nur geachtet, sie beneidet und wir — so wollen wir es ja — bedauert. Ihnen gelingt Manches so leicht, was wir mit der größten Anstrengung nicht erstreben können. Ihr Ansehn, ihre Verbindungen, das günstige, forthelfende Vorurtheil für sie, mit welchem nagenden Gram bemerken wir es, weil es uns fehlt! Wir sollten ihnen Glück wünschen zum Gelingen ihrer Absichten; aber unsere Liebe für sie ist erstorben, Mißgunst tritt aus dem Hinterhalte in unsern Blick über. Wir können denen keine Theilnehmung heucheln, deren erhöhete Glücksstufe die unsrige zu erniedrigen scheint. So sehen wir aus dem Schatten, der uns bisher so wohl that — ach! aus dem stillen, kühlen, gedeihlichen Schatten unsers Verhältnisses, hin zu dem Sonnenschein, der andere umgiebt, verleiden uns selbst unsern Standpunkt, unsern Wirkungskreis, und ver-

verkümmern uns die Tage, die wir so heiter durchleben könnten. Heißt das nicht im eigentlichsten Sinne ausser sich seyn? Fremde Zustände so zu den seinigen machen, daß man darüber seinen individuellen Zustand völlig übersieht, oder ganz unrichtig beurtheilt? Heißt das die erhabenste Weltregierung, unter der Jedes, wie es seine besondern Anlagen, seine besondern Kräfte und Richtungen, seine besondern Bedürfnisse erfordern, auch seine besondere Bestimmung erhält, verehren? Heißt es endlich so an dem Glücke anderer Theil nehmen, daß dadurch die fremde, wie unsere eigene Wohlfahrt erhöht wird?

Sehen wir nun hin auf die Quellen der unglücklichen Neigung, aus den frohen Ereignissen, die andere treffen, uns selbst Leiden zu bereiten, um noch fester davon überzeugt zu werden, wie schlechthin unserer unwürdig sie sey!

Daß es nicht zu den leichten Uebungen gehört, zu zügeln unsere Einbildungskraft, oder das Vermögen, uns das Vergangene und Künftige als gegenwärtig, das Abwesende als anwesend, das Mögliche als wahrscheinlich, das Wahrscheinliche als wirklich vorzustellen: daß es viele Sorgfalt, Gesetztheit und Selbstbeherrschung erfordert, sie zu ordnen, zu mäßigen, zu regieren, sie durch wirkliche Erfahrungen von eitler Träumerei zurückzuhalten, und unter die Gesetze der Wahrheit und Tugend zu zwingen, bezeugen unsere gelungenen oder mißlungenen Versuche wider diese, zu den wohlthätigsten Zwecken uns allen eingepflanzte, aber unbehutsam behandelt auch oft schreckliche Kraft. Riß sie nicht Manchen so wild mit sich fort, daß er sich in einer Welt von Einfällen und Hoffnungen endlich völlig verlohr, für die ausschweifendsten Wünsche Befriedigung forderte, und wenn er sie im wirklichen Leben nicht fand, nun alles Glück, was ihm so nahe lag, für Einbildung hielt? Ja, diese Kraft umgiebt die Unschuld mit lieblichen Bildern, schafft dem Verständigen selige Gefühle, und straft den, der Kummer sucht, durch das volleste Maaß dessen, was er sucht. An unserm eigenen Zustande, wenn dessen Gründe nicht etwa zu tief liegen wie in der Seele des Schwärmers, kann sie verhältnißmäßig nur wenig ändern. Hier steht ihr die wirkliche Wahrnehmung überall im Wege; aber die Zustände anderer geben ihr ein desto freieres Spiel. Da zerrt sie an der Oberfläche, dichtet zu dem Gedachten und nicht Vorhandenen, zu dem Vermutheten und nicht Gewissen so viel hinzu, daß endlich solche fremden Lagen gerade so erscheinen, als sie unser unedler Hang verlangte.

So dünkt dem Dürftigen der Pallast eine Wohnung der höchsten irdischen Freuden; und was ist er gleichwohl für seine Besitzer, wenn sie ihn vielleicht gern mit der Hütte vertauschten, um da zu finden, was ihnen fehlt? Da möchte der untere Staatsbürger sich hinaufdrängen zur Stelle des höhern; denn seine Einbildung

 schweigt

schweigt davon, daß nur der darin zufrieden lebt, welcher sie durch wirkliches, fürwahr nicht ohne Mühe errungenes, ohne Anstrengung behauptetes Verdienst, unter mannigfachen Entsagungen, Sorgen und Arbeiten sein nennen kann. Ja, ihr sehet nur das Kleid, theure Mitbürger! nicht das Herz, was oft so ängstlich darunter schlägt; ihr berechnet nur den Reichthum, nicht die Sorge, die ihn bewacht; ihr beneidet nur den geachteten, thatenvollen Wirkungskreis; könnt ihr auch bestimmen, um wie viel Jahre er den Tod früher rufen wird, als euer Stand? O daß wir doch mißtrauischer werden möchten gegen eine Kraft, die uns schon so oft täuschte! Mißtrauischer, wenn es darauf ankommt, für ihre Vorspielungen ein Herz voll treuer Achtung und Liebe für andere, und die Zufriedenheit mit unserer Lage, hinzugeben! Wie schmeichelte die Phantasie unserm jugendlichen Alter mit den Ereignissen unsers spätern Lebens; und was fanden wir denn, als wir es nun erreicht hatten? Mit welchen entzückenden, wenigstens anziehenden Gestalten schmückte sie die Stände, ehe wir in sie übertraten, die Aemter, ehe wir sie übernahmen, die Verbindungen, ehe wir sie eingiengen, und was gewährte uns von dem allen die Wirklichkeit? Genug für den Genügsamen; nur nicht das Eingebildete! Ganz anders hatte der Traum unsere Verhältnisse gestellt, ganz anders erschien sie uns beim Erwachen. Umstände, auf die wir mit Zuversicht gerechnet hatten, blieben aus; andere traten ungeahnet und ungewünscht an ihre Stelle, und wurden nun bald Grundlage unsers ganz neuen Glücks. So trüglich waren die Eingebungen der Einbildung für uns. Lasset uns weise seyn, und nicht nur im Allgemeinen, sondern vorzüglich in einzelnen für unsere Ruhe gefährlichen Fällen an dem Grundsatze halten: der Nebel täusche, der Schein blende, die Einbildung gängle und irre, der Beneidete sey nicht immer beneidenswerth; Licht und Schatten menschlicher Verhältnisse genau gegen einander abgemessen, sey es unmöglich, ein einziges im Vergleich mit andern, glücklicher oder unglücklicher zu nennen.

Dieser letzte Grundsatz ist eben so fest in der Hingebung des Weisen an die vollkommenste Weltregierung gegründet, als im Gegentheil die einseitige, engherzige, selbstsüchtige Beurtheilung menschlicher Schicksale, und die von mir bezeichnete verächtliche Neigung ihren zweiten traurigen Grund in der selbst verschuldeten Unkräftigkeit jenes Glaubens der Vernunft hat.

Auch Halbverständige werden freilich den Vorwurf, als zweifelten sie überhaupt an der im ewigen Weltplan beabsichtigten Erhebung des Menschen, nicht auf sich kommen lassen; denn sie fühlen wie albern es sey, wider den Zufall hadern zu wollen. Allein indem sie sich unfähig machen, jene letzte Absicht des Unbegreiflichen lebendig zu erkennen, wird bei der Einschrän-

schränkung ihrer Lage, bei der Wahrnehmung günstigerer Umstände anderer, nur immer das übermüthige Gefühl in ihnen erwachen: ihnen geschehe Unrecht, wider der ewigen Weisheit Plan durch verkehrte menschliche Einrichtungen, Unrecht. Das heißt nun auf besondere Fälle angewandt: Ordnungswidrig sey es, daß sich der Verdienstlose dem Verdienstvollen durch Vorzüge der Geburt, Familien-Empfehlungen, durch sich einschmeichelnde Geschmeidigkeit, durch niedrige Kunstgriffe vordränge, und ihm überall im Wege stehe. Unberechnet sey das Emporheben des Müßigen, Schlauen, Habsüchtigen zum Reichthum, der dem Thätigen, Redlichen, Genügsamen unzugänglich bleibt, und durch seinen Einfluß den Edeln in den Staub drückt. Jenes Wohlleben, dieser Mangel, jener üppige Aufwand, diese schreiende Nothdurft hebe die natürliche Gleichheit der Menschen zu sehr auf, trete zu empörend wider alle Gerechtigkeit hervor, um mit der Absicht des höchsten Weltregierers bestehn zu können.

Aber wozu würdigst du doch durch solche unhaltbare Wagsätze die alles vollendende Macht herab! Setzest du nicht offenbar ein unbeugsames stoisches Schicksal über sie? Was kann denn wider ihre Zulassung geschehn? Doch deine Sprache verräth dich, du Mißmüthiger, und die trübe Quelle deines scheinbaren Eifers für die Vorsehung! als hättest du ihre Fügungen von Anbeginn bis in ihren ewigen Tiefen klar überschaut; als beschränkten sich ihre Absichten bloß einzeln auf Menschenalter, auf einzelne Stände und Individuen; so vermissest du dich, sie zu richten! Und wärest du denn der, der keinem andern je im Wege gestanden hätte? Keinen andern unter sich erblickte? Der einzige, der sich nie in der Wahl seiner Günstlinge geirrt, den nie ein sinnlicher Reiz versucht, nie seine Bescheidenheit, seine Gerechtigkeit, seine Tugend verlassen hätte? Wahrlich du sprichst nicht nach der Gerechtigkeit, nicht nach der Demuth, nicht nach der Liebe, nicht in dankvoller Hingebung an den Ewigen, sondern in leidenschaftlicher Erbitterung.

Umfangen sind wir von menschlichen Verhältnissen, die eben deswegen, weil sie menschlich sind, auch unvollkommen bleiben. Nur das gehört nicht zu ihren Mängeln, daß Stand, Güter und Freuden des Lebens ungleich ausgetheilt sind, und der eine diese Vorzüge als sein rechtmäßiges Eigenthum nicht aufgiebt, weil ein anderer es ihm mißgönnt. Es ist sowohl der höchsten Weisheit, als der tadellosesten Gerechtigkeit angemessen, daß sie nicht Allen Alles in gleichem Maaße zuwog, und den Albernen oft versagt, was ihre sich seltsam durchkreuzenden, widersprechenden, und ungenügsamen Wünsche begehren.

Aemter und doch Gemächlichkeit des Berufslosen: Gunst und doch Unabhängigkeit, Wissenschaft,

schaft, Geschicklichkeit und doch nicht den beharrlichen Fleiß, der dahin führt, Heldenruhm und doch Lebenssicherheit, dieß wünschen sie mit gleicher Lebhaftigkeit, und stehn sich offenbar dabei selbst im Wege, indem sie sich über andere, ja sogar über die Weltregierung beklagen. Aber zugegeben, daß unsere Zwecke nicht so unverständig sind, und unsere Forderungen nicht so unbescheiden, daß unsern wirklichen Verdiensten hie und da das leichte Glück unserer Mitcrwerber den Preis abgewinnt: zugegeben, daß nicht unser Bewußtseyn allein, sondern das gerechte Urtheil geübter Menschenkenner, in Hinsicht unserer, ein Mißverhältniß zwischen Kraft und Aufmunterung, zwischen Verdienst und Vergeltung wahrnimmt, zugegeben, daß es uns dann allerdings schwer wird, das, vielleicht bloß zufällige, vielleicht unwürdig erschlichene Uebergewicht anderer mit Gleichmuth zu empfinden; schwer, aber möglich, nothwendig, pflichtmäßig ist es, selbst diese prüfende Lage durch die gewisse Ueberzeugung, auch eine solche Härte müsse unsere Sittlichkeit heben, standhaft zu ertragen. Oder beharrten wir lieber auf der Forderung, hier abgelohnt zu werden?

Nein, solche traurige Erfahrungen, wie wir sie bisher schon gemacht haben, oder noch inskünftige machen dürften, solche Zeugnisse, daß auch die besten gemeinschaftlichen Verfassungen immer ihre zeitlangen Scharten behalten, werden uns nicht zu der Neigung herabziehn, das Glück anderer zu unserm Unglück zu machen, wenn wir uns ihre für Sittlichkeit und Humanität so verwüstende Kraft immer vergegenwärtigen.

Freue dich mit den Fröhlichen! Das möchte Plato wie Paulus als Regel aufgestellt haben, so wäre sie voll Bedeutung und Empfehlung. Wer sie aufnahm in seiner von Selbstsucht und Mißgunst unvergifteten Seele, der wurde inne, wie mächtig sie ihn hervorhob aus dem Kreise kleinlicher Absichten, und über die Versuchung zu ängstlichen Seitenblicken, zu nagendem Selbstverdrusse, zu ehrlosen Anfeindungen glücklicherer Brüder. Ja, hingegeben an jenes Gebot, lernen wir die schwere Kunst, unser Leben an das Leben anderer so eng anzuschließen, daß es für unsere Empfindung damit gleichsam nur ein Ganzes ausmacht, und nun der fremde Blick der Heiterkeit, der fremde Ton der Freude, unwiderstehlich auf unsere Zufriedenheit und unser Frohseyn wirkt. Da mag der Druck unsers Schicksals unser Herz sehr beengen, es erweitert sich wieder durch die Hinsicht auf die günstigere Lage unserer Befreundeten! Und befreundet sind sie uns. Achtung und Wohlwollen schenken sie uns gewiß bei unserer herzlichen Theilnahme an ihrem Glücke. Wäre aber eine solche Theilnahme die Frucht einer schweren Uebung, sie nur nicht etwa bloßer Naturtrieb? Stimmt sie nicht die Seelen unserer zar-

zarten Lieblinge zu einem frohen Gemeinsinn? Stiftet sie nicht im spätern jugendlichen Alter Freundschaften für die Lebenszeit? Wohl, doch muß dieser schöne Trieb ausgebildet, auf heiligen Pflichtgründen befestigt, zu einer edeln, tugendhaften Neigung erhoben werden, wenn er nicht in den Verhältnissen des bürgerlichen Lebens durch mächtige Gegenreize seine Kraft verlieren soll. Wie selten widerstände er sonst wohl dem erkältenden Eindruck des fremden Glücks? Des fremden und doch nahen Glücks! Denn die Vorzüge entfernter, für uns schlechterdings unzugänglicher Stände können nur den beunruhigen, der es in der unseligen Verkleinerungssucht so weit gebracht hat, daß er keinem die Zufriedenheit gönnt, die ihm selbst doch fehlen würde, wenn er auch Alles hätte. Den Landmann wird der Gewinn des Künstlers, diesen der Ruhm des Kriegers, diesen der Reichthum des Kaufmannes, diesen der Glanz des Hoflebens nicht leicht verstimmen, aber zu welcher Kälte, zu welcher in ihrem Innersten schleichenden, bald auch in Verläumdungen, Mißhelligkeiten unversöhnlicher Feindschaften ausbrechenden Bitterkeit, wird gegen unsere nächsten glücklichern Genossen, die Scheelsucht, welche wir unter den Namen Zunft-, Brod-, Amts-, Rangneid verachten, diejenigen herabsinken lassen, die sich mit Verschmähung des Gesezzes der Gerechtigkeit und Liebe mit Untertretung aller Vernunft und sogar aller Klugheit, von ihr unterjochen ließen! Doch mögen Weltklugheit, Anstand, untergeordnetes Verhältniß des wirklich, oder nur in seiner Einbildung beeinträchtigten Neiders, die rohesten Ausbrüche seiner Empfindung zurückhalten; den Wurm selbst tödten sie nicht ihm; er liegt, er nagt am Herzen des Unglücklichen, der ihn aufnahm. Jene frohe, treue, unverdrossene Thätigkeit in seinem Beruf, jene ungetrübte Zufriedenheit, jener lebhafte gewürzte Scherz, jene Gutmüthigkeit, die aus seinen Blicken, Worten und Thaten sprach, verschwindet. Die Sonne ziehet an, erleuchtet uns, erwärmt eine unermeßliche Welt, so zog er an, belebte und erheiterte die kleine Welt seiner Familie, seiner Freunde. Da fiel sein Blick auf ein Amt, wozu er nur sich würdig hielt, auf ein Glück, was nach seinem Dünkel der Himmel und der Staat nur ihm schuldig war; er errang, erschlich oder erbettelte es nicht, und des einen Amts, des einen Glücks, des einen Mannes wegen, der ihm vorgezogen wurde, sagt er sich los von der Menschheit, und von seinen Verbindlichkeiten für sie! Darf er sich noch über wirkliche Ungerechtigkeiten beklagen, wenn er zu solch einer Härte fähig war?

Ich gestehe es, selten zeigt sich die angedeutete Wirkung der Scheelsucht in einem so fürchterlichen Grade; aber wir bereiten sie doch, so viel an uns ist, vor, wenn wir die im gemeinen Leben oft genug bemerkten Ansätze derselben als gleichgültige, ganz natürliche Aeußerungen sinnlicher Schwäche be-

beurtheilen, durch unzeitiges Mitleiden, durch falsche Tröstungen des vermeintlich Gekränkten, durch Anspielungen und Unglimpf wider den Beneideten, wie wir vorgeben, aus Theilnehmung gegen unsern Freund, verstärken, und dadurch bezeugen, daß wir im Grunde eben so einseitig und wegwerfend über die ihm sicher noch nachgebliebenen Anlässe zur Zufriedenheit hinwegsehen als er selbst — eine zweite Frucht seiner schimpflichen Neigung!

Warum sind wir denn eins geworden mit der Gottheit und mit uns? Nur um die eine Freude, die andern zueilt und uns flieht? Ist dieß Fliehen, jenes Entgegenkommen das Werk des bloßen Zufalls, warum erheben wir uns gegen ein eingebildetes, zweckloses Ungefähr? Ist es Wille und Wirkung der Gottheit, warum winden wir uns gegen den Allmächtigtn? Warum toben unsere Wünsche gegen den Allgütigen? Ja das ist er noch immer für uns, wenn er uns das Einzelne versagt, um uns das Zahllose mit desto ungetheilterer Freude bemerken und froh empfinden zu lehren. Du klagst über Niedrigkeit; mußt du denn auch deine Person, dein Schlafgemach mit bewaffneten Schaaren umgeben, um vor der Hand des Mörders sicher zu bleiben? Ist nicht der Arme vor deiner Thür noch tiefer gestellt als du? Du wischest seufzend den Arbeitsschweiß von deiner Stirn: o, der Angstschweiß des gefolterten Kranken deutet auf einen härtern Kampf hin. Darfst du dem andern seinen Reichthum, sein Wohlleben beneiden, so lange sich froh wie die Unschuld mit einer Liebe, der du alles bist, die dir Alles seyn sollte, an dich hängen deine hoffnungsvollen Kinder. Wehre doch auch um ihrentwillen der schwermüthigen Sorge, die sie sonst bald zu verlassenen Weisen machen würde, und um deinetwillen, um deiner eigenen Ruhe, Würde, Tugend, um deiner heiligsten Verpflichtung gegen die Menschheit, gegen die Gottheit willen. Gönne doch Jedem das Seine! Du kannst die Einrichtungen der Welt nicht umstoßen; aber dein Schicksal darin kannst du bekämpfen, und durch frohe Pflichtübung das Bewußtseyn in dir verstärken, daß du des mannigfaltigen Guten, was dir dein Leben noch überall anbietet, werth zu werden dich unablässig bestrebst.

Nienhagen. Beneken.

Hannoversches Magazin.

75tes Stück.

Freitag, den 16ten September 1808.

Was könnten deutsche Frauen und Mädchen in den jetzigen drückenden Zeiten thun?

Es war ein schönes, gewiß aus dem Herzen eines edeln deutschen Weibes geflossenes Wort, was im 14ten Stück des diesjährigen Hannoverschen Magazins ausgesprochen wird:

„Wie! wenn in dem jetzigen Zeit„punkte deutsche Frauen und Mäd„chen sich verbündeten, und sich an„heischig machten, sich Ein Jahr mit „dem gegenwärtigen Bestande ihrer „Garderobe zu begnügen, und auch „eben so lange den Ankauf der kostba„ren Artikel des Putzes, als Spitzen, „Halsschmuck u. dgl. zu unterlassen."

Schade, wenn dies schöne Samenkorn unter lauter Steine und Dornen gefallen seyn sollte, wenn es nicht in vielen Herzen ein gutes Land gefunden hätte, wo es, wo auch nicht hundertfältige, doch einige Früchte brachte. Es ist nur allzuwahr, daß erwähnte und ähnliche Opfer des schönen Geschlechts, ohne Zuthun der Männer, zufolge eines unter sich gemachten Bundes freiwillig und freudig dargebracht, mehr dazu beitragen würden, manchen still bekümmerten Gatten und Vater zu erheitern, und seiner wankenden Gesundheit aufzuhelfen als alles, was anderseitig von Gattin und Töchtern zu seiner Aufheiterung versucht werden möchte. Denn das sichtliche Bemerken seines täglichen Zurückkomkommens, seines immer tiefer sinkenden Wohlstandes, und der Gedanke: wie wird es, wenn das so fortgeht, werden? wie mir und den Meinigen ergehn? oder die wohl gar unter schon vorhandenen Verlegenheiten ihn drängende Sorge: was werden wir essen? was werden wir trinken? womit werden wir uns kleiden? Das, das ist es, was in diesen traurigen Zeiten so manchem Hausvater schwer auf dem Herzen liegt, und an seiner Freude, selbst an seinem Leben nagt.

Die Edle, sey es Mädchen oder Frau, welche jene Verbündung deutscher

scher Frauen und Mädchen in diesen Blättern zuerst vorschlug, äusserte zugleich dabei den Wunsch, daß dieser Gedanke zu einem Plane aufgefaßt und erweitert werden möchte. Allerdings ist er einer bedeutenden Erweiterung fähig, und wäre es auch nur die Entwickelung dessen, was in ihrem Herzen dunkel liegen, und, obgleich nicht für alle verständlich, in jenem Worte sicher einbegriffen seyn mochte. Auch möchte es für manche, um sie für die gute Sache zu gewinnen, und zu jenen nicht ganz leichten Opfern geneigter zu machen, wohl eines nähern Anschauens der wichtigen, sowohl allgemeinen als besondern Vortheile bedürfen, die daraus herfließen würden. Zu jener Erweiterung sowohl als zur Darstellung dieser Vortheile einige Gedanken hier niederzulegen, ist die Absicht gegenwärtiger Zeilen.

Es wäre freilich zur Beförderung der ganzen Sache vielleicht besser, wenn sie von einer weiblichen Hand fortgeführt würde; ich habe auch eine Zeitlang, daß das geschehn würde, gehofft. Da aber bislang diese Hoffnung getäuscht wurde, und zur Erfüllung derselben kein Anschein mehr vorhanden zu seyn scheint, so denke ich: Besser so, als gar nicht, gebe mein Schärflein, und lasse den Himmel walten. Auch wird es mir wohl keiner hiebei zum Vorwurf machen wollen, daß ich selbst unbeweibt und kinderlos bin, da ich, wie mich dünkt, eben deswegen desto unbefangener von der Sache reden, und in den Verdacht eigennützigen Parteilichkeit, oder durch häusliche Leiden erzeugter schiefer Ansichten nicht leicht verfallen kann.

Allerdings würde es schon etwas Großes seyn, wenn nach dem Vorschlage der Verfasserin jenes Aufsatzes die Damen des hiesigen Landes der Mehrzahl nach sich mit einander verbündeten, ein Jahr lang mit dem gegenwärtigen Bestande ihrer Garderobe sich zu begnügen, und sich des neuen Ankaufs der kostbaren Artikel des Putzes eben so lange ganz zu enthalten. In manchem Hause besonders, wo Mutter und Töchter bisher nach den Launen der schnell sich verwandelnden Mode ihre Garderobenbedürfnisse abmaßen, würde schon dadurch in der Ausgabe ein bedeutendes minus entstehn, und die Sorgen des Hausvaters um vieles erleichtert werden. Das würde bei Ihnen, meinen Sie, so viel nicht ausmachen? Sagen Sie das nicht: es möchte den Schein haben, als wollten Sie mit dieser Ausflucht dem schönen Bunde sich entziehn. Hätten Sie einmal nur ein einziges Jahr hindurch, vom Anfange bis zu Ende desselben, alles aufgeschrieben, was an jenen Artikeln im Kleinen und im Großen von ihnen angekauft ward, und besonders die kleinern, aber oft vorkommenden Posten in eine Summe gehörig zusammengebracht, vielleicht würden Sie das nicht sagen.

So viel nun hiedurch für manche Familie schon gewonnen seyn würde, so könnte doch noch weit mehr gewonnen werden, wenn, was noch leichter wäre,

wäre, deutsche Frauen und Mädchen sich ferner verbündeten und anheischig machten, sich, so lange die drückenden Umstände unsers Vaterlandes fortdauren, oder gleichfalls auf ein Jahr, aller kostspieligen öffentlichen Vergnügungen, so viel als möglich, zu enthalten. Ich glaube es der Verfasserin des mehrerwähnten Aufsatzes zwar gern, daß es schon jetzt edle Frauen giebt, die, ohne erst einer besondern Aufforderung zu bedürfen, um ihres Gatten Sorgen zu erleichtern, einem kostspieligen Vergnügen gern entsagen. Aber es giebt doch gewiß auch noch manche, die zu dieser Resignation noch nicht gelangt sind. Ach! ich stand, als die Zeiten schon schwer auf uns lagen, mehr als einmal hinter dem Stuhle spielender Damen, die in einer Stunde mehr verschleuderten, als ihr Mann den ganzen Tag einzunehmen hatte, sah mehr als einmal Mütter und Töchter auf Bällen glänzen, deren Gatte und Vater, wie ich genau unterrichtet war, im eigentlichsten Verstande mit Nahrungssorgen rang, und gern 10 Meilen Wegs vom Balle sich weggewünscht hätte. Ein Ball ist für einen Mann mit beschränkten Umständen und zahlreicher Familie, da besonders, wo personenweise bezahlt wird, wenn auch die Zurüstungen dazu minder kostbar wären, wahrlich keine unbedeutende Kleinigkeit.

Den Edeln des andern Geschlechts kann diese Entsagung jetzt unmöglich sehr schwer werden. Sie können unmöglich an lauten rauschenden Freuden zu einer Zeit Geschmack finden, worin die meisten Herzen zu Jammerliedern gestimmt werden. Muß nicht vielmehr dem feinern weiblichen Gefühle Musik und Tanz und laute rauschende Freude jetzt eine Verhöhnung des öffentlichen Elends zu seyn dünken? Selbst die minder zarten Seelen, denen dies Gefühl fremd ist, finden, wenn sie besonders schon zu gesetzten Jahren fortgerückt sind, an Bällen und andern öffentlichen Lustbarkeiten bei weitem nicht alle das Vergnügen, was sie da zu finden scheinen, und stellen gemeiniglich da in so zahlreicher Menge nur deswegen sich ein, um hinterher sagen zu können: ich war da. Suchte man darin keine Art von Ehre mehr, brächte es nach jener Verbündung vielmehr Ehre, da wegzubleiben, erforderte das sogar ein gewisses point d'honneur, dann würde es, einige jüngere unter ihnen möchten etwa abzurechnen seyn, den meisten Frauen und Mädchen gewiß nicht schwer werden, dem Vaterlande und dem häuslichen Glücke auch dies Opfer zu bringen.

Vielmehr würde dadurch, meiner Meinung nach, das erste Opfer, die Ausführung des Vorsatzes, mit dem gegenwärtigen Bestande der Garderobe sich auf ein Jahr zu begnügen, mehrern unter ihnen erleichtert werden. Einigen wenigstens würde es wohl ohne allen Zweifel weit leichter werden, von Bällen und andern öffentlichen Lustbarkeiten ganz wegzubleiben, als da, von den Herrlichkeiten

ten der laufenden Mode entblößt, zu erscheinen, wenn sie zumahl mehrere ihres gleichen, die sich nicht zu gleicher Absicht mit ihnen verbündet hätten, da mit jenen Herrlichkeiten geschmückt erblicken, und sich gleichsam verdunkelt sehn müßten. Mit allem Respekt für das andre Geschlecht sey das gesagt; denn ich erinnere hier ein für allemal, daß ich in diesen und ähnlichen Bemerkungen nie von den Ehrendamen rede, welche im Gefühle ihres innern Werths von äussern Flittern nichts erborgen wollen und nichts zu erborgen brauchen, und selbst im einfachsten Gewande, ohne die geringste Furcht, verdunkelt zu werden, mitten unter Prunkdamen wandeln. Daß es unter deutschen Frauen und Mädchen deren, Gott sey Dank, nicht so gar wenige giebt, davon bin ich vollkommen überzeugt. Allein es kömmt bei der vorliegenden Sache nicht allein auf sie an, sondern auch auf den Beitritt der leider noch viel größern Menge, die von ihrem Geist entfremdet, und von ihrer Sinnesart noch entfernt sind.

Aber sollen wir denn allen geselligen Vergnügungen auf ein ganzes Jahr entsagen? Gott bewahre! der Mensch fühlt in drückenden Zeiten das Bedürfniß, sich andern mitzutheilen, mit ihnen von seinen Leiden und Lasten zu reden, und bei dem, was er mit andern gemeinschaftlich trägt, Gedanken, Empfindungen und Hoffnungen gegenseitig zu wechseln, zwiefach stark. Auch hat man, wenn man schwere, oder etwa auch nur schwer scheinende, Opfer bringen soll, einige unsern Heroismus bewundernde Zeugen nöthig. Das ist ein Stab, den der schwache, wenn gleich noch so sehr von Pflichtgefühl beseelte und nach Pflichtgefühl handelnde Mensch bei den ersten, nach alten aufgegebenen Gewohnheiten immer sauren Schritten, anfangs vorzüglich, nicht gut entbehren kann. Freilich muß der Mensch sich selbst gnügen, in seinem Hause auch die ganze Welt entbehren können, und unter den Seinigen stets seine besten Freuden finden; sonst kann er nirgends, auch in den glänzendsten Zirkeln, nicht glücklich seyn. So glücklich aber der Mensch in seinem häuslichen Kreise seyn und sich fühlen mag, so hat er doch von Zeit zu Zeit das Bedürfniß, auch andre Menschen zu sehn, mit ihnen seine Gedanken und Empfindungen auszutauschen, mit ihnen sich zu freuen. Wer diesen Trieb der Geselligkeit ganz unterdrücken wollte, würde beides eine vergebliche und schädliche Arbeit unternehmen. Nein das sollen und müssen deutsche Frauen auch unter den jetzigen Umständen nicht, die, wenn sie ihre wahrlich nicht leichten Pflichten als Gattinnen und Mütter treu erfüllen, bei ihrer zwar still verborgenen, aber eben deswegen oft um desto saurern Wirksamkeit der geselligen Aufheiterung so sehr bedürfen. Aber müssen es denn grade große glänzende Zirkel, lauter rauschende Freuden seyn, wo sie diese Aufheiterung

suchen? Läßt sie sich nicht eben so gut, oder vielmehr weit besser, ja, ich möchte sagen, allein in den kleinern zwanglosern Kreisen näherer Bekannten und vertrauterer Freunde finden? Nur müßten auch diese freundschaftlichern Zusammenkünfte bei jener Verabredung und Verbündung berücksichtigt werden, und hin und wieder eine andre, von der bisherigen abweichende, Form empfangen, wodurch sie wirklich etwas freundschaftlicher würden. Mit einem Wort, deutsche Frauen und Mädchen müßten sich drittens dahin vereinen, ein Jahr hindurch von den in ihren Häusern ihren Freunden und Bekanuten gegebenen Gesellschaften allen Luxus und jeden unnöthigen Aufwand zu verbannen, und sich, wenn anders dinirt und soupirt werden sollte und müßte, bei ihren Diners und Soupers, Thees und Kaffees blos auf das einzuschränken, was Bedürfniß und Erheiterung unumgänglich nothwendig macht.

Man darf wohl nicht fürchten, daß das gesellige Vergnügen dadurch vermindert werden würde. Es ist bekannt, daß, die niedrige Schmarozzerrace etwa ausgenommen, die meisten in Gesellschaft bei andern sich befindenden Menschen durch sumtuöse Anstalten und überladene Tafeln sich höchst belästigt fühlen. Schrecklich drückend und peinigend ist es, bei Menschen zu essen und zu trinken, und dabei von dem Gedanken beschlichen zu werden, daß der Ueberfluß, den sie da auskramen, ihre häuslichen Sorgen mehren werde. Nirgends fühlt man sich hingegen so wohl, als in einem Hause, wo man es bei einem kleinen Mahle oder sonstigem Vergnügen deutlich zu bemerken glaubt, daß man sich unsertwillen gar nicht geniert, und von der gewöhnlichen Tagesordnung sich wenig oder gar nicht entfernt. Das schmeichelt überdem als ein Beweis des Vertrauens und der Freundschaft, den besonders die Hausfrau uns giebt, im hohen Grade, macht ein solches Haus, wo wir einige Mal so aufgenommen wurden, auf immer uns vor allen andern angenehm und werth; und ein einfaches, mit einem fröhlichen Gesichte gewürztes Gericht ist uns von nun an da weit lieber als alle Leckerbissen, bei denen wir die Zurüstungen auf uns zu sehn glauben, und die Verlegenheit ahnen, in die man dadurch gesetzt ward, oder noch vielleicht post festum versetzt werden wird. Viele Hausväter fühlen das auch recht gut, und dringen deswegen in diesem Punkte sehr oft auf eine Reform, und in einzelnen Fällen auf einige Gerichte und einige Weitläuftigkeiten weniger; aber dies ist grade eine der schwächsten Seiten der meisten Hausfrauen, die ihre Ehre auf das ärgste compromittirt glauben, wenn bei einem, sey's gebetenen oder ungebetenen Gaste, in Absicht auf das Essen nicht alles so ist, wie es, ihrer Meinung nach, nach ihrem und des

Mit-

Mitessers Rang und Stande seyn soll und seyn muß: und das ist denn aus zärtlicher Besorgniß für die Ehre fast immer zu viel. Wenn also deutsche Frauen das zu einem besondern Artikel jenes Bundes machten, und fest untereinander ausmachten, daß man bei einigen nicht zu vermeidenden Gastereien in gewissen genau bestimmten engern Gränzen bleiben, und bei freundschaftlichen Mahlen sich auf das, was Noth thut, beschränken, und das Ueberflüssige und Kostspielige davon verbannen wollte, wie viel würde für die häusliche Ruhe mancher Menschen, wie viel selbst für das gesellige Vergnügen dadurch gewonnen werden!

Endlich könnten deutsche Frauen, wenn sie dem schönen Werke die Krone aufsetzen wollten, sich noch gemeinschaftlich auch dazu verbinden, Ein Jahr hindurch aus dem innern täglichen Gange des Hauswesens das Ueberflüssige so viel als möglich hinwegzuthun, und auch da jede Ersparung zu machen, die das wahre Decorum gestattet. Das tägliche! das tägliche! das ist es, was, wär es auch an sich und einzeln auch noch so klein, durch sein stetes Vorhandenseyn, oder durch seine öftere Wiederkehr, und durch seinen allseitigen Zusammenfluß im Lauf eines ganzen Jahrs zu grossen, von wenig Menschen ganz berechneten Summen anwächst. Die Hausfrau, die dies tägliche nicht beachtet, und so viel als möglich zu Rathe hält, und so viel als möglich darin vernünftig zu sparen sucht, fällt ganz aus ihrer Rolle, und vergißt den Zweck, wozu der liebe Gott ihr vorzugsweise den Esprit de detail verliehen hat. Einen überflüßigen Bedienten, eine entbehrliche Kammerfrau weniger gehalten, ein oder das andere Gericht weniger gegessen, einige kostbare Leckereien seltener oder gar nicht mehr genossen, ein Glas Wein weniger getrunken, einige überflüssige Bedürfnisse ganz abgeschafft, einige jetzt sehr theure ausländische Produkte, wenn man sich nicht ganz davon losreißen kann, mit einheimischen vertauscht, und vor allen Dingen, anstatt den Haushalt von der Bergere aus zu führen, und sich auf Miethlinge zu verlassen, statt dessen, nach ächt alter deutscher Sitte, in Küche, Keller und Vorrathskammer selbst zu Hause seyn, mit eignen Augen sehn, mit eignen Ohren hören, mit eignen Händen geben, und an allen Ecken das ne quid nimis verhüten, ohne sich an das qu'en dira-t-on zu kehren, das würde, wenn es zusammenkäme, mächtig helfen, und das Herz und die Stirn manches sorgenvollen Hausvaters mehr als alles erheitern.

So wären also die Artikel des Bundes, zu welchem deutsche Frauen und Mädchen, denen es würklich ein Ernst wäre, in diesen schweren drangsalvollen Zeiten die Last ihrer Gatten zu erleichtern, sich vereinigen könnten, folgende:

1. sich Ein Jahr mit dem gegenwärtigen Bestande ihrer Garderobe zu begnügen.

2.

2. sich, wenn nicht etwa einmal eine zwingende Nothwendigkeit eine Ausnahme verlangte, eben so lange aller öffentlichen kostspieligen Vergnügungen zu enthalten.

3. von den zu Hause angestellten Zusammenkünften mit ihren Freunden und Bekannten allen Luxus und jeden unnöthigen Kostenaufwand ganz zu verbannen.

4) endlich im Innern ihres Hauswesens jede, in ihrer Gewalt befindliche, Einschränkung und Ersparung zu machen, die das wahre, wohlverstanden, das wahre Decorum gestattet.

Sehr leicht wäre es, die Art und Weise zu zeigen, wie diese Verbindung am leichtesten zu Stande gebracht, und der Theilnehmerinnen darin in kurzer Zeit recht viele gewonnen werden könnten; aber dies würde von der einen Seite weiter führen, als der Zweck dieser Zeilen es gestattet, von der andern würde dadurch dem bessern savoir faire der Damen ungebührlich vorgegriffen werden, wonach es ihnen, wenn nur ernster Wille da ist, leicht seyn wird, die angeregte Sache ins Werk zu richten, und sich zur glücklichen Ausführung derselben mit ihren Mitschwestern zu verbinden. Nur eine Bemerkung will ich mir erlauben: es müßte in größern Städten, und zwar von den ersten Ständen und denen, die mit ihnen in gesellschaftlichen Verbindungen stehn, der Anfang gemacht werden; Unverheirathete müßten mit den Verehelichten, Jüngere mit den Aeltern, zu einem Zwecke sich verbinden, und es müßte durch getroffene Vorkehrungen, Maaßregeln und Bedingungen auf alle mögliche Weise verhütet werden, daß keine, die einmal freiwillig in den Bund eingetreten wäre, die obigen Hauptartikel vor dem völligen Verlauf eines Jahres verlezzen dürfte.

Ginge der Bund von den ersten Ständen an; so würde er in kurzer Zeit auch in den übrigen eine Menge Theilnehmerinnen finden; denn es kömmt alles von oben herab, und alles, was von oben herabkommt, verbreitet sich sicher und möglichst allgemein. So wie der Luxus aus dem Pallaste in die niedrigste Hütte hinabdringt, und den verderblichen Wetteifer erzeugt, womit der niedrigere Stand dem höhern sich andrängt, eben sowohl komme Einfachheit in Sitten und Trachten und Lebensweise aus jenem in diesen hinab. Es ist Mode! das ist ein elektrischer Schlag, der die ganze große Kette vom ersten bis zum letzten Gliede unaufhaltsam durchdringt. Also nur von oben herab, und es wird an Theilnehmerinnen, an Bundesschwestern in allen Ständen nicht fehlen, wenigstens wird, was die Hauptsache ist, der Geist des Bundes in kurzer Zeit auch zu den niedrigsten Ständen hinabgedrungen seyn.

Schöner Bund! er würde, ein Stern der Hoffnung, leuchten in der dunklern Steppe des Lebens, und schon

schon durch seinen Anblick Balsam bringen in manches schwer gedrückte Herz, und denen, die ihn schlossen, ein Ehrenstern werden, der heller strahlte und länger als Gold und Edelgestein!

(Der Schluß folgt.)

Ein erprobtes neues Mittel, die Pferde vor Fliegenstichen zu schützen.

Auf einer Reise über Land machte ich kürzlich zufälliger Weise folgende Entdeckung. Ein dünnhaariges Kutschenpferd wurde am Halse und an der Seite von den Fliegen blutrünstig gestochen, und die Bremsen setzten sich haufenweise auf die blutigen Stellen. Um dem armen Thiere Erleichterung von seiner Quaal zu verschaffen, verfiel ich auf den Gedanken, von den vielen am Wege stehenden Schaafgarben-Pflanzen einige auszuziehen, Blüthe und Kraut auf dem Halse und an der Seite des Pferdes zu zerreiben, und zu sehen, ob die Bitterkeit und der Geruch der Pflanze die Fliegen nicht abhalte. Es geschah, und von dem Augenblick an setzte sich weder Fliege noch Bremse mehr fest. Denn so wie auch eine blutgierig hinflog, so schnell flog sie auch wieder von den Stellen, die mit der Pflanze gerieben waren. Ich versuchte hernach das Mittel wiederholt, und es hatte zur Verwunderung und Freude des Postillons dieselbe Wirkung. Diese Pflanze, die in der Arzneikunst gebräuchlich, bitter, gewürzhaft und kampherhaltig *) ist, wird im Hannoverschen und Westphälischen gewöhnlich Grensing, sonst Schaafgarbe, Schaafribbe, Feldgarbe, Karpenkraut, franz. Millefeville und l'Herbe au Charpentier, von Linné Achillea Millefolium genannt, und ist zu dem erwähnten Behufe für Reisende zu Pferde und mit Pferden, für Fuhrleute und alle Pferdehalter um so vortheilhafter, als sie aller Orten und in jedem Boden an Wegen, Ackerfeldern, Wiesen und Weiden gleich einem Unkraut wächst, und vom Junius bis in den September durch ihre weiße Blüthe neben zart eingekerbten Blättern sich leicht zu erkennen giebt, und sich also grade in den Monaten, wo die Pferde vom Fliegenstich am meisten zu leiden haben, jedem gleichsam von selbst darbietet.

*) Im Hamburg. Magaz. 18. Bd. 5. St. S. 98. hat Hr. Schulze gezeigt, wie man aus dieser Pflanze Kampfer bereiten könne.

Hofrath Osiander.

Neues
Hannoversches Magazin.
76tes Stück.
Montag, den 19ten September 1808.

Einige Vorsichtsregeln zur Verhütung der Ruhr. *)

In Zeiten, in denen die Luftbeschaffenheit die Erzeugung und Verbreitung der Ruhr begünstigt, kann auf zwei verschiedenen Wegen Veranlassung zur Entstehung dieser Krankheit gegeben werden, durch Verkältung und durch Genüsse, die den Darmkanal schwächen, und es zu einem Durchfall einleiten, den in einer solchen Zeit die Menschen durch oft kleine Ursachen erhalten, und der dann bald und leicht in Ruhr übergeht. Was man Verkältung nennt, begreift mancherlei. Man entgeht ihr durch warme Bekleidung, durch Verhütung von ungewohnter Entblößung seines Leibes, durch möglichste Vermeidung jeder Erhitzung, durch die Sorgfalt, wenn durch Aufenthalt in der Sonne oder durch starkes Gehen und Arbeiten man sich erhitzt oder gar in Schweiß gebracht hat, sich nicht im Freien lange auszuruhen, oder gar hinzulegen, besonders wenn in der Zeit, wie im Herbst vielfach der Fall ist, plötzlich eine große Abkühlung der Luft oder gar Winde entstanden sind. Das Hinlegen und Schlafen auf feuchtem Erdboden, das Sitzen und Liegen auf kalten Steinen, das ruhige Verbleiben in einem Windzuge, das Schlafen bei offenen Fenstern und Thüren, und gar das unbehutsame Trinken von kaltem Wasser oder Bier nach kurz vorhergegangener Erhitzung sind die Ursachen, die die Hautausdünstung unterdrücken, oder sonst auf die Haut übel einwirken, und das, was man Verkältung nennt, herbeifüh-

*) Da die Jahrszeit jetzt da ist, die die Entstehung der Ruhr begünstigt, und diese sich auch schon in einigen Gegenden des Landes äußert, so hat man einen neuen Abdruck dieser Vorsichtsregeln für nützlich gehalten.

führen, worauf denn in jetziger Zeit die Ruhr bald folgen kann. *) Fühlt man, daß man durch Unvorsichtigkeiten dieser Art sich geschadet hat, und sich unwohl befindet, ohne doch bestimmt krank zu seyn, so suche man in der nächsten Nacht sich durch wärmere Bedeckung und einige Tassen Fliederthee in eine gute Ausdünstung zu bringen, sie durch das etwas verlängerte Liegen im Bette abzuwarten, und sich für die nächsten Tage vorzüglich sorgfältig zu kleiden und zu verhalten, und künftig überhaupt mehr Behutsamkeit zu beobachten. Ein laues Fußbad trägt auch bei, alles wieder in Ordnung zu bringen, wenn noch kein förmliches Erkranken sich eingestellt hat.

Ein mäßiger Genuß von reifem Obst ist den mehrsten gesunden Menschen wohlthätig. Aber in den Sommer- und Herbstmonaten essen doch viele, und vorzüglich die junge Welt, zu viel Obst, und nicht immer die besseren Arten, häufig, ehe es seine Reife hat, und zu allen Tageszeiten, vor, während und nach der Mahlzeit. Das belästigt den Magen und Darmkanal durch seine Menge, und ist ausserdem geeignet, Säure zu erzeugen, die Verdauungskräfte zu schwächen, und einen Durchfall zu veranlassen. Wie schädlich an sich, und wie beförderlich muß das der Ausbildung der Ruhr nicht seyn? Man beobachte also besonders in einer Zeit, in der die Ruhr droht, oder mehrere schon befallen hat, selbst hierin Maaß, und sehe darauf, daß die Kinder in den Gärten und Vorrathskammern nicht zu sehr im Obst schwelgen. Auch vermeide man das Trinken von schlechtem oder zu frischem Bier, und von Bier überhaupt, wenn ein Milchgenuß vorher Statt fand, und umgekehrt. Fleisch ist eine vortreffliche Nahrung in solcher Zeit, die es besonders nahe legt, sich keine Abweichung von den Gesundheitsregeln zu Schulden kommen zu lassen.

Entsteht Durchfall oder gar ein Anfall der Ruhr, etwas Stuhlzwang und Leibschmerz, der Abgang von weißem Schleim mit oder ohne Streifen von Blut, und weniger gewöhnlicher Stuhlgang, so fehlt man vorzüglich darin, daß man sich nicht für krank hält, wenn man noch herumgehen kann, und noch Stunden hat, in denen man nicht so viel leidet. Der gemeine Mann setzt seine oft sehr anstrengende Arbeit fort, und macht hierdurch und durch fortwährende Verkältung, für die die Empfänglichkeit immer zunimmt, und durch jetzt zu schwere oder sonst un-

an-

*) Kleinen Kindern kann man sehr schaden, wenn man sie unvorsichtig, wie so oft geschieht, in freier Luft abhält, und die untern Theile, die der Sitz der Krankheit werden, von einem Windstoß treffen läßt.

angemessene Nahrung sein Uebel erst recht arg, das nun in eine bösartige Krankheit ausbricht, statt daß es durch ein vernünftiges Benehmen gleich im Entstehen hätte leicht und schnell ganz gehoben oder sehr milde gemacht werden können. Sobald man sich von der Krankheit, auch im geringsten Grade und auf die leichteste Art, nur etwas ergriffen sieht, so halte man sich, wie es in der Ruhr erforderlich ist, lege sich zu Bette, suche, ohne es erzwingen zu wollen, in gute Ausdünstung zu kommen, sie durch nichts zu stören, genieße nur Chamillen- und Fliederthee, und schleimigte Suppen von Graupen, Habergrütze, Hirse, Gries, Reis, Sago, Semmel und dergleichen, vermeide hitzige Getränke und Gewürze, und suche die baldige Hülfe eines geschickten Arztes. Es ist nicht möglich, in dieser Krankheit, die an jedem Orte und in jeder Zeit viel Abweichendes haben kann, und auch die Einzelnen nicht immer auf dieselbe Art befällt, dem Nichtarzte eine Anweisung zur Selbsthülfe oder zu dem Curiren anderer zu geben. Aber warnen muß man, weder hitzige, stopfende Arzeneien zu nehmen, noch sich Brechmittel und abführende Arzeneien selbst zu verordnen. Was zur Heilung zu thun sey, erfordert durchaus für jeden Einzelnen eine besondere Entscheidung des Arztes.

Das eigene Wohl des Kranken, so wie die große Rücksicht, die Ansteckung der Gesunden zu vermeiden, machen es zur Pflicht, die sorgfältigste Reinlichkeit zu beobachten, das Nachtgeschirr oft zu reinigen, und seinen Inhalt tief in die Erde zu versenken und zuzudecken, nicht ihn in die gemeinschaftlichen Abtritte zu werfen, das Fenster oft mit Vorsicht zu öffnen, und den Kranken allein in einem Bette, wo möglich, in einem besondern Zimmer, liegen zu lassen.

Was könnten deutsche Frauen und Mädchen in den jetzigen drückenden Zeiten thun?

(Schluß.)

Es sey mir vergönnt, noch auf einige Vortheile aufmerksam zu machen, die aus diesem Bunde deutscher Frauen und Mädchen herfliessen würden:

Vorher aber muß ich hier einem Einwurfe begegnen, der von ihnen mit einigem Schein gemacht werden könnte: Ist es in unserer Gewalt, diesen Bund zu schließen? Hängt es von uns

uns ab, was wir tragen oder nicht tragen, was für Vergnügen wir genießen oder nicht genießen wollen? Können wir uns den öffentlichen, kostspieligen Vergnügungen nach Willkühr entziehn? Können wir in unsern Gesellschaften, so wie im Innern des Haushalts jede beliebige Einschränkung machen? Hängen wir nicht von dem Willen unsrer Männer ab, die unsrer Willkühr Schranken setzen können? Ob viele es würden? — Gewiß es giebt mehr als einen Hausvater, der unter seinen drückenden Sorgen gern diese oder jene Einschränkung, diese oder jene Reform in seinem Train de vie und seinem Hauswesen machte. Warum thut er es nicht? Er liebt seine Frau und Kinder, und sein Herz blutet bei dem Gedanken, ihnen einen gewohnten Genuß zu entziehn, und ein vielleicht zu schweres Opfer von ihnen zu fordern. Gingen Sie aber voran, wäre die Veränderung Ihr Werk, schienen Sie noch dazu eine Ehre und Freude darin zu finden, o wahrlich, er würde dann nicht allein beide Hände dazu bieten, sondern auch seinem Schöpfer von ganzem Herzen dafür danken. Und gäbe es auch hier und da einen Mann sybaritischer Art, dem es selbst hart fiele, sich von einigen entbehrlichen, aber gewohnten kostspieligen Genüssen zu trennen; so würde das vorgehende Beispiel seiner edeln Frau ihm ein: Paete, non dolet! seyn, dem der größte Weichling unmöglich zu widerstehen im Stande seyn würde.

Noch mehr, dieser schöne Weiberbund würde in der ganzen verheiratheten sowohl als unverheiratheten Männerwelt große Veränderungen herbeiführen. Was wirkt, besonders in Sitten und Moden und geselliger Lebensweise wohl mehr auf Männerherzen, als das Beispiel der Damen! Welcher Mann vom Jünglinge bis zum Greise suchte wohl nicht sich nach ihnen zu bequemen, ihnen zu gefallen, und vor ihren Augen Gnade zu finden? Wenn sich nun die edlern unter ihnen mit einander verbündeten, ein Jahr lang allen kostspieligen öffentlichen Vergnügungen zu entsagen, wie viel Männer würden dann noch wohl an denselben Theil nehmen wollen? Wenn sie ferner sich mit einander verbündeten, aus ihren freundschaftlichen Zusammenkünften und häuslichen Kreisen eben so lange allen Luxus und alle Schwelgerei, so viel sie könnten, zu verbannen, welcher Jüngling, welcher Mann würde dann sich nicht schämen, besondere Gelage anzustellen, um in denselben zu schwelgen! Wenn sie endlich sich verbündeten, ein Jahr lang mit dem gegenwärtigen Bestande ihrer Garderobe sich zu begnügen, und des Ankaufs aller neuen Modeartikel sich eben so lange zu enthalten, welcher Jüngling, welcher Mann könnte dann noch, ohne

zu

zu erröthen, auf Sachen des Luxus Summen verwenden, könnte ohne sich zu schämen, mit den schimmernden Flittern der Mode vor ihrem Auge zu erscheinen wagen! Keiner würde das wagen. Das Beispiel dieser edeln Frauen würde im Gegentheil wie ein Zauberschlag auf die ganze Männerwelt wirken, und auch in ihr den Geist einer sparendern, frugalern, einfachern, schimmerlosern Lebensweise verbreiten, die sowohl für den Einzelnen als fürs Ganze höchst wohlthätig seyn würde.

In den jetzigen Zeiten, wahrlich auch fürs Ganze! Es läßt sich freilich aus gewissen, jedermann einleuchtenden Ursachen nicht gut ausführlich über diese Sache reden; aber es bedarf auch nur der leisesten Andeutung, um verstanden zu seyn. Mehr als einmal wurden an die fremden obern Behörden, die jetzt über unser Schicksal walten, Vorstellungen gemacht, daß das erschöpfte Land gewisse gemachte Forderungen nicht leisten, gewisse aufgelegte Lasten nicht tragen könne. Wurde diesen Vorstellungen stets voller Glauben beigemessen? Warum nicht? Warum schien man von jener Seite immer zu glauben, daß das Land noch nicht so erschöpft, seine Kraft noch nicht so gesunken sey? Die Ursachen liegen am Tage. Wurden nicht selbst einzelne Menschen höher taxirt und besteuert, als sie, ihrer Meinung nach, hätten taxirt und besteuert werden sollen, weil man nach der sie umgebenden Pracht, nach ihrer glänzenden Art zu leben, in vielen Fällen wenigstens, ihren Güterbestand und ihre Wohlhabenheit abmaß? Und ist, wenn besonders von einem ganzen Lande die Rede ist, diese Art zu schliessen nicht ganz natürlich? Kann man glauben, daß ein Land in Noth und Elende sey, welches von rauschenden Freuden ertönt, in welchem Verschwendung, Pracht und Ueppigkeit herrschen? O es würde ganz anders werden, man würde eine ganz andere Meinung von unserm Zustande fassen, wenn durch jenen Verein edler Frauen mehr Stille und Eingezogenheit unter uns herrschen würden, und durch eine einfachere, von Enthaltung und Versagung zeugende Lebensweise auch unter den ersten Ständen dem Auge des Beobachters das Elend sichtbar gemacht würde, unter welchem wir seufzen.

Nicht leicht würde wohl einer so schwach seyn, sich dieses Sichtbarwerdens zu schämen; am allerwenigsten die edeln Frauen und Jungfrauen, welche durch ihren Verein dazu zuerst die Bahn gebrochen hätten. Diejenigen, in deren Händen jetzt unser Vaterland ist, wissen unsre Tugenden recht gut zu würdigen, und, was sie auch zuweilen äußerlich scheinen mögen, den Waizen von der Spreu recht gut zu sichten. Sie loben z. B. unsre Wahrheit, unsre Treue, unsre Ausdauer nach vollem Verdienst. Sollten sie unsere im Drange der Noth

Noth ohnehin meist nothwendig gewordenen Einschränkungen, unsern Verleugnungen und Entsagungen, wenn besonders das andre Geschlecht mit seinem Beispiele dabei uns vorleuchtete, ihren Beifall versagen? Sie, die ohnehin so warmen Verehrer des schönen Geschlechts, sie würden die heroischen Mädchen und Frauen, welche zu jenem Bunde sich vereinten, und der Liebe zum Vaterlande und zu Gatten und Kindern einen Theil ihres Schmucks und ihrer ihnen sonst zum Bedürfniß gewordenen Vergnügungen aufopferten, sie würden sie bis in den Himmel erheben, und den Ruhm derselben in weiter Ferne verbreiten, und der Name der Hannoveranerinnen würde vielleicht einst neben Weinsbergs Weibern in der Geschichte glänzen.

Was Fremde anerkennen, und nach seinem vollen Werthe würdigen würden, das würde noch mehr von denen anerkannt und gewürdiget werden, die es am nächsten angeht; und mancher Ehemann würde dann erst die Wahrheit ganz empfinden, ein tugendsames Weib sey edler, denn die köstlichsten Perlen. Er würde mit Stolz ein Weib an seine Brust drücken, das aus Liebe zu ihm und seinen Kindern alles Schimmernde und Entbehrliche, auch das, was ihrem Herzen süß und schmeichelnd war, hingab, und das Andenken an dies Opfer würde einen Funken in sein Herz werfen, an dem seine sonst vielleicht späterhin erkaltende Liebe sich stets neu erwärmte, und sich lebendig erhielte bis in den Tod.

Mit den verbündeten Frauen aber, die ein Jahr hindurch aus ihrer Garderobe, ihrer Haushaltung und ihren Zusammenkünften alles Ueberflüßige, Entbehrliche und Kostspielige verbannt, und nur sich und den Ihrigen gelebt hätten; mit ihnen würde ausserdem noch in diesem Jahre eine große Veränderung sich begeben. Manche derselben würde in diesem Jahre zu der Erkenntniß kommen, daß es einen schönern Schmuck gebe, als alles, was durch Hrn. Bertuch und Consorten von Paris und London ausgeht, daß, wer nur zu suchen und zu finden versteht, in häuslichen Kreisen süßere, das Herz befriedigendere Freuden finde, als in Comödien und Opern, auf Bällen, Concerten und Masqueraden: und daß das Bewußtseyn des Guten, nützliche Thätigkeit und gesundes Blut glücklicher mache, als viele Schüsseln, seltne Gerichte und feine Weine. Ich bin überzeugt, wenige würden nach Verlauf des verabredeten Jahrs zu ihrer alten Lebensweise zurückkehren, die meisten würden nur par gout bei dem einfachern, frugalern, häuslichern Leben bleiben, dem sie sich nur auf ein Jahr zu unterwerfen gedachten, und ihre vielleicht anfangs ihnen bitter scheinenden Entbehrungen und Entsagungen würden ihnen zu Quellen lebenslanger Freuden

den werden. Und träte dieser Fall würklich ein, dann dürfte man nicht länger fragen, wie so manche in diesen Zeiten fragten, warum die Vorsehung die jetzigen, uns so herbe als unverdient scheinenden, Leiden über uns und unser Vaterland verhängt habe, weil der daraus neu hervorgehende, einfache, häusliche Sinn, die dadurch bewürkte Erlösung von Modethorheiten und überflüssigen erkünstelten Bedürfnissen, kurz die Rückkehr zu häuslichen Tugenden und häuslichen Freuden durch einige drangsalsvolle Jahre wäre veranlaßt worden.

Gerdau. Grumbrecht.

Ueber Freundschaft und Einverständniß unter den Thieren.

Meist aus den Annales du Museum d'Histoire naturelle tom. IX.

Es ist längst bekannt, daß Löwen in der Gefangenschaft kleine Thiere, besonders Hunde, sehr gern um sich dulden, allerlei Neckereien von ihnen sich gefallen lassen, und deren Verlust bisweilen auf das empfindlichste betrauern. Als dem Löwen in der Menagerie des Museum d'Hist. nat. zu Paris vor einigen Jahren sein vertrautes Hündchen gestorben war: so gewöhnte er sich bald an ein anderes. Aber nicht an das erste, welches man zu ihm that; denn dieses blieb beständig voller Angst und verkroch sich in einen Winkel, so daß der Löwe ihm endlich, als ob er sein Mißtrauen bestrafen wollte, einen Schlag mit der Tatze gab, der es tödtete.

Eben daselbst warf man einem Adler, der das ihm zugegebene Fleisch in den ersten Tagen seiner Gefangenschaft nicht anrührte, einen lebendigen Hahn vor, in der Absicht, ihn damit zu füttern. Aber er that diesem nicht das geringste Leid, fraß hingegen von dem Augenblick an das Fleisch, bei welchem er vorher gehungert hatte. Man brachte in der Folge einen andern Hahn an die Stelle des erstern, den er eben so freundschaftlich behandelte. Diese Erfahrung ist mehrere Mahle gemacht worden.

Das Einverständniß zwischen dem großen Hayfisch, einem der allergefrässigsten Thiere, und dem kleinen Fische, der, weil er jenen immer begleitet, und Beute für ihn aufzuspähren scheint, sein Lootse oder Pilote genannt wird (Gasterosteus ductor), ist gleich-

gleichfalls lange bekannt. In den oben angezeigten Annales findet sich eine genaue Beobachtung des Hrn. Geofroy-Saint-Hilaire über diese Zusammengesellung; doch kömmt der sonst angegebene Umstand, daß der Lootse dem Hayfisch sicher in dem offenen Rachen herumfahren könne, dabei nicht vor; als Grund aber, warum der Pilote dem Dienste des Menschenfressers — so wird jener Hayfisch genannt — sich widme, wird angeführt, daß er von dessen Excrementen sich nähre. Also keine uneigennützige Freundschaft; wie hingegen in einer andern am angezeigten Orte gelegenheitlich beigebrachten Beobachtung zu liegen scheint; da mehrere benachbarte Schwalben sich vereinigten ein Nest wieder zu bauen, welches Kinder zerstört hatten.

Es fehlt auch nicht an Erfahrungen, daß Thiere, die von Natur die ärgsten Feinde sind, allmählig zur Eintracht sich gewöhnen, z. B. Hunde und Kazzen. Berlase in seiner Natural history of Cornwallis p. 289 führt an, daß ein Rector zu Illogau in Cornwallis, Namens Newcombi, einen zahmen Hasen hatte, welcher zwischen 2 Jagdhunden, die besonders auch auf die Hasenjagd sehr begierig waren, gewöhnlich im Camin lag; oft sogar auf ihnen.

So ist also doch die Natur der Thiere durch die angebohrnen Triebe so genau nicht bestimmt, als man gewöhnlich sich vorstellt; eine Wahrheit, die Grund zu vielen Folgerungen enthält.

F.

Anfragen.

1.

Man wünscht in diesen Blättern eine Anweisung zur Verfertigung des Runkelrübenessigs zu lesen.

2.

Ist die Verfertigung der braunen Seife auch im Kleinen, ohne sehr kostspielige Anstalten anwendbar? Kann man die beim Kochen der weißen Seife übrig bleibende Lauge dazu benutzen? und wie ist die Vorschrift dazu?

Eine auf Erfahrung gegründete Beantwortung würde dem Einsender dieser Fragen sehr willkommen seyn.

Hannoversches Magazin.

77tes Stück.

Freitag, den 23ten September 1808.

Auszug

aus der Abhandlung der Fürstlich Primatischen Hofgärtner Seiz und Reißer zu Aschaffenburg, über die Frage:

Welche Wirkungen haben die verschiedenen Arten des Düngers bei einerlei Land auf die Eigenschaften der darauf gezogenen Pflanzen?

welcher die Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen im Jahre 1807 den Preis zuerkannt hat.

Die erste Frage ist: Welche Erdarten kommen hier in Betrachtung, auf welche die verschiedenen Düngarten angewendet werden sollen?

Die Versuche, welche nur mit einer Erdart gemacht werden, erschöpfen die Frage nicht. Alle vorzügliche Erdarten kommen hier in Betrachtung, welche auf den Gütern der Landwirthe vorkommen können.

Hieher gehören vorzüglich die sandigte, kalkigte und thonigte Erde.

Die zweite Frage ist: Welche Düngerarten sind bei diesen Erden anzuwenden?

Alle diejenigen, welche auf den Gütern der Landwirthe im Großen vorkommen.

Hieher gehört der Dünger von Pferden, von Hornvieh, Schweinen, Schafen, von Menschen; der gemischte Dünger, der Compost der Engländer, die grüne Düngung, die Asche, Seifensiederasche und Gyps.*)

Unter-

*) Eselsmist mögen diejenigen benutzen, welche Champignons ziehen, und den Hühnermist diejenigen, welche Vortheil davon zu haben glauben, in eingesperreten Höfen diese Thiere mit Körnern zu füttern.

Untergeordnete Fragen, die hier zu beantworten, sind:

a) Wann wurde gedüngt? Im Herbst oder im Frühjahr?
b) Mit frischem oder altem Dünger?
c) In welchem Maaße wurde gedüngt?

Die dritte Frage ist: Mit welchen Pflanzen sind Versuche zu machen?

Mit allen denjenigen, welche auf den Gütern mit Vortheil im Großen erzogen werden können.

Die vierte Frage endlich: Auf welche Eigenschaften ist bei diesen Gewächsen Rücksicht zu nehmen?

Auf diejenigen vorzüglich, welche ihre Vollkommenheit befördern, oder dieser besonders nachtheilig sind.

Hiezu gehören weitere Bestimmungen:

Bei den Gemüsearten ist zu sehen

a) auf schnellen Wuchs,
b) Zartheit,
c) guten Geschmack,
d) Größe.

Bei den Futterkräutern

a) auf schnellen Wuchs,
b) Vermehrung der Milch,
c) Vermehrung des Fleisches, und
d) Größe oder Menge.

Bei den Getreidearten

a) auf Größe des Striches,
b) Größe der Aehre,
c) Größe des Korns, und
d) Feinheit des Mehls.

Bei den Gewürz-, Arznei- und Handelskräutern müssen die Qualitäten auf mannichfaltige Weise geprüft werden.

Bei vielen Gewächsen durch die Extracte. Oft kann auch hier der Geschmack aushelfen, und er findet die Unterschiede oft besser, als eine beschwerliche chemische Untersuchung. Letztere findet unter dem sogenannten bökserigen Weine und unter dem nicht bökserigen keinen Unterschied, obschon die Zunge auffallende Verschiedenheit zeigt.

Hier ist auch die Rede von Färbegewächsen, folglich von Farbestoffen; folglich auch von der Frage: Wie befördern oder hindern die verschiedenen Düngarten die Farbestoffe der Gewächse? Und hier ist die allgemeine Regel zu merken, daß die Farben, welche mehr Kohlenstoff enthalten, dauerhafter sind, und da in deren Mischung sich mehr Wasserstoff befindet, sich leichter verändern. Ueberhaupt werden alle Farben, sie mögen seyn, welche sie wollen, durch die vollkommene Sättigung mit Sauerstoff gelb. Je kräftiger also die Gewächse stehen, je mehr Nahrung sie haben, je gesättigter wird die sich bildende Farbe seyn, denn je mehr Nahrung da ist, je mehr wird der zerstörenden Einwirkung des Sauerstoffgases Einhalt gethan, je mehr wird dieser abgeschieden. Die Einwirkung des Sauerstoffs hat auf die Aenderung der Farben selbst Einfluß. So ist z. B. der Indigo, wie er von der Pflanze kömmt, grün, und wird blau durch die Aufnahme von Sauerstoff, oder den Verlust von Kohlen- und Wasserstoff, was auf eins hinausläuft.

Wann

Wann sind diese Eigenschaften zu untersuchen?

Wenn jede Art zu ihrem Gebrauche am vollkommsten ist, und gewöhnlich benutzt wird.

Die Getreidearten, wenn sie reif sind, die Futterkräuter wenn sie in der Blüthe sind. Auch die Gewürzkräuter geben, z. B. in der Blüthezeit mehr Oel, als vor und nach derselben.

Schwierigkeiten bei dieser Untersuchung.

Es werden zwanzigjährige Beobachtungen erfordert, um diese Frage erschöpfend zu beantworten. Ein Mann ist selten in den Verhältnissen, die dazu erforderlichen Beobachtungen machen zu können, weil man die verschiedenen Arten des Bodens nicht leicht auf einem Gute beisammen antrifft, und nicht jeder Landwirth alle die Gewächse zusammen erzieht, von welchen hier die Rede seyn muß. Die Versuche müssen, um richtige Schlüsse daraus folgern zu können, sämmtlich in jeder Erdart zuerst auf magerem Felde angestellt werden, damit die zurückgebliebenen Düngkräfte des vorhergehenden Jahrs (bei kräftiger Düngung auf schwerem Boden, wenn der Dünger untergepflügt wird, wirkt derselbe im zweiten Jahre stärker, als im ersten,) die Wirknug des neuen Düngers nicht unsicher machen. *) Alsdann erst kann man in der gehörigen Ordnung seines Feldsystems mit der Saat und Pflanzung fortfahren, und diese gesammten Beobachtungen mit den vorhergehenden vergleichen.

Die Versuche und Beobachtungen, welche an verschiedenen Orten von verschiedenen Personen gemacht worden, geben selten ganz richtige Resultate. Der Dünger ist z. B. von Mastochsen und von magerem Vieh. Er ist verschieden nach der Art und Güte der Fütterung, nach der Verschiedenheit des Einstreuens, des Ausmistens, nach dem Unterschied der Düngergruben; selbst auf einer und derselben Dunggrube ist der Mist verschieden, wenn man auch an verschiedenen Orten, wo die Versuche gemacht worden, den Mist von gleichen Viehgattungen und von gleichem Alter wählt.

Bei der chemischen Untersuchung der Qualitäten können eben so auffallende Unterschiede, durch kleine Veränderungen, hervorgebracht werden. Wenn die Dickwurz den Sommer durch

*) Dann kömmt noch in manchem Betracht viel darauf an, was die vorhergehenden Jahre auf dem Felde gezogen wurde. Wenn z. B. Kartoffeln darauf gezogen worden, und es kämen auch in frischen Dünger jetzt wieder Kartoffeln dahin, so würde die Erndte doch verhältnißmäßig ärmer ausfallen. Die Lage, eben oder bergig, soll überall gleich seyn. Bei vielen Gewächsen kömmt es auch auf den Untergrund an.

durch nicht geblatet wird, giebt sie mehr Zuckerstoff, als die geblateten. Liegt sie nach dem Ausnehmen einige Monate in einem trocknen Keller, so liefert sie mehr Zuckerstoff, als wenn sie gleich gepreßt wird.

Und haben nicht noch kleinere Umstände auf die chemische Zerlegung Einfluß? Bei den Extrakten z. B. hat man viererlei Mittel, das grüne farbende Wesen abzusondern, welches die Pflanzensäfte enthalten, wenn sie so eben ausgepreßt sind. Das erste besteht darin, die Säfte sich selbst bei einer mäßigen Wärme zu überlassen, das zweite, sie einer der Siedhitze des Wassers gleichen Hitze auszusetzen, das dritte, sie durch Eiweis abzuklären, das vierte endlich, sie durch ungeleimtes Papier zu seihen.

Man würde sich sehr betrügen, wenn man 4 Theile desselben Saftes jeden Theil besonders nach diesen 4 Arten reinigte, und dann glauben wollte, daß diese 4 Theile dieselbe Farbe, denselben Geruch, denselben Geschmack, kurz, gänzlich dieselben Eigenschaften mit einander gemeinschaftlich besaßen.

Man sagt nach älteren Beobachtungen, daß der ganz verfaulte Dünger, und der, welcher wenigstens ein Jahr alt sey, vortreffliche Eigenschaften habe, und für alle Arten von Ackerbau der zuträglichste sey, wenn gleich die chemische Zerlegung die großen Unterschiede nicht zeigt, die man zwischen dem frischen und verwesenen Dünger erwarten möchte.

Man weiß, daß bei einem hohen Grade von Auflösung der Dünger an seiner Masse schwindet, und daß man bei unserer gewöhnlichen Art zu düngen, mit frischem Dünger viel weiter auskömmt, als mit altem.

Wenn man bisher sagte: verfaulter Dünger ist besser, als frischer, so hatte man jede Sorte — den alten, wie den frischen — auf dem Felde gleich dick ausgebreitet. Es war dabei dreimal soviel alter Dünger an Gewicht auf dem einen Felde, als neuer auf dem andern. Das mußte also für sich schon im Wachsthum einen Ausschlag geben, der sehr auffallend und sichtbar seyn mußte. Wenn also bei den meisten Küchen- und andern Gewächsen der wohl gefaulte Dünger für besser gefunden wird, als der frische, so fragt sich: ist der Unterschied der Menge oder die Erhitzung des frischen Düngers Ursache an dem verschiedenen Wachsthum?

Um nähere Kenntniß über diesen Gegenstand zu erhalten, hat man physikalische und chemische Versuche mit dem Dünger vorgenommen, um daraus auf den Pflanzenbau nützliche Schlüsse zu machen.

Die Erdarten müßten dabei näher geprüft werden, da die Wirkung des Düngers nach diesen verschieden ist, und die Erdarten bei manchen Gewächsen so auffallend auf deren Eigenschaften einwirken.

Die Witterung, welche den größten Einfluß auf die Art hat, wie Erde und

und Dünger auf die Pflanze wirkt, müßte nothwendig in Betracht gezogen werden, ohne diese wären die Schlüsse aus unsern Erfahrungen sehr unrichtig, besonders wenn letztere nur von einem Jahre wären. So kam auch vieles auf die Wahl des Pflanzensamens ꝛc. an.

Von dem Felde, auf welchem die Versuche angestellt worden.

Man hat die Felder in den verschiedenen Arten des Bodens — nemlich in Kalk- Sand- und Leimen-Boden — zu den Versuchen, anfangs alle im Brachfelde gewählt, um den wahren Zweck desto sicherer zu erreichen.

Der Sand- Kalk- und Leimen-Boden erhielten wieder 5 Abtheilungen

a) zu frischem Dünger,
   1. im Herbst,
   2. im Frühjahr gedüngt;
b) zu altem Dünger,
   3. im Herbst und
   4. im Frühjahr gedüngt;
c) 5. ungedüngt.

Jedes dieser Felder empfieng ganz gleiche Behandlung für jede Gattung Früchte, sowohl in Ansehung des Baues als des Düngens, und der Zeit zu diesen Arbeiten.

Das Feld war alle gebauet und von Unkraut rein, und wurde ganz gleich in dieser Reinlichkeit unterhalten.

Es ist nöthig, auch einige Versuche aus dem ungedüngten Boden anzuführen, damit man nicht Eigenschaften, welche die Pflanzen vom Boden empfangen, den verschiedenen Düngerarten zuschreiben möge.

Auch war nöthig, die relative Fruchtbarkeit des Bodens ohne Dünger zu kennen. Dies konnte am besten in ungedüngtem Felde untersucht werden, wozu die Beobachtung über die Vegetation des Unkrauts immer die besten Aufschlüsse giebt.

Die chemische Untersuchung des Bodens kömmt aber nicht so sehr in Betrachtung, als man glauben sollte, das heißt: **in der Zerlegung findet man nicht alle diejenigen Kennzeichen, welche dem Oekonomen seine Erde fruchtbar oder unfruchtbar machen.**

Erde, die ganz gleiche Bestandtheile nach der chemischen Zerlegung hat, kann einerseits sehr fruchtbar seyn. Es kömmt nicht auf die Procente Kalk- Thon- und Sanderde in der Mischung allein an. Es kommt darauf an, **welchen Grad der Auflösung jede Erdart hat, in welchen Verhältnissen oder Beziehungen sie mit der Atmosphäre steht, ob sie den Sauerstoff anzieht, Feuchtigkeiten in höherem oder niederem Grade annimmt, die Wärmetheilchen mehr oder minder verschluckt.**

Wer glauben wollte, daß jeder Thon, Kalk oder Sand hierin jedem andern Thone, Kalk oder Sand in der

der Nachbarschaft gleich wäre, irrte ausserordentlich. *)

Diese Beziehungen sind es, welche das Feld auf einem Morgen Landes oft so verschieden machen, obwohl es gleich gebauet und gedüngt wird. Darauf hat man bisher viel zu wenig Rücksicht genommen. Man begnügte sich mit der Angabe der erdigten Bestandtheile. Demohngeachtet muß man auch diese wissen.

So hatte unser Sandboden beinahe nichts als seinen Kieselsand. Er hatte seine Entstehung den aufgelöseten Granitgebürgen der Gegend zu danken; der Feldspath ist schon längst als verwitterte Thonerde, nebst dem Glimmerblättchen ausgeschwämmt. Durch die Cultur sind in 100 Theilen 5 verweseter Pflanzenstoff, 7 Theile Thon und 80 Theile Sand.

Der Kalkboden hatte 40 Theile kohlensaure Kalkerde, 36 Theile feinen Sand, 21 Theile Thonerde und 3 Theile Eisenoxyd.

Der Leimen- oder Gleyboden besteht aus 60 Procent Thonerde, 30 Procent Sand, 8 Procent Kalk, und 2 Procent Eisenoxyd.

Jetzt fragt sich, welcher Boden war der schwerste? welcher nahm die mehrste Feuchtigkeit mit? welcher war am schwersten zu bearbeiten? welcher war am fruchtbarsten?

Was heißt schwerer Boden? Die Landwirthe haben unter der Frage eigentlich sagen wollen: welcher Boden ist schwerer zu bearbeiten? Denn unser Sandboden z. B. war schwerer, als unser Leimenboden, und doch heißt der Sandboden leicht, und der Leimenboden schwer.

Der Cubicschuh unsers Sandfeldes wog trocken 108¼ Pfund und sog 13¾ Pfund Feuchtigkeit durch Begiessen ein.

Der Cubicschuh des Leimenbodens wog trocken 102½ Pfund und nahm 15½ Pfund Feuchtigkeit auf.

Der Kalkboden wog trocken 104 Pfund und nahm 10¼ Pfund Feuchtigkeit auf.

Die Gartenerde wog trocken 95¼ Pfund und nahm 19¾ Pfund Wasser auf.

Nachdem diese angefeuchtete Erde einige Tage lag, frisch beregnet worden war, und 24 Stunden der trocknen Atmosphäre, jedoch im Schatten, ausgesetzt wurde, war die Gartenerde am feuchtesten; dieser folgte der Leimenboden, diesem der Sand, und endlich der Kalk, aber alle hatten noch Feuchtigkeit.

Nach der Kraft des senkrechten Eindrucks äusserer Gegenstände, z. B. der Fingers, hatten sich die Theilchen des Sandbodens am festesten zusammen

*) Die nach chemischer Untersuchung ganz gleiche Erdart giebt da dem Weine einen Erdgeschmack; und 20 Schritte davon bekommt der Wein keinen solchen Geschmack.

nien gesetzt, und wichen unter dem senkrechten Druck der Hand am wenigsten. Diesem folgte der Kalkboden, und endlich die Gartenerde. Alle tägliche Erfahrung zeigt schon, daß man, wenn es stark geregnet hat, auf dem Sandboden, ohne einzusinken, gehen kann. Dies ist beim Leimboden der entgegengesetzte Fall.

Wollte man nach diesem Eindrucke von oben die Grade des Bastes bei der Bearbeitung berechnen, so würde man sehr irren. Hierüber entschieden bald Versuche im Kleinen und im Großen.

Mit der breiten Seite einer Papierscheere einen Zoll tief durch den Thon eine Furche gezogen, erfordert zweimal so viel Kraft, als durch den scheinbar ersteren und wirklich schwereren Sand, durch den die Scheere sehr leicht gieng.

Diese Bearbeitung und Verschiedenheit der Kräfte kennt jeder gewöhnliche Bauer, der mehr als eine Art Boden bearbeitet. Demohngeachtet hat man auch den 20ten August die Versuche im Großen gemacht, nachdem es in der Nacht vom 17ten zum 18ten stark geregnet hatte, weil es uns bei den Versuchen im Kleinen schien, als sey die Bearbeitung in dem Kalkboden nicht viel leichter, als im Leimenboden. Wirklich war dies auch der Fall. Die Ursache lag aber darin, weil beide Arten des Bodens noch nicht genug ausgetrocknet waren.

Mit der augenblicklichen Feuchtigkeit war der Leimenboden leichter, der Kalkboden schwerer zu bearbeiten; bei stärkerer Austrocknung nach drei Tagen weiter, war der Kalkboden mürber und der Leimenboden fester, und nach diesen Umständen in letzterm Boden die Bearbeitung auch um so schwerer.

In Ansehung der relativen Fruchtbarkeit dieser ungedüngten Erden, im Allgemeinen gesprochen, ist in trocknen Jahren zwischen dem Kalk und Leimen wenig Unterschied. In nassen Jahren hat der Kalkboden den entschiedenen Vorzug. Der Sandboden bleibt immer der geringste.

Man hat die Gewächse auf dem ungedüngten Felde in keine Tabellen gebracht, weil ihre Untersuchung nur indirect hieher gehört, und man diesen wichtigen Gegenstand zu einer andern Zeit mehr erschöpfen wird, welche Ausführlichkeit hier gegen den Zweck wäre.

Der Regel nach stehen die Gewächse hier geringer und schwächer, aber darum nicht in allen Eigenschaften unvollkommner, als im Dünger. Es giebt aber auch Gewächse, die besser hier, als im Dünger stehen. Hieher gehören in der Regel auch alle Obstbäume, was die Früchte und deren Güte betrifft.

Auf dem Kalkboden steht die Gerste am schönsten und der Hafer am geringsten.

Im Sandboden wachsen die Korn- und Getreidearten im Stroh geringer und niedriger; die Aehren sind auch kleiner; die Körner selbst sind kleiner, aber die Schale der Körner ist

ist dünner, als auf dem Leimenboden. Demohngeachtet ist das Korn auf Leimenboden, ohngeachtet der dickeren Schale doch einige Pfund im Durchschnitt schwerer, als auf dem Sandboden; und das Getreide auf ungedüngtem Felde ist im Malter durchaus schwerer, als im gedüngten Felde. Der Schluß, darum nicht zu düngen, kann nur denen einfallen, die nicht überlegen, daß es besser ist, zehnfältige Frucht zu haben, die im Malter ein Paar Pfund leichter ist, als drei- bis vierfältige, die im Malter etwas schwerer ist, aber doch die Baukosten nicht bezahlt.

Sowohl im schweren als leichten Boden ist die Schale auf der Sommerseite dünner, als auf der Winterseite, und das Korn liefert feineres Mehl.

Der Spinat und die ihm ähnlichen Pflanzen sind im leichten Boden zarterer und schmackhafter.

Die Esparsette wächst auf magerem Kalk- immer schön und freudig fort, und übertrifft den gedüngten Thon- und Sandboden in der Folge.

Alle Kohlarten werden im schweren Boden stärker und schöner, als im leichten Boden, aber im letzteren wohlschmeckender. Derselbe Fall ist auch mit vielen Wurzelwerken.

Gelbe Rüben stehen besser im Sand- als Kalkboden.

Die rothen Rüben sind am schmackhaftesten im Sand- und Kalkboden. Die weißen Rüben gedeihen besser im Leimenfelde. Im Sand- und Kalkboden werden sie eher belzig, das heißt, die Gefäße werden fasern und hören auf Säfte durchzulassen.

Alle Gemüsearten sind im ungedüngten Lande wohlschmeckender und aromatischer, als im gedüngten.

Die Hülsenfrüchte wachsen im Sand- und Kalklande besser, als im Leimenboden, sie werden im ersteren viel dünner, häufiger, zarter und wohlschmeckender, aber früher hart, als im letzteren.

Die Vegetation der Futterkräuter aller Art ist für Milch und Fleisch viel vortheilhafter im Kalkboden, als im Sand- und Leimenfelde.

(Der Schluß folgt.)

Hannoversches Magazin.

78tes Stück.

Montag, den 26ten September 1808.

Auszug
aus der Abhandlung der Fürstlich Primatischen Hofgärtner Seiz und Reißer zu Aschaffenburg, über die Frage:
Welche Wirkungen haben die verschiedenen Arten des Düngers bei einerlei Land auf die Eigenschaften der darauf gezogenen Pflanzen?
welcher die Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen im Jahre 1807 den Preis zuerkannt hat.

(Schluß.)

Untersuchung des Düngers.

Unter altem Dünger verstehen wir solchen, der die Gährung überstanden hat, und sich mit einem Grabescheit stechen und ausheben läßt.

Frischen Dünger nennen wir solchen, der seine Gährung bereits angefangen und schon eine weiche Consistenz angenommen hat.

Der gemischte Dünger ist von 8 Pferden, 24 Stück Hornvieh und 12 Schweinen im gewöhnlichen Laufe, wo immer hierin da ein oder das andere Stück mehr oder weniger ist. *)

Der zu Versuchen gewählte Compost bestand aus 10 Pfund Erde, 2 Pfund Mist und 1 Pfund ungelöschtem Kalk.

Zur grünen Düngung wählte man recht dick ausgesäeten Samen von Sprung.

Der Gyps wurde immer bei härterem Wetter und auf die etwas erwachsene Stengel und Blätter gestreuet.

Die

*) Dieser gemischte Dünger ist auf dem Leimboden eigentlich der gewöhnliche Dünger, und nur zu Versuchen hat man die einzelnen Düngerarten oft allein gelegt.

Die Asche war von Büchenholz.

Die Seifensiederasche hatte immer über Winter in Haufen gelegen.

Aller Dünger wurde von wohlgenährtem Vieh genommen, *) und reichlich angestreuet, so z. B. daß die Woche von einer Kuh der Dünger an Gewicht 343 Pfund machte, von einem starken Schweine 102 Pfund.

Ein Cubicschuh

frischer Kuhdung	wiegt	$45\frac{1}{2}$	Pfund,
alter	:	$65\frac{1}{4}$	:
frischer Pferdedung	:	23	:
alter	:	58	:
frischer Schweinemist	:	36	:
alter	:	56	:
frischer Menschendung	:	58	:
alter	:	60	:
frischer Schafdung	:	36	:
alter	:	55	:

Asche 40 Pf. Seifensiederasche 49 Pf. Gyps 68 Pfund. **)

Das Feld wurde, jedes nach seiner Art, wohl gedüngt, auf 10 Quadr. Schuhen mit einem Cubicschuh altem Pferdedünger überführt, und ein Cubicschuh frischer wurde auf 15 Quadr. Schuh ausgebreitet; also hatte man man auf einen Morgen Feldes $\frac{1}{3}$ Theil alten mehr nöthig, als frischen; folglich kam eine bei weitem grössere Maaße alter und frischer Dünger in den Boden, und dies ist der Fall in allen gewöhnlichen Wirthschaften; denn ein Cubicschuh frischer Dünger, weil er längeres Stroh hat, scheint doch noch auf 15 Quadratschuh Feld dicker zu liegen, als der Cubicschuh alter Dünger auf 10 Quadratschuhen.

Wer eine dem alten gleiche Quantität frischen Düngers dem Gewicht nach auf das Feld bringen wollte, würde nicht im Stande seyn, denselben unterzupflügen.

Um die Wirkungsart gleicher Massen von altem und neuem Dünger zu beobachten, hat man einige Versuche gemacht, die nothwendig noch fortgesetzt werden müssen.

Ein Cubicschuh alter Pferdedünger wurde auf 10 Quadratschuh Landes vertheilt. Ein Cubicschuh frischer Pferdedünger wurde auf 15 Quadratschuh Landes ausgebreitet, und zu gleicher Zeit 58 Pfund frischer Pferdedünger auf 10 Quadratschuh untergebracht, weil der Cubicschuh alter Pferdedünger, der nach kunstverständiger Ausbreitung im Sandboden 10 Quadratschuh Feld wohl düngt, 58 Pfund wiegt. Er lag so dick, daß er Wärme erzeugen mußte.

Diese drei Felder hat man mit Kressen und Rettigen besäet, mit Kopf-

*) Die Düngergrube ist von guter Beschaffenheit, so daß die Gährung und Auflösung gehörig vor sich gehen kann.

**) Der Cubicschuh nach nürnberger Maaß, in welchem ein solcher Schuh Wasser 59 Pfund wiegt.

Kopfsallat und Endivien besetzt. Gleich nach der Saat und Verpflanzung fiel ein sehr gedeihlicher Regen, und diese Abkühlung machte, daß Anfangs zu anderer Menschen Verwunderung die Saat und Pflanzung in den 58 Pf. frischem Pferdedünger am schönsten wuchsen. Als nachher die Hitze des Tages wieder eintrat, waren nach 14 Tagen die 2 Salatarten so schön in Nr. 3., als in Nr. 1., Kresse und Rettig aber waren weit geringer in Nr. 3. Die Kresse gieng ganz zurück, die Rettige blieben dünne. In Nr. 2. war die Kresse am schönsten, doch beinahe die von Nr. 1. ihr gleich. Die Rettige in Nr. 1. waren am schönsten, doch beinahe die von Nr 2. jenen gleich. In Nr. 2. waren die Salate am geringsten, doch besser als mittelmäßig.

So wenig wir aus diesen noch unzureichenden Versuchen uns zu dem Schlusse berechtigt fühlen, daß nicht die Wärme, die erweiternde Kraft des frischen Düngers, das Schädliche an demselben sey, sondern daß er nur wegen wenigerem Gehalte düngender Kräfte auch geringer wirke; so wahr ist es, daß der alte Gedanke der Gärtner und Bauern, der frische Dünger sey zu hitzig, grundlos und wohl vom Dampfen des Pferdedüngers entlehnt ist, der auf Haufen in einem gewissen Grade der Gährung sich erhitzt.

Die Herbst- und Frühjahrsfeuchtigkeiten, die Kühle des Bodens, hemmen sehr schnell bei dem ausgebreiteten Pferdemist diese Wärme-Erzeugung, so wie der Winterschnee, Duft und Nebel. Aber auch die Wärme des Sommers, die brennenden Strahlen der Sonne vermindern, ja hemmen gänzlich diese Wärme-Erzeugung des ausgebreiteten Mistes, durch das Austrocknen aller Feuchtigkeit, die zu jeder Gährung gehört, und so ist auch dieser Dünger, sogar im Sommer untergebracht, nicht von jenen vermeintlichen schädlichen Wirkungen; und so sicher wir geglaubt hatten, daß der dick zusammen gelegte Pferdedünger nachtheilig auf alle Pflanzen, welche darauf wuchsen, wirke, so wenig fanden wir unsere Erwartung bestätigt.

Worin liegt denn der Unterschied der Kräfte und Wirkungen des frischen und alten Düngers? Die Zerlegung muß dieses zeigen, so weit diese dazu fähig ist.

Eine weitere Frage ist: Sind denn die Düngarten von den verschiedenen Thiergattungen so verschieden unter sich?

Die Versuche, welche Dr. Kirwan sammelte, und S. 28 seines in der Vorrede berührten Werkchens in einer Tabelle verglichen sind, geben darüber Aufschlüsse. Unsere Untersuchungen bei den auf den verschiedenen Düngerarten gezogenen Gewächsen geben uns so manche auffallende Unterschiede, welche der Chemiker durch seine Instrumente nicht messen und nicht wiegen kann.

In den Tabellen, welche der eigentlichen Beantwortung der Preisfrage angehängt sind, findet man viele Gewächse in frischem Dünger, das heißt, die in der zweiten, ja dritten Tracht besser gerathen. Der klügere Landmann säet kein Getreide mehr in die erste Tracht. Viele Wurzelwerke gerathen auch nicht so gut im ersten Dünger. Gelbe Rüben, Schwarzwurzeln, Zichorien, Pastinacken, Petersilien, Rettige, Rhabarber, Zwiebeln werden in der zweiten Tracht viel vollkommner, als in der ersten. Dagegen vertragen die Kohlarten, Lauch, Untererdkohlraben, Sellerie, Kartoffeln, Dickwurz, rothe Rüben den ersten Dünger sehr gut.

Um aber zu wissen: welchen Einfluß hat der Dünger auf diese Gewächse, mußte dem Verlangen gemäß auch der Versuch in dem ersten Dünger mit allen diesen Pflanzen gemacht werden?

Der alte Dünger im leichten Felde liefert von den Getreidearten das feinste Mehl, und in schwerem Boden die schwerste Frucht.

Der Schafdünger wird bei den Getreidearten weder von den Bäckern, noch von den Bierbrauern und Branteweinbrennern geliebt, und der nicht genug verwesete Menschendung noch weniger.

Bei sehr fruchtbaren Jahren, und in schwerem Boden bei nassen Jahren wissen wir, daß starker Dünger Lagerfrucht macht, und oft die Aehren sehr leer bleiben, indessen das Stroh desto stärker wird.

Aller zu frischer, nicht genug verfaulter Dünger theilt dem Weine in sehr trocknen Jahren einen böksericgen Geschmack mit, der erst mit dem Alter des Weins vergeht.

Bei vielen Gemüsearten und Garten-Gewürzen bewirkt der Dünger gleichfalls einen unangenehmen Geschmack, der sogar beim Kochen nicht immer vergeht. Werden aber diese Gewächse nach dem Kochen mit kaltem Wasser stark ausgewaschen, so verliert sich dieser Geschmack.

Wir wollen über diesen Gegenstand einige Beispiele anführen, da es der Zweck der Abhandlung verlangt.

Der Obererdkohlrabi auf Schafdünger gezogen, ist, roh gekostet, gut, saftig und süß. Auf Schweinedünger hat er einen häßlichen Geschmack, auf ungedüngtem Gartenboden ist er saftreich, süß und zart. Auf Menschendünger ist er geringer, als auf Schafdünger. Auf Pferdedünger ist er von mittelmäßigem Geschmack und trocken. Auf Kuhdünger ist er am zartesten und saftreichsten.

Nach dem gewöhnlichen Kochen, wie man diese Pflanzen zur Kost als Zugemüse zubereitet, waren die von Menschen- Kuh- und Pferdedünger, so wie jene vom Gartenlande einander gleich. Sie waren zart, ohne Geruch und von angenehmen Geschmack. Die vom Schweinsdünger hatten noch einen üblen Geschmack, bis nach dem Ab-

Abschwenken mit kaltem Wasser; dann waren sie unter allen am fadesten. Die vom Schafdünger waren am rauhesten.

Man stellte mit dieser Pflanze chemische Versuche an.

Der üble Geschmack, den der Schweinedünger den Kohlraben mittheilte, fand sich bei mehreren Pflanzen, und so auch bei der gelben Rübe. Man hat, um mehr als eine Probe zu machen, auch diese der chemischen Prüfung unterworfen.

Die **Lauchzwiebel** ist im Menschen- und Pferdedünger sehr zart und gut, von angenehm flüchtigem Geruch. Im Kuhdünger rauher und von bitterem Geschmack; im Schafsdung von offenbarem Geschmack des Düngers, und im Schweinsdünger von bitterm, scharfen, häßlichen Geschmack.

Der Winterrettig ist im Kuh- und Menschendünger am besten, zartesten und angenehm, anfangs von einem süßlich scharfen Geschmack.

Im Schweindünger in allem mittelmäßig. Im Schafdünger geringer als mittelmäßig. Im Pferdedünger am geringsten und im Grunde etwas widerlich.

Zwiebeln, Allium cepa, sind im Pferdedünger anfangs süß, dann sehr scharf im Geschmack, und im Geruch sehr stark. Im Schafdünder nicht so süß, kein so flüchtiger Geist, aber aber doch scharf im Geschmack. Im Kuhdünger anfangs süß, sehr scharf, aber mit Nebengeschmack. Im Schweinedünger anfangs süß, sehr saftig, eine angenehme Schärfe ohne Nebengeschmack. Im Menschendünger wie im Kuhdünger.

Diese Resultate, verglichen mit jenen des Lauchs, ließen sich bei der Aehnlichkeit der beiden Pflanzen kaum erwarten.

Die **weißen Rüben** waren im Schweinsdünger zart, saftig und angenehm. Im Menschendünger zärter, aber etwas scharfbitter. Am größten unter allen Düngarten. Im Kuhdünger zart, aber saftiger und etwas schärfer als im Schweinsdünger. Im Pferdedünger zart, saftig und weniger scharf. Im Schafsdünger zart, saftig und am wenigsten schmackhaft.

Also diese Rübe war im Menschendünger am größten, da die gelbe Rübe auffallend klein, und an der Spitze wie abgebissen war.

Die **rothe Rübe** ist im Schafsdünger am süßesten, angenehmsten und zartesten. Im Pferdedünger und Schweinsdünger süß und angenehm. Im Kuhdünger fade und grundig. Im Menschendünger herb und unangenehm.

Petersilie ist im Pferdedünger ohne Geruch, locker und zart, gut von Geschmack. Im Kuhdünger von aromatischem gutem Geschmack. Im Schweinsdünger hart, saftlos, den Geruch vom Dünger. Im Schafsdünger angenehm von Geruch und Geschmack. Im Menschendünger beinahe kein Geruch, aber ein häßlicher Geschmack.

Nach

Nach dem Kochen hatte die Petersilie aus dem Schweins- und Menschendünger ihren unangenehmen Geschmack verlohren, und schmeckte wie andere Petersilie, hatte aber dem Wasser, in dem sie gekocht wurde, ihren Geschmack mitgetheilt.

Der Sellerie hatte im Schweinsdünger einen aromatischen Geruch und Geschmack. Er war etwas trocken. Im Kuhdünger war er dem ersten gleich, nur etwas geringer im Geschmack. Im Menschendünger war er sehr klein, sehr trocken, und hatte wenig Geschmack. Im Schafdünger war er groß, sehr zart, hatte aber wenig Geschmack. Im Pferdedünger war er groß, saftig, und hatte mehr Geschmack als die beiden vorigen.

Der gemeine weiße Kohl verrieth im Menschendünger, roh, die mehrste Schärfe. Im Schweinsdünger etwas weniger. Im Schafmist noch weniger. Im Kuhdünger mehr Faserstoff und weniger Saft, als im Menschen- und Schafsdünger. Im Pferdedünger ist er noch saftloser.

Halb gahr gekocht hat er im Pferde- Kuh- und Schafsdünger einen guten Geruch, der aus Schweins- und Menschendünger einen widerlichen.

Gemeiner Wirsing ist im Schweinsdünger süß, aber hintennach schärfer. Im Menschendünger sehr bitter. Im Pferdedünger nicht so bitter, aber mit einem besonderen Nachgeschmack verbunden. In den übrigen wie im Schweinsdünger.

Halb gekocht hatte der Wirsing im Schafsdung einen unangenehmen Geruch, im Schweinsdünger war derselbe noch widerlicher. In den übrigen Dungarten war er gut.

Wir wollen diese Erfahrungen — als hinreichende Beispiele des besondern Einflusses der verschiedenen Düngerarten auf die ökonomischen Gewächse — mit einigen Bemerkungen über das Wachsthum der Spargel beim Decken mit verschiedenen Düngerarten im Frühjahre beschließen.

Merkwürdig sind diese Versuche. Die Spargelbeete sind 8 Jahre alt, und mit Kuh- und Pferdemist angelegt, im Sandboden, und sind alle in gutem Stande. Im November wurden sie jährlich mit Pferdemist gedeckt.

Dieses Jahr hat man einige mit Pferde- andere mit Kuh- andere mit Schweine- und die letzte mit Schafmist überdeckt.

Die mit Schafmist gedeckten zeichneten sich aus, daß sie zuerst kamen; nach dem Schafdung kamen Kuh- und Pferdedung zugleich, und vierzehn Tage später kamen die mit Schweinemist gedeckten. Dabei hatten die mit Kuhmist gedeckten Beete den stärksten und dicksten Spargel. Die mit Schafmist waren aber bei weitem am zartesten. Die mit Schweinemist gedeckten zeichneten sich durch den dünnen und schmächtigen Wuchs des Spargels aus, und noch die Pflanzen im Sommer zeigten die Magerkeit des Düngers für diese Pflanze. Im Kochen waren

ren

ren die im Schafdünger gezogenen schon verfallen, als die andern erst gehörig weich und zart waren.

Bei den Versuchen mit Gyps hat man bei den Kleearten und Hülsenfrüchten die Beförderung des Wachsthums jedesmal erkannt. Bei allen übrigen Getreide: Gemüsearten und andern Gewächsen war derselbe unwirksam. Man hat auch die Blätter verschiedener Obstbäume gegypst, aber weder in der Größe der Blätter, noch in der Frucht eine Wirkung bemerkt; nur war der Boden unter den gegypsten Bäumen vom Unkraut frei, welches bei den andern Bäumen nicht war.

Wohlfeiles und gutes Licht.

Da in den gegenwärtigen Zeiten Thran, Oel und Talg in unverhältnißmäßig hohen Preisen stehn, so daß nicht abzusehen ist, wie die ärmere Volksklasse, die mit Spinnen sich ernährt, so viel verdienen kann, diese Brennmaterialien zu erwerben; ja, da vielleicht mancher Hausvater oder Hausmutter darum dem Winter mit Aengstlichkeit entgegen sieht, weil in den langen Abenden für die ganze Hausgesellschaft, besonders für die Domestiken, das so theure Licht ohne alle Einwendung beschafft werden muß; so glaube ich es dem Publiko schuldig zu seyn, ein neues, sehr wohlfeiles und gutes Brennmaterial zu empfehlen, welches vollkommen sich bewährt, und vorzüglich auf dem Lande, wo man sich mit der Viehzucht beschäftigt, und auch der geringste Tagelöhner milchendes Vieh füttert, leicht zu haben ist. Dieses Mittel ist frische ungesalzene Butter. Man wäscht und schwenkt dieselbe recht rein aus, und nimmt auf den ganzen Abend 2 Loth, die man, wenn Licht soll angezündet werden, über dem Feuer, jedoch nicht bis zum völligen Braunwerden, glühet, und in diesem Zustande auf die Lampe gießt. Das Licht übertrifft bei weitem dasjenige, welches Thran und Oel geben, und hat selbst einen Vorzug vor dem Talglicht. Es brennt, ohne zu flattern, ruhig, giebt keinen Dampf und Schlacken, und beschmutzt nicht so leicht, wenn es umhergetragen wird, die Gefäße, in welchen es brennt. Das Einzige ist jedoch bei der Butter auszusetzen, daß sie leicht erstarrt, und alsdann, gleich dem dicken Thran, dem Tocht nicht mehr die Nahrung reicht. Sie ist daher bloß in warmen Stuben anwendbar, wie man sie im Winter, besonders bei der ärmeren Volksklasse findet; auch brennt sie sehr schön in Leuchten, weil diese beständig durch das

in

in ihnen brennende Licht erwärmt sind. Da das Pfund Butter in diesen Gegenden 5 mgr. kostet, der Thran 12 mgr. und noch höher kömmt, das Oel 9 bis 10 mgr., und die Lichter 15 mgr. im Preise stehen, so ist leicht der große Vortheil wahrzunehmen, der dadurch in sehr vielen Haushaltungen hervorgehn muß.

Sehr glücklich würde ich mich schätzen, wenn ich durch diese Anzeige mancher Verlegenheit ein Ende gemacht, und besonders der ärmeren Volksklasse gedient hätte.

Schwarme. Wilhelmine Holscher.

Verschiedenes Nützliche.

Um Fischen, die aus modrigem Wasser kommen, allen unangenehmen und widrigen Geschmack zu benehmen, muß man sie, ehe man sie siedet, lebendig in reines Brunnenwasser, worin etwas Salz ist, legen, viel umrühren, und sie recht rein damit abwaschen. Dieses thut man drei bis vier Mahl, nimmt aber jedesmal frisches Wasser und Salz dazu. Hiedurch wird ihnen der modrige Geschmack ganz benommen, der anfänglich nur in der Haut und unter den Schuppen steckt, und nur erst bei dem Sieden in das Fleisch dringt.

Als ein wirksames Mittel zur Vertreibung der Feldmäuse empfiehlt man das schwarze Steinöl, das in jeder Apotheke zu haben ist. Man weicht darin etwas Wolle ein, und steckt diese an 4 bis 5 verschiedenen Stellen des Ackers in die Mauselöcher oder unter die Erdschollen, und wiederholt dies, wenn der Geruch des Oels sich verlohren hat, mehrere Mahle. Die Mäuse, die diesen Geruch nicht vertragen können, entfernen sich dadurch vom Acker.

Um guten Seifenspiritus zu machen, nehme man eine Kanne reinen Kornbranntwein, 6 Loth Venedische Seife, für 2 ggr. Potasche, 5 Eßlöffel voll gute Weinhefen und etwas wohlriechendes Oel; solches thue man zusammen, am liebsten in eine gläserne Flasche, und stöpfele es zu, jedoch nicht allzu fest, und setze es in ein mit Sand angefülltes Gefäß auf einen warmen Ofen, und, wenn es vier und zwanzig Stunden da gestanden hat, ist der Spiritus gut.

Hannoversches Magazin.

79tes Stück.

Freitag, den 30ten September 1808.

Einige Nachrichten
über die Capellen und Versammlungsörter der Nationen sowohl, als der Universität in Paris.

Vom Hofrath Meiners zu Göttingen.

Es ist einem Jeden, der in der Geschichte der älteren Universitäten nicht ganz fremd ist, bekannt, daß die Lehrer und Lernenden zu Paris in Nationen abgetheilt waren, und daß eine jede dieser Nationen ihren Gottesdienst in bestimmten Kirchen oder Capellen feierte. Die Kirchen oder Capellen, wo die Nationen ihre gottesdienstlichen Versammlungen hielten, waren der Regel nach auch die Oerter, wo sie zu andern Absichten, besonders zur Berathschlagung über gemeinschaftliche Angelegenheiten zusammenkamen. Eine seltsame Ausnahme von dieser Gewohnheit fand bei der Wahl der sogenannten Eingehenden, oder derjenigen Personen Statt, die alle drei Monate zur Wahl des Rectors erkohren wurden. Die deutsche Nation allein erwählte ihren Eingehenden beständig in der Kirche des h. Cosmas. Unter den drei übrigen Nationen, der Fränkischen, Picardischen und Normännischen, war es hergebracht, daß sie zur Wahl der Eingehenden abwechselnd in zwei Collegiis zusammen kamen. a) Die Vorsteher von Stiftern, Kirchen und Capellen hielten sich dadurch geehrt, daß die Nationen ihre Häuser und Gemächer zu gottesdienstlichen und andern Zusammenkünften wählten. Die Nationen erkannten es dankbar, daß man ihnen Kirchen, Capellen und Conventsäle einräumte, um sich dort, so oft es ihnen beliebte, zu versammeln. Das Verhältniß zwischen den Klöstern, Kirchen oder Capellen und zwischen den Nationen, die dort zusammenkamen,

a) Man sehe die Urkunde beim Bulaeus VI. 363.

men, war anfangs bloß auf gegenseitiger Achtung und Gefälligkeit gegründet. Die einen konnten nicht verlangen, daß die Nationen sich in ihren Chören oder Sälen versammeln: die andern konnten es nicht fordern, daß man ihre Zusammenkünfte dulden solle. Es scheint fast, als wenn dies ursprüngliche Verhältniß zwischen der fränkischen Nation und zwischen den heiligen Oertern, wo sie zusammen kam, stets fortgedauert habe. Die fränkische Nation versammelte sich lange in dem Kloster der Bernardiner, und hatte also auch in der Kirche dieses Klosters die große Lade, in welcher ihre Urkunden und Kleinodien aufbewahrt wurden. Im Jahre 1383 geschah ein gewaltsamer Einbruch in diese Kirche, wobei die Diebe den Versuch machten, die Schlösser an der Lade der fränkischen Nation zu erbrechen. Ungeachtet der Versuch mißlang, so fürchtete man doch, daß die Kleinodien der Nation an dem Platze, wo sie bisher gewesen waren, ähnlichen Anfällen ausgesetzt bleiben möchten. Man versetzte daher die Lade der Nation in die Capelle des Collegii von Novarra, wo die fränkische Nation in der Folge sich sowohl zum Gottesdienste, als zu Berathschlagungen vereinigte. b) Die picardische und deutsche Nation, welche letztere in älteren Zeiten die Englische genannt wurde, trachteten darnach, so wie eigene Schulen, also auch eigene Capellen, oder wenigstens grössere Rechte zu erlangen, als welche ihnen die bloße Achtung und Gefälligkeit der Vorgesetzten von Klöstern und Kirchen verschafften. Die erstere versammelte sich Jahrhunderte lang in der Kirche des h. Julian. Allein im Jahre 1487 beschloß sie, in der Nähe ihrer Schulen eine eigene Capelle zu erbauen, und erhielt auch von dem Bischofe in Paris die Erlaubniß dazu. c) Die englische und nachher sogenannte deutsche Nation hielt ihren Gottesdienst und übrige Zusammenkünfte in der Capelle des h. Cosmas und des h. Damian. Höchst wahrscheinlich hatte sie schon lange an dieser Kirche besondere Vorrechte, bevor noch das Kloster St. Germain de Pré das Patronat derselben an die hohe Schule zu Paris abtrat, welches im J. 1345 geschah. Die Vorrechte, welche die englische oder deutsche Nation von Alters her über die Capelle der heiligen Cosmas und Damian besaßen, werden durch mehrere Urkunden bewiesen, die deswegen merkwürdig sind, weil sie eigenthümliche Züge der alten Zeit enthalten. In der Kirche stand auf dem Chore nahe am Altar ein beträchtliches Denkmahl, oder Grabmahl, an welchem unter andern Verzierungen das Wappen der Nation befindlich war. Dies Monument nahm eine so un-

b) Bulaeus IV. 972.

c) Bulaeus V. 778. 779.

unbequeme Stelle ein, daß es manche Andächtige, welche die Kirche zu besuchen pflegten, hinderte, die Feier des Abendmahls zu sehen. Der Pfarrer und die übrigen Vorsteher der Kirche ersuchten daher die deutsche Nation im Jahre 1615 um die Erlaubniß, das Denkmahl auf ihre Kosten wegnehmen und an einem andern Platze wieder aufrichten zu lassen. Die Nation bewilligte dieses zur Beförderung des wahren Gottesdienstes. Doch beschwerten sie das Gewissen der Bittenden mit dem Zusatze, daß diese nichts gegen die Rechte und Würde des Verstorbenen oder der Nation unternähmen. Auch machten sie es zur Bedingung, daß der Pfarrer und die übrigen Vorsteher der Kirche ein Instrument ausstellen möchten, in welchem sie die Gefälligkeit der Nation anerkannten, und bezeugten, daß diese Gefälligkeit ihren Rechten keinen Eintrag thun solle. — Wenn auch, sagt Düboullay, keine andere Urkunden vorhanden wären, als die über das angeführte Denkmahl; so würde man daraus allein mit Gewißheit schließen können, daß die Nation von Alters her besondere Patronatrechte über die Kirche des h. Cosmas gehabt, und diese dadurch erhalten habe, daß von ihr das Geld zur Erbauung der Kirche ganz oder großentheils hergegeben worden. Nur die Stifter der Kirchen genossen die Ehre, daß sie auf dem Chore und nahe an den Altären begraben wurden.

Zur Bestätigung der Gründung der Kirche des h. Cosmas durch die englische Nation dient eine andere Nachricht, welche der Procurator dieser Nation unter dem Jahre 1588 aufgezeichnet hatte. In dem genannten Jahre nämlich ließ der Pfarrer an der Kirche des h. Cosmas die Bänke oder Sitze wegräumen, die an der rechten Seite des Chors standen, und für die deutsche Nation bestimmt waren, deren Procurator den ersten oder Ehrensitz hatte. Wegen der Wegräumung der Sitze oder Bänke erhob sich ein Streit zwischen der englischen Nation und dem Pfarrer der Kirche des heil. Cosmas. Zur Vermeidung aller Weitläuftigkeiten beschloß die erstere, zum Bau der Kirche, oder vielmehr der Wohnung des Pfarrers, die kurz vorher zusammengefallen war, funfzig Sonnen-Kronen unter der Bedingung herzugeben, daß ihr Procurator auf einige Zeiten in der Kirche den Vorsitz und Vortritt behalte: daß er also bei Processionen und andern feyerlichen Handlungen die erste Stelle einnehme: daß die weggenommenen Bänke wieder hergestellt, und da, wo sie es bisher gewesen seyen, mit eisernen Klammern an die Wand befestigt würden. Ausser dieser Hauptbedingung behielt sich die Nation noch folgende Rechte vor: Der Pfarrer und die Vorsteher der Kirche mußten versprechen, daß sie die Fenster zwischen den Sitzen und dem Hochaltar stets öffnen, oder doch so eingerichtet halten wollten, daß sie jedesmal könnten geöffnet werden, damit die Meister der deutschen Nation

die Feier des Nachtmahls ohne alles Hinderniß sehen könnten. Auch solle der Platz zwischen den Sitzen und dem Hochaltar einzig und allein zur Beerdigung der Meister der deutschen Nation bestimmt bleiben, und das Wappen der Nation an Wände, Thüren und Bilder gemahlt oder geschnitzt werden. Wenn alles dieses geschehe, so werde die Nation, wie bisher, fortfahren, ihre geneigten Gesinnungen gegen die Kirche zu beweisen. — Auch aus den zuletzt erwähnten Umständen erhellet, daß die englische oder deutsche Nation von jeher viele sogenannte ehrenvolle Rechte in der Kirche des h. Cosmas gehabt und genossen habe. d)

Was einer jeden Nation ihre Capelle war, das war für die ganze Universität das Kloster der Mathuriner, wo sowohl die allgemeinen, als die besonderen Zusammenkünfte der hohen Schule und ihrer Beamten gehalten wurden. Im Jahre 1470 trat der General der Mathuriner, **Robert Gaguin**, in der allgemeinen Versammlung der Universität auf, und hielt folgende Rede: e)

„Zwei Dinge, ehrwürdige Meister und Doctoren, flößen mir Muth ein, eure Gelehrsamkeit und Frömmigkeit. Es ist nicht anders möglich, als daß so gelehrte und fromme Männer beständig den Ausspruch unsers Herrn und Heilandes **Jesu Christi** in Gedanken haben: seyd barmherzig, wie euer Vater barmherzig ist. Ueberdem ist die Sache, von welcher ich handeln will, so einleuchtend, daß sie sich auch alsdann, wenn ich sie verbergen wollte, einem Jeden aufdringen würde, und ich also nicht nöthig habe, mich bei dem Ruin dieses Hauses lange aufzuhalten. Wenn ihr hieher kommt, so möget ihr eure Augen hinwerfen, wohin ihr wollet; ihr werdet allenthalben Zeichen des Verfalles entdecken. Als ich die Verwaltung des Hauses übernahm, sah man nichts, als eingestürzte Dächer und Mauern, die den Einsturz drohten. Durch meine Sorgfalt sind die Brüder des Hauses frömmer und strenger in ihren Sitten, und das Haus selbst ist hin und wieder ausgebessert worden. Allein, wenn ich diese zerrissene Decken und Wände, diese umgefallenen Säulen der bedeckten Gänge betrachte, und dann überlege, wie große Kosten die Wiederherstellung derselben erfordern werde; so weiß ich nicht, was ich anfangen soll, da alle Einkünfte des Hauses, wenn sie auch ein ganzes Jahr lang dazu angewandt würden, nicht hinreichen, die vorhandenen Schäden auszubessern. — Eure Güte allein richtet mich wieder auf. Eine und die andere Nation haben schon ihre Beiträge gegeben. Von den übrigen, welche wir noch nicht

d) IV. 362. 63. bis VI. 798. 99.
e) V. 695 — 97.

nicht darum ersucht haben, hegen wir die zuversichtliche Hoffnung, daß sie uns gleichfalls unterstützen werden. Dieses Haus gehört euch nicht weniger, als uns zu. Hier haltet ihr eure Zusammenkünfte und Berathschlagungen. Hier feiert ihr eure gottesdienstlichen Handlungen. Nach einem allgemeinen Gerüchte und der Meinung von Fremdlingen wird dieses Haus mehr als euer Eigenthum, denn als unseres angesehen. Die Stadt Paris enthält nur drei Gebäude, deren Ruhm über die ganze Erde verbreitet ist: die der h. Jungfrau geweihte Kirche, den Pallast der Könige und der Gerechtigkeit, und dann das Collegium der Mathuriner, das seinen Ruhm euch allein zu verdanken hat. Man behauptet vielleicht nicht zu viel, wenn man sagt, daß unser Haus das bekannteste unter den drei vorher genannten Gebäuden sey. Die Kirche unserer lieben Frauen und den königlichen Pallast kennen nur die Einwohner des Reichs. Das Haus der Mathuriner ist durch euch in der ganzen Welt bekannt geworden. Wenn ich daher bisweilen nachdenkend in den Bogengängen unsers Hauses auf und nieder wandele; so wundere ich mich immer von neuem darüber daß dasselbe weniger, als andere ähnliche Häuser, verziert ist. Alle übrigen Tempel der Stadt, selbst die kleinsten Capellen in den verborgensten Winkeln, zeichnen sich durch Gemählde oder Statüen und Schnitzwerk aus. Dieser öffentliche Tempel der hohen Schule ist ohne alle Gemählde und andern Schmuck. Die Weltweisen des Alterthums vernachlässigten ihre Hörsäle nicht auf solche Art. Vielmehr sorgte Plato ganz anders für seine Akademie: die Stoiker für ihre Porticus: Aristoteles für seine Spaziergänge. Ja selbst Epikur verschönerte die Gärten, in welchen er lehrte und wohnte. So machten die Weltweisen ihre Schulen, und die Schulen ihre Weltweisen berühmt. Dieser Ort allein, dessen Name durch euren Ruhm so weit verbreitet ist, ist dunkel, rauchig und mit Schimmel bedeckt, wie eine Bettlerhütte. Unter den vielen Fremden, die nach Paris kommen, ist selten Einer, der nicht begierig ist, das Haus der Mathuriner vor allen andern zu sehen. Etwa deswegen, weil zehn Ordensbrüder darin wohnen? Nein! weil sie glauben, daß sie gleichsam alles mit Augen sehen werden, was sie bisher von eurer Weisheit gehört hatten. Es ist bekannt, daß ihr hier über eure Angelegenheiten rathschlaget: daß ihr hier eure Schlüsse fasset, von hieraus eure Befehle bekannt macht; auch alle eure öffentliche Umgänge anstellt, und von denselben hieher zurückkehrt. Alle sind daher in der Meinung, daß ihr für diesen Ort sorget, wie die Athenienser sich ihren Areopag angelegen seyn liessen. Ich selbst, bevor ich dies Haus gesehen hatte, dachte nicht anders, als daß gleichsam die Steine reden, daß alles mit Gemählden, Inschriften und andern Denkmählern angefüllt seyn würde. Wer daher diese zugemauer-

mauerten oder kaum durchsichtigen Fenster, diese nackten, staubigen und verfallenen Mauern erblickt, der geht unwillig von dannen und nimmt eine viel geringere Meinung von euch mit, als womit er hergekommen war. Wenn Jemand unter euch ist, wie sich dergleichen fast nothwendig finden müssen, der seinen Namen durch schöne Kunstwerke oder andere Denkmähler verherrlichen wollte, der könnte auf der ganzen Erde keinen so glücklichen Ort finden, als diesen. Eben deswegen hat der berühmte Erfinder der Sphäre, Johannes de Sacro Besoor, sein Begräbniß in unserm Hause gewählt. Aus denselbigem Grunde haben eure Vorfahren zwei Scholaren, welche man ungerechter Weise gehenket, nachher aber auf die ehrenvollste Art wieder abgenommen hatte, hier bestattet, weil es keinen andern Platz gab, der das Andenken eures Ansehens so lange erhalten hätte. Wenn ihr nun den traurigen Zustand dieses Hauses betrachtet, der euch nicht weniger, als uns, zum Vorwurf gereicht, und dabei bedenkt, daß ihr dasselbe von jeher zu eurem Gottesdienst, euren Versammlungen und Gerichten erwählt: daß eure Vorfahren unser Haus beständig, sowohl einzeln, als gemeinschaftlich unterstützt haben; so werdet ihr gewiß nicht säumen, der Fränkischen und Picardischen Nation nachzueifern, wovon die eine uns achtzehn, die andere dreißig Gold-Kronen aus ihrem Seckel bewilligt haben."

Wenn auch diesmal alle Nationen und Facultäten der Bitte des Generals der Mathuriner Gehör gaben, so scheinen sie doch bald nachher in ihre alte Gleichgültigkeit zurückgefallen zu seyn. Das Kloster erklärte im Jahre 1537, daß es die Last nicht länger ertragen könne, die Niederlage des Pergaments zu seyn, was nach Paris gebracht werde, und wovon dem Rector eine Abgabe zu zahlen sey. Die Universität versprach Miethgeld. Da dies Miethgeld nicht richtig erfolgte, so versagten die Mathuriner die Aufnahme des Pergaments standhaft. f) Im J. 1577 weigerten sich die Mathuriner, ihren Convents-Saal zu den Gerichtssitzungen des apolischen Erhalters der Rechte länger herzugeben. g) Die Weigerung veranlaßte einen Rechtsstreit zwischen dem Kloster und der Universität. Dieser Rechtsstreit ward die Hauptursache des verfallenden und zuletzt ganz erlöschenden Ansehens des apostolischen Erhalters und seiner Gerichtsbarkeit.

f) Bulaens VI. 112. 30. 49.
g) VI. 761. 62. ib.

Brand-

Brandabhaltende Bekleidung der Häuser.

Wenn man das Holz an den Aussenseiten der Gebäude mit einem brandabhaltenden Ueberzuge versehen will, so mache man denselben

a) entweder aus drei Theilen gut geschlemmten Lehm, einem Theil geschlemmten Thon, und einem Theil Mehlkleister;

b) oder man setze einen Theil groben Wassersand, zwei Theile Kalk (noch besser guten zähen Lehm), und drei Theile gehacktes, ungefähr einen Finger langes Heu zusammen;

c) oder man mische 4 Theile Kalk, 2 Theile scharfen Sand, 2 Theile fingerlang gehacktes Stroh, ein Theil Ziegelmehl und ein Theil Pferdekoth.

Der erstern Art bediente sich Dr. Glaser in Suhl mit dem glücklichsten Erfolge. Man sehe dessen ausführliche Beschreibung einer glücklich abgehaltenen Feuerprobe, Leipzig 1773, und dessen Beantwortung verschiedener ungegründeter Einwendungen dagegen, Leipzig 1774. Das zweite Mittel erfand Lord Mahow in England, und machte im Jahre 1774 folgende Proben damit. Er ließ ein Gebäude, 30 Schuh lang und 20 Schuh breit, errichten, worin alles Holz mit oberwähntem Ueberzuge bekleidet war. Hierauf ließ er das Erdgeschoß mit Reißholz anfüllen und dieses anzünden. Ob nun gleich die Gluth so groß ward, daß die Flamme zu den Fenstern hinaus, und von aussen bis an das Dach hinanschlug, so ward das Gebäude doch im geringsten nicht verletzt. Der Lord war seiner Sache so gewiß, daß er sich während des Brandes im obersten Theile des Gebäudes aufhielt, und ruhig sein Frühstück verzehrte. Bei einem andern Versuche belegte er zugleich die Treppen und den obern Fußboden mit Reißholz; sobald aber dieses von der Flamme verzehrt war, hörte das Feuer auf und die Reißkohlen verglimmten. Aehnliche Versuche machte man nachher in Wien und Petersburg. Auch hier fand man das Mahowsche Mittel vortrefflich.

Was das dritte Mittel betrifft, so machte Herr von Burghausen in Schlesien im Jahre 1789 den glücklichsten Versuch mit demselben. Er ließ alles Holz an einem kleinern eigends dazu errichteten Gebäude mit jener Mischung einen guten Zoll stark übergießen, das hölzerne, ebenfalls damit überstrichene Dach mit Stroh belegen, Stroh rings um das Haus bis unter das Dach aufbauen, und dann die ganze Strohmasse anzünden. Das Häuschen ward nicht im mindesten verletzt. Nun ließ er dasselbe inwendig bis oben hinauf mit Holz und Stroh anfüllen, auch dieses

ses in Brand stecken, immer frisches Reißholz hinzuwerfen, bis die Gluth den Grad der Hitze eines Ziegelofens erreicht hatte. Hierauf ließ er das Feuer bis zur Hälfte niederbrennen und den vom Feuer unversehrten Ueberzug vermittelst einer Spritze mit Wasser begießen, um zu sehen, ob er auch dieses aushalten würde. Das Wasser hatte ihm eben so wenig geschadet, als das Feuer. Als man an Stellen, wo die Gluth am meisten angeschlagen hatte, den Ueberzug abschlug, so zeigte sich, daß das Holz darunter noch eben so frisch und schön, als beim Zusammensetzen war. Nach sechs Herbst- und Wintermonaten, in denen das Häuschen dem Schnee und Regen ausgesetzt gewesen, zeigte sich bei einer wiederholten Feuerprobe, daß auch durch die Witterung der Ueberzug nicht gelitten hatte. Bei dieser abermaligen Probe stieß man hie und da mit Eisen beschlagenen Stangen den Ueberzug absichtlich ab. Augenblicklich ward das zum Vorschein kommende Holz vom Feuer ergriffen, kam aber nicht zur Flamme, sondern löschte, wo der Ueberzug wieder angieng, sogleich aus, und glimmte nur da, wo der Luftzug dazu kommen konnte, langsam fort, so daß man es ohne Mühe auslöschen konnte.

Unterscheidungszeichen des Schierlings von der Petersilie.

Daß der Schierling ein giftiges Kraut ist, ist bekannt. Er wächst unter der Petersilie. Beide sehen einander so sehr ähnlich, daß sie sehr leicht mit einander verwechselt werden können. Es ist sehr oft geschehen, daß Schierling statt oder unter der Petersilie gekocht und gegessen worden, worauf eine jählinge Krankheit und nicht selten der Tod erfolgt ist, je nachdem die Masse mehr oder weniger war. Der Schierling wächst einstämmig und höher, die Blätter haben mehr und engere Zäckchen als die Petersilie. Die Farbe ist auch nicht so grün, fällt mehr ins Gelbe, besonders haben die Blätter auf der untern Stelle einen Glanz; auch giebt er einen unangenehmen Geruch von sich. Wenn man auf diese Kennzeichen, welche man an der Petersilie nicht antrifft, genau merkt, so kann man den Schierling von der Petersilie unterscheiden, und ihn bei Zeiten ausjäten, daß er mit derselben zugleich nicht groß wachsen kann.

A. C. Br.

Hannoversches Magazin.

80tes Stück.

Montag, den 3tem October 1808.

Ueber die im Alter zunehmende Liebe zum Leben.

Das Alter verringert die Genüsse des Lebens und gleichwohl wächset, so wie das Alter nährr rückt, die Liebe zum Leben. Die Gefahren, die der kräftige blühende Jüngling und Mann zu verachten weiß, erscheinen dem Alter in einer ganz andern und fürchterlichern Gestalt. So wie die Kraft abnimmt, vergrössert sich bei den Alten die Behutsamkeit, und wohlbedächtige Vorsicht, die Furcht bleibt in ihren Herzen die herrschende Leidenschaft, und nicht selten benutzen sie den den kleinen Rest ihres Lebens, das Ende desselben, so weit als möglich hinauszurücken.

Welch ein höchst sonderbarer Widerspruch in der menschlichen Natur! Der Greis hat das Leben und alle seine Mühen kennen gelernt; er kann von dem, was er erfahren und genossen hat, so leicht auf das schliessen, was noch vor ihm liegt, ihn hat die Erfahrung gelehrt, wie wenig hienieden wahre, bleibende Glückseligkeit zu finden, wie „alles eitel und voller Beschwerden" ist. Sein eigenes Gefühl sagt es ihm in jedem Augenblicke, daß er, im Vergleich mit der Vergangenheit, stumpf ist für die Genüsse der Gegenwart, und noch stumpfer seyn wird für die Genüsse der Zukunft. — Und dennoch sprechen Erfahrung und Gefühl zu ihm vergebens; er labt sich an der Aussicht in die Ferne, wo er die Glückseligkeit zu sehen wähnt, und zu welcher er hinstrebt! So gleicht denn der alte Mann dem verlierenden Spieler, dessen Begierde, das Spiel noch fortzusetzen, mit jedem neuen Verluste wächset. —

Woher diese Erscheinung? Woher diese mit dem zunehmenden Alter, wie die Erfahrung zeigt, stets wachsende Liebe zum Leben? Wie kommt es, daß der Wunsch, immer noch fort zu existiren, reger und lebendiger zu einer Zeit wird, da das Leben an und für sich so wenig Werth zu haben scheint? Ist dies vielleicht eine Veranstaltung der gütigen Natur, die unablässig für die Erhaltung

des Menschengeschlechts Sorge trägt, und daher, während sie unsere Genüsse vermindert, die Liebe zum Leben vermehrt, und unsere Einbildungskraft in dem Maaße, als sie uns das Gefühl jeder Lust raubt, mit dem Gedanken daran beschäftigt? Denn wäre dies nicht, so würde das Leben für den Greis, der, niedergedrückt von mannichfaltigen Schwächen, den Tod nicht mehr als der kräftige Mann fürchtete, eine unerträgliche Last seyn. Die vielen Gebrechlichkeiten des Alters und des verwelkenden Lebens; das Bewußtseyn, allen Lebensgenüssen täglich mehr abzusterben, würden in ihm den schrecklichen Gedanken erzeugen, den Faden seines Lebens abzukürzen. Aber die gütige Natur sorgte besser für den Menschen; sie mehrt in seinem Herzen die Liebe zum Leben, zu einer Zeit, wo er sie mehr als je nöthig hat, um gerne, bis der Tod ihn ruft, auszuharren; sie giebt mütterlich dem Leben einen eingebildeten Werth, wenn längst der wahre Werth desselben verschwunden ist.

Der Hauptgrund indessen, daß die Liebe zum Leben zunimmt, so wie das Alter näher kommt, liegt wohl ohne Zweifel darin, daß wir überhaupt alles, was uns umgiebt, um so inniger lieben, je länger wir damit bekannt sind. Man sieht ungern Gegenstände, womit man eine lange Reihe von Jahren vertraut ist, von ihrer Stelle gerückt; es schmerzt uns, einen Baum, den wir seit unserer Jugend im elterlichen Garten kannten, fällen zu müssen. Kurz, das menschliche Herz gewinnt unmerklich gewisse Dinge und Sachen, woran es lange gewohnt ist, mit jedem Tage lieber; wir sehen sie mit Vergnügen, besuchen sie aus Gewohnheit und trennen uns ungern von ihnen. Daher rührt der Geiz der Alten in Ansehung aller Dinge, die sie besitzen; sie lieben die Welt und alles was sie hat, sie lieben das Leben und alle Vortheile desselben; aber nicht darum, weil ihnen die Welt und das Leben wirklich Freude und Vergnügen gewährt, sondern weil sie beides lange gekannt haben. Darum nennt ein berühmter Dichter das Leben mit Recht „eine schöne freundliche Gewohnheit des Daseyns und Wirkens"!

Wie sehr durch Gewohnheit und durch langjährige Bekanntschaft dem Menschen endlich auch das schwerste Ungemach erträglich, wie sogar sein Herz mit einem Unglück, daß er eine lange Reihe von Jahren ertrug, befreundet wird, so daß er sich ungern davon trennt, — davon giebt folgende Erzählung das sprechendste Beispiel:

Als der Kaiser Chinvang den chinesischen Thron bestieg, befahl er, daß allen, die während der vorigen Regierung ohne Urtheil und Recht in Gefängnissen saßen, die Freiheit gegeben werden sollte. Die Erlöse-

ten

ten naheten sich dem Thron, um ihren Erretter feierlichst zu danken. Mit ihnen wankte ein ehrwürdiger Greis, mit silbernem Haupthaar, herbei, und warf sich zu den Füßen des Kaisers. „Mächtiger Chinvang," hub er mit bebender Stimme an, „sieh hier zu deinen Füßen einen elenden Greis von 85 Jahren, der in der Blüthe seiner Jahre, als er kaum 22 Jahre zählte, in den finstern Kerker, unschuldig und ungehört, geworfen wurde. Jetzt habe ich länger als 60 Jahre in Einsamkeit und Finsterniß verlebt, und bin mit dem Elend vertraut geworden. Du hast zwar großmüthig mich dem Licht der alles beseligenden Sonne wieder gegeben; aber sieh! geblendet von diesem Sonnenlicht wanke ich auf den Straßen umher, um einen Freund zu finden, der mich unterstütze, der sich meiner erinnere und mir helfe! Ach! meine Freunde, meine Verwandte sind todt, und ich — bin vergessen. Darum erlaube mir, mächtiger Chinvang, den Rest meines elenden Lebens in meinem alten Kerker zu verleben; die Wände desselben sind mir lieber, als der glänzendste Pallast. Dort, wo ich meine Jugend verlebte, will ich sterben, und darum laß mich zurückkehren in meine dunkle Wohnung, wo ich allein glücklich seyn kann!"

Wie dieser alte chinesische Greis seinen Kerker liebte, so liebt das Alter das Leben. Es ist an das Leben gewohnt, und mit jedem Jahre wächset seine Liebe zu dem kleinen Raum, auf welchem er doch nur Beschwerden und wenig Genuß finden kann. Aber die Bäume, die der Greis einst pflanzte, das Haus, das er sich erbauete, die Nachkommenschaft, die ihm ihr Daseyn verdankt, — das alles bindet ihn fester an die Erde und macht ihm den Abschied davon schwer. Der Jugend erscheint das Leben wie ein neuer Bekannter, der zu gefallen versteht, und durch seine Unterhaltung Vergnügen und Belehrung gewährt: aber innige Anhänglichkeit an der neuen Bekanntschaft kommt nur mit den Jahren. Der Greis hingegen betrachtet das Leben als einen alten Freund, dessen lustige und scherzhafte Einfälle er zwar schon alle kennt, und von dem er wenig mehr neues hören kann; aber gleichwohl ist der alte Freund ihm innigst lieb geworden, und ungern wird er sich von ihm trennen.*)

O. B.

*) Aus Oliv. Goldsmith's (Verf. des Predigers von Wakefield) Essays. London 1799. Vol I. S. 106.

Noch

Noch etwas über den Brand im Getreide.

Im 87ten Stück dieses Magazins vom vorigen Jahre habe ich meine Versuche über den Brand im Getreide, nebst den Resultaten, die sich mir daraus zu ergeben schienen, mitgetheilt. In dem gegenwärtigen Jahre habe ich diese Versuche wiederholt; und der Erfolg ist der nämliche geblieben. Was ich damals also nur als wahrscheinlich annehmen durfte, das kann ich jetzt schon mit einiger Zuversicht behaupten. Ich mache mir daher die Hoffnung, daß es denjenigen Lesern dieses Magazins, für die die Sache einiges Interesse hat, nicht unangenehm seyn wird, meinen weitern Bericht davon hier zu erhalten.

Die Hauptfrage war, ob gesunde Samenkörner, wenn sie mit Brandstaube verunreinigt worden, brandige Frucht zeugen; und ob das Einkälchen der Samenkörner das Brandigwerden der Frucht verhindere?

Die Versuche, aus deren Erfolge sich diese Frage beantworten sollte, habe ich dieses Jahr wieder nach eben dem Plane angestellt, nach dem es im vorigen geschehen war. Nur habe ich, um desto sicherere Resultate zu erhalten, das Saatkorn von zwei verschiedenen Orten genommen, nämlich erstlich von hier, und denn zweitens von Nesselreden bei Duderstadt, wo — wie man hier umher glaubt — der beste Weitzen dieser Gegend wächst. Die Körner habe ich selbst ausgesucht, und kann also versichern, daß sie, so weit ich es zu beurtheilen im Stande gewesen bin, vom Brande gänzlich frei gewesen sind.

Das Ackerbeet, worauf die Versuche angestellt worden, habe ich auf dazu schicklichem Boden in einer Flage mit Rocken gewählt; denn zu Verhütung alles Irrthums wollte ich nicht, daß um den Versuchs-Weizen anderer herumstehen sollte. Auf diesem Beete sind die Körner, so gut es sich hat thun lassen wollen, in einerlei Entfernung von einander und in einerlei Tiefe, jede Sorte in vier Reihen gepflanzt worden, und zwar

1) 1000 Körner Nesselreder Weizen, der eingekälcht gewesen,
2) 1000 Körner Nesselreder, der nicht eingekälcht gewesen,
3) 1000 Körner hiesiger, der mit Brandstaube hinlänglich verunreinigt gewesen,
4) 1000 Körner hiesiger eingekälchter,
5) 1000 Körner hiesiger nicht eingekälchter, und
6) 1000 Körner Nesselreder, mit Brandstaube hinlänglich verunreinigter.

Bei der Erndte haben sich unter dem Gewächse an Aehren mit Brandkörnern gefunden,

unter

	unter 100 Aehren		unter 100 Aehren
1) von den 1000 Körnern des Nesselreder eingekälchten Weizen —	gar keine	4) von den 1000 Körnern eingekälchten hiesigen —	1
2) von den 1000 Körnern Nesselreder nicht eingekälchten —	8	5) von den 1000 Körnern nicht eingekälchten hiesigen —	4
3) von den 1000 Körnern des hiesigen mit Brandstaube hinlängl. verunreinigten	50	6) von den 1000 Körnern mit Brandstaube hinlänglich verunreinigten Nesselreder —	40

Da nun also	nicht eingekälchte,	eingekälchte,	mit Brandstaube verunreinigte
	Saat		
unter 100 Aehren an Aehren mit Brandkörnern gegeben hat			
vom Nesselreder Weizen —	8	0	40
von hiesigem —	4	1	50

so steigt die Wahrscheinlichkeit ungemein,

1) daß die Verunreinigung der Saat mit Brandstaube den Brand erzeuge, und

2) daß die Einkälchung diese Erzeugung hindere, oder ein Mittel dagegen sey.

Uebrigens habe ich bei dieser Gelegenheit noch folgende Beobachtungen gemacht:

1. Die Weizenstauden, die am Ende Aehren mit Brandkörnern geben, können das Ansehen der gesundesten Pflanzen haben; die Aehren selbst können sehr vollständig und ohne Mangel zu seyn scheinen; ja, sogar das Korn kann bei seiner anfänglichen Ausbildung ein gutes Korn versprechen: aber wenn es reifen soll, setzt es statt Mehls Brand. Die Krankheit, womit der Brandstaub das Saatkorn angesteckt hat, beschädigt also nicht die Pflanze, die daraus wächst; nicht die Aehre; läßt selbst die Entstehung der Blüthe und die Ansetzung des Korns zu: aber wenn die Befruchtung vor sich gehen soll, dann ermangelt Etwas, oder tritt irgend ein Umstand ein, wodurch verursacht wird, daß sie nicht völlig der Natur gemäß geschieht.

Diese

Diese Beobachtung läßt sich noch viel deutlicher und entscheidender bei der Gerste machen. Bei dieser bildet sich das Korn schon, indem die Aehre noch in das Blatt gehüllt ist; und die Befruchtung folgt erst, wenn sie aus dieser Hülle heraustritt. Der Brand zeigt sich aber in seiner gänzlichen Vollendung an der noch in das Blatt verhüllten Aehre.

2. An einer brandigen Weizenähre können sich auch noch wohl einzelne Körner finden, die nicht brandig sind, oder es wenigstens nicht zu seyn scheinen. Der Fall ist aber doch selten, und bei Gerste und Hafer habe ich ihn nie beobachtet. Vielleicht ist es jedoch auch bei dem Weizen nur Schein; und es ist nur der Grad der Krankheit so niedrig, daß sie das menschliche Auge nicht wahrnimmt!

3. An dem sogenannten rauhen Weizen, oder dem Weizen mit langen Granen, erinnere ich mich nicht, jemals Brand bemerkt zu haben. Da es wahrscheinlich ist, daß der glatte Weizen durch die bessere Cultur aus dem rauhen entstanden ist, so wie auch, daß er sich bei einer schlechtern Cultur wieder darin verwandeln kann: so würde — wenn die Bemerkung sich weiter bestätigte — daraus folgen, daß er von zu harter Natur wäre, als daß diese Krankheit an ihm haften könnte.

Weende,
den 1ten Sept. 1808.

E. F. G. Westfeld.

Ein anderes Verfahren, Federspuhlen zu ziehen oder zu härten.

In Bezug auf die Anfrage im 64ten Stück des diesjährigen Hannoverschen Magazins.

Landbewohner, die in ihrem Berufe täglich oder öfterer die Feder zu führen haben, muß es besonders interessiren, ein gutes Verfahren zu kennen, Federkiele zu härten oder zu ziehen. Sie können sich dadurch gute Schreibfedern auf die wohlfeilste Art verschaffen, da ihnen entweder ihre eigene Oekonomie sie liefert, oder da man sie zu einem billigen Preise von den Landleuten erkaufen kann.

Die im 67ten Stück dieses Magazins Seite 1063 ff. bekannt gemachten Verfahrungsarten sind die ge-

gewöhnlichen. Weniger bekannt ist vielleicht die Methode, welche Einsender hier mittheilt. Sie soll dieselbe seyn (wenn anders derjenige, von dem er sie lernte, recht unterrichtet war), welche bei der Zubereitung der Hamburger Federkiele gebraucht wird. Einsender hat sie als die beste, sicherste und geschwindeste befunden, und sich 20 Jahre lang dadurch gute Schreibfedern aus rohen Federkielen verschafft. Hier ist sie:

Man erweicht die Spuhlen in heißem Wasser, und verfährt übrigens, wie im 67ten Stück des Magazins beschrieben ist. Man nimmt nämlich einen Topf, der so tief ist, daß die Federkiele bis an die Fahne darin mit Wasser bedeckt werden können. Diesen füllt man mit kochendem Wasser an, und setzt die Kiele hinein. Damit sie aber nicht vom Wasser in die Höhe gehoben werden, so bedeckt sie Einsender mit einer Serviette, die sie nieder- und die Wärme des Wassers zusammenhält. Das heiße Wasser erweicht sie nicht nur in kurzer Zeit, sondern zieht alle Fettigkeit aus ihnen heraus. Dann kann man sie geschwind nach einander auf die beschriebene Art ziehen. Man hat dabei nicht nöthig, jede einzelne Federspuhle besonders zu erweichen. Man läuft nicht Gefahr, sie zu verbrennen. Sie erhalten zum Ziehen eine Weichheit, die sie leicht zu bearbeiten erlaubt. Den gehörigen Grad der Weichheit, den sie haben müssen, muß man durch Probiren abmerken. Beim Ziehen bekommen die Kiele schöne, klare, durchsichtige Streifen, die man ihnen von zwei verschiedenen Seiten geben kann, wenn man sie sogleich zweimal hinter einander nach verschiedenen Richtungen unter dem Messerrücken oder einem Falzbeine durchzieht. Dieses sind die Vortheile dieser Methode.

Das Unbequeme bei derselben ist das einzige, daß sie von dem Wasser einsaugen, und eine Zeitlang weich bleiben, obgleich das eingesogene Wasser durch das Ziehen wieder ausgepreßt wird. Dieses macht sie nicht sogleich zum Schreiben brauchbar. Man muß die Feuchtigkeit erst in der Luft, oder im Winter in der Nähe des Ofens völlig aus ihnen verdunsten lassen. Dann erst haben sie beim Schneiden einen reinen Spalt.

J. — — — — — — — — — — — — — — — B.

Wie der Kleesamen auf eine gute Art einzusammeln ist.

Wenn der Kleesamen reif ist, daß er wie gewöhnlich abgehauen wird, so schneidet man ihn, bei gutem Wetter, mit einer Sichel ab, doch etwas hoch, daß der junge wieder aufwachsende Klee stehen bleibt, und legt etliche

che Hände voll zusammen, doch so, daß sich die reifen Häupter zusammendrehen. Alsdann nimmt man einen großen Sack, worin man die zusammengelegten Häufchen so steckt, daß sie ordentlich wieder herausgenommen werden können. Nun bringt man den gefüllten Sack auf einen Boden oder eine Kammer, nimmt den Klee heraus, stellt ihn reihenweise, daß die Häupter aufwärts kommen, auf, und läßt zwischen jeder Reihe ein wenig Platz, damit die Luft durchziehen kann. So läßt man ihn stehen, bis er völlig trocken ist und gedroschen werden kann. Es ist aber dabei nicht aus der Acht zu lassen, 1) daß der Klee auf einem gespündeten dichten Boden ausgesetzt wird, damit nichts von dem ausfallenden Samen verlohren gehe; 2) daß die Fenster geöffnet werden, damit Luft und Sonne den Samen desto besser trocknen und dörren könne, 3) daß die Häufchen locker aufgesetzt und nach ein Paar Tagen noch einmal aufgelokkert werden; 4) daß man den ausgefallenen Samen, welcher in den Säkken ist, auf den Boden schüttet und ihn einige Mahl umrührt, damit er austrocknen kann. Auch kann man den ausgefallenen Samen unter den Häufchen wegkehren, weil sehr viel ausfällt. Auf diese Art kann man viel Kleesamen auf einen kleinen Platz auf den Boden bringen.

Der Nutzen, den Kleesamen auf diese Weise einzuerndten, ist vielfach: 1) fällt nicht so viel Samen beim Abschneiden aus, als bei dem Mähen oder Hauen, zumal wenn er sehr reif ist; 2) der gehauene Klee muß einige Tage liegen und trocknen, weil der junge Klee mit hineinkommt; und durch das viele Wenden geht der beste und vollkommenste Samen verloren. 3) Beim Hereinschaffen, beim Auf- und Abladen ist ebenfalls der Verlust nicht unbeträchtlich. 4) Bei anhaltendem Regenwetter wächst der beste Samen aus, ja der junge Klee geräth in Fäulniß. 5) Wenn der Samenklee abgeschnitten, so giebt der junge eine gute Viehweide, oder kann zur Fütterung abgemähet werden. 6) Die Art, auf diese Weise Kleesamen zu gewinnen, nimmt auch nicht so viel Zeit weg, als die gewöhnliche.

Schneidet man den Samenklee, und es ist windstilles, ruhiges Wetter, so kann man ein Tuch oder Laken auf dem Felde ausbreiten, den abgeschnittenen Klee handvollweise nehmen und mit einem Holze oder Klöpfel etliche Mahle daran herumerschlagen: die reifen Köpfe gehen dann gleich ab; und man läßt sie hernach auf dem Boden völlig trocken werden. Wenn aber Wind ist, muß dies Verfahren unterbleiben, weil der Samen sonst verweht wird.

Hannoversches Magazin.

81tes Stück.

Freitag, den 7ten October 1808.

Zur genaueren Prüfung
der im 67ten Stück dieses Magazins beantworteten Frage: Wie haben sich die Commissionairs auf Bücherauktionen zu verhalten?

Von dem Camerarius Schwarz in Celle.

Die Meinung:

ein Commissionair, der auf dasselbe Buch verschiedene Aufträge zu verschiedenen Summen angenommen hat, darf das Buch für den Committenten des höchsten, noch unter der Summe des geringsten Auftrages kaufen,

ist meiner Einsicht nach nicht nur dem Verhältnisse desselben zu seinen verschiedenen Committenten ganz angemessen, sondern auch den Rechten der Auktion nicht entgegen.

Denn der Commissionair verfährt nicht anders, als der Committent des höchsten Auftrages es wirklich vorgeschrieben hat, und als die Committenten der niedrigeren Aufträge, wenn sie ihm für den eingetretenen besondern Fall ihren Willen zeitig genug hätten eröffnen können, es, bei ihrer als gewiß anzunehmenden Absicht, nicht mehr für das Buch zu geben, vorgeschrieben haben würden.

Aufträge zu Auktionen werden gegeben und angenommen zum Kaufen, nicht zum Bieten a), und eine jede Verbindlichkeit hebt sich von selbst mit der eintretenden Unmöglichkeit, sie zu erfüllen.

Der

a) Aufträge zu Auktionen werden vielmehr blos zum Bieten gegeben. Ob aus dem Gebote ein Kauf werden kann, hängt von der zufälligen Concurrenz ab. Der Commissionair kann nichts weiter thun, als dem Auftrage gemäß bieten, ist also hiezu verpflichtet, und nur hiezu.

Anmerk. des Herausg.

Der Commissionair soll also den Willen seiner Committenten befolgen.

1) Dem Buchstaben nach. Er soll die Sache zu der vorgeschriebenen Summe, und wo möglich unter derselben, aber nicht darüber kaufen. Gesetzt auch, er hielte es für wahrscheinlich, daß einer oder der andere von den Committenten der geringeren Aufträge es ihm gut heißen würde, wenn er in dessen Namen die von dem Committenten des höchsten Auftrages aufgegebene Summe überschritte: so soll ihm dennoch der ausdrücklich erklärte Wille dieses mehr als der bloß muthmaßliche Wille von jenem gelten, da er ohnehin nicht für gewiß sagen kann, ob nicht der Committent des höchsten Auftrages, wenn er dies gewußt, die committirte Summe gleichfalls erhöhet hätte. b)

Weil er aber seine Committenten nicht als willenlose Maschine, sondern als denkendes und handelndes Wesen repräsentirt: so soll er ihren Willen

2) auch dem Geiste nach vollziehen. In die Absicht, in die Tendenz des Auftrages eindringen, nicht an dem Körper des Buchstabens kleben. Wozu er ihm gegeben, wozu er von ihm angenommen wurde, so ihm anhängen, nicht anders. Dem Zwecke unverrückt getreu, den Zweck vom Mittel scheiden, nicht zum Zweck das Mittel nehmen, mit dem Zweck auch zugleich das Mittel aufgeben. Wo die Unmöglichkeit, dem Geiste des Auftrages zu huldigen, ins Auge springt, sich auch von dem Buchstaben nicht weiter gebunden achten.

Die Committenten gaben ihre verschiedenen Aufträge dem Commissionair, damit er zu oder unter den vorgeschriebenen Summen die Sache für sie kaufe. Dies hat er ihnen durch die Annahme versprochen. Bloß für sie zu bieten, auch ohne die Möglichkeit für sie zu kaufen, dies ist ihm nicht aufgetragen, dies hat er durch die Annahme auch nicht versprochen. c) An ihnen war es, sich bestimmt zu erklären, wenn sie diesen Willen hätten, und dann stand es noch bei dem Commissionair, den Auftrag in der Maaße anzunehmen oder abzulehnen. So wie die Sache liegt, ist über diesen Gegenstand der Vertrag zwischen beiden nicht geschlossen.

Nun gerathen durch das zufällige Zusammentreffen der drei verschiedenen Auf-

b) Von allen dem ist in der vorliegenden Aufgabe gar keine Frage. Anmerk. des Herausg.

c) Allerdings hat der Commissionair sich durch seine Annahme der Aufträge verbindlich gemacht zu bieten. Ob ein Kauf erfolgen wird, hängt nicht von ihm ab, sondern vom Zuschlage. Anmerk. d. Herausg.

Aufträge auf dieselbe Sache bei demselben Commissionair die niedrigeren Aufträge in eine Lage, in welcher es eine absolute Unmöglichkeit wird, sie zu erfüllen. Der Commissionair, durch den ausdrücklich erklärten Willen dieser Committenten an die vorgeschriebenen Summen gebunden, kann und darf für keinen derselben die committirte Sache kaufen. Er nimmt also diese Aufträge, über einen unmöglichen Gegenstand geschlossen, als gar nicht geschlossen an; er bietet gar nicht, weil aus dem Bot kein Kauf werden kann, und weil er sich zum Kaufen, nicht zum Bieten ihnen verpflichtet hat. Wären dieselben Committenten selbst gegenwärtig, an seiner Stelle, in gleicher Lage, ohne den Willen, mehr zu geben, sie würden nicht anders handeln. d) Sie haben es sich beizumessen, wenn sie ein Interesse hatten, zu bieten ohne zu kaufen, daß sie sich nicht darüber mit ihrem Commissionair verstanden haben. Er kann nicht anders.

Aus der Entwickelung dieser Verhältnisse läßt sich über folgende Sätze urtheilen:

1) **Die Committenten hätten durch ihre Aufträge bestimmt erklärt, daß sie, wenn sie persönlich gegenwärtig wären, bis zu der vorgeschriebenen Summe selbst bieten würden.**

Genau genommen haben sie ihren Willen nur dahin bestimmt zu erkennen gegeben, das Buch für sie bis zu dem vorgeschriebenen Preise zu kaufen. Was sie, in dem Falle ihrer persönlichen Gegenwart alsdann thun würden, wenn sie vor allem Bieten unumstößlich gewiß wüßten, daß sie das Buch zu dem sich vorgesetzten Preise nicht erhalten könnten, darüber haben sie sich ausdrücklich gar nicht erklärt. Es wäre möglich, daß sie ohne die Absicht zu kaufen, bis zu diesem Preise fortböten, oder aber auch, um das Buch nicht fahren zu lassen, den höheren Bieter noch überböten, oder endlich, ohne zu bieten, sogleich vom Kaufe abständen. e) Von dem allen haben sie durch ihre Aufträge bestimmt nichts eröffnet. Da ihr Commissionair sich zum bloßen Aufbieten nicht anheischig gemacht und die vorgeschriebene Summe zu übergehen von ihnen keinen Auftrag erhalten hat: so bleibt ihm unter den drei möglichen Fällen allein der

 dritte

d) Der Commissionair hat sich gegen jeden Committenten zum Bieten verpflichtet, repräsentirt duplicem personam oder multiplicem, und muß also für jeden bieten. Anmerk. des Herausg.

e) Es wäre möglich, daß die Käufer vom Bieten abständen: aber sie haben sich nicht darüber erklärt, und der Commissionair muß den angenommenen Auftrag ausführen, ohne eine blos mögliche Intention zu befolgen. Anmerk. des Herausg.

dritte, für jene gar nicht zu bieten, zu seiner Direction übrig. Er richtet sein Verhalten nach dem, was bei Commissionen Regel ist, ein, ohne auf die ungewöhnlichen und ausser seinem Auftrage liegenden Fälle Rücksicht nehmen zu können. f)

2) **Der Commissionair, als blosser Stellvertreter seiner Committenten, müsse so verfahren, daß der Ausgang der Sache derselbe werde, der er bei ihrer persönlichen Gegenwart geworden seyn würde.**

Gleiche Verhaltungsregeln aus einem Falle für den andern können nicht anders gelten, als wenn beide Fälle einander völlig gleich sind. Nun ist aber der Fall des Zusammentreffens verschiedener Aufträge auf dieselbe Sache bei demselben Commissionair dem Falle mehrerer persönlich anwesender Bieter, nicht völlig gleich zu achten. Jener erkennt aus der Zusammenhaltung der verschiedenen bei ihm vereinigten Aufträge die Unmöglichkeit, das Buch für die Committenten der geringeren Aufträge zu kaufen mit positiver Gewißheit; diese können, seltene Fälle abgerechnet, einen solchen Ausgang nur vermuthen, höchstens als moralisch gewiß voraussetzen. Sie bleiben gewöhnlich zwischen Besorgniß und Hoffnung getheilt, und bieten daher bis zum Entscheidungsziele fort. Um also das Verhalten des Commissionairs richtig nach dem Verhalten mehrerer gegenwärtigen Licitanten abmessen zu können, muß man zuvor in Gedanken diese mit jenem in eine völlig gleiche Lage stellen, das heißt, in dem gegebenen Falle dieselbe absolute Gewißheit über den Ausgang, die jenem beiwohnt, auch bei diesen voraussetzen. Unter dieser Bestimmung werden unstreitig von zehn anwesenden Bietern neun auf der Stelle das Bieten unterlassen, und dadurch ein gleiches Verfahren des Commissionairs verschiedener Aufträge rechtfertigen. g)

3) **Der Commissionair habe in der Sache gar keinen Willen.**

Dieser Satz ist nur in Ansehung des höchsten Auftrages wahr, welcher eine völlig bestimmte und auf den vorliegenden Fall mit anwendbare Vorschrift enthält, und wobei also dem Commissionair keine Wahl gelassen ist. Nicht so unbedingt möchte derselbe Satz in Hinsicht auf die niedrigeren Aufträge gelten können. Denn diese fassen für den gegebenen Fall ausdrücklich

f) Regel ist, daß jeder Auftrag befolgt werde. Ausnahme ist es, wenn ein Interessent zu Gunsten eines andern vom Bieten zurücktritt. Der Commissionair darf dies also nicht ohne bestimmte Anweisung thun.
Anmerk. des Herausg.

g) Dies ist eine willkührliche Supposition. Anm. d. H.

lich nur eine negative Vorschrift in sich, das Buch nicht höher, als für die committirte Summe zu kaufen; eine ausdrückliche positive Erklärung des Willens der gedachten Committenten für eben diesen Fall ist dem Commissionair nicht gegeben. h) Er muß also diesen ihren Willen erst aus dem allgemeinen Zwecke solcher Aufträge, zu kaufen, nicht bloß zu bieten, schliessen, und hiernach unter mehreren Verfahrungsarten an ihrer Stelle wählen. Er hat folglich auch in so fern in der Sache allerdings einen Willen.

4) **Der Commissionair handle eigenmächtig und wider den Willen seiner Committenten, wenn er nicht bis zu der vorgeschriebenen Summe biete.**

Eigenmächtig und wider den Willen der Committenten seiner geringeren Aufträge — von dem andern ist hier nicht die Rede — würde er nur dann verfahren, wenn er über die vorgeschriebene Summe böte. Da übrigens der Commissionair nicht zum Ausbieten bestellt zu werden pflegt, die Committenten auch ihre Absicht, zu bieten ohne zu kaufen, nicht erklärt haben, und der Auftrag, ihrer Vorschrift gemäß, schlechterdings nicht ausgeführt werden kann: so kann der Commissionair nicht anders, als er muß die geringeren Commissionen als rückgängig, und seine Verbindlichkeit gegen die Urheber derselben als erloschen ansehen. Indem er nach diesem Urtheile verfährt, befolgt er die Regel des Verfassers: **Wer nicht kaufen will, darf auch nicht bieten,** i) unterläßt, was ihm nicht aufgetragen wurde, und handelt so, wie die Committenten, von der Lage der Sache unterrichtet, selbst gehandelt haben würden, folglich nicht eigenmächtig, nicht wider ihren Willen.

5) **Man könne dann mit Recht sagen, daß das Buch noch nicht verkauft sey; denn so lange die Aufträge des ersten und zweiten Committenten noch nicht übergeboten wären, so lange hätten diese auf dasselbe noch so gerechten Anspruch, als der dritte.**

Dieser Anspruch ist bloß scheinbar. Noch eher könnte man von dem, welcher bietet, ohne kaufen zu wollen, sagen,

h) Allerdings ist die positive Vorschrift ertheilt, bis zu der angezeigten Summe zu bieten, und nur eine negative, nicht höher zu gehen.
Anm. d. Herausg.

i) Wer bietet muß kaufen, wenn der Zuschlag auf sein Gebot erfolgt. Wenn die Regel des Verfassers in seinem Sinne gelten sollte, so dürfte niemand bieten, sobald irgend einer erklärte, er werde die Sache nicht fahren lassen, und zu jedem Preise kaufen. Anm. d. Herausg.

gen, daß er vor dem Zuschlage auf das Buch noch so gerechten Anspruch, als alle übrigen habe; denn es ist möglich, daß er sich noch vorher zum Kaufe entschließe. k) Der Commissionair jener Committenten kann aber ihren Willen in der Maaße nicht ändern, weil er bei dem Kaufe an die vorgeschriebene Summe schlechthin gebunden ist; ihr Anspruch auf das Buch ist folglich schon jetzt wirklich nicht mehr vorhanden, und erlöscht nicht erst mit dem Ueberbote ihrer Aufträge; ihr Stellvertreter muß sogleich unabänderlich den Willen haben, das Buch nicht für sie zu kaufen, würde also, wenn er auch ohne diesen Willen fortböte, in ihrem Namen gar keinen wirklichen Anspruch auf das Buch machen. Hieraus erhellet nun, daß das, was geschehen würde, wenn die drei Committenten selbst gegenwärtig böten, für das Verhalten des Commissionairs in dem gegenwärtigen Falle aus einem doppelten Grunde keine Vorschrift abgeben kann, einmal, weil keiner von jenen vor dem wirklichen Ueberbieten bestimmt weiß, wie weit der andere gehen werde, und dann, weil ein jeder von ihnen vor dem Zuschlage noch seinen Willen ändern und sich zu einem höheren Bote entschließen kann; welches beides sich bei dem Commissionair gerade umgekehrt verhält.

Freilich wohl — und hiemit eröffnet sich der zweite und letzte Gesichtspunkt der Beurtheilung — gereicht dieses Verfahren des Commissionairs in demselben Grade der Auktion zum Nachtheile, in welchem es dem Committenten des höchsten Auftrages vortheilhaft wird, und in welchem ihr ein entgegengesetztes Verfahren Vortheil bringen würde. Es fragt sich nur: Wer von beiden hat ein Recht zu verlangen, daß dieser Vortheil ihm werde, jener Nachtheil ihn nicht treffe?

Der Preis von den zur Auktion gestellten Sachen ist kein durch Gesetz bestimmter Preis, sondern beruhet auf der von unzähligen Zufälligkeiten abhängenden grössern oder geringern Concurrenz der Kaufliebhaber, und zuletzt auf der durch den Zuschlag erklärten freiwilligen Uebereinkunft des Höchstbietenden mit dem Verkäufer. Beide haben ein Recht auf diesen Preis, sey er gleich über oder unter dem wahren Werthe der Sache, aber auch nur auf diesen und keinen andern Preis.

Ein Auftrag auf eine zu versteigernde Sache ist nur dann einem wirklichen Bote gleich zu achten, wenn er an den Verkäufer selbst oder an den Commissionair desselben, den Auktionator, gerichtet worden. Ergehen ein oder mehrere solche Aufträge an eine dritte Person: so können und wollen sie nur ange-

ge-

k) Allerdings hat bei öffentlichen Auktionen ein jeder das Recht zu bieten, und sich also zum Kaufe zu melden, so lange nicht zugeschlagen ist.
Anmerk. d. Herausg.

gesehen werden, als anwesende Kaufliebhaber, die ihren Willen über den allenfalls zu schließenden Kauf noch gar nicht erklärt haben. l) Dem Verkäufer ist dadurch nichts versprochen, und er erlangt daraus allein keine Rechte.

Die Abrede, von dem Kaufe einer Sache abzustehen, damit ein anderer sie um so wohlfeiler erhalte, ist an sich nicht unerlaubt, weil sie einen Gegenstand betrifft, der noch ganz in der Gewalt beider Theile ist, und auf den noch kein Dritter ein Recht hat; z. B. wenn mehrere Kaufliebhaber verabreden, die Sache gemeinschaftlich zu kaufen, und sie dann entweder unter einander zu verloosen, oder auf gemeinschaftliche Rechnung wieder zu verkaufen. m)

Der auf Auktionen eingeführten Ordnung und dem Decorum würde nur dies entgegen seyn, wenn ein Licitant durch die bloße, oft vielleicht gar verstellte Versicherung, eine Sache nicht fahren lassen zu wollen, vom Kaufe zurückhielte.

Im übrigen sind solche Verabredungen so wenig ungerecht gegen den Verkäufer, als wenig der Vertrag zwischen diesem und einigen Bietenden, zum Vortheile der Auktion fortzubieten, es gegen die übrigen Bieter seyn würde. Denn diese hatten auf den Gegenstand des Vortrages ebenfalls noch kein Recht erworben.

In dem gegebenen Falle ist die Sache, wie mich dünkt, nicht dem geringsten Zweifel ausgesetzt. Die niedrigeren Aufträge sind für diesen Fall nicht gegeben, oder, wenn man lieber will, sie cessiren, wie jeder Vertrag mit der evidenten Unmöglichkeit ihn zu erfüllen cessirt, mit der Existenz dieses Falles von selbst. n)

Es bleibt also der einzige höchste Auftrag allein noch übrig, der, weil jede höhere Summe die geringere Summe einschließt, die bestimmte Vorschrift, so wohlfeil, als möglich, zu kaufen, enthält. Der Commissionair, welcher zwischen diesem bestimmten Willen des höchsten Committenten und dem Interesse des Verkäufers zu wäh-

l) Diese dritte Person ist nicht befugt, den Auftrag unterzuschlagen, sondern verbunden, ihn an den Auktionator gelangen zu lassen.
Anmerk. d. Herausg.

m) Diese Verabredung ist nicht unerlaubt, aber der Commissionair ist nicht befugt, eine solche Verabredung ohne Auftrag unter seinen Committenten, die einander nicht kennen, zu treffen. Anm. d. Herausg.

n) Keinesweges. Viele Aufträge werden gegeben, damit die Sachen nicht zum Nachtheile mancher interessirten Personen unter ihrem gewöhnlichen Preise weggehen. Anm. d. Herausg.

wählen hat, darf und soll jenen mit Hintansetzung von diesem befolgen. o) Denn er hat gegen die Auktion keine Verpflichtung, weil keiner seiner Committenten durch die gegebenen Aufträge sich dieser verpflichtet, zu bieten. p) Hingegen ist er seinen Committenten verbindlich, weil er durch die Annahme ihrer Aufträge diese Verbindlichkeit übernahm, und zwar, nachdem die niedrigern erloschen, dem Committenten des höchsten Auftrages allein.

Hiernach bin ich auch der Meinung, daß in dem jetzt beurtheilten Falle keine wahre Collision der Pflichten und Rechte vorhanden ist, wie sie vorhanden seyn würde, wenn ein Commissionair mehrere Aufträge zu gleichen Summen auf dieselbe Sache annähme, oder wenn er bei verschiedenen Aufträgen Commissionair und Auktionator, oder Licitant zugleich wäre.

o) Der Commissionair, der behauptete, die Intention zu haben, zu einem das höchste eingelaufene Gebot übersteigenden Preise zu kaufen, könnte auf diese Weise alles zu dem geringsten Preise an sich behalten, und einen Verkauf treiben. Anmerk. d. Herausg.

p) Gerade zum Bieten hat sich der Commissionair verpflichtet. Anmerk. des Herausg.

Zuverlässiges Mittel, die Milch im Sommer süß und frisch zu erhalten.

Wasser von Meerrettig abgezogen, ist ein vortreffliches Mittel, die Milch im Sommer süß und frisch zu erhalten, wenn man einen Eßlöffel voll davon unter ein Nösel Milch gießt. Sie erhält sich auf diese Art in den Hundstagen ausser dem Keller ohne Bedeckung bei häufigen Gewittern sechs Tage lang unverändert, während daneben gestellte reine Milch alsdann schon stinkt, fault und völlig verdorben ist.

Hannoversches Magazin.

82tes Stück.

Montag, den 10ten October 1808.

Anweisung,

die Schafe von spanischer Race auf die beste Art fortzupflanzen, und diese in ihrer ganzen Reinheit zu erhalten.

Von F. H. Gilbert,

Mitgliede des Nationalinstituts, Professor und zweitem Direktor der Thierarzneischule zu Alfort.

Diese vom Bureau consultatif d'Agriculture bekannt gemachte Anweisung, ist eine Frucht der Erfahrungen und sorgfältigsten Beobachtungen verschiedener verständigen Landwirthe Frankreichs. Es wird damit keinesweges eine Abhandlung über das Ganze der Schafzucht beabsichtigt: denn Daubentons vortrefflicher Schäferkatechismus, welchen die französische Regierung hat vertheilen lassen, hat bereits in dieser Rücksicht alle Wünsche erfüllt. Vielmehr ist der ganze Zweck bei gegenwärtigem Auszuge aus der Gilbertschen Anweisung, die Hauptzüge des Plans, welcher bei der Veredlung befolgt werden muß, den Landwirthen kurz zusammengedrängt vor Augen zu legen.

Eigentlich giebt es nur zwei Arten, wie die Veredlung vorgenommen werden muß, und zwischen diesen muß man wählen.

Die erste besteht darin, daß man sich ausgesuchte Widder und Zuchtschafe von reiner spanischer Race verschaffe, denselben einen schicklichen Wohnort anweise, sie sich unter einander vermehren lasse, und sorgfältig alle männlichen Schafe von einer unvollkommenen Race von der Heerde entferne, und besonders im Anfange eine vorzügliche Sorgfalt auf sie wende, wofür man durch die großen Vortheile, welche man sehr bald davon einerntet, entschädigt werden wird.

Die zweite besteht darin, sich spanische Widder zu verschaffen, und dieselben

ben mit einländischen Mutterschafen zu paaren. Diese Methode führt zwar langsamer zu einer völligen Veredlung, aber völlig so sicher, und hat zugleich den Vortheil, daß man auf eine weit größere Anzahl Individuen auf einmal wirken kann, so, daß die Zeit durch die Zahl ersetzt wird.

Sie erfordert fast eben die Sorgfalt als jene erstere, und in manchen Fällen noch wohl mehr.

Es giebt sich von selbst, daß dies um so viel schneller geht, als die gemeinen Schafe, welche man aussucht, in ihrer Art vollkommener sind.

Ist diese gemeine Race groß, mit langer, grober und dicker Wolle bedeckt, so geschiehet die Veredlung langsamer, aber es giebt alsdann eine starke und große Art, deren Vließ fein und schwer zugleich ist.

Hat aber die Race, womit man seine Versuche anfängt, schon eine feine aber nicht reichliche Wolle, so bekommt man bald eine Art, deren Wolle an Schönheit der väterlichen gleicht. Aber um den Wuchs und das Ansehen des Vaters zu bekommen, wird mehr Zeit erfordert.

Mit den gröbsten Schafen, welche von Generation zu Generation mit ächten spanischen Widdern gepaart werden, gelangt man spätestens in der vierten allemal zur Vollkommenheit.

Nicht ganz selten erhält man schon in der ersten Generation eine Nachkommenschaft, welche dem Vater an Schönheit gleicht, sowohl in Rücksicht auf die Feinheit der Wolle, als auch sogar auf die äußere Gestalt. Allein das ist nur ein Spiel der Natur, und man muß diese Widder des ersten Grades, so schön sie auch immer seyn mögen, nie zur Fortpflanzung in seiner Heerde gebrauchen. Denn da die Sprößlinge eben so oft, und vielleicht öfterer, nach ihren Vorfahren als nach den Vätern arten, so könnte und würde daraus wahrscheinlich eine baldige Ausartung erfolgen. Da nun dieses Arten nach den Vorfahren niemals über den vierten Grad hinausgeht, so kann man die Widder von demselben ohne Gefahr zur Fortpflanzung gebrauchen, wenn sie übrigens nur die nothwendigen Eigenschaften besitzen, welches man auch bald sehen kann. Alle männlichen Schafe der vorhergehenden Generationen müssen entweder verschnitten, oder sorgfältig von der Heerde abgesondert werden, ehe sie im Stande sind, sich fortzupflanzen, und die weiblichen läßt man dann wieder von Widdern von ächter Race belegen.

Sehr wichtige Gründe müssen die Landwirthe antreiben, eine von beiden Methoden standhaft zu befolgen, das heißt, die ächte Race ohne alle Beimischung zu vermehren, und bemüht zu seyn, sich durch die Paarung ächter Widder mit gemeinen Schafen, schöne Zuchtschafe zu verschaffen. Auf diese Art werden sie allemal mit vortrefflichen Widdern versehen seyn; ja sie werden sogar jährlich eine Anzahl ächter Widder zu verkaufen haben, die zu ferneren Veredelungen tüchtig sind, wenn der Stamm, von welchem

chem sie entsprossen sind, mit den nöthigen Eigenschaften versehen war.

Das erste, wenn man die Racen veredlen will, muß seyn, alle gemeinen Widder von der Heerde zu entfernen, oder dieselben zu verschneiden. Man würde seines Zwecks gänzlich verfehlen, wenn man spanische, einheimische oder andere schlechtere als die spanischen, bei der Heerde ließe.

Der Wuchs der spanischen Schafe von ächter Race ist verschieden, von 24 bis 30 Zoll. Allenthalben, wo die Weiden mager, der Boden dürre, und die nährenden Substanzen sparsam sind, muß man die erstern vorziehen. Es ist erwiesen, daß auf einem Boden von dieser Beschaffenheit 200 Stück Vieh von kleinem Wuchse ihre Nahrung finden, wo 20 Hochwüchsige nicht leben können; und das ist auch sehr begreiflich, weil diese leztern bei einem größern Bedürfnisse von Nahrung sich dieselbe nicht anders verschaffen können, als indem sie jedesmal einen größern Mundvoll nehmen, welches auf einem magern Boden nicht möglich ist.

Der schöne spanische Widder von ächter Race ist sehr lebhaft von Auge und rasch in seinen Bewegungen; sein Gang ist frei und abgemessen. Der Kopf ist breit, platt, viereckig; die Stirne scharf hervorstehend, gradlienigt, an den Seiten abgerundet und sehr weit; die Ohren sind sehr kurz; die Hörner sehr dick, sehr lang und sehr geriefelt und doppelt spiralförmig gedrehet; der Nacken ist breit und dick, der Hals kurz, die Schultern rund, der Rücken cylindrisch, die Brust breit, die Wangen tief heruntergehend, das Kreuz breit und abgerundet, alle Gliedmaaßen dick und kurz.

Sein gedrungener Leib ist mit einer feinen, kurzen, dichten, geschichteten Wolle besetzt, die weit mehr von Schmier durchdrungen ist, als bei andern Racen. Sie erstreckt sich über alle Theile des Leibes, von den Augen an bis zu den Klauen. Aeusserlich hat sie eine ins gräuliche, ja selbst ins schwärzliche fallende Farbe, welche vom Staube und andern Körpern herrührt, die sich an die schmierige Wolle anhängen und eine braune Rinde bilden; sobald man sie aber mit der Hand von einander theilt, erblickt man eine weiße krause Wolle, deren Flocken desto dichter sind, je feiner sie ist. Fast nie, oder doch selten, findet man darunter die dicken, harten und struppigten Haare, welche französisch jarre genannt werden. Zuweilen findet man von denselben auch nicht eine Spur in der Wolle; wenn man aber die Widder und Schafe an den Backen genau untersucht, so wird man eine Menge kleines wen gröberes Haar als das Uebrige gewahr, welches sehr glänzend perlfarbig ist. Diese Häare thun dem Vließe keinen Schaden, aber nicht selten geben die damit behafteten Schafe und Widder eine Nachkommenschaft, deren Wolle struppigt ist.

Bei den Widdern von ächter Race sind die Hoden sehr dick und hängend, und durch eine sehr merkliche

Einschnittslinie von einander geschieden.

Man muß sich wohl in Acht nehmen, daß der Widder nicht den geringsten schwarzen Flecken an sich habe. Denn die Erfahrung hat gelehrt, daß diese sich auf die Nachkommenschaft fortpflanzen, und daß manchmal sogar ganz schwarze Schafe davon gekommen sind. Das Mutterschaf ist allemal um desto schöner, jemehr sich seine Formen schönen männlichen nähern.

Bei beiden muß man besonders auf die Lebhaftigkeit sehen, ausser den allgemeinen Kennzeichen der Leichtigkeit und Behendigkeit der Bewegung in dem ganzen Aeußern; kann man sich davon auch gar bald überzeugen, wenn man das Thier beim Hinterbeine anfaßt; zieht es alsdann mit Macht zu sich, und ist der Ruck, welchen es mit dem Beine macht, heftig und schnell, und wird er oft wiederhohlt, so bedarf es gar keiner weitern Untersuchung; zieht es aber das Bein gar nicht oder nur schwach an sich, so muß man sehr aufmersam untersuchen.

Zu dem Ende nimmt man das Thier zwischen die Beine, öffnet ihm das Auge, und drückt dasselbe leicht, damit es sich drehe. Wenn dann das Weisse im Auge mit starken hochrothen Blutgefäßen durchwebt ist, so ist das Thier mehrentheils gesund; sind die Gefäße im Gegentheil welk, oder hat das Auge eine matte, abgebleichte oder bläuliche Farbe, so kann man überzeugt seyn, daß das Thier den Saamen zu einem Uebel in sich trägt, welches man sehr uneigentlich die Fäule nennt.

Man läuft Gefahr, betrogen zu werden, wenn man sich auf den Zustand der Augen allein verläßt, um wegen dieser Krankheit sicher zu seyn. Man untersuche auch die Lefzen, welche bei der Fäule schlaff sind und herabhängen; dann das Zahnfleisch, welches bleich und gelblich ist; dann die Haut, welche, statt röthlich zu seyn, matt und falb ist; ferner die Festigkeit der Wolle, welche in diesem Falle beim geringsten Ziehen nachgiebt, besonders die Wolle zwischen den Schenkeln und Schultern; und endlich den Zustand der Kinnbacken, deren Haut oft eingeschrumpft ist, und eine Art von Wassergeschwulst hat, welchen man gewöhnlich die Egeln nennt.

Je feiner und dichter die Wolle der Widder und Schafe ist, um desto mehr sind diese den Hauptkrankheiten unterworfen. Auch greift die Räude unter den spanischen Schafen sehr um sich, wenn der Schäfer die ersten sich zeigenden Pickeln vernachlässigt, und diese kann man sehr bald bemerken, an den kleinen Wollflocken, welche an den Stellen, wo die Pickeln sitzen, hervortreten. Sind deren nicht viele, so kann man die Thiere, welche übrigens die gehörigen Eigenschaften haben, immerhin kaufen, nur muß man sie bis zur völligen Heilung sorgfältig von der Heerde entfernt halten. Ein achtsamer Schäfer braucht zur Heilung 14, höchstens 20 Tage. Es giebt wohl hundert Mittel, die Schafräude

räude zu heilen, und sie sind im Ganzen genommen alle gut. Die Merkurial-Zitronen-spanische Fliegensalbe, spanisch Wachholderöl, (Juniperus oxycedrus) Spicköl, Theer, Therebinthenessenz, gekäueter, gepreßter oder gekochter Taback, und manche andere Dinge, heilen dieselbe recht gut. Es giebt Schäfer, die, sobald sie eine Spur von der Räude entdecken, ein Salzkorn in ihrem Munde auflösen, und einige Tropfen des also mit Salz gesättigten Speichels auf die räudige Stelle, welche sie vorher kratzen, fallen lassen. Dies darf nur selten wiederholt werden.

Man ist des Erfolgs, die spanische Race an das Klima zu gewöhnen, weit sicherer, wenn man junge Thiere kommen läßt. Man muß also, wenn es einigermaßen angeht, zweijährige Widder nehmen, selbst mit Gefahr dieselben an einer unheilbaren Krankheit zu verlieren, welcher sie mehr als die einländischen unterworfen sind, und wovon sie in späteren Altern nicht mehr befallen werden; ich meine das Drehen.

Die spanischen Schafe ächter Race können auf zweierlei Art transportirt werden: zu Fuß oder zu Wagen. Wenn die Anzahl einigermaßen beträchtlich und groß genug ist, so daß die auf jedes Stück vertheilten Kosten den Preis desselben nicht sehr erhöhen, so muß man ohne Bedenken jene als die natürlichste Methode wählen. Sie geht freilich nicht so schnell von Statten: allein die Langsamkeit des Marsches hat doch auch, besonders wenn der Transport von weither geschieht, ihre Vortheile. Sie kommt der zu schnellen und plötzlichen Versetzung zuvor, und schwächt allmählig die zu große Wirksamkeit des Klima's, und der neuen Lebensweise. Indessen hat diese Methode den großen Nachtheil, daß die Thiere der Gefahr ausgesetzt sind, unterwegs den Keim mancher gefährlichen Krankheiten, und besonders der schrecklichsten und mörderischsten von allen, womit die Schafe befallen, der Pocken aufzufangen.

Aus dieser äußerst wichtigen Rücksicht muß man den Transport zu Wagen vorziehen, wenn nemlich die Heerde klein genug ist, um auf diese Weise fortgeschafft werden zu können. In beiden Fällen nun, wenn die Wahl der Jahrszeit von uns abhängt, muß man diejenige vorziehen, wo die Temperatur der Luft am gelindesten ist, den Frühling oder Herbst. Ist man genöthigt, im Sommer zu reisen, so muß man sehr frühe am Tage aufbrechen, und einhalten, sobald die Sonne zu heiß wird, und während der ganzen Zeit die Heerde unter Schutz bringen, wo freier Luftzug ist, oder auch unter Bäume, deren Schatten dick genug ist, um die Sonnenhitze abzuhalten. Sobald alsdann die Sonnenstrahlen nachlassen, geht es wieder vorwärts, bis gegen Abend.

Die Heerde muß ganz bequem geführt werden, und insbesondere an den Stellen, wo sie Weide findet. Trift man auf solche Stellen, wo die Weide sehr

serr reichlich ist, so ist es gut, sich so lange aufzuhalten, bis die Thiere recht satt sind. Die dort verlohrne Zeit hohlt man hernach durch einen etwas schnellern Marsch ein.

Die Heerde darf nicht mehr als sechs Lieues in langen Tagen machen, und besser ists, sich auf weniger einzuschränken, besonders im Anfange der Reise, wenn dieselbe lang seyn sollte.

Im Winter darf man nicht mehr als drei oder vier Lieues, und in dieser Jahrszeit sich nicht eher auf den Weg machen, als bis die Sonne am Horizonte ist, und das Gras anfängt, trokken zu werden. Auch theile man den Tag nicht ein, wie im Sommer, sondern fange um neun oder zehn Uhr an, und höre um 4 Uhr auf.

Es ist immer gut, unterwegs etwas Hafer, Schafsbohnen, Saubohnen, Wicken, oder in Ermangelung dieser Körner, Nachmatt von Luzerne, Klee, spanischem Klee, und andere vorzüglich nahrhafte Pflanzen vorzuwerfen. Dadurch werden die Thiere die Anstrengungen des Marsches weit besser aushalten, und den Wirkungen des Klima's zu widerstehen im Stande seyn.

Man muß sie mit Bequemlichkeit führen, und den Hund nur im höchsten Nothfalle gebrauchen. Die spanischen Schafe sind überhaupt weit furchtsamer, als alle sonst bekannten Arten. Der Hund jagt ihnen einen Schreck ein, wovon sie sich nur nach einiger Zeit erhohlen. Seine Gegenwart, seine bloße Stimme macht sie so scheu, daß sie übereinander herstürzen und ganz ausser sich sind.

Da sie von dem Marsche sehr erhitzt werden, so ist es höchst nöthig, sie überall, wo man klares Wasser findet, trinken zu lassen; sonst muß man ihnen in Trögen zu trinken geben, so bald man im Nachtquartier angekommen ist. Hat man sie langsam geführt, so kann man sie ohne Gefahr gleich trinken lassen; scheinen sie aber erhitzt zu seyn, so thut man besser, eine halbe Stunde zu warten.

Ist das Wetter gut, und kann man die Schafe in irgend einem Verschlage unterbringen, oder einen Verschlag aus Hürden machen, und sie so vor Zufällen sicher stellen; so muß man keinen Anstand nehmen, dies zu thun, weil man sie dadurch vor Ansteckung, welcher sie auf der Reise, und besonders in den Schafställen der Wirthshäuser, wo sie gewöhnlich einquartirt werden, ausgesetzt sind, bewahrt. Diese muß man überhaupt so viel vermeiden, als nur immer möglich, weil sie fast alle mit dem Pockengifte, der ansteckendsten aller Schafkrankheiten, angefüllt sind. Ist man aber durchaus genöthigt, seine Heerde in solche Ställe einzuquartiren, so muß man nothwendig den Boden mit einer dicken Streu bedecken.

Trift man einen Bach oder Fluß, oder eine Tränke mit recht klarem Wasser an, so muß man ungesäumt die Schafe darin baden lassen, aber nicht zu spät am Tage, damit die Wolle recht trocknen kann. Bei regnigtem und kaltem Wetter aber muß man

man die Schafe nicht ins Wasser bringen.

Im Fall sie angegriffen zu seyn scheinen sollten, ist es besser, sie einen Tag ausruhen zu lassen, und zwar so viel wie möglich an einem Orte, wo reichliche und gesunde Weide ist.

Feuchtigkeit ist überhaupt die größte Feindin des Schafviehes, und daher muß man solchen Boden, wo sie herrschend ist, zur Zucht von Schafen ächter Race keinesweges wählen, weil sie auf demselben schnell fett, und hierauf von der Fäule befallen werden.

Noch gefährlicher ist ein feuchter Boden, welcher im Sommer abtrocknet. Der Aufenthalt von etlichen Tagen auf einem solchen Boden ist zuweilen hinreichend, eine ganze Heerde einzubüßen.

Ein abhängiger, sandiger und kreidiger Boden, wo das Wasser leicht durchsiebt, oder auch ein solcher, welcher mit Hundszahn, Pfriemenkraut, Heide, Farrenkraut, Lolch und Pimpinelli bedeckt ist, verdient den Vorzug. Luzerne, Klee, spanischer Klee, Heu von hochgelegenen Wiesen, vor allen aber der Nachmatt von gut eingeerndteter Luzerne und Klee bekommt den Schafen von ächter spanischer Race ausserordentlich gut.

In der Paarungszeit muß man den Widdern etwas Hafer geben; dieses macht sie muthig, und es ist gewiß, daß das mächtigen Einfluß auf die Nachkommenschaft hat, die in Ansehung des Wuchses, der Leibesbeschaffenheit und Güte der Wolle sich dem Vater oder der Mutter nähern, nachdem diese oder jener mehr Lebhaftigkeit besaß. Diese Aufmerksamkeit ist besonders bei der Paarung der spanischen Widder mit gemeinen Schafen sehr wichtig.

Einen Monat vor dem Lammen ist es gut, den Schafen etwas Klee, Hafer, Schafbohnen, oder jede andere Art von Getreide zu geben, und hiemit muß man bis einen Monat nachher noch fortfahren, ja selbst noch länger, wenn etwa die Schafmutter nicht hinlängliche Nahrung auf dem Felde finden sollte, und man nicht im Stande wäre, diesen Mangel durch hinreichendes Futter auf dem Stalle zu ersetzen. Auch muß man den Lämmern etwas Kleie vorwerfen, sobald sie davon zu essen im Stande sind. Diese kleine Ausgabe muß man nicht scheuen, weil man durch den Preis und die Schönheit der Jungen entschädigt wird. Auch muß dieser Zuschuß an Kleie, Hafer oder anderem Korne sich nach der Beschaffenheit der Weiden richten: sind diese reichlich und nahrhaft, so ist jener Zuschuß so nöthig nicht; im Gegentheil aber unentbehrlich.

Der Gebrauch des Salzes hat auf die Schafe überhaupt, und auf die feinwolligen insbesondere, sehr wohlthätige Wirkungen. Jedem Stück Vieh giebt man täglich ein Loth Salz in etwas Hafer, oder auch unvermischt; die Schafe sind sehr begierig darnach.

Die Heerden mit feiner Wolle müssen täglich getränkt werden. Kleine

leichte fliessende Wasser verdienen den Vorzug, und hat man die nicht, so gebe man ihnen Brunnenwasser in Trögen und Kübeln.

In den Schafhäusern muß während der ganzen Zeit, daß die Thiere wegen der rauhen Witterung zu Hause gehalten werden, Vorrath davon vorhanden seyn.

Es ist höchst nothwendig, die Heerde nicht eher auszulassen, als bis der Thau ganz verschwunden ist, ist man aber genöthigt, sie in feuchter Witterung auszutreiben, so muß man sie allemal auf die höchsten Ländereien treiben, auf Geest und Heidekraut, auf die freiliegendsten Hügel, und sie so viel als möglich nicht eher auf die Weide bringen, als bis ihr größter Hunger mit Futter auf der Raufe gestillt ist.

Niedrige und feuchte Ländereien, die im Winter mit Wasser bedeckt sind, und im Sommer abtrocknen, dürfen durchaus nicht von den Schafen betreten werden. Ist man aber gezwungen, sich derselben zu bedienen, so darf man sie nur gegen Mittag darauf weiden lassen, wenn sie recht trocken sind. Auch muß man die Vorsicht beobachten, die Heerde jedesmal nur kurze Zeit darauf zu lassen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Von der Anwendung der Tabacksstengel zu Pottasche.

Die Tabacksstengel sind an Pottaschgehalte sehr reich. Demungeachtet werden sie an Orten, wo man Taback bauet, entweder blos statt des Holzes im Winter zum Verbrennen verbraucht, oder man zerhackt sie und läßt sie auf dem Felde als vegetabilischen Dünger. Hundert Pfund trockne Tabacksstengel geben nach vielen wiederholend angestellten Versuchen, 22 Pfund gemeine Asche, und diese geben 1 Pf. 22 Loth Pottasche. Da nun das Ahornholz, welches man unter den wilden Hölzern als das reichhaltigste ansieht, von 100 Pf. Holz nur 13 Loth Pottasche giebt, so zeigen sich die Tabacksstengel viel ergiebiger. In Stengeln aber müßte der Ankauf von den Pottaschensiedereien geschehen, weil bei dem Ankaufe der Tabacksasche zu viel Betrügereien und Verfälschung getrieben werden könnten.

Hannoversches Magazin.

83tes Stück.

Freitag, den 14ten October 1808.

Anweisung,

die Schafe von spanischer Race auf die beste Art fortzupflanzen, und diese in ihrer ganzen Reinheit zu erhalten.

Von F. H. Gilbert,

Mitgliede des National-Instituts, Professor und zweitem Direktor der Thierarzneischule zu Alfort.

(Fortsetzung.)

Bei sehr großer Hitze muß man die Heerde in den heissesten Stunden des Tages von der Weide wegtreiben, und ihr, es sey nun unter Bäumen oder in einem Schafhause, in welchem man alsdann nur die gegen die Sonne gelegenen Fenster öffnet, Schutz verschaffen.

Die gemäßigte Temperatur der Luft bekommt den Schafen sowohl in Rücksicht auf ihre Gesundheit, als auf die Güte und Schönheit der Wolle, am besten.

Die reichsten mit Gras am mehrsten versehenen Weiden, sind allemal diejenigen, gegen welche man am mehrsten auf seiner Hut seyn muß. Besonders ist es sehr gefährlich, die Schafe auf künstlichen Wiesen weiden zu lassen. Die Luzerne, und noch mehr der Klee, verursachen ihnen Blähungen, welche ihnen in wenigen Stunden das Leben kosten, vorzüglich wenn die Pflanzen auch nur etwas feucht waren. Man kann sie also nicht sorgfältig genug von dergleichen Weideplätzen entfernen, und ist man gezwungen, sich derselben zu bedienen, so darf man nur darüber hinstreifen, obgleich man einigemal des Tages mit der Heerde es wiederhohlen darf, aber jedesmal nur auf wenige Augenblicke.

Bemerkte man, trotz dieser Vorsicht, doch einige geschwollene Thiere: so muß man dieselben sogleich ins Wasser werfen, sie zum Laufen zwin-

zwingen, und einem jeden ein halbes Glas Oel geben. Gesetzt der Geschwulst wollte alsdann noch nicht weichen, so muß man eine Messerklinge an der linken Seite, unmittelbar unter den Nieren, zwischen den Seiten und Hüften in den ersten Magen stossen. Durch dieses Mittel bewürkt man die Ausleerung der in diesem Magen enthaltenen Luft, welche sich aus der von diesen Thieren zu überflüssig zu sich genommenen Nahrung entwikkelt. Um die Ausleerung zu befördern, bringt man ein Schilfrohr oder irgend eine andere Röhre von eines Fingers Dicke in den Magen durch die gemachte Oeffnung. Die Heilung der Wunde überläßt man sodann der Natur.

Die Widder müssen nicht eher, als bis sie beinahe völlig ausgewachsen sind, d. h. gegen das Ende ihres zweiten Jahrs, zur Paarung gebraucht werden, dann liefern sie nur schöne Nachkommenschaft bis ins sechste und siebente Jahr, wenn man jedem nicht mehr als dreißig, höchstens vierzig Schafe giebt. Die Produkte eines zu jungen Widders pflegen gar bald auszuarten.

Die Vorsicht, die Vollendung des Wuchses abzuwarten, ist bei den Mutterschafen noch viel wichtiger. Im zehnten oder eilften Monate sind sie schon im Stande, zu lammen. Läßt man sie im achtzehnten oder zwanzigsten Monate belegen, so können sie schon ein ziemlich schönes Produkt geben. Will man aber nur ausgesuchtes Vieh haben, hat man seine Absicht auf schönen Wuchs und feine Wolle gerichtet, so ist es nothwendig, die Schafe bis zu drittehalb Jahren von den Widdern entfernt zu halten, wenn sie nicht etwa schon im achtzehnten Monate ausgewachsen und sehr lebhaft sind. Sind einige von den nicht völlig ausgewachsenen trächtig geworden, so nehme man ihnen ohne Bedenken das Lamm gleich nach der Geburt weg, und gebe demselben eine andere Amme, oder nähre dasselbe mit Kuh- oder Ziegenmilch, wenn etwa kein Schaf frei wäre. Die Erfahrung hat bewiesen, daß der Wuchs der jungen Schafmütter nichts dabei leidet, wenn man ihnen das Lamm entzieht, und daß die Trächtigkeit bei weitem nicht so angreifend ist, als das Säugen.

Sind die Widder und Mutterschafe auf diese Art behandelt, so kann man sie ohne Gefahr zur Fortpflanzung gebrauchen, jene sieben bis acht, diese eilf bis zwölf Jahre.

Die Paarungszeit der Schafe ist örtlichen Umständen unterworfen, und man kann in dieser Rücksicht keine andere allgemeine Regeln geben, als daß man sich nicht ohne wichtige Ursachen von dem Pfade der Natur entfernen, daß es eine Grenze gebe, welche man ohne sehr großen Nachtheil nicht überschreiten dürfe, und daß man selten gezwungen seyn werde, sich davon zu entfernen, wenn man, statt auf die sehr ungewisse Hülfe der Winterweiden zu rechnen, sich hinlängliche Nahrung durch den Anbau von Wurzelgewächsen und andern Futterkräutern verschafft.

Ver-

Vermittelst dieser vortrefflichen Gewächse darf man auch hoffen, den so allgemein schädlichen Folgen des zu schnellen Uebergangs vom trocknen zum frischen Futter, und von diesem zu jenem, zuvorzukommen.

Die Lämmer müssen nicht länger als fünf, höchstens sechs Monate saugen. Alsdann muß man sie nicht blos von den Müttern absondern, die sonst zu sehr geschwächt werden würden; sondern man muß auch die weiblichen von den männlichen unverschnittenen scheiden. Diese würden sich sonst bei den weiblichen entnerven, einige der leztern würden befruchtet werden, alle würden klein und schlecht von Ansehen bleiben, noch mehr aber ihre Nachkommenschaft, und so müßte eine völlige Ausartung gar bald erfolgen. Man kann also nicht sorgfältig genug verhindern, daß die Widder und Schafe eher zur Fortpflanzung gebraucht werden, als bis sie gehörig ausgewachsen sind, und dazu giebt es kein anderes Mittel, als die Errichtung zweier Heerden, einer männlichen und einer weiblichen. Es ist sogar wichtig, während der Paarungszeit noch eine dritte Heerde von weiblichen zu errichten, welche man nicht belegen lassen will

Damit das Entwöhnen sowohl den Schafmüttern als den Lämmern wohlbekomme, muß man ja allmählig dabei zu Werke gehen. Denn geschiehet es zu plötzlich, so erfolgen daraus Milchverhärtungen in den Eitern der Mütter, und die auf einmal auf trocknes Futter gesetzten Lämmer werden sichtlich schwächer.

Je feiner, dichter, geschichteter, und über die ganze Oberfläche des Körpers regelmäßig ausgedehnter das Vließ ist, um desto nothwendiger ist es, die Thiere, welche geschoren werden sollen, den Einwirkungen der Luft zu entziehen. Die große Hitze ist alsdann eben so sehr zu befürchten, als die Kälte und Feuchtigkeit. Die ersten Tage nach der Schur muß man also den Schafen ächter Race die gemäßigste Luft zu verschaffen suchen. Sind sie in einem Pferche, so muß man sie aus demselben wegnehmen, wenn man sie unter Schirmdächer oder in recht luftige Schafhäuser zu bringen im Stande ist; denn, wenn diese niedrig, enge und dumpfig sind, so ist es weit unschädlicher, sie in freier Luft zu lassen.

Aus eben dieser Ursache muß man den Schafen von ächter Race die Wolle nie auf dem Leibe waschen; welches man überhaupt bei keiner Race thun sollte, da gar kein Vortheil und im Gegentheil mancherlei Uebel daraus entstehen kann. Man darf nur die ersten Anfangsgründe der thierischen Natur kennen, um einzusehen, was für Wirkungen ein mit Wasser getränktes Vließ auf den Körper eines Thiers hervorbringen muß, welchem die Feuchtigkeit gefährlicher als irgend einem bekannten Thiere ist. Die Beschaffenheit und die Erhaltung der Wolle erheischen eben so sehr als die Gesundheit der Schafe die Aufhebung die-

dieses Verfahrens, welches an vielen Orten nur wegen des Schlendrians, der so manche Landwirthe in dem alten Gleise erhält, beobachtet wird.

Die Hörner, welche die Natur den Widdern zu ihrer Vertheidigung gab, sind denselben als Hausthieren unnütz, unbequem und schädlich. Sie hindern dieselben, den Kopf zwischen die Spillen der Rause zu bringen, um das Stroh, wovon sie nur die äussere Hülle essen, abzuschälen, und die darunter befindlichen Aehren und Grashalme herauszusuchen; sie verwunden beim Ausgange aus der Thür oft die Schafe, und nicht selten werden sie den Widdern bei dem Kampfe gefährlich.

Man muß ihnen daher die Hörner entweder mit der Säge oder mit dem Meissel abschneiden. Im ersten Fall bedient man sich einer fließenden englischen Handsäge. Ein Mann hält den Kopf des Widders recht fest, ein anderer verrichtet den Schnitt, wozu nur ein Augenblick Zeit erfordert wird, wenn der Schneider mit der Säge gehörig umzugehen weiß.

Die Spanier bedienen sich in dieser Absicht des Meissels, welches umständlicher ist. Man macht einen Graben von der Länge und Breite eines Schafs, und fünf bis sechs Zoll tief, und einen andern, nicht so breit an einem Ende von jenem, so daß beide mit einander ein Kreuz machen. In diesem letzten, nicht so tiefen wird eine Bohle angebracht, worauf der Kopf des Widders gestützt wird, welchen man in dem Graben, der den Stamm des Kreuzes macht, auf den Rücken wirft. Alsdann legt sich ein Mann mit dem Bauch platt auf den Widder, drückt den Kopf des Thiers mit der einen Hand fest auf die Bohle, und hält mit der andern einen langen und breiten, vier bis fünf Pfund schweren Meissel, welchen er auf die Hörner setzt, und worauf ein anderer Mann einen oder zwei Schläge mit einem hölzernen Hammer thut, die hinreichend sind, um so viel von dem Horne als man will, wegzunehmen.

Gewöhnlich geschieht diese Operation im ersten Jahre. Nicht selten wachsen die Hörner wieder, und man muß alsdann einen zweiten Schnitt vornehmen.

Der Schwanz ist dem Schafe eine unnütze und unbequeme Last. Er behängt sich mit einem Schmutze, welchen er größtentheils in dem Vließe absetzt. Die Engländer, Spanier, und überhaupt alle Völker, welche auf die Veredlung der Wolle bedacht sind, schneiden ihren Schafen sorgfältig den Schwanz ab, und behaupten ausserdem noch, daß das Abschneiden desselben zur Ründung des Kreuzes beitrage, indem die nähernden Theile dahin gezogen werden. Um den Schnitt vorzunehmen, wartet man, bis die Schafe drei oder vier Monate alt sind, und schneidet den Schwanz drei oder vier Zoll von seinem Ursprunge ab; zu kurz würde es nicht ohne Gefahr geschehen.

Die Wolle muß durchs Waschen von dem Fette und andern fremden Körpern, wodurch sie verunreinigt ist, gereinigt werden. Diese Wäsche muß man, so viel möglich, nur von der Schur an bis zum Ausgange Octobers vornehmen. Denn wollte man länger warten, so würde das zu kalte Wasser das Fett nicht gut auflösen, und das Trocknen der Wolle schwieriger seyn, mehr Zeit und Arbeit erfordern, woher die Kosten vermehrt, und die Weisse der Wolle vermindert würde.

Den Tag vorher, ehe die Wäsche angehen soll, breitet man die Vließe eins nach dem andern auf einer großen Hürde, die von zwei Böcken getragen wird, aus; dann klopft man sie mit zwei glatten Stöcken, und rüttelt sie, um den Staub und Anhängsel von dem Futter, welche sich darin befinden, davon zu trennen, welches doch nicht so ganz gelingt. Daher nimmt man denn mit der Hand alle mit trockenem Miste beschmutzte Wollflocken heraus, und legt diese bei Seite, um sie besonders zu waschen. Finden sich in dem Vließe klettigte, pechigte oder so verworrene Stellen, daß man besorgen muß, das Wasser könne sie nicht durchdringen, so öffnet man sie mit den Fingern, oder wenn die nicht dazu im Stande sind, mit eisernen Händen, welche nichts weiter als eine Art von Gabeln mit kurzen, weiten und krummen Zacken sind, womit man beide Hände auf einmal bewaffnet. Ein nur einigermaßen geschickter Arbeiter bedarf zu allen diesen Operationen nur drei oder vier Minuten. Alsdann wirft man das Vließ in einen der Menge seiner Wolle, welche gewaschen werden soll, angemessenen Kübel. Ist ein Kübel nicht groß genug, so nimmt man deren mehrere, oder an ihrer Stelle alte Tonnen, oder auch jedes andere geräumige Gefäß. Wenn die Gefäße nun voll sind, und um mit denselben auszureichen, die Wolle gehörig niedergetreten ist, so gießt man 35 bis 40 Grad warmes Wasser darauf; auch kann dasselbe bis 50 Grad warm seyn; welches indessen nur unnöthige Verschwendung seyn würde. Das Wasser läßt man bis an den Rand des Kübels steigen, und die Wolle bis den folgenden Morgen, wenn die Wäsche vor sich gehen soll, darin weichen. Dieses Weichen darf nicht unter acht bis 10 Stunden währen, und kann ohne Schaden bis auf vier und zwanzig ausgedehnt werden, welches ein großer Vortheil ist, im Fall die Wäsche wegen plötzlich eintretenden schlechten Wetters aufgeschoben werden muß.

Wenn man seine Kübel neben dem Waschplatze anbringen kann, so vermeidet man die Weitläuftigkeit des Transports der Wolle und des Wassers, worin dieselbe geweicht hat. Jene wird in Säcken oder Körben wie eingebüchte Leinewand, dieses in zugedeckten Gefäßen transportirt. Dieses mit Fettigkeit geschwängerte Wasser ist eben das vorzüglichste Hülfsmittel zur Reinigung der Wolle von jener Fettigkeit; daher muß man es auch

recht

recht wohl in Acht nehmen, und so wenig als möglich davon in der Wolle lassen, welche man in Säcke und in Körbe thut.

Neben dem Waschplatze setzt man einen, oder nachdem sie klein sind, und man viele Wolle reinigen will, auch wohl mehrere Kessel auf Oefen, und füllt dieselben ungefähr bis zu Zweidrittheil mit Fettwasser. Dieses erhitzt man bis zu 50 oder 60 Grad des reaumürschen Thermometers, jedoch bedarf es hiebei keiner äußersten Genauigkeit. Allein eine Wärme unter 50 Grad ist zur Auflösung der Fettigkeit nicht hinlänglich, und über 60 Grad bindet sie dieselbe gewissermaßen, kräuset die Wolle, und macht dieselbe hart und kroß. Man kann den gehörigen Grad der Wärme auch ohne Thermometer erkennen, wenn man nemlich die Hand nicht mehr im Wasser lassen kann, ohne sie zu verbrennen.

Sobald das Wasser diesen Grad der Wärme erreicht hat, wirft man ein Viertheil oder die Hälfte des Vliesses, nachdem dasselbe schwer und der Kessel geräumig ist, hinein. Je weniger Wolle auf einmal in den Kessel kommt, desto besser geht es mit der Reinigung. Man rührt sie mit einem recht glatten Stocke, oder noch besser mit einer hölzernen Gabel, die durchaus nichts Rauhes an sich haben muß, um, und braucht sie eigentlich nur zu lüpfen, um sie zu öffnen und durchdringlicher zu machen; rührte man sie im Kreise herum, so würde sie sich zusammendrehen, welches der Vollendung der Wäsche sehr hinderlich, und bei den folgenden Operationen, welche mit der Wolle vorgenommen werden, sehr schädlich ist.

In diesem Bade läßt man sie drei bis vier Minuten, und nimmt sie sodann mit den Händen, wenn diese die Hitze vertragen können, oder mit der Gabel heraus, und legt sie in einen Korb, welcher einige Augenblicke über dem Kessel gehalten wird, um das Fettwasser nicht zu verlieren. Dann bringt man sie ins Wasser.

So wie das Wasser im Bade abnimmt, muß der Verlust durch neues Fettwasser ersetzt werden. Dieser Zuschuß wird jedesmal gegeben, so oft man Wolle herausgenommen hat, damit durch zu viel kaltes Wasser auf einmal die Temperatur nicht zu sehr verändert werde. Zuletzt wird das Wasser durch die zu vielen fremden Theile schlammigt, alsdann muß der Kessel ausgeleert, und ein ganz frisches Bad gemacht werden.

Die Beschaffenheit des Wassers, welches man zur Wäsche gebraucht, ist auch keineswegs gleichgültig. Dasjenige, welches die Leinewand gut wäscht, Gemüse gut kocht, die Seife gut auflöset, mit einem Worte, das beste Trinkwasser muß man, wenn es irgend angeht, gebrauchen. Fliessendes Wasser hat große Vorzüge vor dem stehenden. Da, wo es Teiche giebt, kann man das stehende leicht in fließendes verwandeln. Wenn man sei-

seinen Waschplatz vor dessen Ablauf anbringt. Das schlechteste Wasser von allen ist das Brunnenwasser. Ist man gedrungen, sich desselben zu bedienen, so kann man es sehr verbessern, wenn man es aufzieht, und einige Tage lang der freien Luft aussetzt, oder es auch abkocht, da nemlich, wo die Brennmaterialien wohlfeil sind. Man wäscht die Wolle in großen weitgeflochtenen Körben, damit das Wasser alle fremden Körper, welche es abgelöst hat, leicht und schnell mit fortführen könne. In fliessendem Wasser befestigt man auf dem Grunde desselben zwei Körbe hinter einander, denen man, wenn sie besonders bestellt werden, die Figur eines länglichen Vierecks geben läßt. Sie müssen einige Zoll über dem Wasser hervorragen, damit dieses die Wolle nicht wegschwemmen könne. In dem Korbe, welcher unterhalb des Stroms ist, geschieht die Wäsche; der andere oberhalb nimmt die Wolle auf, wenn sie gewaschen ist, und in diesem wird sie von allen fremden Körpern, welche bei der ersten Wäsche noch übrig geblieben seyn könnten, gereinigt.

(Der Schluß folgt.)

Merkwürdige mannigfache Benutzung des Palmbaums.

Die persischen Dichter wissen 360 Vortheile von dem Palmbaume aufzuzählen. Nach Plutarchs Berichte erkennen auch die Babilonier eben so viele gute Eigenschaften an ihm. Unter den Neuern hat ein fleissiger Beobachter folgendes an ihm gefunden: Man ißt die zartesten Ausschößlinge des Baums unter dem Namen Palmkäse. Besonders sind jene Theile schmackhaft, die unter der obern Haut dicht an den Zweigen liegen. Das Mark des Baums, wenn man nemlich wegen dieser Leckerbissen den Baum aufhauet, giebt den angenehmsten Wohlgeschmack. Die äussersten Blätter an den jungen Zweigen sind gleichfalls eine sehr schmackhafte Nahrung. Eben so genießbar sind die Blätter um die junge Frucht her, und die Blüthe zwischen denselben. Alle diese Stücke werden entweder roh gegessen, mit Hammelfleisch gekocht, oder zu Confekt künstlich bereitet. Die Früchte selbst sind eine wahre und vollkommene Speisekammer, denn je nachdem sie roh, frisch oder etwas älter, getrocknet, ausgepreßt oder mit ihrem vol-

vollen Safte genossen werden, findet man sie an Fettigkeit, weicher Beschaffenheit, Farbe, Geschmack und Wirkung ganz verschieden. Man fühlt sich durch diese Nahrung gar nicht beschwert, nicht von Unverdaulichkeit belästigt, und nicht, wie einige behaupten wollen berauscht. Die, welche Wasser dazu trinken. sind vielmehr sehr gesund. Lastthiere, vorzüglich Esel, die in den Wüsten schon ermattet niedersinken wollen, sind durch ein wenig Brei von Dattelkernen augenblicklich hergestellt und zur Arbeit einer völligen Tagereise in Stand gesetzt worden. Wenn man die Steine der Datteln etwas auskochen läßt, dann sind sie für die Ochsen ein dienliches Futter. Der Syrup, den man aus den Datteln preßt, dient statt der Butter, und zum Reis oder andern Brei statt des Gewürzes. Mit anderer Butter vermischt, braucht man ihn statt des Salzes zur Erhaltung. Er giebt einen sehr angenehmen Geschmack. Gepreßte Datteln, wenn sie mit Wasser gegohren haben, geben einen gesunden Wein. Der hiervon abgezogene Weingeist ist eine Arzenei gegen verdorbene Magen. Das Holz ist zum Bauen sehr brauchbar. Der Stamm, dreimal gespalten, giebt Balken und Pfeiler zu Häusern. Man kann ganze Häuser sehen, wo nichts als Stamm und Zweige des Palmbaums zu Wänden, Fachwerk und Dach gebraucht werden. Brennholz giebt der Abgang. Die abgestreiften Stengeln der Datteln dienen zu Besen. Statt der Krüge und Schöpfnäpfe braucht man die Hülsen, die die ganze Frucht einschließen. Man giebt ihnen durch den Druck die erforderliche Gestalt. Aus den Stengeln der Dattelbüschel macht man, nach gehöriger Zubereitung, die festesten Stricke, die zu Schiffstauen gebraucht werden. Auch kann man aus den aufgelösten, und durch Klopfen geschmeidig gemachten Fäden Schuhe machen, die sich enger oder weiter nach dem Fuße ziehen und mit Bindfaden um das Schienbein herum befestiget werden. Aus den Blättern macht man Matten, um Waaren in Ballen darin zu packen, auch dünne Stricke, womit die Ballen geschnürt werden. Körbe, besonders von schlechter Gattung, werden aus den Blättern sehr leicht geflochten. Wenn man sie an der Sonne bleicht, färbt, und lagenweise auseinander reißt, so werden Fächer und Sonnenhüte daraus gemacht. Das netzförmige Fadenwerk, welches die Stiele der Blätter bedeckt, giebt Zunder, dient in die Fugen der Wassergefäße und Eimer, und wird auch bei Verpackung und Versendung der Glaswaaren und anderer Geschirre gebraucht.

Neues
Hannoversches Magazin.
84tes Stück.
Montag, den 17ten October 1808.

Anweisung,

die Schafe von spanischer Race auf die beste Art fortzupflanzen, und diese in ihrer ganzen Reinheit zu erhalten.

Von F. H. Gilbert,
Mitgliede des Nationalinstituts, Professor und zweitem Direktor der Thierarzneischule zu Alfort.

(Schluß.)

Nichts trägt zur Vollkommenheit der Wäsche mehr bei, als die Art, wie sie vorgenommen wird. Man darf die Wolle ja nicht reiben, dadurch würde sie strippigt und sogar filzig werden. Es ist hinreichend, wenn man sie schnell im fließenden Wasser hin und her bewegt, und dabei so viel möglich lüpft. Hiezu bedient man sich der beiden Hände, oder, wenn das Geschäft im Großen getrieben wird, eines Rechens, womit man die Wolle beständig vom einen Ende des Korbes bis zum andern hin und her bewegt. Sobald man bemerkt, daß sie sich gut von einander thut, oben auf schwimmt, sich wie eine Art von Wolke ausdehnt, und daß das aus dem Korbe abfliessende Wasser klar ist, so wirft man sie in den zweiten Korb, läßt sie darin noch einige Minuten, und nimmt sie alsdann wieder zum Trocknen heraus.

Ist man genöthigt, in stehendem Wasser zu waschen, so belegt man den Grund also, daß das Wasser nicht leicht trübe werden könne. Dabei bedient man sich eines weit kleineren Korbes mit zwei Handhaben, vermittelst deren man ihn untertauchen und wieder hervorziehen kann, bis das Wasser völlig klar aus demselben abfließt. In Spanien, wo man mehr als 100,000 Vließe auf derselben Stelle wäscht, wo die Wäsche mit unendlich viel mehr Um-

ständen, wiewohl nicht mit so sicherm Erfolge, als auf die jezt beschriebene Art geschieht, legt man die Wolle, so wie sie aus dem Wasser kommt, auf eine mit Fliesen und mit einem Abhange versehene Platte, um sie ablecken zu lassen; allein ein weit leichteres Mittel ist es, wenn man die Wolle, so wie sie aus dem Wasser kommt, unter die Presse legt. In Ermangelung einer Presse kann man das Wasser wiewohl nicht so gut herausbringen, wenn man die Wolle in starker Leinewand ausbreitet, und diese dann von einem Paar starken Leuten zusammenwringen läßt. Dieses Mittel ist kostbarer und nicht so wirksam als die Presse, an deren Stelle man auch leicht ein anderes Mittel, den Druck herauszubringen, erfinden kann.

Dieses Zusammenwringen ist der Wolle keineswegs nachtheilig, vielmehr thut sie sich um desto mehr auseinander, jemehr sie zusammengepreßt wird. Der größte Vortheil aber ist die Schnelligkeit, womit sie austrocknet, und wozu gewöhnlich ein guter Tag hinreicht, wodurch viele Weitläuftigkeiten und Kosten erspart werden, ungerechnet, was durch das öftere Lüpfen und Ausbreiten die Wolle an Weisse verliert, wenn man sie nicht etwa unter wohlverschlossene Schirmdächer bringen kann.

Wenn man, wie sich das mehrentheils zuträgt, genöthigt ist, die Wolle auf der Erde auszubreiten, so muß man, so viel das Lokal erlaubt, dazu einen sehr reinen Platz, einen Rasen, eine Wiese wählen. Ist die Heuerndte schon gewesen, so muß man nothwendig eine Egge mit sehr engen Zähnen darüber herführen, oder selbst den Besen gebrauchen, um alle Theile des Futters, welche der Sense entschlüpft sind, aufzunehmen, weil sich dieselben sonst an die Wolle sezzen und sie unrein machen würden.

Wenn die Wolle gehörig gewaschen und getrocknet ist, so hat sie gewöhnlich zwei Fünftheile ihres Gewichts von der Wäsche verlohren.

Keine landwirthschaftliche Unternehmung verspricht einen so sichern und so beträchtlichen Ertrag, als eine spanische Heerde. Die Widder und Hammel dieser Race haben 13 bis 14 Pfund Wolle. Das Mittelgewicht ihres Vließes kann man auf 8 bis 9 Pfund, und von den Schafen auf 5 bis 6 Pfund rechnen. Die Wolle von dieser Race ist allemal dreimal theurer als von unserer gemeinen Race verkauft worden. Man gewinnt also, und zwar beträchtlich, sowohl in Ansehung des Gewichts als der Güte. Die Thiere selbst werden zu einem beträchtlichen Preise verkauft. Widder sind mit 1000 Livres baaren Geldes bezahlt worden. Nimmt man aber auch nur 60 Livres für jedes Stück an, so erhellet daraus, daß eine Heerde von 100 Thieren mehr einbringt,

bringt, als das ganze Gebiet, worauf sie ernährt wurde. Es kann nicht ohne Nutzen seyn, hier eine Uebersicht des Ertrages zu geben:

Zu einer Heerde von 100 St. gehören 3 oder 4 Widder; ein Schäfer, dessen Unterhalt, Lohn, nebst dem Hundefutter auf 700 livres angeschlagen werden können	700 liv.
Zur Fütterung in dem Schafhause auf 6 Monate und darüber, auf jedes Stück eine Ration von 2 Pfund Heu, die 1000 Pfund zu 20 livres gerechnet, welches man als den Mittelpreis annehmen kann —	800 liv.
Zur Fütterung auf 6 Monate für 80 Lämmer von 100 Schafen ein Pf. Heu für das Stück — —	300 liv.
Kosten der Schur und andere kleine Ausgaben —	50 liv.
Summa der Ausgabe	1850 liv.

104 Vließe, jedes 6 Pfund an Gewicht, und für jedes Pfund ungewaschen 2 liv. gerechnet, welches der geringste Preis ist —	1248 liv.
80 Lämmer-Vließe zu 2 Pf. jedes zu $1\frac{1}{4}$ liv. gerechnet	200 liv.
Latus —	1448 liv.
Transport —	1448 liv.
60 sowohl Widder als Mutterschafe, das Stück nur zu 48 livres verkauft, und wobei wir annehmen, daß man 20 Stück zur Rekrutirung der Heerde zurückbehalten müsse, welches eine starke Zahl ist —	2880 liv.
Summa der Einnahme	4328 liv.

Der Ueberschuß der Einnahme über die Ausgabe ist also 2478 liv., und dabei ist der Dünger der Heerde noch nicht mit in Anschlag gebracht, welcher von so großem Werthe ist, daß ein großer Theil von Landwirthen die Heerden nur in dieser Rücksicht hält. Eben so wenig sind bei der Einnahme die Abfälle mit angeführt, sondern es ist angenommen, daß eine Heerde von 100 Stück jährlich 20 Stück einbüße, obgleich der Verlust eigentlich nicht einmal die Hälfte beträgt.

Wenn man bedenkt, daß eine Wirthschaft von hundert gut angebaueten Morgen Landes, wovon nur ein Viertheil zu künstlichen Wiesen angewandt ist, und dabei den Vortheil einiger Brachen hat, sehr wohl eine Heerde von 100 Schafen ernähren kann, ohne etwas dabei zu verlieren, und sogar noch bei der gewöhnlichen Erndte gewinnt: so wird man auch sehr bald die Wahrheit der

der Behauptung einsehen, daß es keinen einzigen so einträglichen Zweig des landwirthschaftlichen Kunstfleißes als diesen giebt. Und noch weit stärker ist das Verhältniß des Ertrages, wenn die Haushaltung es erlaubt, statt 100 Thiere 200 unter dem nemlichen Schäfer zu halten.

Sachsen hat einzig durch Veredlung seiner Schafzucht, welche durch 4000 aus Spanien nach dem siebenjährigen Kriege gezogene Schafe bewürkt wurde, seine Einkünfte seit 40 Jahren um 25 Millionen Livres vermehrt.

Etwas über Benutzung der Bucheln.

Da in einigen Gegenden dieses Jahr die Buchen vielen Samen haben, so wird es nicht undienlich seyn, auf den mehrfachen Gebrauch aufmerksam zu machen, der davon gemacht werden kann. Die Bucheln sind bekanntlich ausser dem, daß sie zur Mastung der Schweine dienen, dadurch für uns von großem Werth, daß sie ein vortreffliches Oel liefern. Um dieses daraus zu gewinnen, wird in Funks Naturgeschichte und Technologie II. S. 164. folgende Verfahrungsart angegeben:

„Man muß die Bucheln von ihren Schalen befreien, und zwei bis drei Monate liegen lassen, weil sie alsdann mehr Oel geben, als wenn sie frisch geschlagen werden. Von 100 Pfund Bucheln erhält man 12 Pf. reines Oel und 5 Pf. trübes. Was nach der Auspressung übrig bleibt, benutzt man wieder zur Mastung. Das klare Oel hat einen angenehmen Geschmack, und wird in verschiedenen Gegenden von Frankreich, in der Pfalz u. s. w. statt des Olivenöls an Speisen gebraucht, und in England auch zum Wollwaschen. In der Kälte gerinnt es nicht so leicht als Baumöl, und kann also zum Brennen in solchen Lampen dienen, welche der Kälte ausgesetzt sind. *)

Man kann mit den Bucheln auch manches Federvieh, besonders die welschen und und kalekutischen Hühner mä-

*) Noch mehr darüber findet man im 58sten Stück dieses Magazins vom Jahre 1796., so wie man auch im 31sten Stück desselben vom Jahr 1775. zwei Mittel lesen kann, wodurch das Ranzigwerden des Buchöls verhütet wird. Red.

mästen. In Canada sind sie den Herbst und Winter hindurch die vornehmste und meiste Nahrung der wilden Tauben. Hühner sollen geschwind fett werden, wenn man ihnen kleine Bälle von zermalmten Bucheln giebt. *)

Obgleich erzählt wird, **) daß arme Leute diese Baumfrucht, mit Getreidemehl vermischt, zu Brodt verbacken haben, so möchte diese Benutzungsart doch wohl nicht anzurathen seyn, weil sie der Gesundheit nachtheilig werden könnte. Auch ist der Genuß der rohen oder geröstteten Bucheln, statt der Nüsse, welchen manche Kinder lieben, nicht ganz gefahrlos. Carl Linneus macht in einem Aufsatz ***), worin er von den Ursachen der fallenden Sucht handelt, die Bemerkung, daß Bucheicheln, gekaut und gegessen, den Kopf erhitzen, daß man davon betäubt wird, wie von einem Rausche, und daß die Schweine, wenn man sie zur Mastung in die Buchwaldung treibt, anfangs und ehe sie sich an dieses Futter gewöhnen, wie trunken davon werden. Gewiß ist, fügt er hinzu, daß das Fleisch einen andern Geschmack von Bucheln bekommt, als von Eicheln.

Selbst der Gebrauch des Oels von Bucheln zu Speisen bedarf einiger Vorsicht. Im Preussischen Sammler (B. II. S. 1419.) wird bemerkt, daß es, wenn es noch frisch ist, den Magen beschwere, daß es jedoch diese Eigenschaft verliere, wenn es ein Jahr lang in wohl verschlossenen steinernen Krügen in der Erde verwahrt werde. Wenn es aus nicht völlig reifen Bucheln gepreßt wird, soll es den Kopf einnehmen.

*) S. Bemerkungen über Südholland von Joh. Fischerström, in den Abhandlungen der Schwedischen Akademie der Wissenschaften aufs Jahr 1761.

**) Ebendas.

***) S. dieselben Abhandlungen aufs Jahr 1742.

Arabische Sprichwörter und Sentenzen. *)

Suche Kenntnisse von der Wiege bis zum Grabe.

Das schwerste für den Menschen ist Selbstkenntniß.

Was man liebt, erwähnt man oft.

Ein Regent ohne Gerechtigkeit ist wie ein Fluß ohne Wasser.

Ein Weib ohne Schamhaftigkeit ist wie Speise ohne Salz.

Wer seinen Vater ehrt, verlängert seine Tage.

Unternimm nichts ohne Ueberlegung.

Ein Armer ohne Geduld ist wie eine Lampe ohne Oel.

Die Enthaltsamkeit ist ein Baum, dessen Wurzel die Genügsamkeit und die Frucht Gemüthsruhe ist.

Der stumme Weise ist besser, als der redende Thor.

Geduld ist der Schlüssel zur Freude, Uebereilung der Schlüssel zur Reue.

Mit Wenigem zufrieden seyn, heißt reich seyn.

Höre und lerne, schweig und habe Friede.

Armuth ist besser, als unerlaubter Gewinn.

Thue andern wohl, wenn du willst, daß man dir wohlthue.

Tadle dich selbst, wie du andere tadelst.

Der Anfang des Zorns ist Wuth, das Ende Reue.

Je länger die Erfahrung, desto grösser die Einsicht.

Der Gelehrte kennt den Ungelehrten, weil auch er ungelehrt gewesen ist; aber der Ungelehrte kennt nicht den Gelehrten, weil er kein Gelehrter gewesen ist.

Wer sich selbst für einen Weisen hält, den halten Gott und Menschen für einen Thoren.

Wer auf dem Wagen der Hoffnung fährt, hat die Armuth zur Begleiterin. **)

Wer dir zuträgt, trägt auch von dir weg. ***)

Das Leben des Menschen ist ein Weg, der zum Tode führt.

Dein Geheimniß ist dein Gefangener, so lange du es bei dir verwahrst,

*) S. Locmani Sapientis Fabulae et selecta quaedam Arabum adagia. Cum interpretatione lat. et notis Thomae Erpenii. Leidae 1615. woraus diese größtentheils übersetzt sind.

**) Ein ähnliches Sprichwort, das hier zur Erklärung dienen kann, haben die Italiäner: La speranza è il pane de miseri.

***) d. i. Wer dir fremde Geheimnisse entdeckt, verschweigt auch die deinigen nicht. Die Holländer sagen: De veel in brengt, brengt veel uit.

wahrst, aber du wirst sein Gefangener, wenn du es offenbarst.

Ich höre das Rauschen der Mühle, sehe aber kein Mehl.

Wer nicht weiß die Leiter zu steigen, wird nicht auf dem Dache gehen.

Das Licht aller deiner Thaten ist Wahrheit im Reden.

Wissenschaft ist ein Diadem für den Jüngling, und Verstand eine goldene Kette.

Wer nicht weiß zu gehorchen, versteht auch nicht zu regieren.

Der geizige Reiche ist ärmer, als der freigebige Dürftige.

Die beste Festung des Reichs ist die Gerechtigkeit.

Je geringer die Einsicht, desto grösser der Eigendünkel.

Der Geduldige hat ein Unglück, der Verzagte ein doppeltes.

Die Gesellschaft der Bösen ist eine Schiffahrt auf dem Meere.

Der Reiche ohne Freigebigkeit ist wie ein Baum ohne Frucht.

Unter allen Fehlern ist keiner schwerer zu heilen, als die Selbstsucht.

Wer zu schnell läuft, fällt leicht.

In der Jugend halte dich niedrig, damit du im Alter hoch stehst.

Die Furcht Gottes schmückt das Herz.

Die weiseste Weisheit ist die Frömmigkeit, und die thörichtste Thorheit die Gottlosigkeit.

Dein Bruder ist, wer dir im Unglück beisteht.

Der Gott der Freundschaft ist die Aufrichtigkeit.

B.

Mancherlei Nützliches.

Beim Einkauf des Leinsamens kann man nicht vorsichtig genug seyn. Es ist nicht nur nöthig, die Güte desselben zu untersuchen, man muß auch sorgfältig darauf achten, ob sich Samen von schädlichem Unkraut darunter findet, und dieses, wenn man ihn gekauft hat, gänzlich davon zu trennen suchen. Schon die Furcht vor der so schädlichen Wucherblume sollte zu dieser Vorsicht bewegen, da diese so leicht durch die Leinhändler aus einer Gegend in die andre verpflanzt wird. Falls sich dieses Unkraut, ungeachtet der angewandten Sorgfalt, dennoch im Flachse zeigen sollte, so ist es räthlich, es zeitig, ehe es seinen Samen in die Aecker streuet, mit der Wurzel auszuziehen, und es zu verbrennen, damit es sich nicht weiter verbreite.

Um Dintenflecke aus Hemdern, Tüchern oder andern Linnenzeuge zu bein-

bringen, kann man den Saft von Sauerampfer anwenden, welcher sie wegbringt. Auch dient eben dieser Saft zur Reinigung des Glases, wenn er mit Scheuersande vermengt wird.

Um Eisen gegen das Rosten zu verwahren, vermischt man simpeln Oelfirniß mit halb so viel oder höchstens 4 Fünftheile gut rectificirtem Terpentinöl, je nachdem man die Wirkung dieses Anstrichs haben will. Mit einem Schwamm streicht man diesen Firniß leicht und gleich über das Eisen oder den Stahl, und läßt ihn trocknen. Man muß aber keinen Staub daran kommen lassen, so lange der Anstrich noch nicht trocken ist. Die so behandelten Metalle behalten ihren Glanz, und zeigen nie einen Rostfleck. Auch zu Kupfer kann man diesen Anstrich gebrauchen, dessen Glanz er ebenfalls erhält, und dessen Farbe er belebt.

Ein gutes Mittel, die Bäume gegen Moos zu schützen, ist das Kalken oder Weißen derselben, dessen man sich häufig in Holland und Ostfriesland bedient. Man bestreicht nemlich die stärkern Zweige, wie man die Zimmer weißet, vermittelst eines Pinsels mit dünnem Kalke, und zwar da, wo das Moos sehr häufig ist, alle Jahre, sonst nur alle zwei Jahre, im Februar oder März. Das Moos verschwindet, die lebenden Insekten werden davon getödtet, die Eier derselben verderben, und die Rinde wird gesund und nach und nach glänzend. Dieses Kalken ist zugleich das beste Mittel wider den sogenannten Wurm oder Krebs, eben weil es die Rinde so gesund macht. Bei neugepflanzten Bäumen, und in den ersten Jahren nach der Pflanzung thut man wohl, die jungen Zweige zugleich bis an die Spitzen mit Seifenwasser, vermittelst eines kleinen Schwammes, im März, wenn die Knospen nur erst zu treiben anfangen, und vorzüglich die Augen oder Knospen, bei trockner Witterung, stark anzufeuchten. Das Moos geht dann nicht nur gleich davon ab, sondern es werden dadurch auch die Eier der Blattläuse und anderer Insekten, besonders der Wickelraupe, welche den jungen Knospen so nachtheilig sind, zerstört.

Irdenes Kochgeschirr kann durch ein leichtes Mittel feuerfest gemacht werden. Wenn man einen neuen Kochtopf mit einer dünnen Lehmmasse vermittelst eines Pinsels etliche Mal bestreicht, dann trocknet, und darauf den ganzen Ueberzug mit Leinöl benetzt, so wird dieser Ueberzug in Feuer fast zur Festigkeit des Eisens verhärtet, und ein so überzogener Topf ist weit vorzüglicher, als ein mit Draht übersponnener.

Hannoversches Magazin.

85tes Stück.

Freitag, den 21ten October 1808.

Vorschläge zur Verbesserung der Steckbriefe.

(Mit drei Tabellen.)

In unsern Zeiten scheinen zwar die Verbrechen einen mildern Charakter angenommen zu haben, dennoch aber häufiger zu werden; und mehr darauf gerichtet zu seyn, unser **Vermögen**, als unser **Leben** in Gefahr zu setzen. **Diebstähle** nehmen überhand, indeß **Raub**, **Mord** und **Gewaltthätigkeiten** seltener sind. Daß die Gründe hievon in dem Geist der Zeit, der mehr zur Feigheit und Hinterlist, als zur Verwegenheit incliniren soll, liegen; durch den ununterbrochen steigenden Luxus und durch das verhältnißmäßige Steigen aller wirklichen und eingebildeten Bedürfnisse des Lebens in ihren Preisen veranlaßt werde, ist nicht zu bezweifeln. Werden daher diese Gattungen von Vergehungen häufiger, und sind sie dadurch dem Wohl des Staats und des Individui oft schädlicher durch das Verhältniß der Umstände, als der Verlust des Lebens eines Einzelnen; so ist es doppelt Pflicht der Landespolizei und derjenigen Staatsbedienten, die hierauf wirken können, ihre Aufmerksamkeit auf die Erforschung der Verbrecher zu vermehren, und alle Mittel, welche zu diesem Behuf dienen können, in Anwendung zu bringen.

Es verdient wohl allen Beifall, daß bei vorgefallenen Verbrechen, wenn sich jemand derselben verdächtig gemacht, oder wenn ein Arrestant aus dem Gefängniß entsprungen ist, solches in den öffentlichen Blättern, Zeitungen, Anzeigen, Correspondenten rc. von Gerichts wegen bekannt gemacht wird, theils das Publikum vor diesen gefährlichen Menschen zu warnen, theils die vor der Arretirung entwichenen oder aus dem Gefängniß entsprungenen Verbrecher wieder zur Captur zu bringen.

Diesen Bekanntmachungen oder Steckbriefen pflegt man ein sogenanntes

tes Signalement oder eine körperliche Beschreibung des Entwichenen beizufügen, um ihn dadurch bemerklich zu machen, und von den übrigen zu unterscheiden.

Alles gut und löblich; dennoch glaube ich, daß diese Bekanntmachungen seltener, als es bei einer andern Einrichtung wahrscheinlich ist, ihren Zweck erreichen.

Aus folgenden Gründen:

1) Die sogenannten Steckbriefe werden nicht hinlänglich bekannt.

Damit ist nicht gesagt, daß es den mehrsten öffentlichen Blättern und Zeitungen an Lesern fehle, indeß halte ich dafür, daß diese Leser großentheils nicht diejenigen Personen sind, welche die Arretirung entwichener Verbrecher vorzüglich befördern können.

Zu diesen Personen rechne ich das untere Polizei-Personale, Polizei-Diener, Vögte, die beim Armenwesen angestellten Unterbedienten, das subalterne Militair, und alle Staatsbürger, deren Pflicht es ist, über Vagabonden, Landstreicher, wandernde Handwerker und Bettler zu wachen, und sie im Betretungsfalle einzubringen, und denen es zur Pflicht könnte gemacht werden, darüber zu vigiliren.

Diese Leute sind entweder keine ordentliche Leser von öffentlichen Blättern, oder lesen sie doch nicht in der Absicht, um sich die Signalements, die den Steckbriefen beigefügt sind, zu bemerken, und genau zu bemerken. Und letzteres ist doch durchaus nothwendig, wenn man den vorzüglichsten Nutzen, den dergleichen Bekanntmachungen haben können, zu erreichen wünscht. Mancher von diesen Leuten würde sich auch gern mit dieser Lectüre befassen, ist indeß durch seinen Beruf, der mit dem Anbruch des Tages anzufangen und mit dem Einbruch der Nacht oder dem kommenden Morgen erst zu endigen pflegt, daran gehindert. Wie kann man ihm daher noch Muße und Lust, die öffentlichen Blätter zu studiren, zutrauen, wenn er am Abend sein müdes Haupt zur Ruhe niederzulegen sich sehnt. Andern fehlt es wieder an den nöthigen Kenntnissen, ein Zeitungsblatt sowohl zu lesen, als mit Verstand zu lesen.

Ich thue mehrern von diesen Menschen durch diese Behauptung nicht zu viel. Wie kann man auch ein anderes erwarten, bei der geringen Belohnung ihrer Dienste, welche, aus der Dürftigkeit der öffentlichen Fonds, woraus sie müssen bestritten werden, herrühren. Uebrigens ist dies meines Wissens nirgends zu einem Theil ihrer Pflicht gemacht, und dann fehlt das beste Impelle.

Daß aber diese Klassen von Staatsdienern sehr vieles, und ich glaube, das Vorzüglichste, bei Entdeckung der Entwichenen, welche durch Steckbriefe verfolgt werden, wirken könnten, wenn sie die nothwendige Kenntniß derselben hätten, geht schon daraus hervor, daß ein Theil von ihnen die Pässe der Vagabonden zu untersuchen

chen hat, ein anderer Theil sie bei verübter Hausbettelei und dem Verdacht, daß sie der Commüne durch einen Mangel an Gewerbe und Beschäftigung zur Last fallen werden, bei den Polizei-Behörden, Armen-Collegio, einbringen, und oft über die Grenze führen muß. Berufs halber haben sie also den längsten und genauesten Umgang mit diesem herrenlosen Gesindel, worunter sich entwichene Verbrecher nicht selten zu befinden pflegen.

Doch nicht nur diese Personen allein können die Erforschung der Verbrecher befördern, sondern auch ihre Chefs, die Polizei-Directoren, die Mitglieder der Armen-Collegien, die Magistrate, Beamte — und jeder Staatsbürger ohne Rücksicht auf seinen Rang und Beruf.

Erstere sind fleißige Zeitungsleser, sind oft Pflichten halber dazu verbunden; es fehlt ihnen nicht an den nöthigen Kenntnissen, da ihre Chargen mehr erfordern, als die Abfassung von — Steckbriefen. Indeß wer wird es von ihnen fordern und erwarten können, daß sie ihr Gedächtniß mit dem Signalements von funfzig bis hundert Verbrechern beschweren sollen. Wahrlich, wem auch des großen Cäsars Memorie zu Theil geworden wäre, würde sich ungern mit der, oft fruchtlosen Aufbewahrung der Beschreibung von Verbrechern befassen. Nach den gewöhnlichen Kräften des Gedächtnisses ist dies beinahe nicht möglich. Es ist daher nichts natürlicher, als

2) daß die gelesenen Signalements wieder und früher vergessen werden, ehe die Steckbriefe ihren Zweck erreicht haben.

Einige Wochen nach Bekanntmachung des Steckbriefes wird wirklich ein von den signalisirten Verbrechern bei der Behörde, als wandernder Handwerksbursche, bettelnder Vagabonde u. s. w. ohne oder mit einem Paß, den er entwendet, selbst fabricirt u. dgl. versehen, eingebracht; die requisitio in subsidium juris et justitiae von Seiten des ad reciproca sich erbietenden Gerichts ist ohnlängst vergessen; er erhält einen Zehrpfennig mit der Deutung, binnen kurzer Frist die Stadt, den Flecken zu verlassen, und ziehet ungehindert weiter, nachdem er den einen oder andern Diebstahl zu seiner Sustentation von neuem verübt.

Wodurch kann also das Erkennen und die Entdeckung der Identität signalisirter Verbrecher erleichtert werden?

Von jeder mit hoher Gerichtsbarkeit versehenen Behörde zu fordern, daß sie jeden in ihrem Jurisdictionszwang eingezogenen Verbrecher bei der Verhaftung solle portraitiren lassen, um demnächst, wenn es ihm gelingen sollte, sich eigenmächtig aus der gefänglichen Haft zu befreien, sein Bildniß in Kupfer stechen zu lassen, und dem Steckbriefe beizufügen, — wäre wohl zu viel gefordert. Hätte man auch

 eine

eine Quelle, woraus die veranlaßten ansehnlichen Kosten könnten geschöpft werden, aufgefunden: so darf man es doch nicht vergessen, daß es nur von der Hand eines geschickten Künstlers zu erwarten steht, uns die größte Treue und Aehnlichkeit der Copei mit dem Original zu geben. Der möglichst höchste Grad von Aehnlichkeit und Treue wäre hiebei das erste Requisit, — und von talentvollen Künstlern ist, die Welt nie übervölkert gewesen. Auch würde dieses Mittel in allen den Fällen, wo jemand eines Verbrechens zwar verdächtig geworden, indeß vor der Inhaftirung sich auf flüchtigen Fuß begeben, seinen Dienst versagen.

Dennoch halte ich dafür und möchte ich gern Männer, die etwas darüber verfügen können, aufmerksam machen, daß bei einer Veranlassung die von Gerichts wegen verfügte Abbildung eines Delinquenten — wäre es auch nur durch die in Kupfer gestochenen Umrisse seines Gesichts und ganzen Figur, ohne lediglich Beiträge zur Philosophie der Physiognomik liefern zu wollen, — sehr wichtig und ein wahrer Dienst für den Staat und das Publikum wäre, nämlich: bei einem sehr verschmitzten, dem Wohl des gemeinen Wesens furchtbaren Verbrecher! Man bildet ja die Giftpflanzen und schädlichen Insekten zur Belehrung und Warnung der Unwissenden in Kupfer ab; warum sollte man es nicht bei einem höchst gefährlichen Menschen thun, der das Wohl ganzer Familien muthwillig zerstöhrt und ihrem Glück des Lebens und ihm selbst drohet; der sich von dem redlichen Manne durch nichts anders auszeichnet, als durch schwarze teuflische Seele, wovor indeß sein Anblick auf keine Art oft warnet. Wie viel mehr ist es hier Pflicht, das Publikum, unter welchem er umhergeht, in den Stand zu setzen, vor ihm auf seiner Hut zu seyn. Wodurch kann dies aber besser bewirkt werden, als durch die Darstellung und Publicität seiner Physiognomie und Figur. Wodurch kann man eher hoffen, ihn wieder einzuziehen, als dadurch! Im Allgemeinen wäre dies aber nicht anwendbar. Ich schlage daher einen andern Weg vor.

Es müssen Tabellen über die Verbrecher, welche man durch Steckbriefe verfolgt, entworfen, und diese gehörig publicirt werden.

Nutzen derselben.

Tabellen gewähren eine Uebersicht, und eine so viel möglich concentrirte Uebersicht. Die Steckbriefe finden sich in zehn bis zwanzig öffentlichen Blättern zerstreuet, und erfordern bei dem besten Willen, die Erreichung ihres Zwecks zu befördern, ein ewiges Nachschlagen, eine immer wiederholte Sonderung des Nöthigen von dem Ausserwesentlichen, ein wirkliches Studium. Sind Tabellen entworfen, so ist es, selbst bei geringen Einsichten, ein leichtes, das zu finden, was man sucht.

sucht. Bei einiger Bekanntschaft mit ihrem Fachwerke kommen sie dem Gedächtnisse vortrefflich zu statten.

Ihre Einrichtung.

Möglichst kurze Vollständigkeit ist ein Haupterforderniß. Sie dürfen nicht zu complicirt, sondern müssen einfach, deutlich seyn. Für jedes Geschlecht muß eine besondere Tabelle eingerichtet werden; denn da meine Absicht zu dem Vorschlage zu denselben diese ist, eine möglichst schnelle Vergleichung mit der Beschreibung in den Steckbriefen und den sich dem Auge unter den Formen von Vagabonden, wandernden Handwerkern, aus der Gefangenschaft entwichenen Soldaten u. drgl. m. darstellenden Individuen thunlich zu machen; und sich das männliche Geschlecht von dem weiblichen nicht nur durch seine Kleidung, sondern auch durch Statur, Sprache und Körperbildung unterscheidet, diese Verschiedenheit sich auch bei dem ersten Blick zeigt; so glaube ich, daß diese Absonderung von wesentlichem Nutzen ist. Aus demselben Grunde glaube ich die ersten Fächer der Tabelle den allgemeinen Erkennungszeichen, die gleich in die Sinne fallen, als Alter, bedeutende Verstümmelungen, sichtbare Narben, Kleidung ꝛc. einräumen zu müssen, um damit die Vergleichung mit einem sich darstellenden verdächtig scheinenden Subjekte gleich anstellen zu können.

Die angeschlossene Tabelle unter A. enthält übrigens ein Modell, wie sie allenfalls für männliche Verbrecher, denen man durch Steckbriefe nachgesetzt, einzurichten seyn dürfte, und zwar enthält sie das Fachwerk mit stehenden Rubriken, die dann durch die den Steckbriefen beigefügten Signalements, wie die Anlage B. zeigt, etwa auszufüllen wären. In der Beilage C. ist ein Versuch über die Einrichtung einer Tabelle für entwichene weibliche Verbrecher enthalten.

Ich gebe es gern zu, daß diese Entwürfe noch mancher Verbesserungen fähig sind, und wird es mir eine große weltbürgerliche Freude gewähren, wenn ich in Erfahrung bringe, daß sie irgendwo vervollkommnet sind, da ich alsdann hoffen kann, daß man von ihnen Gebrauch zu machen intentionire.

Ihre Publication.

Von welcher Behörde sollen diese Tabellen entworfen und zur Publication gebracht werden? Dies kann von mehrern geschehen. Von dem Staats-Ministerio, von dem Polizei-Departement, von den mit Criminal-Jurisdiction versehenen Gerichten.

Meines Erachtens wird es am zweckmäßigsten von der höchsten Behörde in Polizeisachen, von dem Landespolizei-Departement geschehen können; weil alsdann

1) die abzufassenden Tabellen übereinstimmend und vollständig abgefaßt werden würden, welches ersteres nicht der Fall seyn würde,

wenn

wenn es jedem mit Criminal-Jurisdiction versehenen Gerichte überlassen bliebe, dieselben zu entwerfen. In Ansehung der vollständigkeit wäre gleichfalls zu besorgen, daß hier und dort ein Mangel eintreten könnte. Es müßten daher diese Tabellen von der höchsten Behörde aufgestellt, und bis auf die Signalements aus den Steckbriefen in der Maaße, wie es die Beilage A. ergiebt, abgedruckt werden. Durch ein Ausschreiben von oben herab könnte es

2) alsdann allen untergebenen Polizei- und Criminal-Behörden aufgegeben und zur Pflicht gemacht werden, die abgedruckten Tabellen gehörig ausfüllen zu lassen, und sie zur Cognition ihrer Untergebenen und des Publici zu bringen. Eine ähnliche Einrichtung besteht in den Hannoverschen Landen in Ansehung der von sämmtlichen Predigern bei dem Landes-Consistorio einzusendenden Quartal-Berichte. Die sich auf ihre Amtsführung beziehende Fragen sind von dem Landes-Consistorio entworfen, und hat es dieselben auf einen gebrochenen Bogen abdrucken lassen, so daß die auf jede Frage zu ertheilende Antwort ersterer gegenüber geschrieben werden kann.

Ein Haupterforderniß bei diesen so entworfenen und den Behörden zugefertigten Tabellen ist es, daß sie den möglichst höchsten Grad von Publicität erhalten. Zu Erreichung dieses Zwecks würde es daher nicht hinreichen, sie zur Cognition der untern Criminal-Gerichte und der Mitglieder, welche sie besetzen, zu bringen, sondern auch die Amtsunterbedienten, das niedere Personale der Polizei und des Armenwesens, ferner das subalterne Militair, die Gastwirthe, Herbergirer in den Städten und auf dem Lande, vielleicht auch Krämer, Bäcker, alle Handwerker, Thorschreiber und alle Menschen, welche durch die Art ihres Berufs mit vielen andern in Verkehr kommen, müßten davon unterrichtet seyn. Diese Tabellen würden daher nicht zum Ueberfluß an öffentlichen Plätzen angeheftet, an den Thorwachen ausgetheilt, den Geschwornen von Aemtern und Gilden communicirt werden.

Mit völliger Ueberzeugung glaube ich versprechen zu können, daß bei Anwendung dieser Mittel die Zahl der durch Steckbriefe verfolgten und eingebrachten Verbrecher sich ansehnlich vermehren würde. Und dies müßte nicht nur dem Staats-Ministerio, sondern auch den Gerichten, welchen die Untersuchung der in ihrem Gerichtszwange vorgefallenen Verbrechen, obgleich ihnen die Bestreitung der Inquisitionskosten obliegt, und sie durch Instruirung der Sache einen ansehnlichen Zuwachs von Geschäften erhalten, sehr willkommen seyn, da man doch nicht annehmen kann, daß sie Mittel einschlagen, ohne den Zweck zu wollen, daß sie Steckbriefe mit dem Wunsche ausschreiben sollten, sie möchten ohne

Er-

Erfolg bleiben. Dem Wohl des Staats würde es gewiß sehr zuträglich seyn, wenn noch mehrere Verbrechen, als gegenwärtig, könnten bestraft werden; und obiger Vorschlag führt dahin.

Wenn aber mehrere Vergehungen gegen die Criminalgesetze, als bisher, können bestraft werden, so wird eine gewisse Folge davon seyn, daß sich die Zahl der Verbrecher im gleichen Verhältnisse mindern wird, da die Hoffnung, nicht entdeckt zu werden, oder in der Flucht seine Rettung zu finden, manchen anreizt, ein Verbrechen zu begehn, welche indeß bei obiger Einrichtung sehr müßte geschwächt werden. Ein großer Antrieb, unerlaubt zu handeln, würde daher wegfallen, aber auch die Furcht, entdeckt zu werden und der Justiz leichter als bisher wieder in die Hände zu fallen, würde die Arrestanten, denen es geglückt, sich der Haft zu entledigen, abhalten, das Territorium, worin die Tabellen gehörig publicirt wären, länger zu betreten und unsicher zu machen. Es bedarf keines Beweises, daß geübte Verbrecher, welche die Schule des Lasters bis zur höchsten Stufe durchgangen, der Ruhe und Sicherheit des Staats am gefährlichsten sind; es ist ferner eine alte und durch die Erfahrung bewährte Bemerkung, daß Delinquenten, welche dem Arrest entsprungen sind, ihre erworbene Freiheit zur Begehung eines neuen Verbrechens sofort zu gebrauchen pflegen. Theils liegt dies in der Natur der Sache. Keine Menschen sind in der Regel von allen Bedürfnissen so sehr entblößt, als sie, denn sie retten aus den Gefängnissen gewöhnlich nur das nackte Leben. Zur Sicherung vor einer Entdeckung muß ihr erster Wunsch seyn, ihre Lumpen mit andern Kleidern zu vertauschen. Ohne Geld, sehen sie sich beinahe gezwungen, neue Diebereien zu verüben. Das Bedürfniß der Nahrung kehrt täglich wieder. Ihm muß muß abgeholfen werden. Bettelei, und vorzüglich Hausbettelei bei Tage, wodurch sie Gelegenheit erhalten, sich in den Häusern umzusehen, auch allenfalls was am Wege liegt, mitzunehmen, und Diebstahl, Einbruch des Nachts, um das zu ergänzen, wohin das Gewerbe bei Tage nicht ausreicht, werden ihre Beschäftigung.

Mein Vorschlag, sobald er ausgeführt, würde diesen Menschen unfehlbar zur Kenntniß kommen, — das möglichst ausgebreitette Feld von Publicität ist, wie erinnert, dabei ein Hauptrequisit — und eine andere höchst wohlthätige Folge wäre, daß diese Menschen das Territorium sobald möglich räumen würden, weil sie sich in demselben nicht mehr so sicher, wie bisher, halten könnten. Also auch dadurch würde die Veranlassung zu manchen Verbrechen aus dem Wege geräumt.

Hiebei wäre indeß noch eine Rücksicht zu nehmen, wodurch die Brauchbarkeit der vorbeschriebenen Tabellen sowohl im Ganzen als für einzelne Nummern bestimmt würde.

Um die Signalements von 20 bis 30 Verbrechern auf einer Fläche zu vereinigen, könnte man mehrere Tabellenbo-

bogen an einander befestigen und so aufhängen. Durch Anwendung dieses Mittels würde man mehrere Signalements auf einmal übersehen, und die Vergleichung zwischen dem Signalement mit dem sich darstellenden suspekten Subjekte sehr erleichtert werden.

Ferner steht zu erwarten, daß manche von den durch Steckbriefe verfolgten Verbrechern entdeckt und bei den Behörden wieder eingebracht werden. Ist dies, so haben die sich auf dieselben beziehende Signalements ihren Zweck erreicht, verdienen daher weiter keiner Aufmerksamkeit, und sind auf der Tabelle, worauf sie sich befinden, zur Erleichterung der Uebersicht zu durchstreichen. Die darüber obwaltende Ungewißheit, da meines Wissens nirgends öffentlich bekannt gemacht wird, daß einer in einem Steckbriefe verfolgter Delinquent bei der Behörde wieder eingebracht sey, würde dies indeß sehr schwierig machen: ich habe daher noch eine andere Forderung an die requirirenden Gerichte oder an die obern ihnen vorgesetzten Criminal-Collegia, da erstere letztern die Wiederarretirung der Entwichenen einberichten müssen; nämlich: auf dem Wege, wie die Steckbriefe ins Publikum kommen, auch die Erreichung ihres Zwecks bekannt zu machen, mithin die jedesmalige Einbringung eines entsprungen gewesenen Delinquenten in den öffentlichen Blättern anzuzeigen Ein doppelter Nutzen würde daraus hervorgehn, Die schon bemerkte Berichtigung der Tabellen über die publicirten Steckbriefe und die mit jedem Falle sich mehrende Gewißheit, daß die Steckbriefe häufig ihren Zweck erreichen. Diese Ueberzeugung wäre nicht nur für die Gerichte von Nutzen, sondern würde auch die Unterthanen von Verbrechen abschrecken; und alles, was dazu beiträgt, darf meines Erachtens nicht versäumt werden. Die Kostspieligkeit kann diesen Bekanntmachungen nicht im Wege stehen, denn sie können unter Beziehung auf den Steckbrief mit wenig Worten anzeigen, daß der darin verfolgte Verbrecher wieder unter dem Dato, an welchem es geschehen, eingebracht sey.

Etwas ähnliches von dem, was ich wünsche, habe ich nur bei den Steckbriefen, bei welchen eine Prämie ausgelobt wird, bemerkt, und dies geschieht wohl, theils unnütze weitere Nachforschungen zu verhüten, theils sich vor allen etwaigen Ansprüchen an die versprochene Belohnung zu schützen.

Ich wünsche, daß dies im Allgemeinen bei allen Steckbriefen geschehen möge, und selbst wenn sich noch Schwierigkeiten bei Einführung der Tabellen wider Vermuthen finden sollten, so würde obiges doch nicht ohne Nutzen seyn. Dies führt mich zu der Bemerkung, daß ich die Resultate von manchen andern Bekanntmachungen, welche gerade keine Criminalfälle betreffen und sich in den öffentlichen Blättern finden, darin angezeigt zu lesen wünschte. Z. B. bei verlohrnen Sachen, ob sie wieder gefunden? bei verübtem Frevel, ob er entdeckt? Dadurch würde nicht nur die Neugierde mancher Leser befriedigt, sondern auch mancher zu ähnlichen Anzeigen ermuntert werden, und hin und wieder eine Handlung des Leichtsinns und der Bosheit unterbleiben.

Neues
Hannoversches Magazin.
86tes Stück.
Montag, den 24ten October 1808.

Dürfen wir Thieren etwas mehr, als Instinkt, zuschreiben?

Diese Frage wurde sonst, und sogar noch im letztverflossenen Jahrhunderte, von vielen Gelehrten, die nicht zugleich Naturforscher waren, und, dem zufolge, von allen Laien mit einem apodiktischen Nein beantwortet. Es gieng den Thieren, wie es einmal angefeindeten Männern zu gehen pflegt; so wie man bei allen noch so großen und edlen Handlungen derselben kleinliche Motive voraussetzt, oder wenigstens, wenn man diese durchaus nicht aufzufinden vermag, ihnen einen entstellenden Schatten giebt, so schrieb man auch bei den Thieren jede Handlungsweise, jede für etwas mehr beweisende Thatsache, einem blinden Instinkte zu, und sophisticirte jeden andern Beweggrund hinweg. Eine Hauptursache dieser Behandlung war wohl, daß die armen Thiere einer, uns allgemein verständlichen, Sprache entbehren, und daher den Sophistereien und Hypothesen gelehrter Männer nichts, als kahle Handlungen entgegensetzen können, ohne im Stande zu seyn, denselben einen empfehlenden Anstrich zu geben, und sie so den nicht sehen wollenden aufzudringen. — Es ist ja bekannt genug, daß manche, noch so unbedeutende Handlungen durch einen Schwall schöner Worte sehr oft den lauten Beifall des Publikums erhalten, besonders wenn ihm jene Worte recht unverständlich sind, dahingegen der Wortlose mit seinen, keiner äussern Empfehlung bedürfenden, Thaten ungesehen, ja oft verachtet, weit hintenan stehet. — Ob aber ausser dieser eben angegebenen Ursache nicht auch noch grössere Unbekanntschaft mit der Natur der Thiere, oder eigentlich Mangel an unpartheiischer Beobachtung derselben hieher zu rechnen sey; ob jene Männer es ihrer Sorgfalt unwerth hielten, ein unter dem Menschen stehendes, oft aber nur ein zu stehen scheinendes Geschöpf nach seinen intellectuellen und moralischen Anlagen, nicht aber blos

nach den Füßen, Federn, Zähnen ꝛc. zu beobachten; ob endlich ein mehr gehegter Stolz auf eigene, wenn auch nicht immer innere, wesentliche Vorzüge die Untersuchenden verleitete, ihren lebenden Mitgeschöpfen jede Anlage edlerer Art, nebst edleren Beweggründen abzudisputiren, dies ist eine Untersuchung, welche nicht für den Zweck dieses Aufsatzes paßlich ist.

So gieng es in den älteren Zeiten. Obgleich man die Logik schulgerechter studierte, als es heut zu Tage zu geschehen pflegt, so entblödete man sich doch nicht, unanalog zu schließen, und Ausnahmen, da Ausnahmen zu machen, wo man glaubte, es ohne Gegenrede thun zu können und zu dürfen. — Um das Daseyn eines weisen Weltschöpfers zu beweisen, schloß man von der Wirkung auf die Ursache; die vollkommen gebildete Natur setzte ein noch vollkommneres Wesen voraus, das derselben die allgewaltige Schwungkraft mitzutheilen und dauernde Ordnung einzuverweben vermochte. Bei Menschen schloß man eben so. Man sah eine edle Handlung, und suchte davon die Ursache in vorhergehender Ueberlegung; man bemerkte ein großes, neu erfundenes Kunstwerk, - wobei der Zufall doch so unbeschreiblich oft mitwirkt, - der Zufall wurde übersehen, und die Erfindung dem abstrahirenden Verstande des Verfertigers zugeschrieben. Bei Thieren hingegen verfuhr man bei weitem anders. Man sahe an ihnen Handlungen; es drang sich dem alltäglichen Menschen ohne vieles Nachsinnen auf, daß diese nicht allein den Instinkt zur Ursache haben könnten; nun aber erwachte das Vorurtheil, das selbst da nicht siehet, wo die Dinge deutlich vor Augen liegen, und die wirkende Kraft hieß Instinkt. Man setzte also schon, ehe man weiter untersuchte, voraus, daß das Thier keinen Verstand oder ein verstandähnliches Vermögen habe, und folgerte daraus, daß die Triebfeder der thierischen Handlungen nicht Vernunft seyn könne. Ob aber der Vordersatz richtig, oder bewiesen ist, dies sey dahin gestellt.

Ich verlasse die ältern Zeiten, um zu den neuern überzugehen. Hier finden wir mehrere, nicht allein gelehrte, sondern zugleich auch denkende Männer, die sich von obigem Wahne losrissen, und richtiger zu schließen bemüht waren. Herr Schulrath Campe*) in Braunschweig, Herr Hofrath Beireis in Helmstädt, der Verfasser der Thierseelenkunde u. a., sind der Meinung, daß ausserordentliche Handlungen, die wir an den unvernünftigen Thieren bemerken, etwas mehr, als blinden Naturtrieb voraussetzen. Diese Män-

*) Irre ich nicht, so findet man einige lesenswerthe Punkte über diesen Gegenstand in seiner neuern Reise nach Paris in Briefen.

Männer hatten Gelegenheit, — wie sie Jeder haben könnte, wenn er vorurtheilsfrei beobachten wollte, — in der Hinsicht Erfahrungen zu sammeln; sie gaben sich die Mühe, möglichst genau den vorfallenden Handlungen nachzuforschen, sie mit menschlichen zu vergleichen, und daraus Resultate zu ziehen; und so theilten sie ihre Bemerkungen mit, ohne auf ihre Antagonisten zu hören, um zu beweisen daß etwas mehr, als Instinkt die Quelle thierischer Handlungen seyn könne.

Sind wir nun nicht von einem zu günstigen Vorurtheile für uns und unsere Vorzüge, und von einem zu widrigen gegen die Thiere eingenommen; scheint es für uns eine Sache, die sich der Mühe verlohnt, ihren Fähigkeiten nachzuforschen, so nachzuforschen, wie wir es bei denen der menschlichen Seele zu thun gewohnt sind, so werden wir auf Thatsachen stoßen, welche uns antreiben, jenen Männern unsern Beifall zu geben. Wir werden dann, von der Hand der Erfahrung geleitet, einsehen, daß wenigstens etwas **Vernunftähnliches** und ein **Empfindungsvermögen höherer Art** in dieser Klasse von lebendigen Mitbewohnern unserer Erde anzutreffen sey.

Ich rede hier nicht von Thieren, die uns, wegen ihrer Kleinheit, nur durch Mikroskope bekannt sind; ich übergehe die Gewürme, denen es sogar an einigen Sinneswerkzeugen im Aeussern zu fehlen scheint; und deren unterirdische Wohnungen unserm Auge undurchdringlich sind; eben so wenig gehören hieher die Insekten, die freilich wohl einige Beispiele von der Kenntniß ihres Herrn, und von Anhänglichkeit an denselben gaben, aber doch weniger der Gegenstand unserer genaueren Beobachtungen wurden und werden konnten; ich schränke mich hier bloß auf einen Theil derjenigen ein, welche in dem steten Umgange mit Menschen leben, ihre, — wenn ich mich so ausdrücken darf, — Erziehung genießen, und welche, wie es scheint, einen Theil ihrer Vorzüge, wie ihrer Schwächen, angenommen haben.

Von diesen nun werde ich bemühet seyn, darzulegen, daß in ihnen etwas mehr, als bloßer Instinkt oder Nachäffungs- (nicht Nachahmungs-) Trieb liege. Ich glaube nichts Ueberflüssiges zu thun, wenn ich diesen Gegenstand in zwei Abtheilungen betrachte. Der erste würde zeigen, **daß etwas Verstandähnliches**, (nicht etwa spekulative Vernunft) **und einige Geschäfte dieser Seelenkraft, als Vergleichen und einiges Schliessen in den Thieren seyn könne**, und im zweiten werde ich **aus der Erfahrung** zu beweisen suchen, daß sie die eben **genannten Kräfte besitzen müssen.**

Es ist also Möglichkeit vorhanden, daß die Thiere einige edle Arten von Seelenkräften besitzen. Um dieses genauer darzuthun, ist es nothwendig,

zuerst zu zeigen, wie der Mensch Vernunft erhalte, um davon auf die Thiere die Anwendung zu machen.

Die Vernunft des Menschen, d. h. das Vermögen, einmal aufgefaßte Vorstellungen von Dingen zu vergleichen, und daraus neue Begriffe abzuleiten, ist kein **angebohrnes**, sondern ein **erworbenes** Vermögen. In dem alleinigen Besitze seiner Sinne, und auch dies anfangs nur sehr unvollkommen, erblickt das Kind die Welt. Wochen verstreichen, ehe sich bei dem neugebohrnen Menschen die geringsten Spuren vom **bestimmten** Gebrauche der Sinne äussern. Ist er aber, und dies erst nach Jahren, aus dem Zustande der Bewußtlosigkeit und des **wankenden** Gebrauchs der Sinne in ihre **völlige** Anwendung getreten, da stellen sich demselben Dinge dar, die seine Neugier reitzen und nach deren Namen es fragt. So kommt das Kind zuerst zu allgemeinen und dunkeln Begriffen, die nur dann erst in klare und deutliche übergehen, wenn mit der oberflächlichen Bezeichnung durch Namen auch der Nutzen, Gebrauch und anderweitige Bestimmung der Gegenstände verbunden wird. Je vernünftiger diese Anleitung ist, je mehr auf Deutlichkeit in jeder Hinsicht gesehen wird, desto mehr brauchbare Materialien sammelt das Kind ein, und aus diesem Vorrathe kann es dann in der Folge, versteht sich unter guter Leitung, hervornehmen und anwenden, wie es will. Je weniger nun ein Kind Gelegenheit hatte, richtige Ansichten von Dingen zu erhalten, desto unreifer bleibt sein Verstand, wenn es auch die glücklichsten Anlagen *) besäße, indeß ein anderes, bei geringeren Kräften, aber unter guter Leitung, jenem weit voreilet.

So bekannt auch alle diese Sätze, so oft sie auch schon von verschiedenen Seiten behandelt sind, so war es doch nöthig, sie einigermaaßen ausführlich herzusetzen, um auf unsern eigentlichen Gegenstand, die Möglichkeit einer Thier-Vernunft, hinzuleiten.

Vernunft ist also kein angebohrnes, sondern ein erworbenes, mit der Zeit erhaltenes Vermögen. Wenden wir diese Behauptung auf die Thiere an, und schliessen analog, welches möchte dann das Resultat für unsern Satz seyn? Die Thiere haben eben so wenig **von Natur** Vernunft, als der Mensch, sondern, wie er, nur die Kraft, Begriffe aufzufassen, und sie, vermöge des Gedächtnisses, auf eine gelegene Zeit aufzubewahren. Wenn das

*) Um hier nicht mißverstanden zu werden, indem man gewöhnlich unter Anlagen etwas Angebohrnes versteht, bemerke ich, daß ich Anlage und Auffassungsvermögen in einem Sinne nehme. Hier heißt also glückliche Anlage der Zustand, wo kein Gebrechen an den Sinnen, und eine vollkommene Gesundheit des Körpers Statt findet.

das Thier nun, aus der Wildniß herausgerissen, unter Menschen lebt, wenn diese sich die Mühe geben, ihm Begriffe vorzuführen (es abzurichten), die es dort nicht haben konnte, und ihm jede ihm nöthige Sache so deutlich zu machen, als die mehrere Beschränktheit, der Mangel an Sprache und die daraus folgende Unmöglichkeit, sich Belehrungen zu erbitten, erlaubt, sollte da nicht auch sein Denkvermögen gewinnen?

Der Unterschied zwischen Thieren von einerlei Art ist zu auffallend, als daß wir nicht auf diesen Glauben hingeführt werden sollten. Man stelle einmal den Hund eines Metzgers gegen das fein erzogene, oft auch verzogene, Schooßhündchen einer Dame; welcher auffallender Unterschied! Jener, nur an's Schlachten gewöhnt, findet sein Vergnügen darin, ein zur Schlachtbank bestimmtes Thier zu quälen und durch unaufhörliches Gebell zu ängstigen. Sein Spiel besteht aus groben und mit Beißen zusammen gesetzten Schmeicheleien, und unsanfte Stöße und Schläge können ihm augenblickliches Stillschweigen auferlegen. Das Schooßhündchen hingegen schmeichelt seinen Vorgesetzten, wie seinen Mitgespielen, es giebt seine lebhafte Freude bei der Ankunft, so wie wie seine innige Trauer während der Abwesenheit des Herrn zu erkennen; ein Wort, ein Wink sogar, reicht hin, es zur Ruhe zu bringen, oder von der Stelle, wo man es nicht wünscht, zu entfernen, und wäre sie seiner Bequemlichkeit auch noch so zuträglich. Will man auch nicht einmal die Parallele zwischen dem Metzger- und Schooßhunde ziehen, so darf man nur den Kettenhund und Schäferhund gegen einander stellen.

Man vergleiche eben so den Elephanten, wie er in den afrikanischen Wäldern lebt, mit dem, den der Mensch, in dessen Jugend, von dort entfernte, und zu seinem Nutzen abrichtete. Wo finden wir bei jenem den Kunsttrieb, den wir an diesen bewundern? wo das, aus Erzählungen bekannte Zartgefühl, das man diesem nachrühmt? *)

Thiere

*) Ich kann nicht umhin, hier eine Anekdote von einem Elephanten anzuführen, weil sie manchen Lesern unbekannt seyn möchte. Lange hatte ein solches Thier seinem Herrn die Dienste geleistet, die er von ihm verlangte, ohne daß dieses die mindeste Spur von Zorn gezeigt hätte. Allein eines Tages reitzte es eine erhaltene Strafe so sehr, daß es seines Führers nicht schonte. Die Frau des Getödteten befindet sich, mit einem unmündigen Kinde auf dem Arme, in der Nähe dieser schrecklichen Scene. „Hast du meinen Mann gemordet, so morde auch dieses vaterlose Geschöpf," sagt die betrübte Mutter, und wirft dem Elephant das Kind hin. Dieser sieht es, läßt seine Wuth fahren, ladet das Kind auf seinen Nacken, und leidet in der Folge keinen andern Führer. —

Thiere also, welche in dem Umgange mit Menschen leben, können eine Art von Vernunft besitzen, ob schon sie uns davon keine vollständige Rechenschaft ablegen können. Ihre Sprache, die nur aus mehreren, verschieden modulirten Tönen besteht oder zu bestehen scheint, ist uns unverständlich, obgleich es nicht schwer fällt, die Töne der Freude, der Wuth, der Angst, besonders beim Hunde, zu unterscheiden.

Doch genug hievon. Wir verlassen das Feld der Hypothesen und Folgerungen, und gehen in dasjenige der Erfahrungen über, um daraus zu beweisen, daß Thiere auch mehr, als blossen Instinkt, besitzen müssen.

Gehen wir von den Thieren, auf welche wir unser Hauptaugenmerk gerichtet haben, ab, und beobachten selbst einige in der Wildniß lebende näher, so finden wir auch da etwas, das für den aufgestellten Satz reden möchte. Der als dumm verschriene Haase kennt genau die Zeit, wo ihm der, nach seinem Fleische lüsterne, Mensch nicht nachstellt, und zeigt alsdann einen bei weitem geringern Grad von Furchtsamkeit, als wir an ihm im Winter bemerken. — Der Rabe, die Krähe und andere Vögel der Art, fürchten den Menschen, so lange er ohne Gewehr ist, nicht, sie fliegen aber sehr schnell davon, wenn sie ihn bewaffnet aus der Ferne erblicken. Dies macht vielleicht ihr sehr feines Geruchsvermögen, durch welches sie das Pulver wittern, welches im Gewehre eingeschlossen ist. Einmal widerstreitet dem die Erfahrung, denn sie entfernen sich nicht, wenn man auch ganze Ladungen Pulver in den Händen trägt. Dann aber glaube ich in dieser Behauptung gerade einen Beweis für meinen Satz zu finden. Wenn das Pulver einem oder dem andern Vogel nachtheilig wurde, wenn einige Gegenwärtige die Wirkung desselben sahen, so war dieses doch ohne Zweifel die Ursache, weshalb sie es in der Folge vermieden. Um aber durch den Geruch zu unterscheiden, daß dieses das sey, was einem von ihnen Schaden zufügte, kann da der bloße Sinn, ohne Zuthun einer andern innern, unterscheidenden Kraft wirken? Bei dem Menschen setzt man voraus, daß auch die Seele bei dem Unterscheiden durch die Sinne thätig sey. Der Mensch läuft vor denjenigen, der in seinen Augen als verdächtig erscheint, weil ihm seine Vernunft sagt, daß der ihm am Leben und Gute schaden könne; der Mensch meidet die Gefahren, die er theils durch eigene, theils durch fremde Erfahrung kennen lernte, und vorzüglich, weil ihm sein Denkvermögen vorstellt, daß sie ihn betreffen können. Warum soll denn der Mensch allein das Privilegium haben, bei jeder Handlung zu denken, selbst da gedacht zu haben, wo er sich selbst des vorhergegangenen Denkens nicht bewußt ist? Mir kommt es, ohne Vorliebe für meinen Satz, so vor, als wenn man, bei der Art zu denken,

zu

zu sehr gegen die Gerechtigkeit, die man doch auch Thieren schuldig ist, verstieße, und sich Folgewidrigkeit im Schließen zu Schulden kommen ließe.

Doch, ich wollte ja mit dem Schließen, welches in den ersten Abschnitt gehört, nichts weiter zu schaffen haben, sondern nur Thatsachen anführen, die die Stelle der unsichern Schlüsse vertreten sollten.

Schon aus den ältesten Zeiten sind uns einige Thatsachen, welche an Thieren als merkwürdig auffielen, überliefert. Ich setze sie hieher, so wie ich sie neulich beim Unterrichte in Gedikens lateinischen Elementarbuche fand, ohne die Schriftsteller des Alterthums angeben zu können.

Pyrrhus, König von Epirus, fand auf einem Marsche einen ganz abgezehrten Hund bei der Leiche eines erschlagenen Mannes. Er ließ den Leichnam zur Erde bestatten, worauf ihm das Thier von dem Orte weg folgte. Mehrere Tage verstrichen, ohne daß sich etwas ereignete, welches zu mehrerer Aufklärung über diese, vom Könige wahrscheinlich schon vergessene, Sache hätte beitragen können. Endlich hielt Pyrrhus Musterung über seine Soldaten. Der Hund, welcher während des Vorbeimarschierens ruhig zu dessen Füßen gelegen hatte, stürzte plötzlich auf einige der Vorübergehenden, sprang dann wieder zum Könige, griff die Soldaten von neuem an, und setzte dieses so lange fort, bis sein neuer Beschützer aufmerksam wurde und sich an den Erschlagenen erinnerte. Die vom Hunde angezeigten Leute wurden gefänglich eingezogen, bald entdeckt und bestraft.

Eben so bestiegen Hunde die brennenden Scheiterhaufen, auf welchen die Könige Lysimachus und Hiero verbrannt wurden.

Dies sagen ältere Schriftsteller. Aus welchem Grunde sie diese Beispiele aufschrieben, ob sie dadurch zeigen wollten, daß sie bei Thieren schon etwas mehr, als Instinkt voraussetzten, oder ob sie bloße Anekdotensammler waren, die zum Zwecke hatten, zum Vergnügen müssiger Leser und Leserinnen, Bücher zusammen zu schreiben, das läßt sich, wegen Mangel an nähern Daten, nicht aus einander setzen. Ich könnte hier anfangen, zu erklären, allein es ist meine Sache nicht, dem Beispiel mancher Exegeten zu folgen, die, mit ihren vorgefaßten Grundsätzen im Kopfe, an die Erklärung gehen, und daher nach Lust und Belieben wegnehmen, zusetzen und so — gründlich — beweisen.

Der Schluß folgt.

Ver=



Verschiedenes Nützliche.

Junge Bäume können, obgleich sie schlechte und schadhafte Wurzeln haben, doch mit Nutzen versetzt werden, und man hat Hoffnung, von ihnen eben so gute und reichliche Früchte zu erndten, als von andern völlig gesunden Stämmen, wenn man beim Versetzen sich folgender Behandlungsart bedient, die der Herr von Kampz einem alten Würtembergschen Winzer ablernte. Wenn solche Bäume nur etliche, wohl gar nur eine Pfahlwurzel haben, ohne die geringsten Neben- oder sogenannten Thauwurzeln, so werden sie zuvörderst im Wasser abgespült, und, so weit die Wurzel wieder in die Erde kommen soll, mit alten wollenen Lappen einfach umlegt, und mit Bindfaden ziemlich fest, in Abstand eines starken Daumen Breite, umwickelt. Am schicklichsten sind dazu alter Fries und alte wollene Strümpfe. So wird der Baum gehörig eingesetzt, angegossen und durch einen guten Baumpfahl und Bänder vor der Bewegung des Windes gesichert, der Natur überlassen.

Als ein sicheres Mittel gegen die schmerzhaften Folgen des Bienenstichs wird von dem Rektor Bergmann in Sachsenhagen folgendes empfohlen: Man ziehe gleich den Stachel aus der Wunde, und reibe in dieselbe ungefähr eine Minute lang gesalzene Butter ein, so wird sich der Schmerz gleich mindern, und die verwundete Stelle nur wenig anschwellen.

Wenn durch manche Gartenbeschäftigungen die Hände dergestalt beschmutzt werden, daß selbst durch den Gebrauch der Seife ihre Reinigung nicht leicht erfolgt, so darf man nur eine Hand voll langblättrigen Sauerampfer in den Händen zerreiben. Dieser nimmt auf die leichteste Weise allen Schmutz und Farbe von den Fingern hinweg. Wäscht man sich hinterher mit Wasser, so sind die Hände völlig rein.

Um Raupen und Schnecken vom Kohl und andern Gartengewächsen zu vertreiben, wird folgendes Mittel empfohlen: Man streue die Brackelschäben vom Flachse dünne unter den Kohl oder sonstige Gewächse, auf welchen sich dergleichen Insekten befinden. Dieses Mittel soll die Wirkung haben, daß die Insekten davon sterben.

Ein gewisser Landwirth will in Erfahrung gebracht haben, daß das Blauwerden der Milch von unreiner Luft in der Milchkammer entstehe. Er öffnete die Fenster und suchte die Luft vermittelst des Feuers, indem er mit Vorsicht etwas Stroh brennen ließ, zu reinigen, und die Milch wurde nicht mehr blau.

Hannoversches Magazin.

87tes Stück.

Freitag, den 28ten October 1808.

Dürfen wir Thieren etwas mehr, als Instinkt, zuschreiben?

(Schluß.)

Jetzt gehe ich zu solchen Beispielen über, die sich theils mir selbst, theils glaubwürdigen Männern, aus deren Munde ich sie hörte, darboten.

Thiere sind sich ihrer Abhängigkeit von Menschen und ihrer Hülfsbedürftigkeit bewußt. Wenn ein Pferd denjenigen siehet, oder in der Nähe wittert, der ihm gewöhnlich sein Futter zu reichen pflegt, da wird es, besonders zur Futterungszeit, unruhig und wiehert dem Versorger entgegen. Ergreift dieser den bekannten Korb, so fährt es, freilich in einem, dem Anscheine nach, andern Tone, fort, bis ihm seine Nahrung zu Theil wird. Die Kuh, das Schaf, der Hund und jedes Hausthier macht es eben so. Sie kennen den, der ihnen immer ihre Nahrung giebt, ihm folgen sie, ihm schreien sie entgegen, und ihn begleitet ihr Freudengeschrei, indeß ein Anderer unbemerkt vor ihnen vorüber gehen kann. — Dies ist bloßer Naturtrieb, es ist Folge des Hungers, wird man mir einwenden. — Ich frage: warum äussert das Thier, auch das, welches unangebunden geht, dieses Gefühl gerade dem Menschen? Woher hat es zu diesem einzig das Zutrauen, daß er es befriedigt? — Es war wahrscheinlich die bloße Gewohnheit und das mechanische Erkennen des Fütternden. — Um einen Gegenstand aus einer Menge andrer wieder zu erkennen, dazu gehört Unterscheidungsvermögen.

Doch, wozu das Streiten über Namen? Die Erfahrung zeigt es, daß, wenn der Name auch nur Instinkt ist, die Handlungen wenigstens nicht instinktmäßig erscheinen. Also zur Sache.

Auf einem neuerlichen Spatziergange hörte ich das ängstliche Blöcken eines Schafes aus der Ferne. Da ich in der Nähe keine andere wahrnahm,

und es also möglich glaubte, daß eins zu Schaden gekommen sey, eilte ich dem Geblöcke nach, und sahe ein junges, von der schon weggetriebenen Heerde abgekommenes Schaf in einen Sumpf versunken. Kaum war ich in seiner Nähe angekommen, als sein stärkeres Geschrei abnahm, und es, an dessen Statt einige andere, von den vorigen verschiedene Töne angab. *) Das im Sumpfe befindliche Wasser erlaubte mir nicht, ohne weitere Vorkehrung, auf der Stelle Hand ans Werk zu legen; ich entfernte mich also wieder, um einiges Gebüsch zu holen. Dieselbe klägliche Stimme erscholl, die es zuerst, da es um Hülfe zu flehen schien, hatte hören lassen, eine Sache, die mich doppelt antrieb, ihm zu helfen. Bei meinem Wiedererscheinen schwieg es. — Warum blöckte das Schaf, da es einen Menschen in der Nähe bemerkte? Warum schwieg es bei der Ankunft? Was trieb es, von neuem zu blöcken, da sich seine Rettung zu entfernen schien?

Aus diesem Bewußtseyn seiner Abhängigkeit entsteht die Anhänglichkeit desselben an den Menschen.

Groß ist diese, besonders bei den Thieren, die unserer Hülfe bedürfen. Je mehr ihm eigne Kräfte mangeln, und je mehr sie daher von dem Menschen erhalten müssen, desto mehr wächst ihre Zuneigung zu demselben. Weniger zeigt davon z. B. die Katze, welche, im Falle des Mangels, sich entfernt, um anderswo im Freien ihre Nahrung zu suchen. Weniger Ergebenheit an den Herrn bemerken wir an einem großen Hunde, theils, weil er wenig in dessen Gesellschaft ist, theils aber auch wohl mehr auf eigne Kräfte bauet. Am meisten treffen wir sie bei solchen Thieren, besonders aus dem Hundegeschlechte, an, welche, wegen ihrer natürlichen Ohnmacht, sich unter den Schutz des Menschen begeben. Hier bemerken wir es, wie ein solches Thierchen dem Herrn zu Hülfe eilet, wenn ein Anderer, oft nur im Scherze, ihn angreift; wir hören sein Knurren, wenn sich ein Anderer, als sein Versorger selbst, einigen ihm zur Obhut anvertraueten Kleidungsstücken nähert; es fällt uns auf, wie ein solches Thier Theil nimmt an den Freuden, wie an der Trauer der Familie, wie es in jenem Falle munter herumspringt, in diesem mißmüthig Ohren und Schwanz hängen läßt. Es scheint sogar Ohr dafür zu haben, wenn man ihm eine Krankheit klagt. Man hat Beispiele, daß ein Hund seinen sterbenden Herrn in den letzten Tagen seiner Krankheit nicht verließ, sondern entweder sogleich nach dessen Tode sich von ihm trennte, oder gar noch einige Zeit bei ihm verweilte.

Ich

*) Man möchte sie mit den Tönen der natürlichen, nicht affektirten Zutraulichkeit unter Menschen bezeichnen. Jene kommen etwas dumpf, diese lispelnd hervor.

Ich könnte hier noch mehrere Data der Art anführen, allein sie sind alle meistens zu bekannt, als daß ich sie nicht übergehen dürfte. Ich begnüge mich, nur noch folgendes Beispiel aus eigener Erfahrung hinzuzufügen:

In meiner Jugend spielte ich in Gesellschaft meiner jüngern Geschwister auf einem Rasenplatze, wo die Bewohner des Dorfs ziemlich tiefe Gruben gemacht hatten, um daraus Lehm zu gewinnen. Jeder der Erwachsenen war aufmerksam auf sein Werk, welches hauptsächlich darin bestand, Riedgras auszuziehen und daraus Körbe zu flechten. Mein Bruder, im dritten Jahre, folgte dem Beispiele der Grössern, und war, unbeobachtet von ihnen, in eine mit Wasser angefüllte Grube gefallen. Niemand merkte, wegen der großen Aufmerksamkeit auf obiges Geschäft, seine Entfernung, und er wäre sicher umgekommen, wäre uns nicht ein Hündchen, der Liebling der ganzen Familie, nachgelaufen. Das Geheul desselben vermochte es allein, unsere Emsigkeit zu unterbrechen und uns nach dem Orte hin zu ziehen. Wir eilten dem Gewinsel nach und sahen — das Hündchen beschäftigt, den Bruder am Rockzipfel über dem Wasser zu erhalten. Seine Schwäche aber hatte es ihm nicht erlaubt, seinen Vorsatz völlig auszuführen, deshalb flehete er durch sein Geheul um unsere Hülfe. — Der Hund lebt nicht mehr, ein großes Hagelstück nahm ihm das Leben, doch erhält diese Begebenheit uns stets seinen Namen in neuem Andenken.

Dies von der Treue, der mit Recht bewunderten und dem vernünftigen Menschen oft als Muster anzuempfehlenden Treue und Anhänglichkeit des Thiers an denjenigen, der ihm Schutz und Unterhalt verschaffte. Ist sie blinder Instinkt oder mechanisches Erkennen seines Wohlthäters? Bei Menschen setzen wir, wenn sie Treue und Zuneigung beweisen, ein vernünftiges Erkennen der Wohlthaten eines Andern und den dadurch geregten Trieb zur Wiedervergeltung voraus.

Eben so müssen wir auch an Thieren ihre Pünktlichkeit in Erfüllung ihrer Pflichten anstaunen.

Freilich findet diese nicht bei allen gezähmten Thieren Statt, wir bemerken sie hauptsächlich an den Hunden. Ich glaube nicht zu viel zu sagen, wenn ich behaupte, daß Thiere in Ausübung ihrer auferlegten Pflichten oft mehr Genauigkeit beweisen, als der mit Vernunft begabte Oberherr der Erde. Ein Wort, ein Wink kann eben so viel bei ihnen aus ichten, als oft harte Strafen bei jenen kaum zu bewirken vermögen. Ich darf mich wohl nur auf die Pünktlichkeit eines Hundes beziehen, dem die Aufsicht über eine Heerde von Schafen anvertrauet ist. Auch während der Abwesenheit des Herrn, oder indeß dieser sorglos schläft, wird er seine Untergebenen jedesmal von den Stellen entfernen, die ihnen nicht zur Weide angewiesen sind.

sind. Darf man dieses Betragen bloß instinktmäßig nennen? Oder übt der Hund diese Wachsamkeit vielleicht nur deswegen aus, weil er einiger erhaltener Züchtigungen eingedenk ist? Gerne werde ich dafür, auf Erfahrung gestützte, Beweise annehmen, doch, ehe ich diese habe, kann ich nicht umhin, zu bemerken, daß das Andenken an erhaltene Züchtigungen, bei dem Hunde nur dann Triebfeder zum Unterlassen oder Ausüben einer Sache seyn kann, wenn er die Schafe immer auf einer und derselben Weide hütet. Allein er beobachtet seine Pflicht auch alsdann, wenn er selbst in völlig unbekannte Gegenden versetzt wird, wo ihn also kein Gegenstand an die ehemaligen Strafen erinnert. Und gesetzt auch, die Aehnlichkeit der Gegenstände, ein Graben, eine Hecke oder ein anderes Befriedigungsmittel riefen ihm die vorhergegangenen Züchtigungen ins Gedächtniß zurück, setzt da dies Bemerken der Aehnlichkeit nicht schon mehr, als blinden Naturtrieb voraus? Bei Menschen nennen wir es nicht Trieb, wenn er, nach einmal erlittenen Strafen, die ähnlichen Ursachen derselben vermeidet. Der Trieb, unangenehme Gefühle von sich zu verbannen, und dagegen angenehme herbeizuführen, ist allerdings die erste Ursache, allein die Vernunft muß doch die Handlungen unterscheiden, und so den ehemals Bestraften von ferneren ähnlichen Vergehungen abhalten.

Also Instinkt kann auch bei Thieren nicht der einzige Grund ihres Verhaltens in Ausübung ihrer Pflichten seyn. Wäre es denn etwa bloße Folge des Gedächtnisses, welches ihnen doch jeder einräumt? Das Gedächtniß kann ehemals aufgefaßte Begriffe wohl aufbewahren, aber davon, bei vorfallenden Gelegenheiten, keine Anwendung machen. Es ist ein Magazin, welches Vorräthe mancherlei Art in sich faßt, deren Gebrauch von einem höhern, ordnenden und anwendenden Wesen abhängt.

Alles bisher Gesagte betraf das Thier, in so fern es mit dem Menschen in Verbindung steht. Reißen wir es nun aus dieser heraus, und betrachten es in Verhältnissen unter einander, auch da stoßen wir auf Thatsachen, welche, wenn wir richtig schließen wollen, auch auf etwas mehr, als Instinkt hindeuten. Betrachten wir z. B. seine Neigung, da thätige Hülfe zu leisten, wo diese dem einen oder dem andern nothwendig ist, betrachten wir sein sorgsames Streben, seine Eile, zu retten, und seine Freude nach der Rettung, was sollen, was müssen wir da von demselben denken? Mitleiden ist nur bloßer Trieb, wird man mir antworten. Allein, wenn dieser Trieb in wirkliche Hülfe übergeht, was setzen wir da voraus?

Dieser Trieb nun äussert sich bei jedem Hausthiere, freilich bei dem einen in einem höheren, bei dem andern in einem geringern Grade. Siehet z. B. der Hahn eine seiner Gemahlinnen in Gefahr, hört er ihr, ihm verständ-

ständliches Geschrei, da eilt er schnell zu ihr hin, lauft ängstlich umher, indem er mit ihr schreiet. Alles, was in seinen Kräften steht, sucht er zu ihrer Befreiung anzuwenden. Gelingt es ihm endlich, oder setzte eine mitleidige Hand sie in Freiheit, da folgt ein fröhliges Schlagen der Flügel und ein munteres Kullern.

Hört der Hund, daß ein anderer über Verletzungen heulet, so läuft er, so lange er eingesperrt ist, heulend umher, sucht aber, sobald seine Gefangenschaft aufhört, den Wehklagenden auf, und ist wohl gar im Stande, demjenigen, der die Ursache der Klage war, anzugreifen.

Bis hieher ist der Trieb noch eine Folge seines angebohrnen Wesens, eben so, wie er es bei dem Menschen in seiner gewöhnlichen Gestalt ist. So lange diesem eine Unglücksszene blos das Auge röthet, so lange sein erregtes Gefühl nicht in Thätigkeit übergeht, so lange nennen wir das Mitleiden einen natürlichen Trieb, zu dessen Daseyn der Mensch nichts beiwirkte. Wird es aber die Ursache von Handlungen, zeigt sichs, daß durch jenes Gefühl auch auf das Herz gewirkt wurde, dann erst belegen wir es mit dem Namen des **wahren** Mitleidens, wobei der Wille des Menschen selbstständig handelt. Sind diese Handlungen nun edel, so räumen wir der menschlichen Vernunft ihr beschiedenes Theil ein. Dies geschiehet bei dem Menschen. Bei dem Thiere hingegen schreiben wir Handlungen, deren Quelle doch wohl nie Ruhmsucht oder Voraussetzen der Wiedervergeltung war, die also das Gepräge des Edelmuths an der Stirn tragen, einem blinden Instinkte zu. Welche sonderbare Erscheinung! Sonst sind wir gewohnt, die Eigenschaften des Menschen als Maaßstab der Beurtheilung anderer, selbst über die Natur hinausgehender Wesen anzunehmen, und die an denselben bemerkten oder geschlossenen Eigenschaften mit den für die menschlichen angenommenen Namen zu belegen, — und bei dem Thiere machen wir eine Ausnahme! —

Ein Beispiel eines in Thätigkeit gegen einen andern Hund übergehenden Mitleidens sahe ich vor einigen Wochen.

An einem der schwülen Tage dieses Sommers gieng ich mit meinen Zöglingen auf dem Ufer des nahen Flusses, um eine bequeme Badestelle aufzusuchen. Ein Hündchen war uns nachgelaufen, und es ward für gut befunden, seine Hitze durch ein Bad zu mildern. Gesagt, gethan. — Der Hund wollte das feuchte Element wieder verlassen, allein das ziemlich steile, für ihn wenigstens zu hohe Ufer verhinderte ihn. Anfangs griff Niemand zu, um ihn seine Kräfte noch weiter versuchen zu lassen. Er fieng an zu heulen, und siehe, ein anderer, nicht viel grösserer Hund, — sein Spielkamerad, — kam gelaufen, heulte einen Augenblick mit ihm, sahe uns an, ob niemand helfen

helfen wollte, verließ uns dann, eilte seinem Freunde zu, ergriff ihn beim Genicke, und half ihm so glücklich wieder an das Land. Derselbe Versuch wurde zur Bestätigung noch einmal wiederholt.

Die bisher erzählten Beispiele betrafen das Mitleiden, wie die Anhänglichkeit der Thiere; nun noch eins von eben dem Hunde, der den andern rettete, worüber ich gerne jeden urtheilen lasse.

Dieser wurde vor kurzem aus Unvorsichtigkeit, da er schlafend unter einem Baume lag, übergefahren, so daß er ausser Gebrauch seiner Hinterbeine gesetzt wurde. Kaum war der Schaden geschehen, als sein Herr in seine Nähe kam. Mühsam schleppt sich das gute Thier zu seinen Füßen, und giebt ihm seine Leiden zu erkennen. Es wurde zu Hause gebracht und ihm einige lindernde Mittel gegeben. Allein es mochten einige innere Theile gequetscht seyn, das Uebel nahm überhand und niemand war, der den Leidenden tödten wollte. Endlich, im Uebermaaße seiner Schmerzen, schlich er schreiend zu dem nahen Flusse, verschlang eine Menge Wassers, und tauchte sich zuletzt selbst ganz tief hinein.

So weit die Beispiele von Thieren, die wir in eine etwas höhere Klasse zu stellen pflegen. Nun noch eins von solchen, die allgemein im Rufe der Dummheit stehen. Dahin gehören unstreitig die Puter, bei denen wir, ausser dem Begattungs- und Erhaltungstriebe, von keinem andern eine Spur bemerken, wenn es nicht noch bei dem Hahne der Trieb zum Zorn ist. Sie sind so äusserst dumme Thiere, daß sie, wenn sie auch noch Zeit genug haben, sich vor ihren Feinden in Sicherheit zu setzen, oft einen Halm, worunter sie den Kopf verbergen, zum Zufluchtsorte wählen. Und doch fiel mir selbst an diesen Thieren eine Sache auf, die auf etwas mehr, als bloßen Instinkt hindeutet.

Unter einer ansehnlichen Anzahl hatten einige schon seit einigen Augenblicken Streit, und das Beispiel hatte mehrere darin verwickelt, so daß der Zank fast allgemein war. Eine alte Puterhenne bemerkte dieses, näherte sich den Kämpfenden, hieb bald auf diesen, bald auf jenen, wobei jedoch der Anfänger des Zwistes reichlicher bedacht wurde, als der Herausgeforderte. Allein die Wuth hatte ihre Sinne so abgestumpft, daß diese ernsthafte Ermunterung zum Vertrage nicht fruchtete. Nun fieng die Vermittlerin an, sich zwischen die kämpfenden Partheien zu drängen, und setzte ihre Bemühungen so lange fort, bis es ihr gelang, die Ruhe wieder herzustellen. Nicht zufrieden damit, blieb sie noch lange auf dem Kampfplatze, und sorgte für die Aufrechterhaltung der Ruhe.

Ehe ich schließe, will ich noch eine merkwürdige Anekdote von einer Hündin, für deren Aechtheit ich eben so gut stehe, wie für die der übrigen, anführen.

Ein glaubwürdiger Mann aus hiesiger Gegend theilte mir folgende Anekdote mit, ohne ihre Wahrheit durch verschönernde Ausdrücke zu betheuern. Eine Hündin wirft in seinem Beiseyn zwei lebendige Junge, dann springt sie von ihrem Lager auf und krazt heftig an der Thür. Sie wird geöffnet. Hastig eilet sie dem Hofe zu, ihr Herr ihr nach. Hier entledigt sie sich eines todten Jungen. — Welches Gefühl sagte ihr, daß noch ein Todter übrig sey? Warum entfernte sie diesen? War es aus dem Grunde, daß sie ihn nicht unter den Lebendigen wissen wollte? Oder wollte sie sich die Mühe ersparen, ihn nach der Geburt fortzuschaffen? — Die Sprache fehlte ihr.

Aus diesen mehreren Thatsachen scheint es deutlich genug zu erhellen, daß die Thiere nicht allein Vernunft haben können, sondern auch haben müssen.*) Ich weiß gewiß, daß Mancher, indem er dieses lieset, wenn er sich anders die Mühe giebt, es zu lesen, da es von Thieren handelt, lächeln, ja, daß er den Putern, Hunden, Schafen rc. Glück wünschen wird, jemand gefunden zu haben, der bemühet war, ihre Talente ans Licht zu bringen. Ein solcher mag immerhin lächeln, — das Lachen ist zollfrei, sobald es nicht öffentlich geschieht, — und dann ist Lachen nicht immer die Folge von genauer Untersuchung, — vielleicht hört er endlich auf, wenn er sich die Mühe giebt, auf das zu achten, was um ihn her vorgeht. Was mich anbetrifft, werde ich auf der betretenen Bahn fortschreiten, und, wo ich kann, Erfahrungen selbst sammeln und diejenigen glaubwürdiger Männer benutzen.

H. A . . . r.

*) Vernunftähnlichkeit ist noch nicht Vernunft in dem Sinne, worin dieses Vermögen dem Menschen, als Unterscheidungsmerkmal von andern Erdgeschöpfen, beigelegt wird, und nach welchem es den Begriff der Persönlichkeit begründet, die den Thieren nicht angehört, weil wir sonst sie nicht tödten, nicht schlachten dürften. Schonung und Mitleid den Thieren zu beweisen, wenn wir sie auch als Sache (res, im juridischen Sinn,) zu betrachten haben, dazu fordert uns die Menschlichkeit auf, aber an Rechte der Vernunft haben sie keine Ansprüche. Red.

Warnung vor einer Gefahr beim Gebrauche eiserner Heitzröhren.

Werden eiserne Röhren, sagt Herr Descroizilles der ältere zu Lescure bei Rouen in den Annales de chimie T. 51. p. 34., die zum Heitzen bestimmt sind, bei einem zu starken Feuer glühend, und die Luft, welche

welche sie durchstreicht, ist feucht, so kann das glühende Eisen das Wasser der Luft zersetzen und das sich entbindende Wasserstoffgas entzünden. Dieses begegnete Herrn Descroizilles vor 5 Jahren bei einigen Versuchen, die er mit solchen Röhren in einer kleinen Trockenkammer anstellte. Glücklicher Weise hatte er den Vorfall im Voraus vermuthet, und alles zum Löschen des Feuers, wenn es ausbrechen sollte, vorbereitet, und doch hatte er kaum noch Zeit, es zu unterdrücken.

Es war ihm daher nicht überraschend zu hören, daß kürzlich im Schlosse von St. Cloud durch eine Heitzröhre Feuer ausgekommen sey. Auch, sagt er, sey er überzeugt, daß manches Feuer, welches in den Trokkenstuben der Baumwollendrucker ausgebrochen ist, dieselbe Veranlassung hatte. Wenn die eisernen Heitzröhren in ihnen stark glühen, so können sie den Wasserdampf, der die Stube erfüllt, auf die nemliche Art zersetzen.

Noch fügt er hinzu, daß die Art von Heitzröhren, welche Herr Conté vor kurzem angegeben hat, vor jenem Zufalle nicht sichern. Sie haben überdas die Unannehmlichkeit, daß sich der Ruß auf zwei Röhren absetzt. Immer, habe er gefunden, sey es am besten, den Luftstrom, der das Feuer angefacht hat, durch die mittlere Röhre gehen zu lassen; die äussere Röhre oxidire sich dann weit weniger, und man könne sie aus Kupfer oder Messing machen, die sich leichter verzieren lassen, als Eisenblech.

Nähere Kennzeichen des Schierlings.

Daß dieses Giftkraut sich häufig zwischen der Petersilie findet, ist bekannt, aber man muß sehr aufmerksam seyn, diejenigen Kennzeichen wahrzunehmen, die das 79te Stück des Hannoverschen Magazins von diesem Jahre bezeichnet.

Das Kraut der Petersilie schießt, so wie die gelben Wurzeln, nicht eher, als im zweiten Jahre, zum Stengel, wenn es Samen tragen will. Der Schierling hingegen schießt gleich, wenn er kaum sechs Blätter hat, in einem Stengel auf, und fährt so in lauter Absätzen, die 3 Zoll von einander sind, wenn der Ansatz eines Blattes geschehen ist, an der Seite desselben immer mit Stengeln fort, und es ist nicht selten, daß eine Pflanze zehn dergleichen hat.

Hannoverisches Magazin.
88tes Stück.
Montag, den 31ten October 1808.

Cultur und Benutzung des als Kaffee-Surrogat zur Anzeige gebrachten Astragalum baeticum.

Zu dem im 42ten Stück des Magazins von diesem Jahre als Kaffee-Surrogat zur Anzeige gebrachten Astragalum baeticum L. fanden sich mehr Liebhaber, als man vermuthen konnte, deshalb hier ein vollständiger Unterricht sowohl über die Cultur des Gewächses, als Benutzung des Samens zum Kaffee, ertheilt wird.

Das Korn des Astragalums wird, wie vorhin schon gesagt worden, in den ersten Tagen des Mais in gewöhnliches nicht zu fettes Erbsenland, das aber frei, luftig und sonnig liegt, am besten in der dritten Düngung gepflanzt, entweder auf einen rechtwinklichen oder verschobenen Quadratfuß, so daß in diesem Falle die Körner der zweiten Reihe zwischen zwei Körner der ersten Reihe treffen, das man ein Verband nennt, wodurch die Pflanze mehr Raum und Luft gewinnt, und zwar 1, höchstens 1½ Zoll tief. Weil man es jedoch nicht genau jedem Korn ansehen kann, ob es laufen wird, so ist es sicherer, auf jede Stelle zwei Körner zu legen, und demnächst, wenn die Pflanzen 3 bis 4 Zoll hoch sind, die schwächste Pflanze auszureißen und damit allenfalls die Stellen, wo nichts gelaufen ist, auszubessern, indem sich die Pflanze, wenn sie jung ist, sehr gut verpflanzen läßt; allenfalls kann man auch beide Pflanzen stehen lassen, welches, wenn in der Zeit der Reife nicht zu viel Regen fällt, sehr gut angeht, aber auch unsicher ist.

Das in gutes feuchtes Land gelegte Korn läuft nach Maaßgabe der Witterung in 8 bis 12 Tagen. Um solches noch schneller zum Laufen zu bringen, kann man es eine Nacht vor dem Pflanzen einweichen, welches besonders dann von Nutzen ist, wenn in der Pflanzzeit der Regen fehlt und der Erdboden trocken ist, in welchem Falle ebenfalls das vorherige Begießen des

zu besamenden Feldes angewendet werden kann, und auch das nachherige Begießen nothwendig wird, wenn nach dem Lausen eine Dürre eintritt. Die später als Anfangs Mai gepflanzten Körner kommen zur Reife und geben Samen, sind aber bei weitem nicht so fruchtbar, als die früher gepflanzten.

Zuerst zeigen sich 2 runde Blätter wie die ersten einer Lupine, aber sehr dünne, und aus dem Grunde darf man die Körner nur 1 Zoll, höchstens 1½ Zoll tief pflanzen, da die dünnen Blätter, zumal wenn der Baum fest ist, nicht die Kraft haben, solchen durchzubrechen; aus den runden Blättern entwickelt sich das erste Blatt, oder vielmehr ein Blattstiel mit 10 bis 12 gegen einander über stehenden kleinem Blättern, wie bei den Mimosen; an dem ersten Blattstiel steigt nun die Hauptstange, die hohl ist, und eine lange Pfahlwurzel hat, mit mehreren abwechselnd sitzenden Blattstielen, die am Tage einen ausgebreiteten Fächer, der sich am Abend zusammendrückt, bilden, herauf.

In dem Winkel zwischen Stange und Blattstiel treiben nun Neben-Zweige und auch die Frucht Stengel hervor, an deren Spitzen sich ein Büschel theils weißer, theils rother Blüthen zeigt, und so, wie sich diese entwickeln, folgt hinter jeder Blüthe eine Schote, öfters an einem Fruchtstengel 10, 12 und mehrere Schoten, die dem Anschein nach dreieckig sind, aber nur zwei Reihen Körner, jede von drei bis sechs, selten sieben Körner enthalten.

Die Stange kann bei fruchtbarer warmer Witterung, wobei es nicht an mildem Regen fehlt, bis zu 3 Fuß hoch steigen, und unter diesen Umständen 120 und mehrere Schoten, große und kleine, tragen, im Durchschnitt also bis zu 1000 Körner geben, da immer neue Fruchtstengel bis in die Spitze hervorschießen, wiewohl die oberen Schoten nicht so vollständig sind, als die unteren, und nicht so viele Körner liefern. Ich habe Pflanzen gehabt, die mit ihren Nebenzweigen 180 Schoten, und also nur im Durchschnitt jede Schote zu 6 Körner gerechnet, über 1000 Stück gegeben, und 1000 Körner wiegen, nachdem sie vollständig sind, 2 bis 2¼ Pf.

Während der ganzen Zeit, daß die Pflanze treibt, ist weiter nichts zu besorgen, als daß man das Beet vom Unkraut rein hält, und wenn eine Dürre eintritt, die Pflanzen jeden Abend mit einer Bruse oder Gießkanne, mit einem nicht zu großlöcherigen Brusenkopf, begießt.

Wächst die Pflanze in fruchtbarer Witterung üppig, so ist es gut, solche, wenn der Boden feucht ist, anzuhäufen, allenfalls auch zwischen den Reihen kleine Erbsenstiefeln oder andere Reiser zu stecken, um ihnen Festigkeit zu geben, welches in der Reifezeit, wo die schwer belasteten Fruchtstengel sich zur Erde senken, und die

Scho-

Schoten faulen können, von sehr wesentlichem Nutzen ist, und man muß denen, welche etwa vom Winde niedergeschlagen sind, auf diese Weise zu Hülfe kommen.

Sind die Körner in den ersten Tagen des Mai's gelegt, so fängt die Reifezeit nach Beschaffenheit der Witterung mit Ende Julius oder Anfang August an. Die Schoten reifen aber nur nach und nach, zuerst die an dem unteren Fruchtsteugel hängenden, und wenn in dieser Periode der Reife viel Regen eintritt, und nicht Wind und Sonne bald hinterher die Feuchtigkeit verblasen, so ist solches den Schoten sehr nachtheilig.

Die Schote ist anfänglich, und so lange sie schwellt, schön apfelgrün; wenn sie sich ihrer Vollkommenheit nähert, bekömmt sie auf den Kanten ein schönes Roth, und beide Farben gehen, so wie die Reife zunimmt, in ein schmutziges Graubraun über. Eine vollständige Schote ist alsdann anderthalb Zoll und darüber, selten mit Einschluß des Hakens an der Spitze, zwei Zoll lang, und enthält in beiden Reihen 9 bis 12 Körner, selten darüber, die eine dunkelgrau-gelbe etwas ins Bräunliche fallende Farbe haben, ungefähr 2 Linien im Quadrat groß sind und in der Farbe gutem Kaffee gleichen.

In dieser Zeit, wenn beständiges Regenwetter eintritt, leiden vorzüglich die unteren, und gerade die besten Schoten, die sich durch ihre Schwere herabgezogen und die feuchte Erde berühren, durch Fäulniß. Vielleicht geht kein anderes Schotengewächs so leicht in Fäulniß über, als dieses, da bei anhaltendem Regen sogar die Schoten an der Stange, die mit vielen Blättern umgeben sind, sticken und faul werden können.

Unter diesen Umständen ist kein anderer Rath, als die reifen Schoten, die bei der geringsten Berührung oder Schütteln der Stange, abfallen, täglich abzunehmen, und wenn das Regenwetter anhaltend bleibt, selbst die Schoten, die der Reife nahe sind, das heißt: die in Graubraun übergegangen und nur noch wenig von der grünen Grundfarbe übrig haben, abzunehmen und schnell an der Luft abzutrocknen, da ihnen weiter nichts als das fehlt. Ausserdem ist es am besten, wenn es die Witterung erlaubt, daß alle Schoten am Stamme völlig abtrocknen, da sie alsdann zum Aushülsen am besten sind; doch müssen auch unter diesen Umständen wenigstens die reifen und abgefallenen Schoten aufgelesen werden, da die nur vom Thau feucht gewordene Erde sie schon anstecken kann.

Die eingesammelten Schoten werden an einen trocknen luftigen Ort dünne gelegt, aufbewahrt, bis man zu dem Aushülsen kommen kann. Haben solche in der Zeit neue Feuchtigkeiten angesogen, wie sie gern thun, so müssen sie vor dem Aushülsen von neuen an der Sonne oder auf einem warmen Ofen nachgetrocknet werden.

 Ist

Ist die Witterung so vortheilhaft, daß auch die obersten Schoten frühe zu reisen beginnen, so läßt man, ausser daß man die abgefallenen auflieset, alles bis zur vollen Reife, und Dürrewerden des ganzen Stammes und der Blätter, stehen; oder zieht die ganze Stange auf, schüttelt die lose sitzenden ab, und läßt die übrigen an einem bedeckten luftigen Orte nachtrocknen, da sie ein mehreres nicht nöthig haben; sind aber die obersten Schoten noch grün, so darf man die Stangen nicht aufziehen, oder diese Schoten gehen sämmtlich verlohren, da sie verschrumpfen, und nur mit Mühe kann man ein kümmerliches Korn herausbringen.

Nach der Aufnahme dieses Gewächses kann das Land immer noch zu braunen und grünen Kohl, Rüben u. dgl. benutzt werden, und eine gute zweite Erndte vor dem Winter geben.

Das Aushülsen, Ausschoten, Auspahlen der Körner, auch wenn sie reif und trocken sind, hat einige Schwierigkeiten: aber welches Surrogat hat denn keine Schwierigkeit? Welche Schwierigkeiten hat nicht die Aufnahme der Erdmandeln, da deren Reife in die Mitte des Octobers fällt, wo die Tage schon kurz sind! und selbst der wahre Kaffee hat schon viele Handgriffe nöthig gehabt, ehe er zu uns kömmt und wir ein Getränke daraus bereiten können; überdem können Kinder bei diesem Aushülsen angestellt werden.

Ist die Schote vollkommen und gehörig trocken, so darf man nur die beiden runden Kanten zusammendrükken, und die scharfe Kante oder der Rücken springt auf und die Körner fallen mit einiger Nachhülfe von selbst heraus; ist die Schote etwas zähe, springt sie nicht sogleich auf, so faßt man die Schoten mit beiden Händen, durch Daumen und Zeigefinger, an ihren Enden, dreht sie hin und her, und der Rücken oder die scharfe Kante springt auf; hilft auch das noch nicht, wie bei kleinen noch nicht vollständig reifen Schoten vorkommt, so faßt man den Haken an der Spitze etwas knapp und zieht über den Rücken derselben zwei Faden ab, und nun ist die Oeffnung völlig da, oder man schneidet mit einem Messer die Faden der scharfen Kante ab. Jeder kann sich von diesen Methoden diejenige wählen, die ihm die bequemste zu seyn scheint.

Die Körner sitzen in 2 Reihen, die durch eine Wand, die aus 2 Häuten besteht, von einander getrennt sind; eigentlich sind es zwei Schoten, die mittelst der dünnen Häute gleichsam an einander geklebt sind, und man kann sie vom Stielende ab sehr leicht von einander trennen.

Die ausgemachten Körner haben weiter nichts nöthig, als daß sie allenfalls noch etwas an der Sonne nachgetrocknet und an einem luftigen und trocknen Ort zum Gebrauch aufbewahrt werden. Man sucht von solchen die vollständigsten dunkelsten Körner zur künftigen Saat aus, oder man lieset

zu dem Ende bei der Aufnahme der Schoten die reifsten und vollständigsten, die eine schmutzige graubraune, ins Gelbe fallende Farbe haben, aus, und hebt solche an einem trocknen Orte besonders auf.

Die Erndte von diesem Gewächse wird in diesem Jahre, so wie von allen Schoten-Gewächsen, nicht sehr ergiebig seyn; die Glühhitze, welche der Julius, statt der in der Wetterprophezeihung verheißenen nassen Witterung, fast ohne allen Regen darbrachte, und auf 90 bis 92 Grad Fahrenheit stieg, statt daß unser Klima sonst höchstens 84 bis 86 Grad geht, versengte die Spitzen dieses Gewächses, unterdrückte die daselbst hervorkommenden Fruchtstengel in ihrem Entstehen, verschrumpfte die schon vorhandenen Schoten, und machte sie ganz oder halb taub, oder verkümmerte doch die Körner, und um so mehr, da die in einem fortdauernde Nässe des Junius eine üppige Vegetation hervorbrachte, der es nun auf einmal an Nahrung fehlte. Gartenbesitzer wissen, wie es ihnen mit Erbsen, Vitsbohnen und andern Gewächsen bei dieser ausserordentlichen Hitze gegangen, und daß selbst das Obst, was nicht in dieser Zeit durch Insekten, die in heißen trocknen Tagen ihr freies Spiel treiben, gestochen worden, unverhältnißmäßig klein und kümmerlich geblieben.

Eben so geht es mit dem Astragalum. Giebt nun der August statt des verheißenen trocknen Wetters fast ohne allen Regen, häufigen anhaltenden Regen, wie nach der Analogie höchst wahrscheinlich ist, so wird die Fäulniß, wenn man nicht sehr aufmerksam ist, so wie bei andern Gewächsen, auch hier viel verderben. Rechnet man zu diesen Gartenklagen die Nachrichten aus den Sandgegenden in Absicht der Sommerfeld-Früchte, so kann man dreist sagen, daß das Jahr nicht einmal mittelmäßig genannt zu werden verdiene, da auch die Gartengewächse, die Sommerfeld-Früchte und ebenfalls das Obst, woran es entweder gänzlich fehlt oder das von Insekten verdorben ist, ebenfalls mit zu einem fruchtbaren Jahre gehören, indem der Mensch nicht bloß von Rocken, der dem Anschein nach gut ist, lebt; und was der August bringt, steht noch, über das, dahin. — Freilich kann dieses alles in schwerem Boden nicht anders seyn; wenn das aber auch ist, so fließt auch daher das Axiom, daß, wenn auch überall nur eine analogische Wetterprophezeihung möglich sey, da wir die Fabrik des Wetters nicht kennen, solche am wenigsten allgemein seyn könne, da so viele Umstände der Localität zur Bestimmung für jeden einzelnen Ort oder Landschaft concurriren.

Jetzt der Gebrauch der Körner des Astragalums zum Getränke.

Man nimmt davon ⅔ zu ⅓ wahren Kaffee, allenfalls ¼ zu ¼ Kaffee mit etwas Cichorien, und erhält ein Getränk,

tränk, das von allen Surrogaten dem Kaffee am nächsten kömmt, und von einem nicht Unterrichteten für wahren Kaffee getrunken wird.

Der Kaffee, den man zu dieser Mischung anwenden will, wird zuerst in dem Brenner bräunlich gelb gebrannt, sodann die Körner des Astragalums hinzu gethan, und beides, unter häufigem Schütteln oder Drehen mit der Trommel, gahr gebrannt.

Den eigentlichen Punkt der Gahre lehrt die Erfahrung, zumal einige gern stark, andere schwach gebrannten Kaffee vorziehen. Wenn die Kaffeebohnen völlig gahr und die Körner des Astragalums, ohne verkohlet zu seyn, sich zerdrücken lassen, so ist die Masse fertig; hätte der Kaffee genug und dem Astragalum fehlte noch etwas, so erhält man dieses durch beständiges Schütteln vom Feuer ab in dem heissen Brenner, bis beides beinahe kalt ist; denn gerade in dieser Zeit qualmt der Kaffee am meisten, das Surrogat schluckt am meisten ein, und bei dem nächsten Brande setzt man allenfalls das Surrogat früher hinzu. Nach dem Brennen schüttet man beides in einen Topf oder anderes Geschirre, das man verschliessen kann, und läßt es mit einander schwitzen; noch warm mahlt man beides mit einander durch, giebt beides in einen Topf oder anderes Geschirre, das wenigstens mit Papier verschlossen werden kann, stampft es mit den Fingern etwas fest und hebt es zum Gebrauch auf.

Im Brennen geht immer etwas verlohren; von gutem Kaffee geht gewöhnlich ¼ verlohren, von schlechtem ist der Verlust öfters ⅜, von dieser Mischung geht nicht voll ¼ verlohren; wer z. E. überhaupt 15 Loth in den Brenner gethan, bekömmt ungefähr 12 Loth zurück. Daß stark oder schwach Brennen hiebei einige Differenz mache, darf ich kaum erwähnen.

Von dieser Mischung reicht 1 Loth mit einem guten Quentchen guten Cichorien zu 4 bis 6 Tassen, nachdem man schwach oder weniger schwach gewohnt ist, hin, das verlangte Getränke zu machen. Von 1½ Loth mit 2 Quentchen Cichorien können allenfalls 4 Personen trinken, zumal wenn guter Flott (Sane oder Rahm), der in unsern Gegenden den einmal durch Gewohnheit beliebten Kaffeegeschmack bildet, hinzu kömmt; und dieses Getränk braucht nicht so viel Zucker als Eicheln, und ist nicht so süßlich-fade, wie andere Surrogate, denen man erst durch starken Cichorien-Zusatz etwas Piquantes geben muß.

Man kann es kochen oder filtriren, wiewohl letzteres den Vorzug hat, da es immer ein gleich klares Getränke liefert, und nicht vom Zufall abhängt; nur muß man nicht versäumen, den Satz während des Filtrirens mit einem Löffel zu drücken, damit sich alles, besonders

sonders der Cichorien, völlig auflöse. Die eigne Behandlung und Erfahrung wird übrigens noch dasjenige hinzufügen, was etwa nach der Verschiedenheit des Geschmacks annoch zu wünschen übrig seyn möchte.

H. im Julius 1808. N.

Früchte,
hervorgebracht von Nr. 14., Nr. 75. und 76. dieses Magazins.

Eine edle deutsche Frau wünscht die guten Eindrücke zu vermehren, welche die oben angeführten Nummern dieses Magazins auf sie machten, um dadurch die edle Absicht ihrer Verfasser zu befördern und durch die Macht des Beispiels auf ihre Mitschwestern zu wirken. In dieser löblichen Absicht sendete sie mir den nachfolgenden kleinen Aufsatz zu, mit dem Auftrage, für dessen öffentliche Bekanntmachung in diesen Blättern Sorge zu tragen. Ich thue dies mit dem herzlichen Wunsche, daß die edle Absicht vollkommen erreicht werden möge!

P. P.

„Wie, wenn in den jetzigen Zeiten, heißt es in Nr. 14. dieses Magazins, deutsche Frauen und Mädchen sich verbündeten, sich anheischig machten, sich ein Jahr mit dem gegenwärtigen Bestande ihrer Garderobe zu begnügen, und auch somit den Ankauf des kostbaren Putzes, als Spitzen, Halsschmuck u. drgl., zu unterlassen.“ — Dank dieser Edlen, die in diesen wenigen Worten einen neuen Grund zu häuslichem Glücke und zu häuslicher Freude legte! Wie mancher biedere Gatte wird ihr im Stillen danken, wenn es ihm seine ihn liebende Gattin durch Ersparung und vorzüglich durch Entbehrung des überflüssigen Putzes möglich macht, für sich und seine Familie einen froheren Blick in die Zukunft thun zu können! Ich glaube versichern zu können, daß jenes zu rechter Zeit geredete Wort nicht unter die Steine und Dornen gefallen ist. Bringt's auch gleich nicht hundertfältige Früchte, so ist doch gewiß dadurch manches Samenkorn ausgestreuet, dessen Frucht im Stillen reift. So weiß ich, daß schon mehrere Biedere meines Geschlechts dem schönen Bunde im Stillen beigetreten sind. Möchten sie sich doch nicht schellen, es laut in diesen Blät-

Blättern zu verkündigen, und dem Beispiele des wackern Mannes zu folgen, der in den Nr. 75. und 76. dieser Zeitschrift den Plan erweiterte, näher bestimmte, und Frauen und Mädchen so herzlich und eindringend zum Beitritt aufmunterte. Ich wage es, ihnen mit meinem Beispiele voran zu gehen, und es, wiewohl mit aller Bescheidenheit, öffentlich zu sagen, daß ich und meine Töchter sofort jener Aufforderung folgten. Schon früher war der Gedanke bei mir im Keimen; durch jene Worte wurde der Wachsthum befördert, und die Frucht zur Reife gebracht. Vergönnt sey es mir, es laut zu rühmen, wie wohl uns dieses that, und wie entbehrlich uns schon jetzt das Ueberflüssige geworden ist. Schon oft haben wir dadurch zu der Freude Veranlassung gehabt, für die unerwarteten Ausgaben — und wie oft wurden diese in dem Drange der Zeit gefordert — nicht ängstlich und besorgt seyn zu dürfen. — Mit Wahrheit kann ich es versichern, daß wir es nicht einmal bemerkten, als wenn uns an unserer Bequemlichkeit oder an unserm Putze etwas mangelte. — Bei dem frugalen Mahle, das kein ausländisches Produkt würzt, befinden wir uns auffallend gesunder, und sind dabei mit den wenigen Freunden, denen wir unsern Plan mittheilten, oft innig vergnügt gewesen. Ich habe seit jener Enthaltung des Putzes nicht nur, sondern seit der Einschränkung überhaupt, Arzt und Apotheker gänzlich entbehren können, was sonst noch nie der Fall war. — Ach, möchten doch meine Mitschwestern meiner Aufforderung Gehör geben, und die innige Bitte nicht unerfüllt lassen, sich an diesen schönen Verein anzuschließen. Wir haben den festen Vorsatz, unserer neuen Weise auch in Zukunft getreu zu bleiben, und besonders, abermals ein volles Jahr verfließen zu lassen, ohne an Putz und die Vermehrung oder Anschaffung desselben auch nur zu denken. Können wir uns damit auch nicht den Ruhm der Weinsbergerinnen erwerben, — und poetisch möchte der Stoff nun auch wohl nicht seyn, — so fühlen wir doch das Bewußtseyn, unsere Pflicht gethan zu haben.

W. im Göttingenschen.

Anfrage.

Woher kommt die Benennung Philippsknochen am Kalbsbraten?

H.

Hannoversches Magazin.

89tes Stück.

Freitag, den 4ten November 1808.

Ueber die Stadt Algier. *)

Die Stadt Algier liegt auf der abhängigen Seite eines gebirgigen Ufers am mittelländischen Meere, und zeigt sich von der Seeseite in der Form eines Amphitheaters. Sie hat fünf Thore. Eins derselben geht nach der südöstlichen Seite der Stadt heraus, und wird das Babazoner-Thor genannt. Vor demselben ist noch eine kleine Straße, die man als Vorstadt ansehen kann. Diese Vorstadt wird bloß von Schmieden, und besonders von Grob- und Pferdeschmieden bewohnt; auch findet man in deren Nähe einige Begräbnisse angesehener Familien nebst Stein- und Kalköfen. Zur rechten Seite dieses Thors, wenn man aus der Stadt herausgeht, sieht man in den Stadtmauern einige große und spitzige eiserne Haken angebracht, an welchen ehemals große Missethäter dergestalt aufgehängt wurden, daß ihnen diese Haken den Leib durchbohrten, und woran sie oft bei schrecklichen Qualen eines langsamen Todes starben. Jetzt ist diese grausame Todesstrafe nicht mehr gebräuchlich.

Unter den übrigen Thoren ist dasjenige merkwürdig, welches den Namen des Marine-Thors führt. Alle aus Europa oder überhaupt zu Wasser ankommende Fremde halten durch dasselbe ihren Einzug in die Stadt. Es ist mehr, wie die übrigen Thore, nach europäischer Art eingerichtet und verziert. Man glaubt anfänglich in eine nach europäischer Bauart eingerichtete Stadt zu kommen; aber kaum hat man das Ende der ersten Straße er-

*) Ein Auszug aus den Nachrichten und Bemerkungen über den Algierschen Staat. Th. I. Altona 1798. Der Verfasser dieses Werks, vermuthlich ein Dänischer Kaufmann, der selbst in Algier gewesen ist, hat manches in den Nachrichten ergänzt und berichtigt, die man bis dahin von diesem Lande hatte.

erreicht, so sieht man sich schon in seinen Erwartungen getäuscht.

Algier ist, wie alle übrige Städte in dem dasigen Reich, ganz nach alter Art befestigt. Es ist von einer ungefähr dreißig Fuß hohen Mauer unmittelbar umgeben. Diese Mauer ist theils aus Sand und Ziegelsteinen, theils aber auch aus Quadersteinen aufgeführt, und ein sehr bindender Kalk hat das Ganze zu einer sehr soliden und festen Masse zusammen verbunden. Hin und wieder wechseln mit den zahlreich angebrachten Schießscharten einige mit Kanonen bepflanzte Batterien ab, besonders da, wo kleine Forts oder Castelle mit der Stadtmauer in einer Linie angelegt sind. Die gedachte hohe Stadtmauer umgiebt zunächst ein ansehnlich breiter, aber dabei trockner Graben, der aber, da er nie mit Wasser gefüllt werden kann, von keinem sonderlichen Nutzen ist. Zu äusserst endlich und um den Graben herum hat man eine zweite etwa $4\frac{1}{2}$ Fuß hohe und 3 bis 4 Fuß breite, oben spitzig zugehende Mauer erbauet. Es erhellt aus dieser Beschreibung, daß die Befestigungswerke dieser Hauptstadt nach der Landseite zu eben nicht viel bedeuten. Von dieser Seite würde sie gegen einen regulairen Angriff und das dazu benöthigte Geschütz keinen sonderlichen Widerstand leisten können. Die sämmtlichen Festungswerke sind zweckwidrig angelegt; sie bestehen aus sehr heterogenen Theilen, wovon keiner den andern gehörig deckt, und die sich einander wechselseitig nicht unterstützen und verstärken. Insgesammt können sie von den umherliegenden Anhöhen herab mit Vortheil beschossen werden. Der stets trockne Graben würde zu nichts nützen, besonders da verdeckte Gänge, um Ausfälle zu wagen, fehlen. Man findet weder Aussenwerke noch Minen, welche letztere auch wegen des felsigten Bodens schwer anzulegen seyn würden. Eben so wenig dienen die um die Stadt herumliegenden Forts oder Castelle, solche von der Landseite mit Nachdruck zu beschützen, da alle von den umher liegenden Bergen und Anhöhen, deren sich ein erfahrner Feind leicht bemächtigen würde, mit Vortheil können angegriffen werden.

Das äussere Ansehen der Stadt ist, besonders in einiger Entfernung, nicht reizlos. Da die Häuser sich stufenweise und allmählig übereinander erheben; sich von der Seeseite vorzüglich in einem blendenden Weiß, umgeben mit einer grünen Einfassung, zeigen; da endlich zahlreiche umher liegende Landhäuser das Ganze verschönern; so hat dieser Anblick, besonders für einen nördlichen Europäer, viel Auffallendes und Anziehendes. Selbst in der Nähe der Stadt, ja sogar selbst im Hafen, erhält sich das Reizende der Aussicht. Kommt man aber in das Innere derselben, so verschwindet es gar bald, und man sieht sich plötzlich in seinen Erwartungen getäuscht. Die Straßen sind zwar gepflastert, aber dennoch uneben und voller Unreinigkeit

keiten. Größtentheils sind sie schief, winklicht, zuweilen steil oder sehr abhängig, und fast insgesammt dunkel und enge. In den mehrsten weichen beladene Lastthiere, vorzüglich Kameele, einander nur mit vieler Schwierigkeit aus. Einige sind so schmal, daß man sich mit Lastthieren gar nicht hinein wagen darf. Andere sind oben völlig bedeckt, und bilden also einen engen dunkeln Gang, worin man, wie in einem unterirdischen Gewölbe forttappt. Allenthalben tragen die Häuser auf beiden Seiten mit dazu bei, den Anblick des Ganzen zu entstellen. Im höchsten Grade einförmig und widrig ist die äussere Form derselben. Selten sieht man in der untersten Etage Fenster, welche nach der Straße ausgehen, und wo man welche sieht, da sind sie mit Riegeln und Gittern oder schmutzigen Fensterladen versehen. Die etwanigen Fenster oder fensterähnlichen Oeffnungen in den obern Etagen sind so irregulair, und gegen alle Grundsätze der Symmetrie angebracht, wechseln auch mit so vielen kleinen ungestalteten, und albern angebrachten Löchern ab, daß schon dies allein ein höchst widriges Ansehen giebt. Ferner weichen fast immer die nach der Straße zugehenden Seitenwände von der perpendiculairen Richtung ab, indem da, wo die zweite Etage anfängt, die Seitenmauer etwas über die untere hinausgebaut, und durch irregulair angebrachte Querhölzer unterstützt ist. In manchen engen Straßen sind noch zuweilen die obersten Stockwerke der gegen einander überstehenden Häuser mit unförmlichen und schiefen Querhölzern oder Pfählen verbunden, um sich wechselseitig zu unterstützen, und den so verbundenen Seitenwänden mehrere Haltung und Festigkeit zu geben. Das Unangenehme der Strassen wird noch dadurch vermehrt, daß bei der Thür der meisten Häuser ein kleines gemauertes Bassin angebracht ist, in welches der Abfall aus dem Hause geworfen wird. Die Augen und die Nase werden dadurch beleidigt, die letztere vorzüglich, wenn diese in Gährung gerathene Masse aus dem Behälter entladen wird. Als Dünger könnte sie, ungeachtet sie die Stadtluft verpestet, doch noch Werth haben, aber sie wird auf Esel und Maulthiere in kleine Körbe geladen, und ausser der Stadt am Ufer der See hingeschüttet.

Die Straßen haben keine besondern Namen. Sie werden nach den verschiedenen Richtungen, nach den Stadtthoren und Moscheen bezeichnet. Zwar ist die Stadt, mittelst einiger in den Straßen angebrachten Thore oder Pforten, die bei Tage stets offen sind, zur Nachtzeit aber verschlossen werden, in verschiedene besondere Quartiere getheilt; allein auch diese haben keine bestimmte Namen. Die Einrichtung, daß sie des Nachts verschlossen werden, dient zur Aufrechthaltung der öffentlichen Sicherheit, und ist lobenswerth. Sie werden jedoch auch auf Verlangen von den neben denselben, auf einer bedeckten Bank schlafenden Piscaris (eine Art

Mohren) welche dazu die Schlüssel haben, aufgemacht, wenn man sich nur gehörig zu erkennen giebt, und sonst alles sicher ist. Auch die Wächter und nächtlichen Patrouillen werden ohne Umstände durchgelassen. Eine Straße, welche von dem Babluntheribis an das Bassener-Thor geht, und die Stadt der Breite nach durchschneidet, zeichnet sich vor den übrigen durch ihre Breite, die zum Theil etwa 30 Fuß betragen mag, und durch die darin an beiden Seiten der Häuser angebrachten Buden der Handwerker, Kaufleute und Krämer aus, und verdient die Hauptstraße genannt zu werden. Man bemerkt in derselben viele Activität, und ein auffallendes Gewühl von Kommenden und Weggehenden den ganzen Tag hindurch. Vom Augenblick an, wo bei Sonnenaufgang die Stadtthore geöffnet werden, bis gegen 11 Uhr Mittags, und dann Nachmittags einige Stunden vor Sonnenuntergang oder dem Thorschluß, ist der Zulauf hier am stärksten, und das Gedränge überaus groß. Die beladenen Maulthiere, Pferde, Esel und Kameele weichen sich oft nur mühsam und unter dem lermenden Geschrei ihrer Führer und Treiber aus, und stoßen oft den einsamen Fußgänger unsanft zur Seite. So wie das Gedränge zunimmt, und gänzliche Stockung das Fortkommen der Menge hindert, so vermehrt sich zugleich das Geschrei der Treiber und des gedrückten Fußvolks. Indem hier ein derb gepreßter Türke sich mit Gewalt Platz zu machen droht, schreit ihm zur Seite erbärmlich und seufzend ein halb erstickter Jude. Zwischen ihnen läßt sich, dem Anschein nach wider Willen, ein lumpichter Mohr oder Cabyl eindrängen, und leert die Taschen seiner Nachbarn. Von dieser Straße geht eine andere ab, und führt zum Palais des Deys. Auch diese ist auf beiden Seiten an den Häusern mit Buden der Krämer und Handwerker versehen, und die an den Seitenwänden der Häuser hinauf, und dann über die Straße hingeleiteten Weinranken verwandeln sie in eine Art von bedeckter Allee.

Die mehrsten der übrigen Straßen werden weniger als die vorgedachten besucht, und man passirt sie oft, ohne jemand zu begegnen. Im Allgemeinen werden sie zur Nachtzeit nicht erleuchtet. Nur an den Enden einzelner Straßen und in den völlig dunkeln Gängen, wo man selbst bei Tage, der Dunkelheit wegen, nicht fortkommen kann, sind einige Laternen angebracht, wo des Nachts eine, einen nur schwachen Schimmer verbreitende Lampe unterhalten wird.

Oeffentliche Plätze von einigem Betracht giebt es in der Stadt gar nicht. Einen kleinen und unansehnlichen findet man in der Nähe vom Palais des Deys und vor dem Eingang zu demselben. Dieser Platz ist zum Theil mit einem oben bedeckten und kühlen Schatten gewährenden Säulengang umgeben, unter welchen auf gemauerten Bänken gewöhn-

wöhnlich eine Menge größtentheils alter Türken sitzen, die hier die Wache haben. In der Mitte des Platzes ist ein Springbrunnen mit einem weiten marmornen Bassin. Beim Eingang geht man vor einer der ansehnlichsten dasigen Moscheen vorbei, die man, weil sie ausschließend vom Dey besucht wird, die Hofkapelle nennen könnte. Dieser Moschee gegenüber hat einer der ersten Minister, dem Range nach der dritte oder der Aga, seinen gewöhnlichen Sitz in einer Art von Boutike oder offenem Zimmer. In dieser Gegend müssen die Christen, welche in den oben gedachten Platz und von da in das Palais des Deys gehen wollen, das Haupt entblößen, und die gemeinen Juden ihre Schuhe oder Pantoffeln ausziehen. Von außen zeichnet sich das mit einer Mauer umgebene Palais des Deys unter manchen ansehnlichen Häusern mehrerer Privatpersonen nur durch seinen größern Umfang, durch den erwähnten, mit zahlreicher Wache besetzten Platz am Eingang, und einige andere unbedeutende Verzierungen aus. Nur ein einziges Thor öffnet den Eingang dazu. In demselben hängen rund umher, außer verschiedenen Gewehren, eine große Menge knotiger Stöcke und andere furchterregende Werkzeuge, die zur Bestrafung der Verbrecher, und vorzüglich zur Execution der Bastonade gebraucht werden. Aus dem Thor kommt man in den innern Vorhof des Palais, und gleich zur Rechten findet man wieder in einem kleinen Zimmer, oder vielmehr kleinen Bude, einen andern Minister, dem Range nach der 2te, der Hodgi di Cavallos (Intendant der Domainen des Deys). Der innere Vorhof ist geräumig, mit weißen Steinen gepflastert, formirt beinahe ein regulaires Viereck, und ist rings mit einem verdeckten Säulengang umgeben. Auf 2 Seiten sind Sitze für die sich da aufhaltende Leibwache. Auf der 3ten Seite findet man mehrere Eingänge zu den da im untern, sonst unbewohnten Stockwerk befindlichen Magazinen und Waarenbehältern. Auf der 4ten Seite zeigt sich ein geräumiger, nach der Seite des Vorhofs zu offener Saal, in dessen Mitte ein Springbrunnen mit einem weißen marmornen Bassin angelegt ist. Hier hat der erste Minister des Deys, der Hadsnagi (Oberschatzmeister oder Finanzminister) seinen Sitz. An dem einen Ende dieses offenen Saals sieht man einen großen hölzernen Schrank, in welchem der sogenannte kleine Schatz des Staats aufbewahrt wird. Am andern Ende, diesem Schrank gegenüber, sind mehrere kleine Contoire angebracht, wo die Staatsschriften und Rechnungsbücher aufbewahrt werden, und wo man die Staatssecretaire vorfindet. Die Wände des Saals sind sonderbar verziert, und die ganze Ausmöblirung frappirt anfänglich. Längs den Wänden sind viele Uhren, einige in langen, andere in kurzen Gehäusen eingeschlossen, angebracht. Mit diesen wechseln auf eine lächerliche Art große und kleine Spie-

Spiegel von verschiedener Größe, Form und Gestalt ab. Auf dem mit weißem Marmor gepflasterten Boden findet man, sonderbar unter einander vermischt, größere und kleinere Kisten, aufgerollte Teppiche und Madratzen, nebst Decken und Bettzeug. Letzteres gehört eigentlich den hier die Wache habenden Türken, welche zur Nachtzeit hier in der Nähe des Schatzes ihr Lager aufschlagen, und daher beim Aufstehn ihr Bettzeug nur zusammenrollen. In der einen Ecke dieses Saals, neben den vorhin gedachten Comtoirs, sieht man einen etwas erhöheten Lehnstuhl, der den Thron des Deys vorstellt, und welchen Platz er einnimmt, wenn er diesen Saal, es sey täglich oder bei besondern Feierlichkeiten, betritt. Es würde ein Majestätsverbrechen seyn, wenn ein Andrer sich darein setzte.

Im 2ten Stockwerk hat man ebenfalls rings umher einen verdeckten, nach dem Vorhof zu offenen Säulengang. Er correspondirt größtentheils mit den untern, nur ist er nicht so hoch und breit. Man steigt auf einer einzigen sehr einfachen steinernen Treppe hinauf, und hat denn von der bedeckten Gallerie den Eingang in die Zimmer. In der Gallerie findet man auf der einen Seite eine zahlreiche Sammlung der da gebräuchlichen musikalischen Instrumente; auf einer andern Seite hat in einem kleinen Behälter der Oberhofmarschall, Oberküchen-Inspektor (Cusinero grande) einen verdeckten Sitz.

In der dritten Etage endlich, welche auch, wie die vorigen, eine nach dem Vorhof zu offene Gallerie hat, sind die Hauptzimmer des Deys und einiger zu seiner Aufwartung bestimmter Personen. Hier hat er auch sein Schlafzimmer, und in einem derselben läßt er auch zuweilen Fremde und Christen zur Audienz zu, besonders wenn er eben nicht Lust hat, das sonst gewöhnliche Ceremoniel zu beobachten. Bei einer solchen Audienz findet man ihn immer einfach gekleidet, auf einem erhöhten Sitz, auf einem blossen Schaaffell, mit bloßen Füßen und Beinen, wie einen gemeinen Türken sitzen, indem sein Kaskadar oder Kammerherr ihm zur Seite steht. Soll die Audienz feierlicher seyn, so begiebt er sich nach der Gallerie im 2ten Stockwerk, wo er alsdann in eine Art von Kasten, welcher einem großen Käfigt ähnelt, sitzend die Fremden zuläßt. Bei den feierlichsten Gelegenheiten endlich nimmt er seinen vorgedachten Thron oder Lehnstuhl ein, und ist alsdann mit seinem vom Großsultan erhaltenen Caffetan bekleidet.

Die Bauart der in Algier befindlichen großen Moscheen, deren Anzahl sich ungefähr auf 10 belaufen mag, ist sehr einförmig, und nichts weniger als schön. Anstatt der Fenster sieht man nach den Straßen zu einige kleine Oeffnungen, wodurch das Tageslicht dringt, nebst einer hohen, weiten und mit zwei Flügelthüren versehenen Pforte. Sie sind geräumig, hoch, und haben größtentheils einen gewölbten Boden. Sie unterscheiden

sich

sich von aussen durch die Höhe, Form und Verzierung ihrer Thürme oder Minarets. Letztere sind gewöhnlich viereckt, zuweilen auch rund, und gleichen nicht wenig den europäischen Kirchthürmen. Mehrere Absätze, die immer an Umfang abnehmen, erheben sich einer über den andern. Der oberste ist eine Art von Kuppel, mit einem halben Monde verziert, welcher die Spitze ausmacht. Auf einem der obersten Absätze ist eine lange Stange angebracht, an welcher zur Zeit, da die täglichen Gebete verrichtet werden müssen, kleine Fahnen oder Flaggen aufgesteckt werden. Alsdann erscheint auf einer der Gallerien, welche durch gedachte verschiedene Absätze formirt werden, ein alter abgelebter, oft blinder Mann, der mit lauter Stimme die Leute zum Gebet herbeiruft. Hinter den nach den Straßen in der Stadt zugehenden Moscheen, trifft man gewöhnlich einen mehr oder weniger geräumigen Platz oder Vorhof an. Er wird gemeiniglich durch hohe Cypressen, Oel- oder Feigenbäume beschattet, und ist überdem mit einer Fontaine, und dazu gehörigem reinlichen Bassin versehen. Einzelne Moscheen sind auch noch mit einigen dazu gehörigen Nebengebäuden umgeben, wo, als in einem Seminario, der erwachsenen Jugend, die nachher als Volkslehrer in die Provinzen versandt wird, Unterricht gegeben, und ein kärglicher Unterhalt gereicht wird. Sie haben in diesen Gebäuden freie Wohnung, und in einigen halten sich 200 Personen auf, wovon der größte Theil aus den Provinzen dahin kömmt. Sie leben darin sehr armselig, theils von Almosen, theils von den feststehenden Einkünften der Moscheen, als von ihren Stipendien; sie pflegen in allerlei Spitzbübereien und Taschenspielerkünsten nicht unerfahren zu seyn.

Die Synagoge der dasigen zahlreichen Juden ist geräumig und groß, auch von innen erträglich ausgeziert, zeichnet sich aber von aussen durch nichts von den gewöhnlichen großen Häusern der Stadt aus. Vordem hatten die Juden ihre eigenen Quartiere in der Stadt, jetzt aber wohnen sie in allen Gegenden derselben.

Merkwürdig sind die öffentlichen Gebäude und Plätze, die zu der Marine gehören, und die insgesammt mit dem allgemeinen Namen der Marine bezeichnet werden. Diese ist auf einer felsigten Insel im Meer, in der Nähe der Stadt erbaut worden, besteht aus verschiedenen ansehnlichen Gebäuden, auch offenen und bedeckten Batterien, und am Ende hat man das Ganze mittelst eines Steindammes mit der Stadt verbunden. Die Gebäude nach der Seeseite zu, versehen mit bedeckten und offenen Batterien, dienen nicht nur zur Deckung des Hafens, sondern auch vorzüglich zur Vertheidigung der Stadt von der Seeseite. Sie sind oben und unten mit zahlreichen Kanonen bepflanzt. Die untersten Batterien sind bedeckt, niedrig, nur wenig über der Oberfläche des Meers angelegt, und mit 18, 24 und 30pfün-

digen Kanonen versehen. Die obern sind zum Theil unbedeckt und mit Kanonen von einem geringern Caliber bepflanzt. Ein rundes Castel, aus zwei Hauptabsätzen bestehend, ist eins der ältesten Gebäude der Marine. Aus der Mitte desselben erhebt sich ein hoher Thurm, in dessen oberster Spitze, welche völlig die Gestalt einer Laterne hat, auch mit großen und hohen Glasfenstern versehen ist, wird stets des Nachts ein Feuer unterhalten, das den Seefahrenden zum Signal dient. In einem der nebenliegenden Gebäude hält sich in einer bombenfesten gewölbten Gallerie stets der Minister der Marine (Vigilhardi) auf, und in einem andern benachbarten findet man den sogenannten Admiral und mehrere der vornehmsten zur Marine gehörige Bedienten. Als eine Seltenheit wird in dem Arsenale eine 20 Fuß lange und ungeheure Kanone, welche den Spaniern unter der Regierung Carl V. gehört hat, vorgezeigt.

Der Hafen selbst hat nur einen schmalen, und bei etwas starken Ost- und Nordwestwinden gefährlichen Eingang, und ist weder tief noch groß genug, eine Menge großer Schiffe zu enthalten. An den tiefsten Stellen soll er nicht über 16 bis 17 französische Fuß tief seyn. Die Corsaren der dasigen Regierung nehmen die besten und sichersten Plätze ein. Große und etwas tiefgehende Schiffe müssen sich daher beim Eingang des Hafens legen, wo oft die Stärke der sich hier brechenden Wogen Gefahr und Unheil verursachen kann. Am Eingange des Hafens liegt beständig eine mit 12 bis 20 bewaffneten Türken besetzte Schaluppe, um zu verhindern, daß keine der Christensklaven, wovon immer ein großer Theil täglich auf der Marine arbeiten muß, wenn sie sich etwa eines Boots oder Fahrzeugs bemächtigt hätten, entfliehen können.

Die mehrsten der auf der Marine befindlichen Gebäude sind aus großen Quadersteinen erbaut, und der zur Verbindung derselben gebrauchte Kalk ist zum Theil mit Oel gelöscht worden, um der ganzen Masse mehr Dauerhaftigkeit und Festigkeit zu geben. Ausser der Schiffswerfte und Magazinen allerlei Art findet man hier auch mancherlei Werkstätte für Zimmerleute, Schmiede u. s. w., und eine mit vortrefflichem Wasser versehene Fontaine.

(Der Schluß folgt im nächsten Stück.)

Neues
Hannoversches Magazin.
90tes Stück.
Montag, den 7ten November 1808.

Ueber die Stadt Algier.

(Schluß.)

Die zur Wohnung der Miliz, aber hier eigentlich nur zur Wohnung für unverheirathete Türken bestimmten Casernen sind groß, geräumig, größtentheils wohlgelegen, haben ein vortheilhaftes Ansehen, und sind auch inwendig gut eingerichtet. Die mehrsten haben nach der Straße zu und um den Eingang herum bedeckte Sitze, wo man die Einwohner nach morgenländischer Art mit kreuzweis unter einander gelegten Beinen, in unthätiger Ruhe ihre Pfeife rauchend, antrifft. Es sind 5 solcher Gebäude in der Stadt. Einige derselben enthalten gegen 200 Personen, in andern geht die Anzahl selten über 60 bis 80.

Man zählt in Algier 12 öffentliche Bäder, die sich aber vor den andern Häusern der Einwohner nicht auszeichnen. Da viele Privatpersonen in ihren Häusern selbst Bäder haben, so werden die öffentlichen nur, besonders des geringen Preises wegen, von weniger wohlhabenden Einwohnern und von den sich in der Stadt aufhaltenden Fremden besucht. Des Vormittags stehn sie für Mannspersonen, und des Nachmittags für Frauenzimmer offen. Auch Christen und Juden können sich dieser Bäder bedienen.

Die öffentlichen und dem Staat oder der Regierung gehörigen Gebäude, worin nach geendigtem Tagewerk die Christensklaven während der Nacht verschlossen werden, sind zwar groß und geräumig, aber dabei unansehnlich, schmutzig und unreinlich auswendig und im Innern. Es giebt da 5 solcher Gebäude, welche Bagnes genannt werden. In einigen derselben können gegen 600 Personen Raum finden. Ausser den Hauptzimmern oder Löchern, wo die Lagerstätte dieser Unglücklichen stuffenweise über einander angebracht sind, findet man noch einige besondere Zimmer, wo einzelne, welche man gelinder und mit einiger Distinction behandeln will, besonders logi-

logiren. Ueberdem dient eins dieser Zimmer zu einer Art von Kapelle, wo katholische Geistliche an Festtagen, so wie am Sonntage, ehe die Sclaven zur Arbeit geführt werden, die Messe lesen, und die Sacra administriren. Bei einigen dieser Bagnes findet man ausserdem noch Tavernen oder Schenken, die gleichfalls von Christensclaven gehalten werden. Es sind dies die einzigen öffentlich geduldeten Oerter, wo Wein, Brannntwein und ähnliche starke Getränke öffentlich feil geboten und gereicht werden dürfen. Die Wirthe oder Eigner derselben entrichten jährlich an die Regierung eine ansehnliche Recognition, haben aber auch deswegen ansehnliche Privilegia, besonders in Hinsicht der Mahomedaner, welche hier von diesen Waaren Gebrauch machen wollen. Letztere besuchen diese Häuser eben so häufig als die Christensklaven, welche hier zum Theil ihre geringe Baarschaft nach vollendeter Tagesarbeit anbringen. Freie Christen, die sich in der Stadt aufhalten, so wie auch Türken und Landeseingebohrne, deren guter Ruf etwas gilt, besuchen jedoch diese öffentlichen Schenken, wo es nicht immer zum besten hergeht, nicht.

Es giebt hier auch verschiedene große, geräumige, der Regierung zustehende, doch nicht sonderlich in die Augen fallende Gebäude, die als Magazine zur Aufbewahrung von Korn, Oel, Wolle, Weinessig u. s. w. gebraucht werden. Da die Landes-Abgaben größtentheils in natura entrichtet werden, und es zuweilen an Gelegenheit fehlt, solche sogleich vortheilhaft abzusetzen, so sind dergleichen Magazinhäuser für die Regierung unentbehrlich. So lange die Preise der darin aufbewahrten Produkte niedrig sind, bleiben sie verschlossen, und nur bei ansehnlich steigenden Preisen werden sie geöffnet. Die Landeseinwohner und Unterthanen haben keinen Nutzen davon, sondern alles ist hiebei auf den Vortheil der Regierung berechnet.

Ein ansehnliches Gebäude, in welchem eine Stückgießerei angelegt ist, zeichnet sich durch eine hohe, große und in die Augen fallende Kuppel aus. Es werden da recht gute und brauchbare Kanonen von verschiedenem Kaliber gegossen, die nur an äußerer Politur den mehrsten europäischen nachstehen, sonst aber eben so brauchbar sind. Doch ziehen die dasigen Artilleristen die eisernen Kanonen, welche aber da nicht gemacht werden können, den metallenen vor.

In der Mitte der Stadt, nicht weit vom Palais des Deys, findet man eine mit einer ungefähr 3 Fuß hohen Mauer umgebene Begräbnißställe, und darin das einzige Grab innerhalb den Ringmauern der Stadt. Unter den Mahomedanern ist es allgemein herrschende Gewohnheit, die Todten ausserhalb der Stadt zu begraben, und daher ist dies etwas besonderes, und hat auch eine besondere Ursache. Es ist dies nemlich die Grabstätte eines vormaligen Deys, Namens Ali, der im Jahr 1718 eines natürlichen Todes und im

Geruch der Heiligkeit gestorben. Da vor der Zeit die Regenten gemeiniglich eines gewaltsamen Todes gestorben waren, dieser aber eine Ausnahme machte, und vom Pöbel als ein Heiliger verehrt wurde, so ward ihm, wie den mahomedanischen Heiligen, eine besondere Grabstätte errichtet, und sogar in der Stadt selbst. Der Ruf seiner Heiligkeit hat sich aber beinahe verlohren, und sein Grab wird nicht mehr, wie ehedem, von den Fanatikern besucht.

Oeffentliche Gasthöfe oder Wirthshäuser, nach europäischem Geschmack eingerichtet, findet man da gar nicht; doch giebt es Häuser, welche an Fremde und Reisende auf eine Zeitlang vermiethet werden. Derjenige, der von solchen Häusern Besitz nimmt, findet sie stets leer und ohne Möbeln. Ueberdem giebt es mehrere der Regierung zugehörige, jedoch sich nicht vor andern auszeichnende Häuser, die theils zur Aufnahme und Wohnnng der jährlich aus den Provinzen ankommenden Bey's, so wie ihren Califen und ihren Kaits aus einzelnen Distrikten, bestimmt sind; theils werden auch darin die eben ankommenden ausserordentlichen Abgesandten der Pforte aufgenommen. Fremde und reisende Europäer können, vorzüglich wenn Consuls aus ihrer Nation sich hier aufhalten, bei denselben einkehren, oder auch bei den etwa sich hier aufhaltenden europäischen Handelsleuten. Sie werden gewöhnlich ohne Schwierigkeit, und wenn sie gute Empfehlungsschreiben haben, mit Vergnügen in den Häusern der vorgedachten Personen aufgenommen, da dort zu Lande die Gastfreundschaft mehr als in den civilisirten europäischen Städten beobachtet wird.

Die öffentlichen Kaffeehäuser sind von den europäischen sehr verschieden. Es sind dies größtentheils auf drei Seiten offene, länglicht viereckte, oben mit einem flachen Dach versehene Gebäude. Das Dach ruhet auf der hintern Mauer und auf den an den Seiten angebrachten mit Säulen versehenen Bogen. Sie zeigen sich solchergestalt in der Form eines nach drei Seiten offenen Säulenganges, welcher um einige Stufen über die Fläche der Straße erhoben ist. Rund herum findet man hier niedrige Bänke und Sitze angebracht, und in der Mitte erhebt sich ein einfacher Heerd mit dem Kamine. Hier bereitet der Wirth ganz einfach und in vollem Maaß das Lieblingsgetränk seiner Gäste, ohne Kunst und ohne viele Umstände. Ein schwacher und noch dazu trüber Kaffee wird in kleinen Tassen, ohne Milch und Zucker, um einen sehr geringen Preis den Gästen gereicht. Manche Mahomedaner bringen hier in wollüstiger Ruhe und gemächlicher Unthätigkeit, eine Pfeife rauchend, den ganzen Tag zu. Einzelne dieser müßigen Gäste verzehren dabei abwechselnd eine kleine Dosis Opium, und suchen auf diese Weise ihr unthätiges Vergnügen durch betäubende Freuden zu erhöhen und zu verstärken. Freie Christen besuchen jedoch diese Kaffeehäuser selten, obgleich es ihnen erlaubt ist.

Die Stadt hat zwei Hospitäler, eines für die Mahomedaner, das andere für die sich hier aufhaltenden Christen, welche etwa davon Gebrauch machen wollen, vorzüglich aber für die Christensclaven. Beide sind schlecht eingerichtet. Das mahomedanische besteht aus einem niedrigen, schmalen Gebäude, das inwendig äußerst schmutzig und dunkel ist. Die Thür und einzelne kleine Löcher, die statt der Fenster dienen, lassen wenig freie Luft, und noch weniger Licht hinein. Alle Kranke, ohne Unterschied des Alters, Geschlechts und der Krankheiten, womit sie behaftet sind, haben das Recht, sich hier einzuquartieren. Ein elendes Obdach ist aber auch alles, was sie hier unentgeltlich vorfinden, und höchst bedauernswürdig ist hier ihre Lage. Doctoren, Chirurgen und Handlanger sind hier eben so fremd als Apotheker und Arzneimittel; und da bloß äußerst Arme, Elende und Verlassene, die sonst nirgends unterkommen können, diesen Zufluchtsort wählen, so findet sich auch selten jemand, der sich ihrer recht thätig annimmt. Die Anzahl dieser Unglücklichen ist oft nicht unbeträchtlich, aber auch ihre Menge scheint das Mitleid der Einwohner nicht zu vermehren. Nichts ist abschreckender, als die eckelhafte Unreinlichkeit, die in diesem Gebäude herrscht. Von den halbnackten und in zerrissene Lumpen gehüllten Menschengestalten findet man einige beschäftigt, sich des Ungeziefers zu entledigen, indem andere einen halbzerbrochenen Topf mit den kärglichen Speisen auf ein dampfendes Kohlfeuer setzen, und so das ohnehin dunkele Behältniß in eine Rauchkammer verwandeln. Manche liegen halb verwest, und erwarten von ihren elenden Genossen eine geringe Erquickung und einen labenden Trank. So wie ein einziges Zimmer allen Kranken gemein ist, so dient auch der gemeinschaftliche Fußboden allen zur Lagerstätte. In ihre Lumpen gehüllt, liegen sie halb nackend und ohne Bettzeug da. Die Seitenwände des Gebäudes dienen eben so zum gemeinschaftlichen Kamin. Kein Wunder also, daß die noch nicht völlig entkräfteten Kranken, so lange sie sich noch von ihrer Lagerstätte erheben können, diesen scheußlichen Aufenthaltsort bei Tage verlassen, und sich in der Nachbarschaft, in und bei dem benachbarten Thore der Stadt herumlagern. Hier erregt denn der Anblick ihres elenden Zustandes nicht selten das Mitleid der Kommenden und Abgehenden, die sie um Almosen bitten, und ihnen gern ihre Krankheitsgeschichte erzählen, um medizinischen Rath einzuziehen. Das letztere thun sie vorzüglich, wenn europäische Fremde vorbeikommen, weil sie bei diesen medizinische Kenntnisse voraussetzen.

Das oben gedachte zweite Hospital ist für Christen, hauptsächlich für die sich hier aufhaltenden Christensklaven bestimmt. Es ist besser als das eben beschriebene, hat aber doch auch viele wesentliche Mängel. Ein spanischer Mönch aus dem Franciscaner-Orden,

der

der als Sklave nach Algier geschleppt wurde, wird als Stifter desselben angegeben. Er wandte das Geld, welches ihm von Spanien aus zu seiner Loskaufung war überschickt worden, dazu an, ein Haus zu kaufen, das er zur Aufnahme für seine kranken Mitbrüder bestimmte. Ausser einigen jährlichen festgesetzten Revenüen, und der Besoldung eines Arztes und einiger Chirurgen vom spanischen Hofe, wird auch von jedem europäischen, im hiesigen Hafen einlaufenden Schiffe stets ein algierscher Piaster an dasselbe bezahlt. Dafür haben auch die Schiffsleute oder andere freie Europäer, ohne Unterschied der Nation und Religion, welche hier etwa von einer Krankheit überfallen werden, das Recht, in demselben unentgeltlich aufgenommen zu werden. Ein gleiches gilt von den Christensklaven. Der ganzen Anstalt steht ein spanischer Mönch aus dem Orden der Trinitarier, unter der Benennung: Pater administrator, vor, und zwei seiner Collegen sind ihm, nebst einem Chirurgus und Apotheker untergeordnet. Die Stelle des erstern wird von den Spaniern für sehr verdienstlich gehalten, und man hat Beispiele, daß ein solcher unmittelbar von diesem Posten zum Beichtvater bei Hofe ist ernannt worden. Das Gebäude ist alt, baufällig und wenig geräumig. Ausser den Wohnzimmern der vorgedachten Personen und einiger Aufwärter findet man darin ein grosses, gemeines Krankenzimmer, und 3 bis 4 kleinere, worin Kranke von einiger Distinction aufgenommen werden. Ein zweites geräumiges Zimmer ist zur Capelle bestimmt. In dem großen Krankenzimmer herrscht Unordnung und Unreinlichkeit in hohem Grade; indessen hat doch hier jeder Kranke sein eigenes Bette, welches aus einer Madratze und einer wollenen Decke besteht. Pflege, Unterhalt und Wartung der Kranken ist aber sehr unvollkommen. Die Mönche sehen mehr auf die geistliche Pflege und Heilung der Seelenkrankheiten, als auf körperliche Gebrechen, und die Aerzte, Apotheker und Aufwärter, die bei schlechter Bezahlung alles ex officio thun müssen, sind noch saumseliger und nachlässiger. Die Aerzte sind überdem auch unwissende Stümper, die diesen Posten aus Noth annehmen, weil sie in ihrem Vaterlande kein Brodt finden konnten. Daher kommt es denn, daß manche Krankheiten hier, statt geheilt zu werden, sich durch Ansteckungen weiter verbreiten. Besonders ist dies der Fall zur Zeit der Pest, wo oft 20 bis 30 Personen täglich in diesem Hospital sterben, und nicht selten die Seelen= und Leibesärzte auch mit weggerafft werden.

Zur Unterstützung der hiesigen Christensklaven hat auch die französische Nation hier eine besondere Stiftung, die unter dem Namen des Hospitium bekannt ist. Die Stifterin war eine französische Gräfin von Eguillon, welche ein Capital zu jähr=

jährlicher Revenüe von 4000 französischen Livres hiezu ausgesetzt hat. Es leben in diesem Hospitium gewöhnlich 3 Geistliche, nach klösterlicher Sitte, nebst 2 bis 3 dienenden Brüdern. Unter den 3 Geistlichen, welche wirklich ordinirte Priester sind, hat der erste den Titel eines apostolischen Vicarius in den Reichen Algier, Tunis und Tripolis, und steht auch mit der Congregation de propaganda fide in unmittelbarer Verbindung. Er ist Vorsteher dieser Stiftung, und als apostolischer Vicar hat er auch die Oberaufsicht über die verschiedenen geistlichen Sitzungen in den genannten drei Reichen, so wie er darin in Hinsicht der Weihungen und Ordinirungen die Geschäfte eines Bischoffs verwaltet. Diese Geistlichen haben in dem Hause, das sie bewohnen, eine geräumige Kapelle, worin der katholische Gottesdienst abgewartet wird; auch unterstützen sie in den Geschäften, die dieser Gottesdienst mit sich bringt, ihre spanischen Collegen im Hospital, und tragen zur Unterstützung der nothleidenden Christensklaven das ihrige bei.

Ausser den sogenannten mahomedanischen großen Schulen oder Gymnasien, wovon oben die Rede war, giebt es in verschiedenen Straßen der Stadt mehrere kleine Schulen für Knaben. Sie bestehen aus kleinen etwas vom Boden erhabenen Buden oder Schränken, worin Lehrer und Schüler nach morgenländischer Art mit kreuzweise unter sich gelegten Beinen, als in einem geräumigen Kasten setzen. Das Behältniß ist nicht einmal so hoch, daß die Schüler, geschweige der gewöhnlich bejahrte Lehrer, darin aufrecht stehen können. Es wird darin im Lesen, Schreiben und Rechnen Unterricht gegeben, auch werden die ersten Grundsätze der mahomedanischen Religion den Kindern hier beigebracht. Der Koran liegt dabei immer zum Grunde, wie bei uns der Katechismus und die Bibel. Es wird aber in diesen Schulen alles sehr mechanisch getrieben.

Die Buden der mehrsten Handwerker und Krämer sind dem Aeußern nach eben so geformt, wie eben erwähnte Schulen. Sie sind klein, niedrig, einige Stufen über die Straßen erhoben, und mit starken Thüren und Riegeln versehen. Wenn sie des Abends verschlossen werden, lagern sich vor den Eingang derselben, auf einer schmalen, mit einem kleinen Schieferdach versehenen Bank, dazu gemiethete Piscaris, und schlagen hier ihr Nachtlager auf, um Diebstahl und Einbruch zu verhüten. So schlafen das ganze Jahr hindurch, im heißen Sommer, wie im kalten Winter, stets über 150 Personen gleichsam unter freiem Himmel.

In einer nicht weit vom Palais des Deys gelegenen schmutzigen und äußerst engen Straße findet man auf beiden Seiten eine ganze Reihe solcher Buden, wo lauter Juden in Gold und Silber arbeiten. Die Meisten sind allein für die Münze beschäftigt, und im

Al=

Allgemeinen ist ihre Arbeit sehr künstlich und mit Zierrathen in gebrochener und erhabener Arbeit überladen.

Es giebt in der ganzen Stadt weder Wind- noch Wassermühlen. Ihre Lage, da sie mit Bergen umgeben ist, verstattet in der Nähe den Gebrauch der erstern nicht, und zu leztern gebricht es an Wasser. Arme Einwohner malen selbst auf einer Handmühle ihr Korn, und dies ist stets ein Geschäft der Weiber. Ausserdem findet man in der Stadt mehrere Mühlen, die durch Pferde in Bewegung gesezt werden. Ausser der Stadt giebt es einige Wassermühlen, denen es nicht an Zulauf fehlt, obgleich zwei davon sehr entfernt gelegen sind. Ehedem waren auch Windmühlen auf den fernen Bergen, aber diese sind völlig ausser Gebrauch gekommen.

In den meisten Quartieren der Stadt trifft man, besonders an den Ecken der Straßen, zum allgemeinen Gebrauch bestimmte Fontainen an, die zwar äußerlich ohne Ansehen sind, aber doch gutes und trinkbares Wasser im Ueberfluß geben. Auch giebt es in manchen Privathäusern kleine Brunnen und Cisternen zur Aufsammlung des Regenwassers. Erstere werden von unterirdischen größern Canälen, welche in den Straßen angebracht sind, durch kleine Röhren abgeleitet. Erst im Jahr 1611 fieng man hier an, auf die Anlegung von Röhren und Wasserleitungen aus guten Quellen zu denken, da man vorhin bloß das Regenwasser aus Cisternen brauchte. Die Anlegung der Wasserleitungen ist gut gerathen, und hat das Gepräge ähnlicher Anlagen im alten Rom. Eben so haben die geräumigen, stark und dauerhaft angelegten unterirdischen Canäle, welche in der Stadt zur Abführung der Unreinlichkeit sich befinden, auffallende Aehnlichkeit mit den vormals so berühmten römischen Cloaken. Aus den einzelnen Häusern laufen kleine Canäle in die gedachten großen, und leztere finden am Ende ihren Ausfluß ins Meer.

Die Häuser sind alle aus Sandsteinen und Leim erbauet. Die äussern Mauern sind solide und dick, und diese, so wie die innern Seitenwände, sind von aussen und innen stark mit Kalk gedeckt. Das äußere Ansehen derselben ist, wie schon bemerkt worden, nichts weniger als vortheilhaft. Man wird aber oft auf eine angenehme Art überrascht, wenn man das Innere weit zierlicher, regulairer, geräumiger, reinlicher und schöner findet, als zu vermuthen war. Sie sind alle im Viereck gebaut, und bilden inwendig einen geräumigen und schön gepflasterten Vorhof, nach welchem hin die Fenster und Thüren der Zimmer gehen. Leztere sind größtentheils hoch, geräumig, lang, und dabei verhältnißmäßig schmal. Die Terrassen sind oben noch mit einer 4 bis 5 Fuß hohen Mauer umgeben, damit auf denselben in der Abenddämmerung das

Frauen

Frauenzimmer, von seinen Nachbarn ungesehen, spatziren gehen könne.

Man kann ungefähr die Anzahl der Einwohner der Stadt auf 80000 Seelen rechnen, worunter sich einige tausend Judenfamilien befinden. Aeltere Schriftsteller geben eine größere Anzahl an, welches zum Beweise dient, daß die Volksmenge, wie in den meisten Städten und Ländern, welche unter türkischer Oberherrschaft stehen, eher ab- als zunimmt. Ueberdem haben die öftern Verheerungen der Pest, wozu sich noch zuweilen andere Landplagen, als Hungersnoth und Krieg gesellen, vielen Antheil an der Verringerung der Volksmenge.

Außerhalb der Stadt findet man die Begräbnißplätze der Mahomedaner, der Christen und Juden vor verschiedenen Thoren. Die der erstern liegen theils einzeln, theils sind mehrere, besonders wenn sie einer Familie gehören, mit einer 3 bis 4 Fuß hohen Mauer umgeben. Einzelne solcher Grabstätte sind wie kleine Wohnhäuser gebauet, und haben eine verschlossene Thür, Fenster und Gitter. Cypressen und Feigebäume beschatten gewöhnlich diese Gräber. Auf dem Gottesacker der Christen, der niedrig liegt, und oft von Meereswogen bedeckt wird, ruhen die Todten ohne Unterschied des Standes und der Secten neben einander.

Die Gegend um die Stadt bietet manche, besonders dem Europäer, sehr interessante Scenen dar. Er sieht hier ein neues Pflanzenreich, andere Stauden und Bäume, als in seinem Vaterlande, so wie ihm die Gebäude, die Sitten, Thätigkeit und das Aeußere der Einwohner in einer neuen Gestalt erscheinen. Sterile und steinigte Strecken wechseln auf der einen Seite mit Kornfeldern, die mit Zäunen von Aloe oder wilden Oelbäumen umgeben sind, ab; auf einer andern hat man den Anblick von unbebaueten, nur mit Büschen und Gesträuchen bewachsenen Gebürgen, die aber schattenreiche Thäler zu ihren Füßen haben, welche im Frühling der Aufenthalt vieler Nachtigallen sind. Besonders mannigfaltige und reizende Aussichten hat man, wenn man die Gebürge besteigt, wo man kornreiche Ebenen, Wiesen mit weidenden Heerden, und äußerst mannigfaltige Naturschönheiten wahrnimmt. Vorzüglich interessant ist von einigen Spitzen der Berge die Aussicht über das weite Meer hin. Auch fehlt es in der Ebene nicht an schattigen Alleen, und im Bezirk von etwa einer deutschen Meile um die Stadt liegen 9 bis 10,000 von Steinen erbauete weißgetünchte Land- und Gartenhäuser auf Anhöhen, in Thälern und auf Ebenen zerstreut umher, deren weißer Glanz mit dem Grün der Felder, Wiesen und Gebüsche einen angenehmen Contrast bildet. Einige dieser Landhäuser sind groß, geräumig, dauerhaft erbaut, und größtentheils mit hohen, ebenfalls weißgetünchten Mauern umgeben. Sie haben umher etwas Land, das theils zur Weide und zum Ackerbau, theils zum Garten- und Weinbau angewandt wird. Die mehrsten Besitzer derselben sind Bürger der Stadt Algier, wo sie auch ihre Häuser haben, und wo sie sich im Winter aufhalten. Nur wenige werden von Personen und Familien bewohnt, die ausserdem keine Wohnung haben, und sich also stets darin aufhalten.

91tes Stück.

Freitag, den 11ten November 1808.

Ueber einige ältere französische Verordnungen gegen Quacksalber.

Vom Hofrath Meiners in Göttingen.

Es giebt selbst noch in unseren aufgeklärten Zeiten manche Staaten, wo man alle Arten von Quacksalbern ihr mörderisches Handwerk öffentlich, oder doch in der Stille forttreiben läßt. Um desto merkwürdiger ist es, daß man in Italien und Frankreich schon vor vielen Jahrhunderten die kräftigsten Maaßregeln gegen diese verderblichen Menschen ergriff. Die Verfügungen der Beherrscher Siciliens gegen After-Aerzte und Wundärzte hat der gelehrte Ackermann in seiner Schrift Regimen sanitatis salerni (Stend. 1790. 8.) angeführt. Ich will kürzlich die Verordnungen mittheilen, welche man in Frankreich während des dreizehnten und vierzehnten Jahrhunderts gegen die damaligen Quacksalber bekannt gemacht hat.

Die älteste vollständige Verordnung ist ein Statut der medicinischen Facultät zu Paris, welches Duboullai in dem sogenannten libro antiquo rectoris, oder in dem Tagebuche fand, das die Rectoren über die während ihrer Amtsführung vorfallenden Angelegenheiten zu halten verbunden waren. Unglücklicher Weise war die Jahrszahl des Statuts unrichtig aufgezeichnet, nämlich MXXXI. Der Geschichtschreiber der hohen Schule zu Paris bemerkte richtig a), daß um diese Zeit noch keine medicinische Facultät in Paris existirte. Er vermuthete, daß das Statut im Jahre 1271 gegeben worden. Wenigstens wird es aus allen Umständen höchst wahrscheinlich, daß diese Urkunde aus der zweiten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts herrühre. Das

a) III. 400. 401.

Das Statut bezieht sich schon auf ein früheres Gesetz, so wie auf Verbote, welche der Official von Paris und ein König von Frankreich gegen Quacksalber hatte ergehen lassen. Beide Verbote sind nicht mehr vorhanden. Der Official hatte den Uebertretern die Strafe der Excommunication: der König eine andere harte Strafe angedroht, welche aber nicht genannt, sondern nur angedeutet wird. Das Statut lautet im wesentlichen, wie folgt:

„Da seit einiger Zeit manche der Arzneikunde unerfahrne Menschen sich damit abgegeben haben, die praktische Medicin zu üben, und Arzneien auszutheilen, deren Kräfte und Wirkungen sie gar nicht kennen: da es ferner notorisch ist, daß durch die Pfuschereien der After-Aerzte viele Menschen auf eine unverantwortliche Weise um das Leben gebracht, und der Ruhm der Wissenschaft selbst bei vielen geschmälert worden; nicht einmahl gerechnet, daß die After-Aerzte mit Gefahr ihrer Seelen in die vom Official zu Paris angedrohete Strafe der Excommunication gefallen sind; so haben wir wirklich-lehrenden Doctoren der Medicin, aufgefordert durch die dringenden Bitten vieler weltlichen und geistlichen Personen, und namentlich vieler Bürger zu Paris, beschlossen, ein schon vor geraumer Zeit gegebenes Statut unserer Facultät b), das durch offene Briefe unsers Königs und des Officials von Paris bestätigt worden, nochmals zu wiederholen, und unter den in jenen Briefen angedroheten Strafen ernstlich zu verbieten, daß kein Jude oder Jüdin sich unterstehen solle, irgend einem Christen ärztliche oder wundärztliche Hülfe zu leisten. Da wir ferner von glaubwürdigen Personen erfahren haben, daß mehrere mit der Hand arbeitende Menschen über die Gränzen ihrer Gewerbe und ihrer Kenntnisse hinausgehen, und Kranken Arzneien reichen, deren Wirkungen sie nicht zu berechnen im Stande sind; so verordnen wir hiemit, daß weder Wundärzte, noch Kräuterhändler und Apotheker, sie seyen männlichen oder weiblichen Geschlechts, sich weiter wagen, als sie vermöge ihrer Handthierung und Geschicklichkeit zu thun berechtigt sind. Wundärzte sollen sich blos auf die Manual-Praxis beschränken; und Apotheker sowohl, als Kräuterkenner sollen sich begnügen, ihre Mittel nach den Vorschriften der Doctoren der Medicin und solcher Männer zu bereiten, welchen die Facultät die Erlaubniß zu practiciren gegeben hat. Damit auch in der Folge kein Irrthum entstehe, so befehlen wir, daß den Apothekern und Kräuterhändlern diese und ähnliche Beschlüsse der Facultät, entweder durch den Decan selbst, oder durch einen ihnen schriftlich zugefertigten, und be-

b) Quoddam statutum nostrum dudum factum.

besiegelten Bescheid bekannt gemacht werden. c) Keiner der vorher benannten Personen ist es gestattet, einen Kranken in der Absicht zu besuchen, um ihm eine Arznei zu reichen, oder zu verschreiben. Wir untersagen ihnen dieses bei ihren Eiden, und bei den angeführten Strafen. Auch befehlen wir ihnen, selbst gesunden Menschen ohne Vorwissen eines Meisters der Kunst keine Arznei zu reichen: ausgenommen solche Dinge, die gleich andern Waaren verkauft werden, wie Zuckerwerk, Rosenwasser und dergleichen. Weil es auch Einige giebt, welche die Kunst zugleich lernen und üben wollen; so verbieten wir bei obigen Strafen, und besonders bei Strafe der Beraubung der Grade, allen Studierenden der Medicin, irgend Jemanden stärkende, oder auflösende, und andere Arzneien ohne die Gegenwart eines Meisters der Kunst zu geben. Auch soll keiner, das Erste Mahl ausgenommen, einen Kranken besuchen, ohne das Beiseyn eines Meisters, der den Lehrling anweisen und leiten kann. Wer von unsern Angehörigen erfährt, daß Einer oder der Andere gegen dieses Statut fehlt, der soll es entweder dem Dekan, oder einem andern unserer Meister anzeigen, damit der Ungehorsame gestraft werde."

Das Statut der medicinischen Facultät ward eben so bald vergessen, als die Verordnungen und Strafen, welche der König und der Official von Paris gegeben, und angedroht hatten. Allerlei Quacksalber übten in der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts ihr Unwesen eben so schamlos, als in dem vorhergehenden Jahrhundert. Um diesem Unfug zu steuern, erließ der König Johann von Frankreich auf die Bitte der medicinischen Facultät zu Paris folgende Verordnung d):

„Wir von Gottes Gnaden Johann König von Frankreich thun hiemit Jedermänniglich kund, daß der Dekan und die Doctoren der medicinischen Facultät zu Paris uns unterthänig vorgestellt haben, wie Personen von allerlei Ständen und Geschlechtern, nämlich alte Frauen, entlaufene Bauern, Apotheker, Kräuterhändler und Studierende, sich damit befassen, in der Stadt und den Vorstädten von Paris ohne Zuziehung kundiger Aerzte starke Arzneien zu geben, deren unzeitiger Gebrauch Todesgefahren bringen kann.

c) So verstehe ich folgende Stelle, in welcher ich glaube, daß statt Apothecarius sive Herbarius-Apothecariis sive Herboriis gesetzt werden müsse. Et ne error inde possit contingere, ordinamus, quod Apothecarius sive Herbarius per Decanum nostrum, vel per sigillum super his, nec non etiam super aliis dubiis, si quae contigerint, certificetur decretum facultatis.

d) ap. Bulaeum IV. 672.

kann. Da solche Quacksalbereien sowohl dem Leben unserer Unterthanen, als der Ehre der Arzneikunde und ihrer Lehrer gleich nachtheilig sind; so ermangeln wir nicht, auf die Bitte der medicinischen Facultät auf ewige Zeiten zu verordnen, daß keiner sich unterstehe, in der Stadt und den Vorstädten von Paris irgend eine Arznei zu bereiten, oder zu verschreiben und anzurathen, wer nicht in Paris oder auf einer andern hohen Schule den Grund eines Doctors oder Licentiaten oder wenigstens die Erlaubniß erhalten hat, unter der Leitung eines erfahrnen Arztes die medicinische Praxis zu üben e). Wir geben daher unserm Prevot in Paris und dessen Stellvertretern und Nachfolgern auf, die gegenwärtige Verordnung streng zu vollziehen, und diejenigen, welche sie übertreten, nach Befinden der Umstände mit Geld- oder andern Strafen zu belegen." f)

Es scheint nicht, als wenn man in dem Jahre, wo der König Johann von Frankreich die mitgetheilte Verordnung publicirte, noch irgend etwas von ähnlichen früheren Verboten gewußt habe. Die medicinische Facultät begnügte sich mit der Auswirkung eines Königlichen Edicts, ohne den Official von Paris zu Hülfe zu rufen, oder ein von ihr selbst abgefaßtes Statut hinzuzufügen. In der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts gehörten weder Juden und Jüdinnen, noch auch Wundärzte von beiderlei Geschlecht zu dem in Paris pfuschernden Quacksalbern. An die Stelle derselben waren alte Weiber und schlaue Bauern getreten. Die Apotheker, Kräuterhändler und Studierenden waren die einzigen, welche im vierzehnten Jahrhundert das fortsetzten, was ihnen schon im vorhergehenden untersagt worden war.

Es ist sonderbar, daß die ersten Verbote gegen Quacksalber sich bloß auf die Stadt und Vorstädte von Paris beschränkten, da man annehmen darf, daß dieselbigen Uebel, welche man in der Hauptstadt zu heben suchte, auch in andern Städten und Gegenden des Reichs vorhanden waren. Erst im Jahr 1390 untersagte Carl VI. in einer allgemeinen Verordnung allen nicht gehörig geprüften

e) Das Königliche Edict zählt die Arzneien namentlich so auf: nullus ... aliquam medicinam alterativam, medicinamque laxativam, syrupum, electuarium, pilulas laxativas, clisteria qualiacumque propter timorem mortis ex fluxu, vel malis symptomatibus praegravativis, in quibus non est verisimile eos praefatos scire remedium adhibere, oppiatam, seu quamcunque aliam de caetero faciat, seu fieri consulat, ministrare, etc.

f) .. pecuniarias, vel alias civiles, prout jus et ratio suadebunt.

ten und privilegirten Personen die medicinische und chirurgische Praxis. Er trug nicht bloß dem Prevot in Paris, sondern auch allen übrigen Königlichen Richtern durch das ganze Reich auf, sorgfältig dahin zu sehen, daß nur erfahrne und geprüfte Aerzte und Wundärzte die Krankheiten und Schäden des Leibes behandeln möchten. Würden sie Jemanden finden, der unberufen den Arzt oder Wundarzt mache; so sollten sie ihm sein Gewerbe unter beliebigen Strafen verbieten. g)

g) l. c. 673 p.

Anfragen.

1.

Unter den Bäumen, welche ihrer zu erhaltenden Form wegen dem jährigen Schnitte unterworfen werden müssen, ist die Pyramide ohne Zweifel am schwersten zu bilden. Gewöhnlich wachsen die Zweige bei einem jungen Baume, die man, weil sie zu lang werden, verstutzen muß, im folgenden Jahre desto stärker, so daß man seine Absicht schwerlich damit erreicht, eine schöne Pyramidenform heraus zu bringen. Sollte nicht das neuerlich angerathene Biegen und Krümmen der stark wachsenden Zweige deren Wachsthum unterbrechen? Aber was würde man mit den krumm gebogenen Zweigen anfangen? Sie werden einen grossen Uebelstand verursachen, und also dennoch am Ende weggeschnitten werden müssen, mithin der Endzweck dadurch noch weniger erreicht werden.

In den bekannten Büchern über die Baumzucht findet man wohl Belehrung über den Schnitt der Spalier-Bäume, aber nicht über die Pyramiden. Man wünscht daher eine Nachweisung, wo man diesen Unterricht findet, und noch lieber würden die Baumliebhaber diese Anweisung zum Schnitt der jungen Pyramiden-Bäume von einem geschickten Baumgärtner in diesen Blättern zu lesen.

2.

Geben die Samenkörner der grossen Sonnenblume Oel? und was für welchen? Lohnt es sich der Mühe, solche dazu schlagen zu lassen? Hierüber erbittet man sich in diesen gemeinnützigen Blättern baldigst eine Auskunft.

3.

Welches sind die besten, nützlichsten und am wenigsten kostspieligen Garten-Befriedigungen, und wie verfährt man am zweckmäßigsten mit diesen besten Garten-Befriedigungen? Eine gründliche Beantwortung dieser Anfrage in dieser Zeitschrift würde recht sehr willkommen seyn.

Meteorologische Beobachtungen in Göttingen.

Monat Mai 1808. *)

Tage	Stunden	Barometer	Therm. F.	Therm. R.	Wetter	Wind	
1	5	2983	33	0	l. W.	W	0 — 1
	2	2993	59	12	w.	NW	0 — 1
	10	2998	44	6	h.	—	0 — 1
2	5	2902	36	2	h.	N	— 1
	2	2903	62	13	h.	SO	1 — 2
	10	2999	53	9	h.	—	2 — 3
3	5	2998	43	5	h.	OSO	0 — 1
	2	2990	68	16	l. W.	OSO	— 2
	10	2983	58	12	l. W.	—	1 — 2
4	5	2981	44	6	l. W.	SO	0 — 1
	2	2981	75	19	l. W.	SO	0 — 1
	10	2978	62	13	h.	—	0 — 1
5	5	2977	48	7	h.	SW	0 — 1
	2	2980	80	21	l. W.	SW	0 — 1
	10	2977	64	14	l. W.	—	0 — 1
6	5	2977	52	9	h.	SW	0 — 1
	2	2977	82	22	l. W.	SSW	0 — 1
	10	2974	64	14	l. W.	—	0 — 1
7	5	2973	53	9	l. W.	OSO	0 — 1
	2	2974	79	21	h.	OSO	— 1
	10	2970	66	15	h.	—	1 — 2
8	5	2969	50	8	w.	SO	0 — 1
**)	2	2968	79	21	w.	SO	1 —
	10	2964	59	12	l. W.	—	— 1
9	5	2962	54	10	b. W.	SW	0 — 1
	2	2971	68	16	b. W.	SW	0 — 1
	10	2982	55	10	l. W.	—	0 — 1

*) Die Beschaffenheit der Instrumente und Maaßen, deren man sich bedient, s. N. Hann. Mag. vom J. 1807. St. 14. S. 209.

**) Gegen 3 Uhr Nachittags stieg ein Gewitter in S. auf, das langsam über die Stadt nach N. zog. Dabei erfolgten einige heftige Donnerschläge und etwas Regen.

Tage	Stunden	Barometer	Therm. F.	Therm. R.	Wetter	Wind	
10	5	2989	49	8	d. W.	W	0 — 1
	2	2997	68	16	d. W.	SW	0 — 1
	10	3000	56	12	d. W.	—	0 — 1
11	5	3000	48	7	w.	WSW	0 — 1
*)	2	3007	74	19	d. W.	SSW	— 1
	10	3008	59	12	N.	—	0 — 1
12	5	3014	55	10	r.	NNW	0 — 1
	2	3021	69	16	w.	NW	0 — 1
	10	3022	58	12	tr.	—	0 — 1
13	5	3022	54	10	N.	NNW	0 — 1
	2	3023	66	15	r.	NNW	0 — 1
	10	3022	56	12	w.	—	0 — 1
14	5	3020	53	9	tr.	SW	0 — 1
**)	2	3016	73	18	w.	SW	0 — 1
	10	3012	59	12	N.	—	0 — 1
15	5	3006	57	11	r.	NW	0 — 1
	2	3007	73	18	d. W.	NW	— 1
	10	3007	57	11	l. W.	—	0 — 1
16	5	3006	50	8	l. W.	NW	0 — 1
	2	3007	80	21	l W.	NW	— 1
	10	3003	66	15	w.	—	0 — 1
17	5	2995	60	12	w.	W	— 1
	2	2995	78	20	l. W.	W	1 — 2
	10	2997	63	24	l. W.	—	— 1
18	5	2989	58	12	N.	N	— 1
***)	2	2991	64	14	d. W.	NW	1 — 2
	10	2997	49	8	tr.	—	1 —
19	5	3004	45	6	tr.	NW	0 — 1
	2	3010	58	12	d W.	NW	1 — 2
	10	3008	49	8	w.	—	1 —

*) Nachmittags nach 2 Uhr stieg in W. abermals ein Gewitter auf, das sich nach NO zog, die Stadt an der Nordseite vorbei. Einige starke Donnerschläge und wenig Regen erfolgte.

**) Ab. 9 Uhr. Eine Gewitterwolke zeigte sich in NO und bewegte sich nach S. zu mit einigen Donnerschlägen und kleinem Regen.

***) Nachm. stellte sich ein stinkender dicker Heerrauch ein, der jedoch in der folgenden Nacht ganz wieder verschwand.

Tage	Stunden	Barometer	Therm. F.	Therm. R.	Wetter	Wind.	
20	5	3005	39	3	w.	N	0 — 1
	2	2993	62	13	h.	N	— 1
	10	2989	50	8	h.	—	1 —
21	5	2984	43	5	l. W.	N	0 — 1
	2	2978	68	16	w.	S	0 — 1
	10	2969	58	12	R.	—	0 — 1
22	5	2900	47	7	l. W.	S	0 — 1
	2	2953	70	17	r.	S	0 — 1
	10	2947	58	12	r.	—	0 — 1
23	5	2952	54	10	tr.	W	0 — 1
	2	2966	63	14	r.	W	2 —
	10	2967	57	11	d. W.	—	— 1
24	5	2982	50	8	R.	W	0 — 1
	2	2988	69	16	w.	SW	1 — 2
	10	2994	56	11	r.	—	0 — 1
25	5	2997	46	6	l. W.	NW	0 — 1
	2	3000	69	16	w.	SW	1 —
	10	2996	56	11	h.	—	0 — 1
26	5	2989	50	8	l. W.	O	0 — 1
	2	2986	78	20	l. W.	O	1 — 2
	10	2977	61	13	l. W.	—	— 1
27	5	2977	54	10	r.	O	0 — 1
	2	2978	57	11	r.	O	1 —
	10	2983	56	11	tr.	—	— 1
28	5	2988	53	9	w.	OSO	0 — 1
	2	2997	69	16	l. W.	SO	1 — 2
	10	3003	54	12	l. W.	—	0 — 1
29	5	3009	46	6	l. W.	SO	0 — 1
	2	3005	74	19	l. W.	SO	1 — 2
	10	3006	60	12	l. W.	—	0 — 1
30	5	3006	45	16	l. W.	SO	0 — 1
	2	3013	76	20	l. W.	SO	1 —
	10	3010	59	12	l. W.	—	0 — 1
31	5	3008	47	7	h.	ONO	0 — 1
	2	2998	78	20	h.	O	0 — 1
	10	2992	65	15	l. W.	—	1 —

F. C. W.

Hannoversches Magazin.

92tes Stück.

Montag, den 14ten November 1808.

Einige Bemerkungen über den Laubfrosch.

Der Laubfrosch (Rana arborea) ist, seit ungefähr 30 Jahren, ein Lieblings-Thier der Menschen geworden, und hat sich durch seine Geschicklichkeit, die Veränderung des Wetters anzuzeigen, recht viel Ansehen und viel Freunde erworben. Von Damen und Herren, unter Vornehmen und Geringen, wird er in ihren Wohnzimmern aufbewahrt, und in seinem gläsernen Hause mit Vergnügen und Nutzen beobachtet.

Der Laubfrosch entsteht aus kleinen schwarzen Eierchen, welche das Weibchen im Anfange des Frühlings ins Wasser legt, wo sie alsdann von der Sonnenhitze ausgebrütet werden. Gewöhnlich findet man viele dieser Eierchen, die in einem durchsichtigen Gallert zusammenhängen, und unter dem Namen Froschleich bekannt sind. Aus jedem Eie entsteht zuerst ein schwarzbraunes geschwänztes Froschwürmchen, zu dessen ersterer Nahrung jener Gallert dient. An die acht bis neun Wochen bringt es im Wasser zu, ehe es die Hinter- dann die Vorderfüße bekommt, den Schwanz verliert, und als ein vierfüßiges kleines Laubfröschchen umherhüpfen kann. Schreein aber kann dieser kleine Laubfrosch noch nicht, erst dann, wenn er anfängt, mannbar zu werden, läßt er seine Stimme hören, und hiezu bedarf er drei volle Jahre, die größtentheils von ihm im Wasser verlebt werden. Ueberhaupt schreiet auch nur das Männchen a), und man wird, wenn man ein Weibchen oder jungen Laubfrosch im Glase zum Wetterbeobachten aufbewahrt, vergebens auf ihre Ankündigung hoffen; durch eine gewisse Unruhe,

a) Die Männchen unterscheiden sich in ihrer Bildung von den Weibchen durch ihre lappige Kehlenhaut, die bei jenen weit länger herunterhängt, als bei diesen und bei weitem stärker zittert. Je älter der Frosch wird, um desto mehr fängt sie an ins Schwärzliche zu fallen. Ferner haben die Männchen an beiden Seiten des Körpers zwei schwarze Streifen.

ruhe, durch Baden im Wasser geben sie indeß, eben so, wie jener, zu erkennen, daß die Luft unelastischer geworden sey. Die Bildung der Laubfrösche kömmt fast mit der Bildung eines andern Frosches überein. Sie haben einen glatten Körper, der vorn breit und hinten schmal ist, schwarze hellglänzende Augen, einen weißen Bauch und grasgrünen Rücken, jedoch ist die Farbe bei ihnen verschieden und veränderlich. Es giebt braungesprenkelte und grasgrüne. Die noch nicht ganz grünen scheinen noch nicht völlig ausgewachsen zu seyn. Am deutlichsten aber unterscheidet der Laubfrosch sich von allen andern Froscharten durch die Einrichtung seiner Füße. Zwar besitzt er auch, wie jene, an den Vorderfüßen vier und an den Hinterfüßen fünf gespaltene Finger, aber die letztern sind nur mit einer halben Schwimmhaut verbunden, und an der Spitze eines jeden Fingers befindet sich ein Knoten oder Halbkugel, den man bei allen andern Fröschen gänzlich vermißt. Vermöge dieser Knoten kann er schnell auf die Bäume klettern, sich an Zweige und Blätter hängen, und an der glättesten Fläche fest halten. Mehrere Naturforscher b) behaupten, daß jene Knoten seiner Füße mit einem zähen klebrichten Safte angefüllt wären, den das Thier auspressen und sich damit an den glatten Flächen ankleben und festhalten könnte. Wahrscheinlicher aber ist es, daß er vom Drucke der Luft, — wie dies bei den Fliegen und andern dergleichen Insekten der Fall ist, — angedrückt und festgehalten werde. Beobachtet man jene Knoten durch ein Vergrösserungsglas, so findet man keine Löcherchen, wodurch ein zäher klebrigter Saft dringen könnte; man findet vielmehr unten eine helle Krystallkugel. Ueber diese ragt der ovale Rücken des Knotens, der in einem Gelenke beweglich ist, hervor, und endigt sich in einem scharfen Rande. Drückt nun der Frosch seinen Fuß auf eine glatte Fläche, so wird das helle Kügelchen breit, und legt sich wie ein nasses Leder an. Der Druck der äussern Luft auf die halbrunde Oberfläche ist dann um desto stärker, und sichert ihn gänzlich vor dem Heruntergleiten. Hiezu kömmt noch sein glatter Bauch und seine Kehlhaut, die ihm ebenfalls als Mittel dienen, sich desto fester anzudrücken. Bringt man ihn unter die gläserne Klocke einer Luftpumpe, und nimmt die Luft weg, so fällt er sogleich von der Seite des Glases herunter, zum deutlichsten Beweise, daß ihn die Luft zuvor angedrückt habe. Die Nahrung des Laubfrosches besteht aus Mücken, Fliegen und andern kleinen Insekten, welche er alle lebendig hascht und verschluckt. Hat sein Magen den Saft daraus gesogen, so giebt er sie in Schleim gehüllt, in der Gestalt eines

klei-

b) Siehe Blumenbachs Naturgeschichte.

kleinen Püpchens, wieder von sich. Todte Insekten frißt er nie, wenn sie auch gleich noch ganz frisch sind, und er mehrere Tage gehungert hat. Ueberhaupt können diese Thiere lange hungern, und man bemerkt an ihnen weiter keine Veränderung, als daß sie sehr mager werden.

Gegen den Winter begiebt sich der Laubfrosch, so wie alle andere Frösche, ins Wasser, verkriecht sich im Schlamme und erstarret. Selbst die stärkste Kälte schadet ihm nicht, er gefriert und thauet wieder auf, und wenn der warme Frühling kömmt, so kommt er auch mit verjüngten Kräften wieder zum Vorschein, und sucht in Hecken, auf Bäumen und Blättern seine Nahrung.

Das Männchen schreiet gewöhnlich alle Tage zweimal, des Morgens und des Abends, und giebt ausserdem bei heiterm Wetter nur dann einen Laut von sich, wenn es Töne hört, welche mit den seinigen eine Aehnlichkeit haben; wenn aber ein Regenwetter eintreten will, so verkündigt er es vorher mit lautem Geschrei. Dieser leztere Umstand hat dann auch veranlaßt, daß man ihn fängt, in große Gläser sezt, und als einen Wetterpropheten beobachtet c). Zu diesem Endzwecke wählt man am besten recht große und geräumige Gläser, füllt sie beinahe bis zur Hälfte mit Wasser an und sezt eine kleine Leiter, oder einen Stuhl darin; jedoch muß dieser über dem Wasser hervorstehen, und dann verdeckt man das Glas. In dem Deckel aber müssen mehrere kleine Oeffnungen seyn, damit die freie Luft ungehindert auf den Laubfrosch wirken kann. Ob nun seine Anzeige bei Veränderung des Wetters in der Natur gegründet oder ein Aberglaube sey, dies läßt sich allein durch genaue Beobachtung, die man über ihn angestellt hat, bestimmen. Alles, was ich von diesem merkwürdigen Thiere gelesen habe, und meine eigene mehrjährige Erfahrung erklärt sich entscheidend für den erstern Fall.

Die Laubfrösche sind, wenn man gehörig mit ihnen verfährt, richtigere Wetterpropheten, als nur irgend ein Barometer seyn kann. Sie zeigen aber, wie dies auch der Fall bei einem jeden Barometer ist, eigentlich nicht das Trockne oder Feuchte der Luft, sondern vielmehr den vermehrten oder den verminderten Grad ihrer

c) Beobachtungen, die man über ihn in einem freien Zimmer anstellt, sind immer richtiger, als die in einem engen und verschlossenen bewohnten Zimmer gemacht werden. Der Grund hievon ist, daß die in einem verschlossenen aber von Menschen bewohnten Zimmer sich befindende Luft durch zufällige Umstände an ihrer Elasticität gewinnt, oder verliert, mithin verschieden von der Luft im Freien bleibt.

Elasticität an d). Je elastischer die Luft ist, um desto stärker äussert sie ihren Druck auf das Quecksilber in der offenen Kugel des Barometers und treibt es in der daran befindlichen luftleeren Röhre in die Höhe; bei verminderter Elasticität aber wird auch ihr Druck auf jenes geringer, und es sinkt, vermöge seiner Schwere, in der Röhre herunter e).

Eben so, wie hier, äussert auch die Elasticität der Luft ihre Wirkung auf den Laubfrosch. Je reiner und heiterer, je elastischer die Luft ist, um desto wohler befindet er sich, und sitzt ruhig, als Gefangener auf seiner Bank, oder klebt am Glase; aber dann, wenn die Luft unelastisch zu werden anfängt, so wird er unruhig, giebt seine Aengstlichkeit durch lautes Schreien zu erkennen, und nimmt, wenn das ihm keine Erleichterung verschafft, seine Zuflucht zu dem Elemente, das ihn gegen die Gefahren schützt; er springt ins Wasser.

Da nun Feuchtigkeit die Elasticität vermindert, ja ganz aufheben kann: so folgt hieraus, daß zu der Zeit, da sich viele wäßrige Dünste in der Atmosphäre anhäusen, auch dadurch ihre Elasticität vermindert werden müsse, und das um desto mehr, je stärker jene Anhäufung ist. Mit Recht aber können wir dann vermuthen, daß bald Regen erfolgen werde. Indeß nur so lange, als jene Dünste in der Luft schweben und sich anhäusen, dauert die Abnahme der Luftelasticität, sobald sie sich vereinigen und in Tropfen herunterfallen, verstärkt sie sich auch wieder.

Daraus läßt es sich erklären, daß oft mitten unter den heftigsten Regengüssen das Quecksilber im Barometer zu steigen anfängt, und der Laubfrosch seine Schutzwehr verläßt und sich in die Höhe auf seine Bank begiebt. Bei lange anhaltendem Regenwetter aber bleibt er beständig im Wasser, streckt ängstlich die Füße aus und scheint convulsivische Zufälle zu bekommen. Nur der Reitz einer in sein Glas gelassenen Fliege kann ihn bewegen, auf einige Augenblicke in die Höhe zu steigen.

Je älter der Laubfrosch wird, um desto reitzbarer und empfindlicher scheint auch sein Gefühl zu werden. Wenn man alte und junge Laubfrösche zusammen in ein Glas setzt, so kann man deut-

d) Elastisch, oder mit einer Federkraft versehen, nennt man diejenigen Körper, die, wenn man sie preßt, biegt, kurz, ihnen eine andere Gestalt giebt, als sie vorhin besaßen, sich dann von selbst in ihre vorige Gestalt versetzen, sobald das aufhört auf sie zu wirken, was ihre Gestalt veränderte.

e) Die Schwere der Luft kann dies nicht bewirken, denn sonst müßte das Quecksilber im Barometer kurz vor einem Gewitter steigen, weil alsdann die Luft vermöge der vielen Dünste, die sich in ihr befinden, bei weitem schwerer, als zu einer andern Zeit ist.

deutlich wahrnehmen, daß die Zeichen des Mißbehagens bei weitem stärker bei jenen, als bei diesen sind.

Der Grund, warum die Elasticität der Luft besonders auf diese Thierchen wirke, liegt höchst wahrscheinlich in der besonderen Einrichtung ihrer Lungen. Vielleicht sind diese in verhältnißmäßige kleinere Fächer abgetheilt, als bei andern Thieren, wenigstens scheint dies sein ausnehmend geschwindes Athemholen, welches vorzüglich durch die äusserst schnelle zitternde Bewegung der untern Kehlenhaut bemerkbar wird, zu bestätigen. Wird nun sein Athemholen noch durch die Unelasticität der Luft erschwert, fehlt der gehörige Druck auf sein Blut, so müssen hiedurch in ihm unangenehme Empfindungen erregt werden. Daher sein ungewöhnliches Schreien, und dann die Zurückkehr in sein zweites Element, das ihm auch ohne Athemzug sein Leben fristet.

Bestimmter und richtiger aber hierüber zu urtheilen, dazu fehlt es mir noch an hinlänglichen Versuchen, die mir jetzt anzustellen Zeit und Lage verbieten. Einen Versuch aber, der noch mehr Licht über das Gesagte verbreiten würde, und auf den ich erst bei Entwerfung dieses kurzen Aufsatzes gekommen bin, könnte einer oder der andere meiner Leser mit wenig Mühe anstellen, nämlich einen Laubfrosch in seinem Gefängniß unter eine Luftpumpe zu bringen, allmählich den Grad der Luftelasticität zu vermindern, und dann das Verhalten des Laubfrosches nach einem Barometer zu bemerken. Ich zweifle nicht daran, daß er, wie dieses fällt, unruhig werden und sich ins Wasser begeben würde; doch kann es seyn, daß ich irre; ein jeder aber, der meine Erkenntniß hierüber berichtigte, würde mir sehr schätzbar und angenehm seyn.

D. S.

Kurze Nachricht von dem diesjährigen hiesigen Reisbau,

nebst Beschreibung einer sehr einfachen und wohlfeilen Enthülsungsmaschine des Reises.

In Indien, wo man bekanntlich zweimal im Jahre erndtet, wird der Reis im December und Anfangs Mai gesäet, sobald er die gehörige Größe erreicht hat, in ein dazu zubereitetes Land verpflanzt, Abends und Morgens gewässert, so daß er beständig unter Wasser steht, und mit dem Wässern bis

bis zur Reife fortgefahren, weil von der dortigen großen Sonnenhitze fast jeder im Trocknen stehende Grashalm verdorret.

Bei uns ist diese Bewässerung völlig unnöthig, denn der Reis wächst sowohl in niedrigen und feuchten, als in hohen und trocknen Gegenden, wie die mehrjährigen hiesigen Versuche mit dessen Anbau auf trocknem Sandlande ergeben haben, und die Erfahrung bei den Bergbewohnern Hindostans beweiset; nur daß diese mit einer etwas minder einträglichen Erndte zufrieden seyn müssen. Ja es giebt Reissorten, welche, wo nicht besser, doch völlig eben so gut auf Höhen und trocknen Gegenden gedeihen, als auf feuchtem sumpfigen Lande, wie zum Beispiel der **Bergreis** (Oryza montana) und der **schwarze Reis** (Oryza glutinosa).

Vor mehreren Jahren bereits wurden einem hiesigen Mitgliede der nunmehrigen Königl. Sächsischen Leipziger ökonomischen Societät, von deren beständigem Secretair, dem verdienstvollen, kürzlich in Dresden verstorbenen Commissionsrath Riem, einige Reiskörner geschickt, die in dem dortigen ökonomischen Garten erzielt worden. Man pflanzte davon 20 Körner im Anfangs Mais auf ein Blumenbeet im Garten, und erhielt nach ungefähr 3 Monaten eine Viertelmetze guten Reis. Ein anderer hiesiger Oekonom, der unter andern Sämereien auch etwas Reis aus Indien mitgebracht hatte, pflanzte im Mai einige Körner davon, wovon 2 Körner in der Mitte Mais keimten. Anfangs Julii hatte das eine 14 und das andere 23 Halme geschossen; im Anfange des Septembers waren sie völlig reif. Der Busch von 14 Halmen hatte 223 Körner, und der von 23 Halmen 375 Körner.

Eine Viertelmetze Reis, welchen man um die Zeit, da der Hafer gesäet wird, ganz dünne auf Feldland streuet, wird, noch ehe der Hafer gemähet werden kann, völlig reif, und liefert, nachdem er ausgedroschen und gehörig gereinigt worden, 2¼ Himten.

Fast immer ist die Mühe derer, die im hiesigen Lande Versuche gemacht haben, Reis zu säen, auch bei ganz mittelmäßigem Boden, durch einen mehr als 25 bis 30fältigen Fruchtertrag belohnt, und seit 5 Jahren sind, wie man erfahren, von mehrern dergleichen leichte Versuche angestellt und jedesmal fielen ihre Reiserndten sehr ergiebig aus. Vorzüglich auch dieses Jahr ist dieses hier um Hannover der Fall gewesen. Von einem Pfunde ausgesäetem Reise betrug die diesjährige Erndte 1½, ja bei einigen 1¾ Himten frisch gemessen. Demohngeachtet aber ist bis jetzt der hiesige Reisbau noch immer nicht so stark betrieben, als solcher hätte betrieben werden können, und zwar blos allein deswegen, weil man seinen geerndteten Reis nicht zu enthülsen wußte. Kein Müller versteht solchen zu enthülsen, und schickt man ihn ganz trocken auf die gewöhnlichen Grütz- und Graupenmühlen, so zerspringen die Körner,

und

und bei einiger Anfeuchtung ist es unmöglich, sie zu enthülsen.

Ein gewisser hiesiger Landwirth hatte durch mehrjährige Aussaat 40 Himten Reis eingesammelt, und nach vielen vergeblichen Versuchen, solchen zu enthülsen, fütterte er endlich seine Schweine damit.

Beinahe scheint es, als wenn die äusserst einfache und wohlfeile Maschine zur Enthülsung des Reises, die sich jeder Landmann sehr leicht selbst verfertigen kann, welche der Herr Escadron-Chirurgus Frederichs bereits vor 15 Jahren in diesen Blättern seinen Landsleuten bekannt machte, und mit der die Einwohner Indiens ihren Reis enthülsen, den hiesigen Reisanbauern gar nicht bekannt geworden, oder völlig wieder in Vergessenheit gerathen sey.

Diese Maschine wird auf folgende Art verfertigt: Aus einem 2½ Fuß hohen Stamme von festem Holze wird ein Mörser gemacht, der 10 Zoll im innern Durchmesser hält. Der concav ausgehöhlte Boden des Mörsers muß ¼ Fuß dick seyn; und es bleiben also für seine innere Tiefe 2 Fuß übrig. Zu diesem Mörser läßt man eine Cylinderstampfe von festem schwerem Holze verfertigen, die 4 Fuß lang seyn und 3 Zoll im Durchmesser halten muß. Um das Gewicht dieser Cylinderstampfe zu vermehren und das Zersplittern derselben zu verhindern, wird der untere Seitentheil mit einem bleiernen Bande versehen.

In diese an sich so einfache Maschine, welche sich jeder leicht selbst verfertigen kann, wird von dem recht trocken gemachten Reise ½ Spint gegeben, und durch mäßiges Stampfen in kurzer Zeit enthülset, durch Schwingen, Worfeln u. s. w. wird er von den Hülsen befreiet. Um nun den bereits enthülseten Körnern die gehörige Weiße zu geben, wird eine doppelt starke Portion in den Mörser gethan, und so lange gestampft, bis sie hinlängiich weiß sind. Je mehr Zeit man hierauf verwenden will, je mehr wird man diese Absicht erreicht sehen. Eine Person kann in dieser einfachen und wohlfeilen Maschine in 2 bis 3 Stunden einen Himten völlig enthülseten und brauchbaren Reis liefern.

Unser durch Verfertigung vieler neuer Ackerbaugeräthschaften und deren Modelle im In- und Auslande allgemein rühmlichst bekannte geschickte Wallmeister Herr Engelke, wird gewiß jedem, der es verlangt, für ein Billiges diese Reisenthülsungsmaschine verfertigen lassen; vielleicht bringt dieser erfinderische thätige Mann auch noch gar Verbesserungen bei der Maschine an, die, wie man mit Recht behaupten kann, wegen ihrer Einfachheit, Wohlfeilheit und in Hinsicht auf die geschwinde und leichte Bereitung, alle Aufmerksamkeit verdient.

Hannover im Nov. 1808.

Zucker aus Aepfelsaft zu bereiten.

Man preßt die Aepfel und mischt dann sehr fein gestoßenen Kalkstaub durch ein Sieb in den Aepfelmost. Hiedurch wird der Saft hell und von seinen hefigen Theilen befreiet. Wenn der Kalkstaub sich gesetzt hat, muß der Saft in kupferne Kessel abgegossen und über das Feuer gesetzt werden, um ihm keine Zeit zum Uebergange in Gährung zu lassen. Der über dem Feuer befindliche Saft wird sorgfältig geschäumt, jedoch nicht mit einem eisernen Schaumlöffel, weil die in dem Safte befindlichen Säuren, deren Kraft durch die Hitze noch verstärkt wird, das Metall angreifen, einige Theile desselben auflösen, den Syrup und den Zukker schwärzen, und beiden einen eisenartigen Geschmack mittheilen würden. Wenn der Rauch sich etwas mindert, so bringt man etwas Kalkwasser in den Saft, welches sich mit den hefigen Theilen des Cyders mischt und sie auf die Oberfläche des Wassers emportreibt. Diese Zuthat von Kalkwasser muß jedoch sehr mäßig seyn, um nicht den Zucker selbst anzugreifen. Vielleicht wäre es daher besser, statt des Wassers eine kleine Dosis gepulverte, durch ein Sieb geschlagene Kalkerde zu brauchen. Ist der Syrup bis zu dem Grade verdickt, daß die Krystallisirung des Zukkers erfolgen kann, so bringt man ihn in Formen von gebrannter Erde oder Holz und läßt ihn abkühlen. Er darf nicht zu stark zusammenkochen, weil er immer noch hefige Theile enthält, die zu nahe zusammengebracht werden und die Krystallisirung des Zuckers nur aufhalten würden. Sobald dieses geschehen ist, läßt man den in der Form befindlichen Syrup ablaufen und ihn zum zweiten und dritten Male auf die vorige Art kochen, um aus ihm wieder Zucker abzuziehen. Das Zuckerwasser, welches davon übrig bleibt und keine Krystallisation mehr bilden kann, dürfte endlich mit dem Schaume und dem Wasser vermischt werden. In diesem Falle würde man nach einer darin erfolgten Gährung durch die Destillation einen Zuckerwein erhalten. Oder man mischte dieses Zuckerwasser mit zu der Cydermasse. — Mit dem Birnmoste, mit den Kirschen, ja sogar mit gewissen Traubenarten, den Chassalas und dem Muskat, ist dies bei nemlicher Verfahrungsart eben der Fall. — Zur Bereitung dieses Zuckers bedarf es keiner kostbaren Geräthe. Eine Presse für die Früchte, einige große kupferne Siedkessel, einige Schaumkellen und endlich, nebst den Rührstäben, noch einige Formen aus Holz oder gebrannter Erde, sind die Geräthschaften alle, deren man zu diesem Geschäft bedarf. Mit eben so einfachen Werkzeugen wird der Zukker von den Bewohnern in Cochinchina und andern Völkerschaften Asiens verfertigt.

Hannoversches Magazin.

93tes Stück.

Freitag, den 18ten November 1808.

Das Carlsbad in Böhmen.

Vom Doctor Franz Sartori. *)

Unter allen Gesundbrunnen Deutschlands, und selbst Europens gebührt der warmen mineralischen Quelle zu Carlsbad einer der ersten Plätze.

Der Ort, wo die schaffende Hand der Natur diese höchst merkwürdige und nun bereits seit mehr als 400 Jahren der leidenden Menschheit wohlthätige Quelle angelegt hat, liegt in dem Thale des kleinen Töplflusses, im Ellbogenkreise Böhmens, funfzehn Meilen von Prag entfernt.

Als Kaiser Carl IV. im Jahre 1370 sich eine Zeitlang in Steinellbogen aufhielt und in dieser Gegend mit Jagen belustigte, gerieth ein Jagdhund im Verfolgen eines Hirsches in das heiße Wasser, lockte durch sein Geschrei Leute herbei, und die Carlsbader Sprudelquelle wurde auf diese Art entdeckt.

Bald nach dieser Entdeckung und Bekanntmachung wurde das heutige Carlsbader Thal von den Bewohnern eines benachbarten Dorfs bevölkert, dessen Ueberbleibsel man noch eine Viertelstunde von Carlsbad in den hiesigen Wäldern sehen kann; man fand in den alten Kellergemäuren und in den Resten einer ehemaligen dem heiligen Bernhard geweihten Kirche dieses Dorfs viele eingemauerte Sprudelsteine, die genugsam beweisen, daß der

*) Des Herrn Doctor Franz Sartori in Wien gegenwärtige Beschreibung des Carlbades ist die wichtigste, vollständigste und allergenaueste, die wir bis jetzt von diesem berühmten Bade haben. Sie ist ein getreuer kurzer Auszug aus einem Buche, das wohl sehr wenige besitzen, und in welchem nur wenige diese Beschreibung suchen werden, nemlich aus den Naturwundern des Oesterreichischen Kaiserthums. Vom Doctor Franz Sartori. Wien 1807. mit Kupf. Theil 1. S. 41 f.

der Sprudel den vorherigen Bewohnern dieser Gegend nicht unbekannt war.

Ausser dem Sprudel, als der ältesten und bekanntesten und in jeder Rücksicht merkwürdigsten unter den hiesigen warmen Quellen, sind noch fünf andere, nemlich der Neubrunnen, das Mühlbad, der Gartenbrunnen, der Schloßbrunnen und der Felsenbrunnen, ordentlich gefaßt, und theils zum innern, theils zum äusserlichen Gebrauch eingerichtet.

Die stärkste und heißeste dieser Quellen bricht, von den übrigen entfernt, mitten in der Stadt unter der Kirche, am Ufer des Töplflusses und am Fuße des über die Prager Straße gegen Südost mit stetem Abfallen fortlaufenden Dreikreuzberges aus. Seinen Namen hat der Sprudel von dem Aufsprudeln des Wassers. Man nennt ihn auch den Brudel, von der Menge der Wasserdämpfe, welche er beständig ausstößt. Da der Sprudel tiefer liegt, als das ihm umgebende Land, so ist eine Mauer um denselben geführt worden, in deren Umfange drei Ellen über der Wasserfläche desselben sich ein hölzerner Boden befindet, auf welchem man zu dem sogenannten Springer gelangt. Dieser Springer, eine hölzerne, senkrecht in eine Oeffnung der Sprudelschale befestigte, 3 Zoll im innern Raum weite Röhre, aus welcher das heiße Sprudelwasser durch die Kraft der unter der Sprudelschale angesammelten elastischen Dünste mit Macht empor steigt, liefert ununterbrochen das zum Trinken und Baden erforderliche Wasser.

Sieben andere Sprudelöffnungen befinden sich ausser dem Springer noch unter der Bretterdecke, und können daher nur dann gesehen werden, wenn diese aus besondern Veranlassungen, z. E. bei Reinigung der Oeffnungen vom Sprudelstein, aufgehoben wird. Von diesen geben drei wenig oder gar kein Wasser mehr; fünf Oeffnungen mit jener des Springers werden für hinlänglich gehalten, alles Wasser zu Tage zu fördern, was in der Gegend des Sprudels ausgestoßen wird. Die achte Oeffnung wurde erst im Frühjahr 1797 gebohrt, da eine ältere wenig Wasser zu geben anfing.

Die Weite der Oeffnungen ist durchaus 5 Zoll; das heiße Sprudelwasser dringt durch die, in die feste Toffsteindecke, die an verschiedenen Orten von einer halben bis zu zwei Ellen dick ist, durchgeschlagene Oeffnung mit Macht hervor; damit nun das Sprudelwasser durch die Springröhre zu der gewöhnlichen Höhe von 4 Ellen emporsteige, so müssen in den übrigen vier Oeffnungen hölzerne, noch etwas weitere Ständer als die Oeffnungen in der Steindecke sind, eingesetzt werden, die sich alsdann, da unten alles wohl verstopft wird, bis auf eine bestimmte Höhe, wo durch einen viereckigen Ausschnitt das Wasser wieder abfallen kann, mit Sprudelwasser anfüllen, und durch ihren Gegendruck das Was-

ser

ser im Springer zu der geforderten Höhe treiben.

Ausser diesen, im Bezirk der um den Sprudel herumlaufenden Mauer, befindlichen sieben Oeffnungen ist noch eine achte im Durchschnitt jener völlig gleiche Oeffnung ausser derselben am Ufer des Teplflusses. Sie liegt tiefer als der Sprudel, ist beständig mit einem Pflock verstopft, und wird nur dann geöffnet, wenn wegen nöthiger Arbeit im Sprudel das Wasser abgeleitet werden muß.

Im Ganzen kann man mit Wahrscheinlichkeit annehmen, daß sich die Sprudelschale vom Sprudel aus auf- und abwärts durch die Hälfte der Stadt ausbreitet, und daß in dieser ganzen Strecke sich ebenfalls unter ihr heißes Wasser befinde.

Dieses künstliche steinerne Behältniß ist aber nicht ganz mit Wasser angefüllt; ein beträchtlicher Theil der im Carlsbader Wasser enthaltenen Luftsäure, oder des kohlensauren Gases, wird zugleich mit einer großen Menge elastischer Wasserdämpfe durch die Gewalt der Hitze entbunden, und füllt beständig den Raum zwischen dem Spiegel des Wassers und dem das Ganze einschließenden steinernen Gewölbe an. Die Dehnbarkeit dieser luftförmigen Flüssigkeiten wird durch die Hitze selbst sehr beträchtlich vermehrt, und würde, da ihre ausdehnende Gewalt, wie bekannt, ausserordentlich ist, die Sprudelschale zersprengen, wie das auch zu manchen Zeiten schon geschehen ist, wenn man nicht darauf bedacht wäre, die bereits vorhandenen Oeffnungen der Sprudelschale, den Springer nemlich und seine Nebenöffnungen, beständig offen zu erhalten.

Eine besonders merkwürdige Erscheinung ist das stoßweise Springen des Sprudels. Das Wasser bricht nemlich nicht in einem beständigen Strahle, wie in einer Fontaine, durch die Röhre des Springers hervor, sondern es wird in schnell auf einander folgenden Stößen, deren zwischen vierzig und sechzig in einer Minute gezählt werden können, über die Mündung der Röhre herausgeworfen. Die Stöße selbst, als auch die jedesmal hervorbrechende Menge des Wassers, sind ihrer Beträchtlichkeit nach sehr verschieden. Gewöhnlich folgt auf acht bis zehn schnellere, aber auch zugleich schwächere und an Wasser weniger ergiebige Stöße einer, der seine Vorgänger an Heftigkeit, Höhe und Reichthum des Wassers bei weitem übertrifft. Das herausgeflossene Wasser kommt zerstreut, weiß und schäumend zum Vorschein.

Eine solche Art des Sprunges läßt sich bei reiflicher Betrachtung nicht nach der Theorie gemeiner Springbrunnen durch den Druck des von einer gewissen Höhe herabfallenden Sprudelwassers erklären, wie viele bisher glaubten; desto zuverlässiger aber ist es, daß das Ganze durch die Kräfte der unter der Sprudelschale in großer Menge ein-

eingeschlossenen elastischen Dämpfe und Luftarten bewirkt wird.

Die Temperatur des Sprudelwassers ist gleich da, wo es durch die Mündung der Sprudelschale hervorbricht, beinahe 60 Grad nach Reaumur; die Temperatur des durch den Springer herausgeworfenen Wassers, ist schon um einige Grade geringer. Der Geschmack des Sprudelwassers, so wie auch des Wassers aus den übrigen Quellen in etwas geringerm Grade, ist gelind gesalzen, etwas laugenhaft und herbe; nachdem das Wasser geschöpft ist, verliert es viel von einem gewissen eigenen Geschmack, den es nur unmittelbar an seiner Quelle besitzt, und den man allgemein den eigentlichen mineralischen Geschmack nennt.

An der Quelle selbst ist das Carlsbader Wasser hell und klar, an der freien Luft aber wird es noch vor seinem gänzlichen Erkühlen etwas weniges milchicht. Die Oberfläche erhält eine weißliche Haut, am Boden des Glases erscheint ein gelblicher Satz, der um so stärker ist, je länger das Wasser gestanden hat. Das Wasser erhält während dieser Veränderungen einen stärkern Salzgeschmack, als es gleich aus der Quelle hatte, verliert aber in demselben Verhältnisse seinen übrigen mineralischen Geschmack, und bekommt ihn auch dann nicht wieder, wenn es auf seine Temperatur zurückgebracht wird. Es bleibt dann ein schales gelind gesalzenes Getränk. Will man daher das Carlsbader Wasser unzersetzt erhalten und gegen Fäulung schützen, so muß es unverzüglich in gute verglasete oder ganz gläserne Gefäße gefüllt und vor dem Zutritt der Luft gesichert werden.

Die ganze Masse des zu Carlsbad aus dem unterirdischen Sprudelkessel ausfließenden Wassers beträgt sehr wahrscheinlich 1500 Eimer in einer Stunde.

Die bei weitem grössere Anzahl der Nebenquellen des Carlsbader Mineralwassers, die zugleich, ohne Nachtheil des Sprudels, in fortwährendem Gange sind, befinden sich längs dem linken Ufer des Töplflusses, am Markte, in der Gegend des Rathhauses und der Apotheke, und weiter hinab an der Mühle.

Das unter dem Namen Carlsbader Salz in den Apotheken vorkommende Produkt ist erst seit Anfang dieses Jahrhunderts bekannt. Vor dieser Zeit ahndete kaum jemand, daß man ein Salz aus dem Carlsbader Wasser erhalten könne.

Bis zum Jahre 1764 wurde das Salz auf die gewöhnliche Art gewonnen, indem man die Lauge in Kesseln, welche durch gemeines Holzfeuer gehitzt wurden, bis zur Kristallisationshaut im Kochen ließ; allein diese Art der Salzbereitung riß ins Kostspielige. Doctor Becher hatte den glücklichen Einfall, die hohe Temperatur des Sprudels zu diesem Geschäfte selbst zu verwenden, und sonach eine Abdämpfung zu veranstalten, die keine Feu-

rung erforderte, und die dennoch bei ihrem ununterbrochenen Fortgange eben das leistete, was die vorige Methode that. Zu diesem Zwecke ließ er um eine der vier starken Sprudelöffnungen, die sich ohnehin ungenützt in den Töplfluß ergießen, ein großes bretternes Behältniß verfertigen und mit einem Deckel versehen, in welchem große runde Löcher zum Einsatze einer beträchtlichen Anzahl kupferner, inwendig verzinnter Kessel ausgeschnitten waren.

Nach 24 Stunden ist die Masse des in jedem Kessel enthaltenen Wassers bis auf den sechsten Theil abgedampft. Diese noch immer schwache Lauge wird nun mit Zurücklassung der niedergeschlagenen den innern Raum des Kessels wie eine Rinde überziehenden Erde aus allen Kesseln in andere etwas grössere Kessel zusammen geschüttet und ferner abgedampft. Nach drei oder vier Tagen ist die Lauge bereits so salzreich, daß sie nur in weite Gefäße gegossen, und an einen kühlen Ort gestellt zu werden braucht, um innerhalb 24 Stunden eine Menge der schönsten Kristallisationen anzuschießen. Die nach der Kristallisation übrig gebliebene Lauge wird wiederholt im Wasserbade des Sprudels abgedampft und der Kristallisation ausgesetzt, wodurch wieder Kristallen, die aber größtentheils mineralisches Laugensalz sind, erhalten werden. Das auf diese Art erhaltene, aber ziemlich unreine Carlsbader Salz wird durch neue Auflösung in reinem Brunnenwasser und nach wiederholter Kristallisation vollkommen gereinigt, und hat dann alle Eigenschaften eines wahren Mittelsalzes.

Was bei Gewinnung des Carlsbader Salzes gewöhnlich die Wärme thut, das bewirkt im Winter die Kälte. Die Abdampfung in den 63 Kesseln geht daher ununterbrochen fort, ja sie ist im Winter beträchtlicher, als im Sommer. Das zur Kristallisation in kalten Kellern hingestellte Wasser gefriert zuweilen, und befördert dadurch allein die Konzentrirung der Salzlauge. Man nimmt alsdann eine große Menge gefrornes Sprudelwasser, wirft das Eis hinweg, und dampft die ungefrorne mehr oder weniger starke Salzlauge noch über eine Nacht im Sprudel ab, bis die Erscheinung der Kristallisationshaut die Neigung der Lauge sich zu kristallisiren anzeigt.

Wird die Salzbereitung nicht durch besondere Umstände; z. B. durch einen Sprudelbau, oder eine Ueberschwemmung des Töplflusses, gehindert, so werden jährlich, ohne den geringsten Kostenaufwand, als der die Erhaltung der bereits vorhandenen Vorrichtung erfordert, 7 bis 8 Centner Carlsbader Brunnensalz gewonnen. Das Pfund dieses Salzes wird nach der von der Regierung bestimmten Taxe um 2 Gulden verkauft, und nur dasjenige kann für ächt gehalten werden, das mit dem Siegel der Stadt und mit der Ueberschrift: Carlsbader Salz, bezeichnet ist.

Das Carlsbader Salz ist, wie es dort verkauft wird, nicht reines Glaubersalz, sondern mit Soda und Mineralalkali übersättigtes Glaubersalz, denn es enthält noch immer einen ihm zufällig beigemischten Theil von mineralischem Laugensalze. Ohne dessen Beimischung schießt das reine mineralische Glaubersalz zu Kristallen an, die ein flaches sechsseitiges Prisma vorstellen. Auf einen warmen Ofen gelegt, zerfließen diese Kristallen sogleich. Frisch bereitet geben sie ein Gefühl von Kälte auf der Zunge. Bei gelinder Wärme und in freier trockner Luft zerfällt das Carlsbader Salz durch das Verdampfen seines Kristallisationswassers in ein weißes Pulver, und verliert zugleich die Hälfte seines Gewichts. Die Kenntniß der Bestandtheile des Carlsbader Wassers giebt nun die Veranlassung, auch von der Wirksamkeit desselben in verschiedenen Krankheiten.

Die durch unzählige Erfahrungen und Beobachtungen der Aerzte bestätigten Heilkräfte dieses Wassers beruhen hauptsächlich auf folgenden fünf Hauptwirkungen:

1) das Carlsbad verbessert die Schwäche der ersten Wege, und befreiet sie von allen daselbst erzeugten angehäuften und oft veralteten Unreinigkeiten.

2) Es löset auf und hebt die Verstopfungen besonders der Eingeweide und des Unterleibes.

3) Es befreiet das Blut von Schärfen, die es umändert, abführt, oder in die äussern Glieder und in die Oberfläche des Körpers stößt.

4) Es reinigt die Harnwege von Gries, Sand und Stein.

5) Endlich hat das Carlsbad öfters großen Nutzen in wichtigen Krankheiten verschafft, deren verborgene Ursachen schwer zu bestimmen waren.

In einem Zeitraum von 150 Jahren hat man in Carlsbad bloß allein gebadet, und nur um das Jahr 1521 angefangen, den Sprudel zu trinken.

Die Fälle, in welchen der äussere Gebrauch des Carlsbades von vorzüglichem und entschiedenem Nutzen ist, sind Krankheiten, welche von unterdrückter Ausdünstung herrühren. Ausschläge und Schärfen, Kälte, nicht entzündete Geschwülste der äussern Glieder, chronische Geschwüre, Steifigkeit und Schwäche der äussern Gliedmaßen, fehlende Monatsreinigung, Verstopfungen der Eingeweide, nicht zu sehr veraltete Verhärtungen äusserlicher Drüsen u. s. w. Nach diesen verschiedenen Endzwecken werden ausser der gewöhnlichen Art von Bädern auch Dampf-, Tropf- und Spritzbäder zuweilen nothwendig, und es ist daher auch für diese hinlänglich gesorgt.

Der lebhafteste Zeitpunkt der Badekur, aber auch nicht gerade der bequemste für wirkliche Kranke, dauert vom

An-

Anfange des Monats Junii bis Ende des Monats Julii, ungefähr sieben oder acht Wochen.

Um diese Zeit sind die Belustigungsörter und Spaziergänge von zahlreichen Menschengruppen besetzt, und die Unterhaltungen die mannichfaltigsten; die meisten und schönsten Feste werden dann gegeben, und in allen Stücken findet man jetzt die meiste Zerstreuung.

Einen seiner größten Vorzüge besitzt Carlsbad in der vorzüglichen Schönheit seiner Umgebungen, weswegen es auch dem Spaziergänger und Naturfreund einer der angenehmsten ist. Mit freigebiger Hand bietet hier die Natur in dieser Hinsicht seinen Wünschen, einen halben Sommer hindurch, einen jeden Tag einen neuen, bessern, seine Erwartungen immer mehr befriedigenden Genuß an. Wer gern sein Auge an großen schönen Ueberblicken, von einer beträchtlichen Höhe herab, über majestätische, mit dunkeln Wäldern bekleidete Berge, zwischen denen sich ein volkreiches Thal hinwindet, weiden, und in stiller Abgeschiedenheit von lästigem Menschengewühle seine Seele zu erhabenen Gefühlen stimmen will, besteige die nächst umliegenden Berge, von denen ihm der Dreikreuzberg die meiste Entschädigung für die Mühe des Hinaufsteigens gewähren wird. Wer hingegen lieber im Thale sich unter seinen Mitgeschöpfen freuet und, von sanfter Natur umgeben, an seines Freundes oder seiner Geliebten Seite einige schöne Stunden des Lebens genießen, oder auch einsam wandelnd sich seinem Ideengange überlassen will, dem bieten die Ufer der Töpl auf- und abwärts von Carlsbad ihre schöne Aue, ihre malerischen Busch- und Felsenpartien, ihre artigen Häusergruppen und einige reizende Anlagen und Belustigungsplätze an. Die gewöhnlichste und dabei eine der schönsten Promenaden ist der obere Theil des lieblichen Töplthals, vom Ende der Alleen an bis zur Papiermühle. Unter mancherlei Abwechselungen führen hier mehrere schlängelnde und wegen des groben Kiessandes selbst nach Regengüssen immer gangbare Pfade an dem felsigten Ufer der Töpl bald über Wiesen, bald durch anmuthige Schattengebüsche, bald an malerischen Felsenabhängen, bald an tannenfinstern Anhöhen hin, aus welchen man wieder in liebliche Kornfelder hervortritt und von jedem einzelnen Standpunkte die Gegend von einer neuen reizenden Seite kennen lernt. Man findet gleich hinter den Belustigungssälen, die zu Ehren der Herzogin von Kurland sogenannte Dorotheensaue mit ihrer Einsiedelei, Tempel, Lusthäuschen, steinernen Tischen und Sitzbänken; dicht an derselben weiter an der Töpl hinauf ist der auf Kosten einer Gräfin von Alexandrowitz angelegte Ruhesitz, von welchem man eine schöne Aussicht auf die Pragerstraße und auf das an ihr gelegene Berg-Wirthshaus

hat.

hat. Unter den übrigen angenehmen Spaziergängen zeichnen sich vorzüglich der Pfad nach der Meierei des Postmeisters mit ihrem chinesischen Pavillon, der eine nicht weit davon in einem romantischen Wäldchen unter Granittrümmern liegende Altar und Sitz der Freundschaft mit seinen Inschriften, endlich das von dem Egerthore aus drei Viertelstunden entfernte Dorf Fischern aus, nach welchem sich der Weg an den Erlenufern der Töpl hinzieht. Hierher gehören noch der Chotekſche Weg, an dessen Ende eine isolirte Felsengruppe, der Parnaß, steht, von welchem man zum Hammerberge kommt, an dem man bei einer kleinen Kapelle eine schöne Aussicht über Carlsbad genießt.

Das Besteigen des Dreikreuzberges und Hirschsprunges ist zwar mühsam, aber auch ungemein belohnend durch die herrlichen Aussichten. Die sich von der Höhe dieser Berge eröffnen.

Der Vogel Baba.

Aus Rytschkows Orenburgscher Topographie aus dem Russischen übersetzt.

Der Vogel Baba, welcher sich im Orenburgschen Gouvernement aufhält, ist an Gestalt und Farbe dem Schwan sehr ähnlich, jedoch ein beträchtliches grösser, als dieser. Diese Vögel halten sich gewöhnlich, und zwar im Sommer besonders häufig, bei großen Flüssen auf, zum Exempel bei dem Flusse Jayk, und nähren sich von Fischen, welche sie auf eine bewunderungswürdige Weise fangen. Es versammeln sich nemlich mehrere dieser Vögel in einer Bucht oder hohlen Stelle des Flusses und schwimmen in einer Reihe gegen das Ufer zu, sobald sie nahe genug beim Strande sind, schließen sie sich mit ihren Flügeln zusammen, lassen sich in die Tiefe hinab, machen einen halben Zirkel, und jagen so die Fische wie in einem Netze zusammen; hierauf treiben und drängen sie selbige bis hart ans Ufer, fangen und verzehren sie.

Hannoversches Magazin.

94tes Stück.

Montag, den 21ten November 1808.

Geschichte des Schlosses Aalden.

Ein Gegenstück zu der Geschichte dieses Schlosses von dem Herrn Gerichtsverwalter Klee, in der Zeitschrift: Minerva. 1805. Stück 2.

Der Flecken Aalden, an dem Zusammenflusse der Leine und Aller, dem man den Namen von dem hiesigen ehemaligen ansehnlichen Aalfange zueignet a), ist älter, als das hiesige Schloß, denn jener hat schon 1265 eine Pfarrkirche gehabt und ist der Sitz eines Archidiakons Mindenschen Kirchsprengels gewesen, b) dieses, das Schloß aber, kömmt in der Geschichte erst mit dem Jahre 1414 vor. Dies alte Schloß hat nicht da gestanden, wo das jetzige landesherrliche Schloß steht, sondern diesem gegenüber, jenseits der Leine, wo jetzt das herrschaftliche Brauhaus steht, und hat den Namen Bunkenburg geführt, welcher Name erst sicher nach der Zeit erwachsen seyn wird, wie statt dieses verfallenen Schlosses die Landesherrschaft ein neues auf einen andern Platz hat verrichten lassen, und so viel als eine alte unbrauchbare Burg anzeigen wird, denn der Name: Bunkenburg, kommt in Urkunden so wenig wie Orts- als wie Geschlechts-Name vor c). Die ältesten Besitzer dieses Schlosses und der Gerichte allhier sind die Herren von Aalden d), welche mit dem Churfürstl. Braunschweig-

a) Horns ungedr. Geschichte der Herren von Hodenberg.
b) Urk. in Würdtweins subsid. diplomat. XI. 34
c) Klee l. c. 273. gedenkt zwar der früh ausgestorbenen Herren von der Bunkenburg, hat aber über ihre wirkliche Existenz keinen Beweis beigebracht.
d) Urk. vom Jahr 1392 in J. W. Hoffmanns Sammlung ungedruckter Urkunden I. 257. S. auch J. C. von Hugo in den Annalen der Braunschw. Läneb. Churlande, IV. 13.

schweig-lüneburgschen Hauptmann von Aalden 1762 ausgestorben sind. Da es ohne Zweifel ihr Stammhaus gewesen ist, so mögen sie es wohl schon im 12ten Jahrhundert besessen haben e), indessen ist es doch bis jetzt so wenig durch eine Urkunde, als durch einen Chronisten bewiesen. H. Heinrich zu Lüneburg nahm diesen Herren von Aalden ihr hiesiges Schloß, gab es ihnen doch aber 1414 gegen das Versprechen zurück, daß sie daraus keine Fehde oder Räuberei anfangen und sich damit an das Haus Lüneburg jederzeit halten wollten f). Daß die von Aalden nicht lange nachher diesen Bund wieder gebrochen und daher ihres Schlosses gänzlich verlustig gegangen sind, ist sicher g), wann und auf welche Weise aber, ist nicht genau bekannt. Dem Anschein nach ist es also zugegangen: Wie Johann von Atzel die Regierung des Bisthums Verden 1426 übernommen hatte, ließ er sich vor andern angelegen seyn, das Schloß Rotenburg, so sich in den Händen der von Klenke fand, wieder an das Stift zu bringen. Nun erreichte er zwar seine Wünsche, machte sich aber zugleich alle benachbarte von Adel zu Feinden, und vor andern auch Otto von Aalden, Eilard von Aalden und Konrad von Hohnstedt, die sehr übel im Stifte hauseten. Sie wurden zwar von ihm, mit Hülfe des H. Otto von Lüneburg besiegt und zu Gefangenen gemacht, wie sie aber nach abgestatteter Urfehde ihrer Haft entlassen worden waren, fiengen sie, ihrer Eide uneingedenk, wieder an, den Bischof aufs neue zu befehden, daher derselbe sich abermals mit dem H. Otto verband, 1431 vor das Schloß Aalden gieng und es hinwegnahm h). Nach diesem Vorgange findet sich nicht, daß die zweimal bundbrüchig gewordenen von Aalden wieder Besitzer des Schlosses und Gerichts Aalden gewesen sind, wohl aber daß es anfangs der gedachte Bischof noch eine Zeitlang gegen den Herzog Wilhelm von Braunschweig besetzt gehalten hat i), und daß es H. Bernhard und dessen Söhne Otto und Friedrich in dem Vertrage, den sie 1433 mit dem H. Heinrich errichteten, unter die landesherrlichen Schlösser mit aufführen, die derozeit verpfändet waren

e) Klee l. c. 273.

f) Kochs Geschichte des Hauses Braunschw. Lüneb. 278. Klee l. c. 273.

g) M. Merians Topographie der Herzogthümer Braunschw. Lüneburg, 39. J. W. F. von Krohnen Adels-Lexicon, I. 25. Klee l. c. 273. 274.

h) Chronicon Verdense im Alten und Neuen aus den Herzogthümern Bremen und Verden, X. 191. C. Spangenbergs Chronicon aller Bischöfe des Stifts Verden, 124.

i) Spangenberg l. c. 124.

ren k). Sieben Jahr nachher 1440 machte die Stadt Lüneburg, vermöge Vergleiche mit jenen H. Otto und Friedrich, sowohl dies Haus Aalden, als das Haus Gifhorn, mit 8000 Gulden frei l), die Landesherrschaft aber verpfändete Aalden über kurz oder über lang wieder an die von Mandelsloh. Herbort von Mandelsloh vermachte 1472 seinem Neffen Barthold unter andern das, was ihm aus der Wiedereinlösung des Schlosses Aalden annoch zukommen würde m), der es auch wirklich pfandsweise besessen hat, denn sein Sohn Curd besaß es 1550 und nach diesem hatte es dessen Sohn, Otto Aschen von Mandelsloh, Hofmarschall zu Zelle, inne n).

Die erstmalige Aufführung des jetzigen landesherrlichen Schlosses auf der Stelle, darauf es jetzt steht, ist unbekannt, sicher aber, daß es schon 1515 vorhanden gewesen, denn diese Jahrzahl steht an einem alten Nebengebäude o). Es wird nicht nur von der alten Leine und einem Wassergraben umgeben, sondern ist auch mit einem Wall versehen p). In der Hildesheimschen Stiftsfehde, 1519, ward es dem H Heinrich dem Jüngern von dem H. Erich zu Calenberg genommen q). Das jetzige Wohngebäude hat H. Christian 16 3 vom Grunde aus neu aufführen lassen r). Im dreißigjährigen Kriege ward es als eine Landes-Festung von kaiserlichen

k) Urk. in A. U. Eraths Nachrichten von den Erbtheilungen im Hause Braunschweig-Lüneburg, 60. Klee l. c. 274 hält dafür, daß durch diese Urkunde nicht zu erweisen stehe, daß Aalden damals schon eingezogen gewesen sey, weil in derselben Urkunde auch eben so Hudemühlen aufgeführt würde, so doch wenigstens seit 700 (?) Jahren die Freiherren (?) von Hodenberg unverrückt besessen hätten. Nicht nur Hudemühlen, sondern auch die jetzigen adelichen Güter Bothmer, Stellichte, Lauenbrück und Dieckhorst werden in der Urkunde mit aufgeführt, dennoch aber kann man jener Meinung nicht das Wort reden, denn da Aalden, nach dessen Geschichte Verfolg, in demselben Jahrzehend, darin die Urkunde ausgefertigt worden, wirklich Pfandgut gewesen, und da Lauenbrück ursprünglich Pfandlehn ist, warum sollten dies auch nicht die übrigen Güter seyn?

l) P. J. Rethmeiers Braunschw. Lüneb. Chronica, S. 1287.

m) Urk. in C. L. von Bilderbecks Sammlung ungedr. Urkunden zur Niedersächsischen Geschichte. I. I. 41.

n) Klee l. c. 274.

o) Klee l. c. 274.

p) Merian l. c. 39.

q) Bilderbeck l. c. I. IV. 31. 34.

r) Merian l. c. 39. Klee l. c. 274.

Völkern besetzt und von solchen so gut vertheidigt, daß 800 Mann dänische Völker davor unverrichteter Sachen wieder abziehen mußten s). Wann dies Schloß dem Landdrosten der Aemter Aalden, Rethem und Walsrode zur Wohnung angewiesen worden, findet sich in keiner Druckschrift bemerkt, in gar vielen aber, daß es nach Ableben des Landdrosts von Witztorf, 1693, der Gemahlin des Erbprinzen Georg Ludewig zu Hannover, die 1694 von ihm geschieden wurde, zu ihrer Wohnung ist angewiesen worden, und diese darauf am 13ten November 1726 das Zeitliche gesegnet hat t).

L. U. F. C. M.

s) Merian l. c. 39.

t) Klee l. c. 274. 275.

Etwas von D. Martin Luther.

In Luthers Schriften, die in der jetzigen großen Lesewelt weniger bekannt sind, als sie zu seyn verdienen, giebt es viele Stellen, die nicht nur den kraft- und muthvollen Reformator charakterisiren, sondern auch Wahrheiten enthalten, deren Beherzigung man in mancher Hinsicht unserm Zeitalter wünschen möchte. Folgendes aus Luthers Vorrede zu Joh. Brentii Auslegung des Propheten Amos steht vielleicht hier nicht am unrechten Orte.

„Von deinen Schriften, mein lieber Brentz, halte ich so viel, daß dafür meine Bücher ganz und gar stinken, wenn ich sie gegen deine und deines gleichen Bücher halte. Und heuchle dir hierinnen nicht; auch erdichte ich nichts, noch rede ich etwas schimpfliches; so werde ich mit meinen Urtheilen auch nicht betrogen. Denn ich lobe nicht den Brentium, sondern den Geist, der in dir viel freundlicher, lieblicher und friedlicher ist, denn mein Geist, auch mit allerlei Künsten der Wohlredenheit geziert. So fleußt auch daher deine Rede viel reiner, heller und deutlicher, denn anderer Leute; darum es dem Leser auch mehr geliebet und zu Herzen gehet. Aber mein Geist, über das, daß er in freien Künsten unerfahren und ungepolirt ist, thut nichts, denn daß er einen großen Wald und Haufen der Worte ausspeyet. So hat er auch das Glücke, daß er rumorisch und stürmisch ist, und also ein Kämpfer ist, und mit unzähligen ungeheuren Thieren immerdar sich schlagen muß:

Und so man große Dinge mit kleinen vergleichen möchte, so habe ich von dem vielfächtigen Geist Eli, 2 Regum 9 Cap. den Wind, Sturm und Feuer, so die Berge zerreißt und die Felsen zerschmettert, bekommen; du aber und deines gleichen, das liebliche Sausen und Wehen, die stille sanfte Luft, so kühlet. Und das ist die Ursache, daß auch mir selbst, ich geschweige andere, eure Bücher und Reden desto lieber und angenehmer sind. Jedoch tröste ich mich selber, daß ichs dafür halte, ja vielmehr weiß, daß Gott der Hausvater im Himmel, für seine große Haushaltung, auch eines, oder mehr Knechte bedarf, die da hart wider hart, und ernst wider ernst seyn müssen. Gleich wie auf einen knorrichten Ast ein harter eiserner Keil gehört. Und wenn Gott blitzen und Wetter leuchten läßt, so muß nicht allein ein Regen darauf fallen, der es alles feuchte mache, sondern auch ein Donner folgen, der alles bewege, auch ein Blitz, der die Luft reinige, auf daß die Erde desto besser und mehr Früchte tragen könne.

Solche Gabe Gottes aber, so fürnehmlich in dir für andern ist, habe ich sonderlich lieb, und ehre sie, daß du die Lehre von der Gerechtigkeit des Glaubens, in allen deinen Büchern, so treulich und rechtschaffen treibest. Denn dieser Punkt ist das Hauptstück und der Eckstein, der allein die Kirche Gottes gebiehret, stärket, erbauet, erhält und schützet; und ohne den kann die Kirche Gottes nicht eine Stunde bestehen; wie du selber, lieber Brenz, wohl weißt, und des mit mir eins bist, und um dieser Ursache willen diesen Artikel also gewaltiglich treibest. Denn es kann auch keiner in der Kirche etwas rechtschaffen lehren, oder einigem Widersächer wohl widerstehen, der dies Stücke, oder wie es St. Paulus nennet, die gesunde reine Lehre nicht recht gefaßt hat, oder wie St. Paulus selbst spricht, über die Lehre nicht fest hält.

Derhalben bitte ich dich, daß du also fortfahrest (wie du denn thust) diesen Artikel von der Gerechtigkeit des Glaubens ernstlich, auch bis zum Ueberdruß, für allen Dingen und aller Orten zu treiben, wo du nur kannst. Denn es ist sonst die ganze Welt voller Schreiber, Schreier und Drucker, die nicht genug diesen Artikel verachten können. Es sind ihrer auch viel, die ihn gar hassen und verfolgen, und ihrer noch viel mehrere, (dieweil sie sonst keinen Schaden thun können) die ihn verdunkeln und verfälschen u. s. w."

Me=

Meteorologische Beobachtungen in Göttingen.

Monat Junius 1808. *)

Tage	Stunden	Barometer	Therm. F.	Therm. R.	Wetter	Wind
1	5	2988	50	8	l. W.	S o — 1
	2	2981	81	22	h.	S — 1
	10	2978	64	14	w.	— o — 1
2	5	2979	56	11	h.	NW o — 1
	2	2989	77	20	w.	NW 1 —
	10	2992	61	13	r.	— o — 1
3	5	2992	58	12	tr.	NW o — 1
	2	2993	67	16	tr.	NW 1 —
	10	2988	60	12	r.	— o — 1
4	5	2984	54	10	N.	N o — 1
**)	2	2980	79	21	Gew.	N 1 —
	10	2982	58	12	w.	— o — 1
5	5	2981	57	11	tr.	SSO o — 1
	2	2980	72	18	d. W.	SO o — 1
	10	2977	59	12	tr.	— o — 1
6	5	2973	55	10	r.	NW o — 1
	2	2968	57	11	vl. R.	NNW o — 1
	10	2966	54	10	r.	— o — 1
7	5	2972	50	8	r.	WNW o — 1
	2	2982	63	14	w.	W 1 — 2
	10	2982	50	8	l. W.	— o — 1
8	5	2982	45	6	l. W.	W o — 1
	2	2985	65	15	d. W.	W 1 — 2
	10	2985	53	9	d. W.	— o — 1

*) Die Beschaffenheit der Instrumente und Maaßen, deren man sich bedient, s. N. Hann. Mag. vom J. 1807. St. 14. S. 209.

**) Gegen 2 Uhr Nachm. zeigte sich ein starkes Gewitter in SOW., das mit starkem Donner und Regen nach NW. die Stadt vorbeizog. Zu gleicher Zeit stieg in SO. ebenfalls eine Gewitterwolke auf, die weit von der Stadt nach NO sich bewegte.

Tage	Stunden	Barometer	Therm. F.	Therm. R.	Wetter	Wind	
9 *)	5	2984	50	8	w.	W	0 — 1
	2	2982	70	17	d. W.	W	0 — 1
	10	2978	53	9	l. W.	—	0 — 1
10	5	2972	53	9	r.	WSW	0 — 1
	2	2973	62	13	R.	SW	0 — 1
	10	2973	57	11	R.	—	0 — 1
11	5	2974	55	10	vl. R.	NNW	0 — 1
	2	2978	64	14	w.	N	1 —
	10	2985	54	10	w.	—	— 1
12	5	2991	50	8	tr.	N	0 — 1
	2	2997	56	11	r.	N	— 1
	10	2999	52	9	tr.	—	— 1
13	5	2999	51	8	tr.	N	0 — 1
	2	3002	57	11	d. W.	NNW	0 — 1
	10	3003	52	9	tr.	—	0 — 1
14	5	3003	51	8	tr.	NW	0 — 1
	2	2998	63	14	w.	W	0 — 1
	10	2988	51	8	l. W.	—	0 — 1
15	5	2977	52	9	r.	WSW	0 — 1
	2	2967	57	11	R.	WNW	1 —
	10	2973	50	8	tr.	—	1 —
16	5	2979	46	6	d. W.	NW	1 —
	2	2987	58	12	Strich R	WNW	1 — 2
	10	2997	47	7	d. W.	—	0 — 1
17	5	3001	46	6	d. W.	NW	0 — 1
	2	3003	64	14	d. W.	W	0 — 1
	10	3000	54	10	w.	—	0 — 1
18	5	2994	53	9	tr.	W	0 — 1
	2	2994	61	13	R.	W	1 —
	10	2993	57	11	R.	—	1 —
19	5	2993	57	11	tr.	W	0 — 1
	2	2990	70	17	w.	W	1 — 2
	10	2987	59	12	w.	—	0 — 1

*) Nachmittags gegen 5 Uhr, ein Gewitter mit Donner und starkem Regen. Es zog sich aus W. nach NO. und dauerte eine Stunde.

Tage	Stunden	Barometer	Therm. F.	Therm. R.	Wetter	Wind.	
20	5	2983	55	10	w.	NW	0 — 1
	2	2988	63	14	tr.	N	1 — 2
	10	2988	52	9	w.	—	0 — 1
21	5	2988	48	7	tr.	W	0 — 1
	2	2990	66	15	l. W.	WSW	0 — 1
	10	2986	54	10	h.	—	0 — 1
22	5	2980	48	7	N.	W	0 — 1
	2	2977	71	17	d. W.	SW	0 — 1
	10	2973	62	13	h	—	— 1
23	5	2972	52	9	h.	WSW	0 — 1
	2	2972	75	19	d. W.	SW	1 — 2
	10	2977	62	13	st. R.	—	— 1
24	5	2978	54	10	r.	WNW	0 — 1
	2	2983	72	18	d. W.	WNW	1 —
	10	2983	57	11	h.	—	0 — 1
25	5	2983	52	9	l. W.	N	0 — 1
	2	2984	63	14	R.	SO	0 — 1
	10	2981	63	14	d. W.	—	0 — 1
26	5	2978	60	12	vl. R.	ONO	0 — 1
	2	2980	61	13	R.	NNO	1 —
	10	2981	59	12	r.	—	— 1
27	5	2981	59	12	tr.	NO	0 — 1
	2	2983	65	15	tr.	NO	0 — 1
	10	2982	62	13	tr.	—	0 — 1
28	5	2981	61	13	r.	NW	0 — 1
	2	2982	65	15	r.	NW	0 — 1
	10	2984	63	14	tr.	—	0 — 1
29	5	2990	63	14	N.	RNO	0 — 1
	2	2997	78	20	d. W.	NO	0 — 1
	10	3000	68	16	d. W.	—	0 — 1
30	5	3003	65	15	w.	N	0 — 1
	2	3007	72	18	w.	N	1 — 2
	10	3007	64	14	d. W.	—	— 1

F. C. W.

*) Bald nach 3 Uhr Nachm. verbreitete sich eine starke Gewitterwolke über die Stadt und ganze Gegend, wobei ein anhaltender Platzregen mit einigen Donnerschlägen erfolgte. Der Zug gieng nach N.

Hannoversches Magazin.

95tes Stück.

Freitag, den 25ten November 1808.

Welches sind die sichersten Regeln zum Denken und Handeln; vorzüglich in den gegenwärtigen Zeitverhältnissen?

Officia sua vir bonus exsequitur inconfusus, intrepidus; et sic viro bono digna faciet, ut nihil faciat viro indignum.

Sen. de ira L. I. c. XII.

Im Ganzen sind es dieselben Lebensregeln, welche der Weise in allen Zeiten beobachtet. Er erkennet und schätzet ihren Werth und fühlt, daß er ihrer bedarf. Ja, er wünscht, daß alle Menschen hierin gleichstimmig mit ihm denken und eben so geneigt, als er, zu deren gewissenhaften Befolgung seyn möchten. Indeß, bekannt mit Welt und Menschen, siehet er ein, daß dieses immer ein frommer Wunsch bleiben wird. Daher begnügt er sich mit der Wahrnehmung und freuet sich derselben, daß gute und böse Menschen überall so in gemischter Gesellschaft leben, daß die erstern den letztern das Gleichgewicht halten, daß mithin das Böse nicht so leicht alles zu überschwemmen und alles Gute zu ersticken vermag. Die bloße Vorstellung, daß einmal das Böse das Uebergewicht bekommen könnte, malt ihm die Hölle unter seinen Zeitgenossen mit den grausendsten Farben; und er erblickt hier die unverkennbarsten Spuren einer Vorsehung, welche in allen Zeiten dem Uebel Schranken zu setzen, das Gute zu begünstigen und zu befördern und alles zum Besten der Menschheit zu lenken weiß. Indem diese Erfahrung auf der einen Seite seine Hoffnung aufrecht erhält, treibt sie auf der andern ihn an, durch sich selbst die Summe des Guten möglichst zu vermehren, weit entfernt, daß er auf Andere warten und nach ihnen erst die in ihrer Vortrefflichkeit anerkannten Maximen befolgen sollte. Nein; selbstständig denkt und handelt er und würde mit diesem Sinne thun, was recht ist, ohne Jemand zu scheuen, und wenn auch alles um ihn her gerade auf die

die entgegengesetzte Weise dächte und handelte. Die Wahrheit ist unveränderlich und hat ewige Gültigkeit, und auf diese ewige Gültigkeit gründen sich seine Lebensregeln. Tief eingegraben in sein Herz sind sie unauslöschlich, und tief gefühlt können sie von ihm nicht vergessen werden. Aber seine Vernunft ruft ihm immer laut aufs neue zu: „daß es unmöglich sey, bei Befolgung dieser Grundsätze der erhabenen Bestimmung seines unsterblichen Geistes zu verfehlen. Wo nicht glücklich hienieden: so werde er doch jenseit des Grabes durch sein eignes Verhalten beseligt werden."

Doch diese Lebensregeln modificiren sich, das heißt, sie lassen eine besondere Anwendung auf Zeitverhältnisse und Umstände zu, wodurch ihr Wesen sich nicht verändert. Nach Verschiedenheit der Zeiten bedarf der Mensch bald dieser, bald jener Regeln und Tugenden, weswegen die erstern ihm stets gegenwärtig seyn sollen, damit er fähig sey, jene aus dem großen Schatze der Weisheit hervorzuheben, wie und sobald es nöthig, diese aber dann zu beweisen, wann es die rechte Zeit dazu ist.

Dies ist wahre Weisheit; dies heißt verständig seyn. Denn, obwohl es in gewissem Sinne nur Eine Tugend giebt, in so fern diese das gesammte Recht- und Wohlverhalten des Menschen in sich schließt: so entsteht doch eben hieraus eine Reihe einzelner Tugenden, welche zu beweisen wir nicht in allen Zeiten Gelegenheit haben: so, daß oft eine oder die andere Tugend im Herzen und Willen ruhet, ohne zur Ausübung zu kommen oder sichtbar zu werden, da es mithin an dem Willen genug ist. Desto nothwendiger ist es dagegen, von den Gelegenheiten sorgfältig und gewissenhaft Gebrauch zu machen, welche sich uns darbieten, auch einzelne Tugenden zu üben und ein tugendhaftes Verhalten in einzelnen bestimmten Fällen zu beweisen.

Es ist aber auch darum nothwendig, eine solche Anwendung von den allgemein gültigen Lebensregeln zu machen, weil die großen Weltbegebenheiten, woran unser Zeitalter so reich ist, gänzlich ausser dem Gebiete einzelner Menschen liegen. Wie lange ist z. B. die Mitwelt schon in den verderblichsten Krieg verwickelt, ohne daß der mächtigste und weiseste Mensch im Stande wäre, sie diesem schrecklichen Uebel zu entreißen? Die Menschheit seufzt unter den Lasten und Plagen, unter den Schrecken und Unruhen, die der Krieg mittelbar oder unmittelbar über sie herbeiführt, vergebens. Die friedlichsten Menschen werden tausend Mahl in ihrer Ruhe gestört; die wohlgeordnetste Thätigkeit der Arbeitsamen wird tausend Mahl unterbrochen und der unschuldigste Lebensgenuß der Bescheidnen wird auf das traurigste verkümmert. Ja, wie oft verbinden sich mit diesem schrecklichen Uebel der Menschenwelt noch die Uebel der Natur, Mißwachs, Theurung,

rung, Seuchen, um zu dem schweren und anhaltenden Drucke noch ein neues großes Gewicht hinzuzulegen und auf das schärfste gleichsam zu prüfen, was der Mensch auszuhalten, und welche Lasten er zu tragen vermöchte. So treten oft Krankheit und Dürftigkeit in hohem Maaße zusammen; und so glänzt uns selbst das Elend in Pallästen bei dem ersten Eintritte in dieselben entgegen. — Aber, wer vermöchte einem so gewaltigen Strome einen Damm entgegen zu setzen, der stark genug wäre, seine brausenden Wellen zu bändigen und seine verheerende Fluth zurück zu halten? — Einzig sind es jene **Lebensregeln**, welche da, wo die Gewalt nicht durch gleiche widerstrebende Kräfte eingeschränkt oder durch eine grössere Gegengewalt bezwungen werden kann, noch etwas nützen. Sie sind es, die den Geist erheben, wenn der Körper sinkt, und die Menschen in Stand setzen, auch das schwerste Ungemach der Erde männlich zu ertragen. Sie sind der letzte Stab, welchen der Gebeugte ergreift, um seinen sauren Pfad sich zu erleichtern und über Dornen und Felsen, über Klüfte und Engen etwas gemächlicher fortzuklimmen.

Sie daher verschmähen und nicht achten — hieße wenigstens leichtsinnig und undankbar gegen die Vorsehung seyn, die dem Erdenpilger diesen Stab reichte. Und wie gefährlich, da ohne Stütze wandern zu wollen, wo noch kein Sterblicher derselben entbehren konnte! Nein; laßt uns vielmehr dankbar annehmen und weise gebrauchen, was die Gottheit uns von Hülfen und Mitteln übrig ließ, um unsre Lebensbahn glücklicher zu vollenden! Gleichwohl kann man nicht oft genug hieran erinnern und hiezu ermuntern, da die Menschen dies häufig übersehen und überhaupt schon in Hinsicht auf ihre **Pflicht** und eben so auf ihr wahres **Wohlseyn**, was mit deren Erfüllung unzertrennlich verbunden ist, unglaublich leichtsinnig und vergeßlich sind.

Wir wollen diese Regeln jetzt einmal in Erinnerung bringen und sie auf die gegenwärtigen Zeitverhältnisse anwenden, um sie dadurch hie oder da unsern Lesern mittelst deren Befolgung desto nutzbarer zu machen. Hier sind sie:

I. **Füge dich ruhig da, wo es nicht nur unrecht, sondern auch gefährlich seyn würde, dich zu widersetzen.** Der Krieg hat eine so große Gewalt, daß Jeder ohne Ausnahme demselben sich unterwerfen muß, mag ihm dieses oft noch so unrecht oder hart und drückend scheinen. Im Frieden ruhet die Gewalt in den Händen der Obrigkeit, d. h. in den Händen der Ordnung und der Weisheit, und es geschiehet so leicht Niemanden Unrecht, Ausnahmen, welche gegen das Ganze unbedeutend sind, abgerechnet. Der Krieg ändert dieses ruhige Verhältniß selbst da, wo er auch nicht offen geführt wird. Die militairische Macht beherrscht dann die bürgerliche und

und die Civil-Obrigkeit ist nicht selten mit dem besten Willen zu schwach, das schreiendste Unrecht und drückendste Ungemach von den guten Bürgern abzuwenden. Es werden Zahlungen gefordert, Requisitionen aufgelegt, deren Herbeischaffung von der Obrigkeit verlangt und für welche sie verantwortlich gemacht wird. Wohl ist hier große Gewissenhaftigkeit nöthig, um die Vertheilung der Last gerecht, und eben dadurch, so weit es noch möglich ist, dieselbe erträglich zu machen. Allein oft machen die Umstände es unmöglich, eine solche Vertheilung zu Aller Zufriedenheit einzurichten. Bald ist die Zeit zu kurz, in welcher das Verlangte herbeigeschafft werden soll, bald sind gerade die enigen Unterthanen die unvermögendsten, welche nach der Größe ihres Grundeigenthums auch den größten Beitrag liefern sollten, bald täuschen Andere die Obrigkeit durch allerlei Kunstgriffe, um ihre Beiträge zu verkleinern, bald widersetzen sich noch Andere und halten wenigstens die redlichste Obrigkeit durch ihren Ungehorsam auf, da, wo durchaus keine Zeit zu verlieren, sondern periculum in mora ist. Hier wider die Obrigkeit murren, würde sehr unrecht seyn. Statt dessen sollten die Unzufriedenen sich einmal in die Stelle derselben gerade in solchen Zeitumständen denken, und sie würden billiger urtheilen und nicht in deren Stelle zu seyn wünschen. Ist es je ein lästiges Amt — das obrigkeitliche : so ist es lästig zur Zeit des Krieges. Schnell ist sie gehalten, die aufgelegten großen oft unerschwinglichen Summen herbeizuschaffen; sie wird oft selbst bedrohet oder gemißhandelt, wenn sie nicht in der kürzesten Zeit den Forderungen des Befehlshabers Genüge leistet: und vergeblich ist alles Bitten für sich und für ihre Unterthanen. Wie wäre es da möglich, alles so regelmäßig und so gerecht zu vertheilen, als es in ruhigen Zeiten allerdings geschehen kann und soll?

Dasselbe gilt von der **Einquartierung**. Hier werden **die besten Häuser** angesehen. Was kümmerts den Soldaten, woher die Kosten der Unterhaltung kommen mögen? Und wer kann es ihm verdenken, wenn er sein Quartier so gut nimmt, als er es haben kann? Ist doch dies die Ruhestatt nach oft langen und harten Strapatzen: und ungewiß ist es daneben, wie lange er dieser Ruhe genießen werde. Freilich soll es auch hier nach Ordnung und Recht ergehen; und daß dieses geschehe, wird eine gerechte Obrigkeit möglichst Sorge tragen. Allein, ist das nicht bisweilen schlechterdings unmöglich? Bei starken Durchzügen, bei schnellem Einrücken der Truppen oder bei eigensinnigen und unbilligen Befehlshabern liegt es ausser der Macht der besten Obrigkeit, jedem ihrer Unterthanen die gerechte Hülfe zu geben, die er von ihr eben so, als im Frieden, erwartet, und die er von ihr zu erhalten gewohnt ist. Hier sollen wir uns fügen, die Obrigkeit nicht mit vergeblichen Klagen bestür-

stürmen und am wenigsten gegen sie murren, da sie thut, was sie kann, und nur das unterläßt, was sie nicht kann. Und wollte hier gar der Bedrückte Gewalt mit Gewalt vertreiben, so würde er nicht nur bald erfahren, daß der Schwache im Kampfe mit dem Mächtigen erliegt, sondern auch sich selbst in die augenscheinlichste Gefahr stürzen, wie einzelne Beispiele gezeigt haben, da der Widerspenstige Habe und Gut, Gesundheit und Leben einbüßte, einzig aus dem Grunde: weil er sich der Uebermacht nicht fügen und sich da nicht in die Zeit schicken wollte, wo Klugheit und Nothwendigkeit diese Regel so nachdrücklich empfahlen.

II. **Gieb die Hoffnung, daß es besser — vielleicht bald und schnell — besser werden werde, nicht auf.** Hoffnung, diese Tochter des Himmels, ist der Menschheit zu keiner Zeit nothwendiger und wohlthätiger, als zu der Zeit des Druckes, der Noth und anhaltenden Leiden. Sie tröstet und stärket das Gemüth zur Ertragung der schwersten Lasten. Schrecklich ists, die Hoffnung aufzugeben. Da wird der Elende in das finstere Gebiet der Verzweiflung plötzlich hingerissen. Die Hoffnung stärkt, die Verzweiflung lähmt alle Kräfte, oder giebt den noch übrigen Kräften eine verkehrte, gefährliche Richtung. Daher nimmt der Verzweifelnde sich selbst oder Andern das Leben, zündet sein Haus an oder verprasset sein Vermögen. — Ja, die Hoffnung ist so sehr Bedürfniß für die Menschheit, daß wir ohne sie nicht im Stande seyn würden, unsre Bestimmung zu erreichen. Tief eingesenkt in unsre Brust schlägt sie Keime und breitet sich weit umher, und ergreift alles, was sie erreichen kann, um daran sich zu halten und zu stärken. Sonach hoffet der verständige und gute Mensch, so lange er kann und so lange der letzte Funke noch schimmert. Und wie viele Stützen hat die Vorsehung der Hoffnung gegeben! Plötzlich scheint sie oft zu sinken: aber siehe, eben so plötzlich erhebt sie sich wieder, gleich dem Schwimmenden, der, umgeben mit Gefahr, ein schwankendes Rohr am Ufer oder einen morschen Weidenstamm ergreift, um sich daran zu halten und dadurch zu retten. Wie es diesem nicht selten gelingt: so gelingt es auch dem Hoffenden. Wie? Lehrt nicht die Erfahrung, daß in der grausendsten Mitternacht bisweilen ein freundlicher Stern am düstern Horizont erscheint und dem verirrten Wanderer in der dicksten Finsterniß ein Licht aus der Ferne entgegen blinket? — So kam auch nach derselben Erfahrung oft plötzlich Hülfe und Rettung gegen alle Erwartung dem, der schon in Gefahr war, gänzlich zu verzagen. So gieng der Friede hervor, mitten aus den furchtbarsten Rüstungen des Krieges. — O lasset sie dem Bedrängten — die tröstende Hoffnung, diese letzte, einzige Freundin seines Herzens; lasset sie ihm — aus Mit-

leiden

leiden! Und wenn er sich auch täuschte mit seiner Hoffnung: so bleibt ihm doch der Gewinn, daß sein Gemüth durch sie erheitert und seine Bürde dadurch erleichtert wurde! Früh genug und nur meistens viel zu früh kommt die gefürchtete Noth: und diese lange und bestimmt und hoffnungslos vorher zu wissen, ist schrecklich. Dies wollte die Gottheit nicht. Darum verbarg sie mit gütiger Hand dem Menschen sein Schicksal, damit er es leichter tragen möchte. —

III. **Sey unermüdlich thätig, um deine Zeitlasten dir möglichst dadurch zu erleichtern.** Nicht selten hört man jetzt verständige Menschen klagen: „ich habe nicht Lust mehr zu leben, zu arbeiten und zu sparen, weil ich doch nicht sehe, daß es mir hilft." — Ach, ein täuschender, gefährlicher Gedanke! Freilich hilft das Arbeiten und Sparen jetzt nicht, um Vorrath oder gar Schätze zu sammeln, und oft reget sich natürlich der Unmuth, wenn man beträchtliche Summen, die uns sauer wurden, für öffentliche Bedürfnisse hingeben muß, oder wenn die sorgfältigste und sorgsamste Einrichtung unsers Hauswesens durch den Eintritt kriegerischer Hausgenossen plötzlich gestört und in die entgegengesetzte Form, zu unserm offenbaren und großen Schaden, umgewandelt wird, ohne daß wir, obwohl Herren unsers Hauses, das Geringste hierin zu ändern vermöchten. Aber, eine gute Einrichtung des Hauswesens, wie eine angestrengte, unermüdliche Thätigkeit ist es dennoch, was uns in den Stand setzt, das unvermeidliche Uebel zu tragen und uns dasselbe zu erleichtern. Schon an sich selbst kann der Mensch große Lasten tragen, grösser, als wir es uns vorstellen, wie eine vergleichende Erinnerung lehrt, nachdem unsre Bürde bereits niedergelegt ist. Aber, eine wohlgeordnete und durch neue Lasten nicht nur nicht zu ermüdende, sondern vielmehr sich ermunternde Thätigkeit, neben einer verständigen Sparsamkeit, erhält unsern Wohlstand, bewahrt uns vor dem Verfalle desselben und erleichtert uns das, was noch so schwer uns drückt. Waren es nicht eben diese Eigenschaften, welche es den guten Bürgern möglich machten, so ungeheure Summen, die der Krieg verlangte, herbeizuschaffen, und daneben so schwere Naturallasten an Spann- und Handdiensten und an Einquartierung zu tragen? Glücklich, wer nicht den Muth aufgab und jene gute Eigenschaften nicht verlohr, wann der Druck grösser wurde; — wer vielmehr selbst den vermehrten Druck zum Beweggrunde seines verdoppelten Eifers und einer mit demselben steigenden Anstrengung machte! Wie traurig ists dagegen, wenn man schwach ist, und doch die Pflichten des Starken übernehmen soll! Trauriger noch, wenn man sich selbst schwächet und nun gleichwohl die Bürde auf seine Schultern laden soll, welcher nur der Starke gewachsen ist. Der Schwache bleibt schwach,

schwach, wenn er immer aufs neue gebeugt wird; und der Starke wird schwach, wenn wir ihm das entziehen, was ihm Kräfte gab, und was diese vermehrte. Dies wird unser Loos seyn, wenn wir den Muth sinken lassen, die Hoffnung aufgeben und unsern bisherigen Anstrengungen entsagen wollen. Unstreitig ein weit schlimmeres Loos, als das bisherige war, da wir zwar arbeiten, sparen mußten und auf manchen unschuldigen Genuß, welchen wir sonst reichlich hatten, freiwillig Verzicht thaten, aber doch dafür auch mit Freude wahrnehmen, daß **wir** noch bestehen können, wenn Andere längst verarmt sind, und daß uns noch heitere Aussichten in die Zukunft sich öffnen, wenn diese Zukunft sich Andern schrecklich verdunkelt. Und sollten wir auch durch diese großen Aufopferungen nur **für unsere Kinder** heilsam wirken und für sie die Folgen unserer Anstrengungen und Entbehrungen wohlthätig machen können: so wird schon dieses Bewußtseyn unserm Herzen genügen; und wir werden gern für das aufblühende, von uns entsprossene Geschlecht leben und thätig seyn, wenn einmal der Natur der Sache nach die guten Folgen hievon zu entfernt sind, als daß sie uns **selbst** zu gute kommen könnten. Ja, wenn es der Wille und die Ordnung der Vorsehung ist, daß ein Mensch für den andern lebe und arbeite: wollten wir nicht lieber für unsere Kinder, als für Fremde, leben, arbeiten, entbehren und aufopfern?

IV. **Sey genügsam, sparsam und vorsichtig, mehr, wie jemals.** Hier liegt ein bedeutender Gewinn verborgen, der zu keiner Zeit uns so zu Statten kommt, als in Zeiten allgemeiner Noth, wo die gewöhnlichen Quellen der Nahrung und des Wohlstandes versiegen, wo der Handel und die Gewerbe stocken, wo die Künste und Wissenschaften in ihrem friedlichen Sitze aufgeschreckt oder verscheucht werden. Was uns dann von aussen her unmöglich wird, das bleibt uns innerhalb unsers Hauses und in unsern häuslichen Verhältnissen möglich. Können wir nicht **mehr erwerben**, so können wir doch **weniger verbrauchen**. Dies lehrt die Vernunft und zeigt die Erfahrung. So bedarfs keines **Surrogats** für Genüsse, die wir mit Ordnung nicht mehr haben können: wir entbehren ihrer freiwillig oder wir erlauben sie uns in den kleinsten Gaben, wenn wir diese noch bezahlen können. Die gebieterische Nothwendigkeit lehrt am kräftigsten die Menschen ihre Schuldigkeit beobachten. So spricht die Erfahrung laut dafür, daß der Mensch **in sittlichen Dingen alles kann, was er nur will.** Tausende haben bereits den kostbaren Genüssen indischer Produkte entsagt, weil ihre Casse zu arm war, um die unerhörten Preise hergeben zu können, welche für jene ausländischen Waaren gefordert wurden. —

Vor-

Vorsicht aber — wann wäre sie wohl mehr an ihrer Stelle, als in Zeiten der Gefahr? Vorsichtig sollen wir jetzt besonders seyn, um den mannichfaltigen Gefahren, die uns täglich bedrohen, glücklich zu entgehen. Ich meine aber nicht bloß körperliche, sondern alle Gefahren, wie sie in jeder Art vorkommen, mögen sie unsre Gesundheit oder unsre Ehre, unser Vermögen oder unsre Ruhe und unsern Lebensgenuß betreffen. Principiis obsta — sagten schon die Weisen der Vorzeit, d. h.: „im ersten Keime ersticke das Uebel, womit du bedrohet wirst.“ Dies kann und soll durch **Vorsicht** geschehen. Sie lehrt uns alle unsre Angelegenheiten so einrichten, daß durch unsere **Schuld** keine Gefahren entstehen können: und sie giebt noch Anweisung, wenn ohne unsere Schuld Gefahr hereinbricht, diese zu mäßigen oder unschädlich zu machen. Vorzubeugen der Gefahr, lehrt die Klugheit: und dies ist die glücklichste Lage. Je verständiger, vorsichtiger, ordentlicher und gleichmüthiger wir uns im Ganzen benehmen, desto sicherer wird unser Zustand, desto glücklicher entfernen wir uns von den Gefahren, die uns nun weniger, als Andere, erreichen können.

Der Schluß folgt.

Für Liebhaber des Salats.

Unstreitig gehört der Salat zu den erquickendsten Speisen, die uns der Sommer darbietet. Nur wenige genießen indeß denselben in seinem ganzen Wohlschmack, und zwar deswegen, weil man ihn gewöhnlich vorher wäscht. Freilich ist es höchst nothwendig, wenn man Stech- und Schnittsalat, oder Salat essen will, der noch keinen festen Kopf bildet, daß man ihn vom Sande und andern Unreinigkeiten durch Wasser reinigt. Allein bei völlig geschlossenen festen Köpfen, so wie sie der große gelbe Asiatische Salat, wenn man ihn anders ächt besitzt, vorzüglich liefert, ist das Waschen nicht nur höchst überflüssig, indem sich in denselben, nachdem man ihre äussern Blätter abgestreift hat, weder Sand noch Unreinigkeit findet; sondern man benimmt auch dadurch dem Salat seine ihm eigenthümliche Fettigkeit und Zartheit. Wer daher eine gute Art von Salat besitzt, deren Köpfe gut schliessen, und mithin aus gelben zarten Blättern bestehen, der nehme ihn bloß seine auswendigen grünlichen Blätter und präparire ihn sofort. Hat man ihn einmal so gegessen, so wird man sichs nie wieder einfallen lassen, ihn zu waschen.

Neues
Hannoversches Magazin.
96tes Stück.
Montag, den 28ten November 1808.

Welches sind die sichersten Regeln zum Denken und Handeln; vorzüglich in den gegenwärtigen Zeitverhältnissen?

(Schluß.)

V. Sey bescheiden in deinen Ansprüchen auf Lebensfreuden, besonders auf sinnliche Freuden. Für sinnliche Menschen sind Freuden dieser Art ein sehr natürliches Bedürfniß: und diese gänzlich sich oder Andern versagen wollen, hieße seine Natur verleugnen, und ungerecht gegen die Menschheit seyn. Inzwischen sind nicht alle Zeiten und Verhältnisse diesen Freuden günstig: und hier stehet es doch in unsrer Macht, wie es schon der Klugheit gemäß ist, in einer so freien und nicht nothwendigen Sache sich in die Zeiten zu schicken. Sinnliche, rauschende Ergötzungen verursachen in unsern Tagen mehr wie jemals Kosten, die wir, belastet mit drückenden Abgaben und andern kostbaren Uebeln, möglichst vermeiden müssen, wenn wir mit Ehren bestehen wollen; in einer Zeit, da die Quellen unsers Einkommens nur sparsam fließen, und daneben der Ausgaben unzähliche, und oft gerade die unvorhergesehenen die schwersten sind. Sinnliche Vergnügungen bereiten auch dem Herzen mehr, wie jemals, Versuchungen und Gefahren. Wie groß ist der Leichtsinn unserer Tage; und welche die Sittsamkeit tödtende Freiheiten, — die so leicht in die schaamlosesten Frechheiten übergehen — erlaubt man sich zur Zeit des Krieges! Wie manches unerfahrne Herz wird da vergiftet, wie manche Unschuld wird da in einem unbewachten Augenblicke berückt! — Ja, es ist schwer, zu sagen, ob der physische oder ob der moralische Verlust größer sey, welchen der Krieg unausbleiblich einem Lande zufüget. Bald sinket der irdische Wohlstand sichtbar, bald verschlimmern sich die Sitten mit dem Verfalle der Religiosität unglaublich. Bald drohet sogar der

der Legalität bedeutende Gefahr, wenn die Moralität erst zerstört ist. Hier herrscht der Spielgeist, dort die Unmäßigkeit; hier die Verschwendung, dort die Unzucht. Hier wird die Vernunft entthront, dort wird die Menschheit entehret; hier jedes Schaamgefühl erstickt, dort der Körper entnervt; hier die Gesundheit langsam zerstört, dort die Blüthe grausam weggerissen, oder dem wehrlosen Greise der schwache Funken seines Lebens plötzlich ausgeblasen. — Das sind die Folgen, wenn man sich den sinnlichen Freuden unbedachtsam hingiebt, und vergißt, daß diese mit Vorsicht genossen seyn wollen. — Aber, auch selbst diese nöthige Vorsicht macht jene Bescheidenheit in unsern Ansprüchen auf Lebensfreuden nicht überflüssig. Sparsamer, wie in ruhigen Zeiten, werden wir sie genießen, wenn wir verständig handeln wollen, ja **Verzicht** werden wir nicht selten gänzlich auf dieselben thun müssen, wenn wir es gut mit uns und den Unsrigen meinen. Oft schien wohl ehemals unser Leben uns einförmig zu seyn, und wir waren unzufrieden, daß es nicht lebhafter, mannigfaltiger und reicher an sinnlichen Genüssen war. — Was müssen wir aber jetzt **entbehren**, auf wie viele Abwechselungen resigniren! Nun sehen wir es ein, daß wir damals tristige Ursachen hatten, zufrieden zu seyn, und nur zu wünschen, daß es nicht schlimmer werden möge, nachdem wir eingesehen, daß wir Manches gegenwärtig nicht einst haben können, was wir damals wenig achteten, oder, daß wir uns dasselbe **freiwillig** versagen müssen, um höherer Zwecke willen. *) O, daß wir weise würden, und im Besitze eines gegenwärtigen Gutes nicht eckel und undankbar dasselbe übersehen, und durch geiziges Trachten nach dem, was uns versagt ist, uns des erstern unwerth oder gar verlustig machen möchten! —

VI. **Ermuntre dich mit den edelsten und einfachsten Freuden und Genüssen: sie bleiben dir immer noch übrig, und sind die wohlfeilsten, sichersten, dauerhaftesten.** Die **Natur** mit ihren Reizen, die nie veralten, steht uns auch in Kriegeszeiten, wie in den traurigsten Begegnissen, offen. Ihr Anblick und ihre Betrachtung hat eine eigenthümliche Kraft, das bekümmerte

*) Hier stehet noch fast einzig der Wohlthätigkeit ein Feld offen, dessen schöne Benutzung in solchen Zeiten, wie die gegenwärtigen sind, nicht zu den letzten Tugenden der Hannoveraner gehöret. Wie viele Unglücksfälle durch Feuersbrünste und Wasserfluthen haben sich in dem Zeitraume von ein Paar Jahren in unserm bedrängten Vaterlande ereignet: und wer bewundert nicht dankbar und stolz auf sein Geburtsland die edle Theilnahme, welche die Unglücklichen immer noch finden! —

merte Gemüth zu trösten. Die rollenden Welten über unserm Haupte und die majestätische Königin des Tages, wie der stille Begleiter der Nacht — erheben das Gemüth zu dem, der ihre große Bahn ihnen vorzeichnete: und das blühende Feld, wie die Welt im Sterbekleide — alles dieses ergreift das Herz mit sanfter Gewalt, entfernt den Geist vom Getümmel der mörderischen Schlacht, und vom wilden Kampfe tobender Leidenschaften: und der Freund der Natur vergißt sich selbst, vergißt den Jammer, den jene weit umher in der Menschenwelt verbreiten. — O es sind selige Augenblicke, da man sich so gleichsam in eine andere, bessere Welt versetzt, und der Gottheit näher fühlt, dergestalt, daß man zu wünschen veranlaßt wird, diese heitern Augenblicke möchten sich plötzlich im Jahre verwandeln, oder unsre angenehme Täuschung möchte nie aufhören. Sie söhnen uns aus mit Welt und Menschen, und geben dem trauernden Herzen seine Zufriedenheit wieder.

Und was ist der hehren Natur verwandter, als die **Religion**, welche aus ihr hervorgehet? Sie spricht den Verstand und das Herz an, und gewähret die edelsten Freuden. Sie verbindet die Gemüther, und **hebt** dadurch bald die größten Erdenübel, bald **vermindert** und erleichtert sie dieselben. Wer der Religion sich freuen kann, dessen Freudenquelle versieget niemals gänzlich. Ja, die **Freude** stehet ihm mehr, als Andern, zu Gebote. Er kann sie immer und leicht haben, sobald er ihr Bedürfniß empfindet: und es bedarf da keines Aufwandes, keiner Anstrengungen, keines Opfers, womit man nicht selten sinnliche Vergnügungen sehr theuer erkaufen muß. Und ist sie nicht die edelste und erhabenste, die reinste und dauerhafteste Freude — die Freude an der **Religion**? Was kann edler und erhabener seyn, als des Gottes sich zu freuen, der uns in dieses Leben rief, um uns zu bilden für ein höheres, besseres Leben, und uns in den Reizen und Annehmlichkeiten des erstern nur das Vorgefühl von dem größern Werthe des letztern geben wollte, wie der Schatten und die Früchte, welche der Baum am Wege dem Wanderer darbeut, nur zu seiner Erquickung und Stärkung, nicht zum Vollgenusse dienen, und ihn daher nicht zum **beständigen Verweilen** unter dem schattigten Baume oder an dem kühlenden Bache verleiten dürfen! Wie der verständige Pilger die dargebotene Labung nicht undankbar verschmähet, aber auch über derselben sein höheres Ziel nicht aus dem Auge verliert: so der Weise. Mäßig genießt und gebraucht er die **Gegenwart**, ohne der **Zukunft** leichtsinnig zu vergessen. Und er erhebet seinen Geist in diese Zukunft, für welche derselbe bestimmt ist, ohne stolz die Gegenwart zu übersehen.

Und nun noch **der Umgang mit guten Menschen**, wie die **Freude** an

an guten Gesinnungen und Handlungen, die wir bei uns selbst und bei Andern wahrnehmen — bereiten sie uns nicht edle Freuden? Eigne Tugend giebt unfehlbar wahre Freude, indem sie unserm Herzen das gültigste Zeugniß von seinem Werthe giebt. Aber das wirkliche Daseyn eigner Tugend hat auch das sichere Merkmal, daß man nicht nur fremdes Verdienst und fremde Tugend anerkennt, sondern auch derselben aufrichtig sich freuet. So werden wir auch an dem Umgange mit guten Menschen bei eigner Güte unsers Charakters Freude finden. Wird derselbe auch durch die Zeitverhältnisse eingeschränkt oder verkümmert: so wird er doch nie gänzlich fehlen. Der guten Menschen giebts noch überall, und die Tugend ist noch kein leerer Name geworden. Läßt unser Umgang mit ihnen nicht einen solchen Aufwand zu, als vorhin mit demselben verbunden seyn konnte: so wird jener doch dadurch an Reiz und Werth nichts verlieren; und wenn wir den Umgang suchten, so kann ja der Aufwand, welcher demselben unwesentlich ist, unmöglich bei ihm vermisset werden: oder wir dürften ja nur eine Menge von lustigen Menschen einladen, und sie aufs beste bewirthen. Freilich veranlasset uns oft der gegenwärtige Drang der Umstände zu der traurigen Frage: „wo „sind die schönen Zeiten, da man in „vertraulichen Kreisen der Freunde „sich freuete, ohne durch Sorgen der „Art, wie sie jetzt sich täglich finden, „gestöret zu werden; jetzt, da nicht „selten unsre persönleche Freiheit unter „dem militärischen Zwange unglaub„lich beschränkt wird?“ — Aber der Weise fügt sich überall da, wo es seyn muß, auch in die veränderte Ordnung der Dinge, und hat gelernt, auch unter zweien Uebeln das kleinste zu wählen, sobald seine Wahl nur auf Uebel anwendbar ist. Selbst die Erinnerung an die entflohenen besseren Zeiten weiß er dergestalt zu mäßigen, daß deren Vergleichung mit der Gegenwart seinen Muth nicht lähme, und seine Zufriedenheit nicht gänzlich untergrabe, indem er lebhaft fühlt, daß der Verlust dieser Stimmung seiner Seele ihm für die gegenwärtige Lage der Dinge gefährlicher, als jemals, seyn würde.

VII. **Benutze deine Tage sorgfältig, um dich zu den geselligen Tugenden zu bilden, wozu jene dir so vorzüglich Anlaß geben.** Die geselligen Tugenden sind es, welche den Werth des menschlichen Lebens ungemein erhöhen, und die mannigfaltigen Verbindungen, in welchen wir mit Menschen stehen, glücklich machen. Wenn aber die Zeiten ruhig sind, wenn unser Wohlstand groß oder doch gesichert ist: dann fehlet es oft gerade an diesen Tugenden; und wenn weit um uns her der tiefste Friede herrschet, so leben wir nicht selten mit denen, die uns nahe, und durch die natürlichsten Ver-

Verhältnisse eng mit uns verbunden sind, sehr uneinig. Da werden alle Fehler und Schwächen Anderer aufs schärfste ins Auge gefaßt und aufs bitterste getadelt. Da weiß man den unbedeutendsten Anlaß zum Streite mit bewunderswürdigem Scharfsinne zu entdecken: und Gemüther entzweien sich mit einander, von welchen der Unbefangene es unbegreiflich findet, wie sie mit einander in Streit kommen konnten. Wenn wir dagegen von aussen her gedrängt werden, wenn eine harte Nothwendigkeit uns gebietet, nachzugeben, uns zu schicken, zu entbehren, und Verzicht zu leisten — dann wird das Gemüth sanfter, unsre Sitten werden milder, und wir lernen eher einander ertragen, weil die Zeitumstände mit siegender Gewalt auf uns einwirken, und durch Unterhaltung des Gefühls der Unvollkommenheit aller menschlichen Dinge in unsern Ansprüchen und Forderungen an Andere uns billiger gemacht haben. Wie sanft und bescheiden ist durch dieses Mittel bereits Mancher geworden, der vorhin mit trotzigem Eigensinne nur seinen Willen überall geltend zu machten trachtete! Selbst **Feinden**, mit welchen man es in Kriegeszeiten täglich zu thun hat, machen solche Eigenschaften uns werth, und setzen uns in den Stand, auch den rauhen Krieger zu gewinnen. Ja, sie benehmen dem täglichen Verkehr mit Kriegern durch sich selbst das Widrige; und indem wir unter diesen auch die guten, umgänglichen, bescheidenen und gefälligen Menschen desto eher antreffen, vergütet sich dadurch das Ungemach einigermaßen, was auf der andern Seite von den Verhältnissen des Krieges unzertrennlich ist. Wie sehr muß dieses zur Erleichterung unvermeidlicher Lasten beitragen! Und wie sicher läutert eine solche Bildungsschule den Lebensgenuß, welchen die **Freundschaft** uns noch darbietet. Versehen mit den Eigenschaften, welche zur Annehmlichkeit des Umgangs mit Menschen unentbehrlich sind, treten wir ein in den Kreis unserer Freunde, und genießen mit ihnen ungetrübt das Glück der Freundschaft in seiner ganzen Größe. Je frugaler unsere Genüsse, und je sparsamer unsre Zusammenkünfte selbst sind, desto edler und reiner wird der **geistige** Genuß seyn, welchen dieselben uns gewähren: und wir gewinnen zugleich an Selbstbildung und Vervollkommnung. — Es ist hiebei nicht zu leugnen, daß für Manche auch die heilsamsten Bildungsmittel vergeblich sind: allein, wessen Schuld ist das? Unstreitig kommt bei der Bildung des Menschen sehr viel mehr auf seinen **Willen** an, als man oft sich vorstellte. **Der gute Wille ist Anfang der Besserung.** Wo dieser fehlt, da helfen weder Ernst noch Güte, weder Krieg noch Frieden, um den Elenden zurückzuhalten, daß er nicht früher oder später mit offenen Augen in sein eigenes Verderben sich stürze.

VIII.

VIII. So gerüstet tritt jedem Ungemache des Tages männlich entgegen, und du wirst Manches dir möglich machen, was dir sonst unmöglich, und Manches erträglich, was dir vorhin eine unerträgliche Last schien. Wohl ist es eine schwere Zumuthung, bei dem sehr veränderlichen Laufe der Dinge täglich in Furcht und Sorgen zu leben, und noch schwerer, wenn die Kriegesheere sich nahen, mit unruhiger Erwartung *) denen entgegen sehen zu müssen, welche in unsere Städte und Dörfer und Häuser einziehen werden. Und was kann unangenehmer seyn, als die Nothwendigkeit, täglich eine eigne Garnison im Hause haben, und für deren Bedürfnisse sorgen zu müssen, deren Befriedigung nicht selten unser Vermögen übersteiget, und uns gleichwohl bei weitem nicht immer den Dank und die Zufriedenheit unserer kriegerischen Hausgenossen zurückbringet, wenn wir alles gethan haben, was uns möglich, und was erforderlich war, um jene zu gewinnen. Abgesehen von den gewaltigen Störungen des Hauswesens und der Erziehung, wie der Amtsgeschäfte und des Hausfriedens derer Stände insbesondere, welche ihre Amtsverrichtungen größtentheils im Hause zu besorgen, und hiezu mehr als andere der Ruhe und Stille nöthig haben, wie z. B. der Predigerstand **) — — wie traurig ists, durch fortwährende tägliche Lasten sich gebeugt, und in seinem mäßigen Wohlstande zurückgeworfen zu sehen! Wie niederschlagend die Aussicht in die Zukunft, wo fast alles sich verdunkelt, da Niemand voraus weiß, ob wir noch die Rückkehr des so oft ersehnten Friedens erleben werden? Und wer könnte zärtlichen Eltern die bange Frage: was wird aus unsern Kindern werden? verdenken? —

Doch, laßt uns Muth fassen! Laßt uns jedes rechtmäßige Mittel, durch dessen verständigen Gebrauch wir unser trauriges Loos zu mildern vermögen, dankbar ergreifen! Fest wollen wir uns verbinden mit den Guten und Edlen in unserer Bekanntschaft, um an ihrer Hand unsre Fesseln leichter zu tra-

*) Da sollte man fast wünschen, diejenigen Krieger zu behalten, wenn es möglich wäre, welche einmal durch ihre Gutmüthigkeit sich uns empfohlen haben. Wie aber der unaufhörliche und doch unvermeidliche Wechsel der Einquartirten für die Einwohner eine große Plage ist: so ist derselbe zugleich für sie eine große Erleichterung. Denn der Eine wünscht seinen Soldaten noch länger zu behalten, der Andre wünscht desselben so bald als möglich los zu werden.

**) Der auf dem flachen Lande — um des bessern Pfarrhauses willen — oft am wenigsten verschont werden kann, und bei seinem gewöhnlich sehr eingeschränkten Einkommen vor Andern häufig gedrückt ist.

tragen; ermuntern wollen wir uns mit ihnen, die Uebel der Zeit, so viel an uns ist, zu mildern **durch Güte unsers Charakters**, und so das fehlende Gute zu ersetzen suchen! Gutes wollen wir wirken, so viel wir können: desto mehr, je größer das Maaß des Bösen ist, welches in unsern Umgebungen sich findet. So ziehen wir aus den Uebeln der Zeit einen höhern Gewinn **durch die Veredlung unsers Geistes und Herzens**; einen Gewinn, der, so köstlich er ist, doch oft nur unter Umständen, wie die gegenwärtigen sind, gedeihet.

N . . f. M . . r.

Verschiedene Gedanken.

Selbst die Wahrheit, welche die Alten sich gern nackend dachten, ist dem Scepter der Mode unterworfen. Philosophen, Redner und Dichter lassen sie bald in dieser, bald in einer andern Kleidung auftreten. Daß sie, die ihrem Wesen nach stets dieselbe bleibt, immer dadurch gewann, möchte wohl niemand behaupten wollen; aber ein neues Gewand hat sie oft deswegen nöthig, um die Aufmerksamkeit, die sich ihr entzog, zu reizen, und nicht in Vergessenheit zu sinken.

Unter allen Produkten, die im Felde der Literatur zum Vorschein kommen, sind keine erfreulicher, als diejenigen seltenen, welchen man es ansieht, daß sie aus reiner Liebe und Lust zur Wissenschaft oder Kunst entstanden, und daß weder ehrgeizige noch habsüchtige Absichten sie hervorbrachten, oder zu ihrer Entstehung mitwirkten.

Man hat es zuweilen an Voltaire getadelt, daß er im hohen Alter noch Verse machte, und die Meinung geäußert, daß die Dichter zu singen aufhören müßten, wenn Frühling und Sommer des Lebens vorüber sind, und die Glut der Einbildungskraft zu verglimmen beginnt; dem Alter ziemten ernstere und wichtigere Beschäftigungen, als die Dichtkunst. Mich dünkt aber, gegen diese Meinung lassen sich Einwendungen machen. In Absicht auf seinen ersungenen Ruhm möchte es manchem Dichter wohl anzurathen seyn, nicht mehr mit Produkten seiner Kunst öffentlich aufzutreten, wenn sein Leben sich zum Grabe neigt; aber in Ansehung seiner Gesundheit wird es ihm vielleicht sehr zuträglich seyn, wenn er den erheiternden Musenhain

nicht ganz verläßt, sondern darin, so weit es Zeit und Umstände erlauben, Frohsinn und Munterkeit schöpft, und sich zu ernsten Geschäften stärkt.

Bei dem großen Reichthum unsrer guten Muttersprache an eigenthümlichen Wörtern zur Bezeichnung körperlicher und geistiger Erscheinungen, und ihrer mannigfaltigen Verhältnisse und Beziehungen unter einander ist es ein rühmliches und sehr nützliches Unternehmen mehrerer neuern Sprachforscher, sie so viel wie möglich von ausländischen und ihr fremden Ausdrükken zu reinigen, und statt derselben ursprünglich deutsche in Gang zu bringen. Inzwischen ist es doch bei einigen vom Auslande entlehnten, und auch schon gleichsam eingebürgerten Wörtern schwer, sie zu verdeutschen, wenn man nicht wichtige Nebenbegriffe dabei aufopfern will. Ein Beispiel. Man schlägt vor, statt des zunächst aus der französischen Sprache aufgenommenen, eigentlich aber aus der lateinischen abstammenden Worts **Genie** die Ausdrücke **Kopf** (ein Mann von Kopf) **erfinderischer Kopf, schöpferischer Geist, Kraftgeist, Mustergeist, Urkopf** u. dgl. zu brauchen. Es hängt aber dem Worte **Genie** ein Nebenbegriff an, den alle diese vorgeschlagenen Ausdrücke nicht andeuten. Den Männern von Genie, z. B. einem Raphael, Shakespear rc. wehet gleichsam ein Genius, der ihnen hold ist, in glücklichen Stunden die hohen und schönen Ideen und Gedanken zu, die sie mit Farben oder mit Worten ausdrücken. Durch diesen begeisternden Genius sind sie, was sie sind, und Andern und sich selbst können sie es nicht erklären, wie sie zu den ihnen eigenthümlichen Ideenverbindungen und Formen der Darstellung gelangten. Alle gute Gaben kommen von oben herab; — an diesen frommen Gedanken könnte wohl das Wort Genie erinnern, und würde um so leichter daran erinnern, wenn es nicht in neuern Zeiten durch manche seynwollende Urköpfe und Kraftgeister, die vom Himmel oder der Natur ganz vorzüglich begünstigt zu seyn sich dünkten, bei diesem eiteln Dünkel aber nur zu oft die Schule und den Aristoteles versäumten, herabgewürdigt wäre. Den genialischen Geist wird der Psychologe eben so wenig völlig in seine Bestandtheile auflösen können, als der Physiologe aus der Beschaffenheit und der Wirksamkeit der Nerven das Denken erklären kann. So nützlich es seyn mag, bei einem Werke des Genies nachzuforschen, wie und in welchem Verhältniß zu einander die Seelenkräfte dabei wirksam gewesen sind, welchen Antheil der Verstand daran hatte, welchen Einbildungskraft, Gefühl und Vernunft, so dürfen wir dabei doch nicht vergessen, daß die Trennung dieser Kräfte von unserm Verstande gemacht wurde, daß sie aber nicht so getrennt, sondern in einer den scharfsichtigsten Psychologen nicht völlig einzusehenden, unerklärbaren Vereinigung operirten. —

G. F. K.

Hannoversches Magazin.

97tes Stück.

Freitag, den 2ten December 1808.

Einige Bemerkungen über die Schutzkraft der Kuhpocken, auf Veranlassung eines nicht ganz aufzuklärenden Vorfalls in Linden.

Vom Leibmedicus Stieglitz.

Immer von neuem verbreiten und erhalten sich Gerüchte unter den untersten Ständen des Volks auf dem Lande oder in der Stadt von natürlichen Blattern, die vor kurz oder lange vaccinirte Kinder befallen, wohl gar getödtet haben sollen. Frägt man etwas näher nach oder veranlaßt genauere Untersuchung, so findet man gewöhnlich die Sagen ohne allen Grund, ja ohne alle Veranlassung erdichtet. Es ergiebt sich alsbald, die Kinder, die die natürlichen Blattern hatten, waren nicht vaccinirt, oder die Krankheiten der ehemals Vaccinirten hatten nicht die entfernteste Aehnlichkeit mit natürlichen Blattern, waren nicht einmal die sogenannten falschen Blattern, Windpocken (Varicella), bei denen in einigen Fällen der erste Blick eines selbst erfahrnen Laien getäuscht werden könnte; oder auf dem Lande war man so notorisch fahrlässig und verkehrt beim Kuhpockenimpfen zu Werk gegangen, hatte sich einem verrufenen falschen Vaccinator überlassen, daß die Fälle gleich als nicht geltend in die Augen fallen. Diese Resultate, die wir so oft erhielten, haben uns Aerzten das Forschen nach diesen immer irrig befundenen Gerüchten vielleicht zu sehr verleidet, die selbst auf die Menge nicht mehr von besonderm Einfluß sind. Wer nicht entblößt von allem Gefühl und Nachdenken ist, wem seine Kinder wahrhaft am Herzen liegen, und wer sich erheben kann, sich einige kleine Bemühungen oder Ausgaben zur Abwendung einer Gefahr zu unterziehen, die den Seinigen nicht entschieden in diesem Augenblick, aber doch gewiß in der Zukunft droht, der läßt seinen Kindern die Kuhpocken geben. Von den Vortheilen dieser großen Wohlthat hält nur hin und wieder ab: die

abgestumpfteste Gleichgültigkeit weniger aus den untersten Ständen, die die Bedürfnisse von heute so drücken, daß sie an eine Noth, die morgen eintreten kann, gar nicht denken mögen; oder die sträfliche, herzlose Denkart, die so ganz selten unter den niedern Classen des Volks nicht ist, es sey so übel nicht oder man könne es sich gefallen lassen, wenn der liebe Gott einige ihrer Kinder zu sich nehmen wolle, um sie von der Bürde zu befreien, diese ernähren und erziehen zu müssen; oder der unbegreifliche Leichtsinn einiger selbst oft wohlhabender Handwerker oder anderer nicht ganz unbemittelter Eltern, nie für sich und die Ihrigen an die nächste Zukunft zu denken und für diese etwas zu thun. Wie empört es die Empfindung des Arztes, und mit welchem Unwillen erfüllt es ihn, wenn er noch jetzt zu Zeiten in niedere Gemächer an das Bette eines von der scheuslichen Blatternkrankheit arg heimgesuchten und mit dem Tode kämpfenden Kindes treten muß, das dieser schrecklichen Lage durch eine kleine Maaßregel hätte entzogen werden können. Und doch sind diese Hindernisse des allgemeinen Fortganges der Kuhpockenimpfung in den hannoverschen Provinzen viel seltener und weniger hartnäckig als in benachbarten Ländern, und wenn ein Arzt oder Wundarzt, ein Geistlicher oder Beamter, ein wohldenkender Mitbürger oder Gutsherr es gelegentlich oder planmäßig den Familien nahe legt oder zu erleichtern sucht, vacciniren zu lassen, so bedarf es nirgends großer Ueberredungskünste. Möchten menschenfreundliche Bemühungen dieser Art nur öfterer angewendet werden!

Nie war eine wissenschaftliche Entdeckung — man kann es nicht genug wiederholen — an ersprießlichen Folgen reicher, als die Vaccination. Wie unendlich viele Kinder erhält sie nicht am Leben, die sonst ein Opfer der natürlichen Blattern wurden; wie große Leiden und Gefahren derer, die nach Wochen langem Erkranken gerettet wurden, hat sie nicht entfernt: wie viele späte Folgen auch der gutartigsten Blattern, sie mochten geimpft seyn oder nicht, hat sie nicht vertilgt, als Blindheit, Taubheit, Knochenfraß, scrofulöse Uebel u. s. w.; und welch eine große Beschützerin der menschlichen Schönheit ist sie nicht, da sie die vielen durch Blatternarben zerrissenen und entstellten Gesichter unmöglich macht. Nie verbreitete sich eine Entdeckung schneller über alle Welttheile, über Völker jedes Glaubens, jeder Bildungsstufe, in alle Stände. Nie fand eine Neuerung weniger Widerstand, und konnte diesen so leicht besiegen. Nie häuften sich so schnell und stark für eine große Wahrheit solche Massen unwiderstehlicher und höchst erfreulicher Beweise, als für die große Angelegenheit der Vaccination.

Doch nur weniges menschliches Wissen und Leisten kann und soll ganz aufs Reine gebracht seyn, eine Sicherheit haben, die in keinem Falle verläßt, eine Vollendung erhalten, die alles

alles fernere Forschen und Vervollkommnen ausschließt. Die Gewißheit und Untrüglichkeit der Mathematik bleibt ewig allen andern wissenschaftlichen Untersuchungen mehr oder weniger fremd, und ist ganz und gar nicht das Loos der Theorie und Ausübung der Medicin, so fest diese auch in manchen Theilen steht, so große Fortschritte diese auch macht und so wohlthätig sie auch vielfach wirkt. Selbst das einfache Vacciniren, eine Handlung, die sehr geringe Geschicklichkeit erfordert, wenn sie überall diesen Namen verdient und nur das Wissen weniger klarer Sätze über die Aufnahme des Kuhpockenstoffs, über den Lauf, den die Kuhpocken zu halten haben, und über ihre Gestalt voraussetzt, selbst das Vacciniren soll trotz seiner viele Millionen Male geschehenen Anwendung innerhalb weniger Jahre, und der darauf verwendeten Beobachtung der vorzüglichsten Aerzte und Wundärzte in etwas sein Dunkles behalten, hin und wieder Ausnahmen von der Regel darbieten, einigen Stoff zum Streiten und weiteren Forschen geben. Nimmt das dem Werth der Kuhpocken etwas? wird das ihre fernere Verbreitung hemmen? Gewiß nicht, wenn man uneingenommen, vorurtheilsfrei urtheilt, und das unendlich Schwankendere vieler anderer Lehren, die doch überwiegende Wahrscheinlichkeit für sich haben, die viel grössere Unsicherheit mehrerer anderer Handlungsweisen, die man in wichtigen Verwickelungen des Lebens befolgen muß, damit vergleicht, und die Natur des menschlichen Wissens und Könnens, die Art seiner Gewißheit, seine Grenze in Betrachtung zieht. In Deutschland ist nichts zur öffentlichen Kunde gekommen, was diese Bemerkungen veranlaßt, selbst auf dem festen Lande von Europa nicht, nicht in Amerika u. s. w., so viel wir bis jetzt wissen. Wie vortheilhaft und preisend ohne irgend eine Beschränkung, ohne irgend eine Ausnahme lauten nicht alle bekannt gewordenen Berichte aller Völker des europäischen Continents und anderer Welttheile, wie siegreich und in allem genügend sind nicht die das ganze französische Reich umfassenden Pariser Darstellungen. Mehrere deutsche Regierungen, besonders die Bayersche, haben sehr weise, durchgreifende Plane in Ausübung gesetzt, die Vaccination allgemein zu machen, sie durch landesherrliche Macht durchzusetzen, wozu die Befugniß gar nicht zu bezweifeln ist, wodurch unendlicher Nutzen gestiftet und die natürlichen Blattern gänzlich ausgerottet werden; oder haben sehr strenge Maaßregeln der Absonderung, einer Art Quarantaine befohlen, als die Würzburgische, sobald irgendwo die natürlichen Blattern ausbrechen. Nur in dem Lande, dem wir die heilsame Entdeckung verdanken, und das den Entdecker belohnte: in England ereigneten sich Vorfälle, die daselbst anfänglich viel Verdacht und Mißtrauen gegen die Wohlthat der Vaccination erregten, und ihre allgemeinere

Verbreitung, besonders in London, einige Jahre durch hemmten. Es wurden mehrmals unbestreitbare Fälle beobachtet, in denen natürliche Blattern eintraten, nachdem die Kinder längere oder kürzere Zeit vorher vollständig und gehörig die Kuhpocken gehabt hatten. Die Thatsachen waren so zuverlässig und anerkannt und machten einen solchen Eindruck, daß sie auf Gesuch des Unterhauses einen Königl. Befehl an das Collegium der Aerzte zu London veranlaßten, diese und andere Beschuldigungen der Vaccination zu untersuchen und darüber zu berichten. Alle hieher gehörigen Actenstücke und Aufklärung gebende Schriften hat Herr Hofmedicus Mühry gesammelt, übersetzt und mit lehrreichen Anmerkungen herausgegeben. S. Robert Willan über die Kuhpockenimpfung u. s. w. mit einer Zugabe u. s. w. Göttingen 1808. Erweitert ist nun die Lehre der Vaccination, bewährt ihr heilsamer Erfolg, selbst wenn sie als Ausnahme die Empfänglichkeit für die Ansteckung der natürlichen Blattern bei einzelnen nicht tilgt, denn eine neue große Eigenschaft derselben ist entdeckt, daß sie, wenn sie die natürlichen Blattern einmal nicht verhindert, sie doch viel milder, von kürzerer Dauer, mit weniger Erkranken und ohne alle Gefahr eintreten läßt. Es entsteht dann eine Art von natürlichen Blattern, die viel Eigenthümliches hat, das sie besonders charakterisirt, wie am Ende dieses Aufsatzes noch angegeben werden wird. Man kann durch Impfen aus diesen Blattern sie andern mittheilen, die sie dann auf die gewöhnliche Art erhalten, zum Beweise, daß jene, obgleich durch lang oder kurz vorhergegangene Vaccination gemildert und modificirt, doch wahre natürliche Blattern sind. Das hat Willan befriedigend dargethan. Nach den sorgfältigsten, eindringendsten, mit der größten Unpartheilichkeit angestellten Untersuchungen des Londoner Collegium der Aerzte, die in allen Punkten der Sache der Vaccination höchst günstig sind und von neuem mit Wärme dafür erfüllen müssen, den Verdacht, für den nie ein Schein war, ganz niederschlagen, daß bedenkliche Krankheiten den Kuhpocken folgen oder sie begleiten können u. s. w. wird der Satz aufgestellt: **daß nicht einmal so viele Vaccinirte später von den natürlichen Blattern angesteckt werden; aber immer auf eine sehr gutartige Weise und ohne Lebensgefahr, als ehemals unter einer gleichen Zahl von geimpften Blattern gestorben seyn würden.** Es wird nemlich angenommen, daß unter 300 einer bei einer allgemeinen Inoculation der natürlichen Blattern in Städten oder Dörfern starb. Man vergesse hiebei nicht, daß zu allen Zeiten und allenthalben Fälle beobachtet wurden, wo auch die natürlichen Blattern, geimpft oder nicht geimpft, einzelne Individuen zweimal befielen, aber dann nie das zweite Mahl bestimmt milder und weniger drohend.

Wei

Wer Gefühl für Wahrheit und historische Treue hat, wer fähig ist, wissenschaftlichen Forschungen, die aus einer Fülle von Thatsachen nach den Gesetzen der Induction sich ergeben, mit kritischem Sinn zu folgen, der wird den Ansichten und Schlüssen des Londoner Collegium der Aerzte, der Jennerschen Societät und Willan's seinen Beifall nicht versagen. Das einzige Auffallende ist, daß England allein, ganz besonders aber die Stadt und Gegend von London, und in so bedeutender Anzahl diese Ausnahmen aufstellen. So hat das Collegium der Wundärzte zu London auf eine Aufforderung an seine Mitglieder 426 Antworten erhalten, die von 164381 vaccinirten Personen Rechenschaft ablegen, unter denen 56 natürliche Blattern nach den Kuhpocken erhielten, bei welwelchen der die Thatsache berichtende Wundarzt die Vaccination selbst verrichtet hat. Die Berichte aus Schottland und Irland sind fast ganz frei von Erwähnung solcher Ereignisse. Indeß ist im Allgemeinen hiebei gar nicht an Irrthum und Mißgriff zu denken, und nicht anders als zu erwarten, daß früher oder später anderswo auch solche Vorfälle werden bemerkt werden. Sie erfordern keine besondere Vorkehrungen, die, wie ich anderswo dargethan habe, auch zum Theil nicht zureichend seyn würden, als doppeltes Vacciniren in dem Lauf derselben Impfung nach Bryce oder eine spätere Wiederholung der Kuhpockenimpfung, oder wohl gar Inoculation der natürlichen Blattern zur Probe, da die natürlichen Blattern, die den vollkommenen Kuhpocken, aber doch immer selten folgen, so gefahrlos und milde sind.

Die Lage der Vaccination ist jetzt eine andere, als die war, in der sie sich in den ersten Jahren nach ihrer Entdeckung befand. Tausende, die die Kuhpocken gehabt hatten, wurden in allen Ländern zur Probe mit dem Stoff natürlicher Blattern geimpft; Hundert Tausende, um wenig zu sagen, waren unter dem Lauf von Epidemien natürlicher Blattern der Ansteckung auf die wirksamste Art durch Seyn und Liegen bei Blatternkranken ausgesetzt, ohne die natürlichen Blattern zu erhalten. Der glorreichste Triumph der Kuhpockenimpfung ist lange anerkannt. Das wenige, was ihnen entgegen ist, steht sehr einzeln dar, ist als Ausnahme selbst auf feste Regeln zurückgebracht, und giebt nur neuen Stoff, die Kuhpocken mit Ehre und Preis zu krönen, denn es ist die bewunderungswürdigste Eigenschaft derselben, daß sie, wenn sie vor dem Eintreten der natürlichen Blattern in einzelnen Fällen nicht schützen, diesen doch in einer späten Nachwirkung eine Form aufdringen, die Gefahr und Leiden ausschließt. Wo sich jetzt Fälle ereignen, daß auf vorhergegangene Vaccination natürliche Blattern erscheinen, da können sie nicht mehr das Aufsehen erregen und das Gewicht haben, als ihnen in den ersten Jahren dieses Jahrhun-

hunderts zu Theil geworden wäre. Wer sie zu untersuchen und bekannt zu machen hat, der sitzt nicht mehr zu Gericht über die grosse Angelegenheit der Kuhpocken, der kann durch seinen Ausspruch nicht mehr dem Werth, der Schutzkraft derselben etwas nehmen oder geben, ihren großen Fortgang durch alle Theile der bekannten Welt oder auch nur in einem kleinern Kreise Hindernisse in den Weg legen oder wegräumen, sie verdammen oder freisprechen. Sind es wirklich natürliche Blattern, die er wahrnimmt, ist die vorhergegangene Vaccination gehörig geschehen und verlaufen und alles genau beobachtet worden, so ist ihm nur die Gelegenheit zu Theil geworden, auf seltene Ausnahmen zu stoßen, eine merkwürdige Curiosität, die ein Arzt nie über die Gebühr schätzen muß, zu beobachten, und zu prüfen, ob die Darstellungen der Engländer sich auch hier bestätigen. Mit desto mehr Unbefangenheit und Treue kann nun die Untersuchung Statt finden und mit desto weniger Bedenken öffentlich mitgetheilt werden, weil ihr Resultat, es falle aus, wie es wolle, nicht von großen Folgen seyn kann. Noch vor nicht gar lange hätte vielleicht die Furcht, eine nachtheilige Stimmung für die Kuhpocken zu erzeugen, manchen mit Aengstlichkeit erfüllt.

Nur sey man genau in seinen Wahrnehmungen und Forschungen. Man überzeuge sich, daß wirklich natürliche Blattern Statt fanden, vergesse nicht, daß sie dem Publikum und vielen jüngern Aerzten fremd geworden sind, und die Aussagen dieser daher der Prüfung bedürfen, spreche nicht ab, ehe man nicht Gewißheit erhalten hat, daß in der Aufnahme des Kuhpockenstoffs nichts versäumt worden und die Kuhpocken ihre gehörige Gestalt und Zeit hatten. Die Lehre der Vaccination ist höchst einfach und in ihrer Ausübung auf wenige Sätze beschränkt, die zu ihrer Auffassung keine große Geisteskraft erfordern. Aber es giebt jetzt, wie immer, Kunstgenossen mit und ohne graue Haare, viel und wenig practisirende Aerzte und Wundärzte, die alles verwirren, nichts festzuhalten vermögen, nie mit Zuverlässigkeit und Aufmerksamkeit handeln und beobachten, und Nachlässigkeit, Unwissenheit und Mißgeschick auch dahin bringen, wo es schwer zu begreifen ist, daß sich ein Spielraum dafür finden konnte. Wer hat sich nicht alles mit der Vaccination befaßt, vor oder trotz den öffentlichen Verboten? oder durch einen höhern oder niedern Titel geschützt, der längst schon auf keinen innern Gehalt hinweiset? Man weiß ja, daß ein Doctor der Arznei- und Wundarzneikunst das Land durchzog, abwechselnd an einem Orte vorgab, er sey auctorisirt zu vacciniren, und an einem andern Orte, nach ihm werde einer kommen, der unter dem Zwange der Obrigkeiten zu einem weit höheren Preise impfen würde, und daß er nirgends ächte Kuhpocken verbreitete.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beantwortung
der Anfrage im 72ten Stück des neuen Hannov. Magazins wegen Anbau des Meerrettigs.

Die in den Gartenbüchern 2c. gewöhnlich angewiesene Art der Fortpflanzung des Meerrettigs, daß man nemlich von den dicksten und stärksten Wurzeln die Kronen auf die Länge von etwa zwei Zollen abschneiden, diese entweder spät im Herbste oder im Frühjahr vor dem starken Treiben in einige Fuß weit von einander entfernten Reihen, und zwar zwei Fuß tief in die Erde legen solle; diese Kronen würden dann in Büschen von großen Blättern 2c. hervorwachsen, und unten gute starke Wurzeln geben; im folgenden Jahre, wenn das Land wiederum umgegraben würde, müßten die Wurzeln losgegraben werden; jedoch auf die Weise, daß die untern Enden derselben von jedem Stocke etwa drei bis vier Stück stehen blieben; daß bei der Auswahl dieser stehen bleibenden Wurzelenden die bestgewachsenen zu wälen, hingegen krumm gewachsene, höckerige, kleine 2c. weggeschnitten werden müßten, welche dann die großen weggeschnittenen ersetzen würden 2c., hat dem Beantworter der Anfrage nur äusserst selten gute reine Stangen gegeben.

Zufällig hat man ihm folgende Verpflanzungsart, oder eigentlicher die Erziehung schöner starker Stangen empfohlen, und er hat sie bewährt gefunden.

Die Wurzel des Meerrettigs erzeugt ausser den Hauptstämmen und Aesten eine Menge kleinerer Wurzelfasern. Diese werden im Frühjahr, oder auch im Herbste, von den alten Stammwurzeln sorgfältig abgelöset, die im Herbst abgelöseten, den Winter über im Keller im Sande, oder auch nur im Freien in den Gärten eingegraben, verwahrt. Im Frühjahr, wenn der Meerretig zu treiben anfängt, werden diese Wurzelfasern sorgfältig abgeputzt und in gut gegrabene und fein geharkte Beete von lockerer Erde, etwa 6 Zoll weit aus einander, horizontal platt, oder ohngefähr wasserpaß, eingelegt, und etwa 6, 7 bis 8 Zoll hoch mit lockerer Erde bedeckt.

Man wird auf die Weise schöne, starke und gerade Stangen statt der eingelegten Wurzelfasern, oder dünnen Wurzeln im Herbste viele auszuheben im Stande seyn; deren Ausläufer wieder zur künftigjährigen Pflanzung hinreichende Wurzelfasern, oder Meerrettig-Pflanzen, liefern werden. Unter der Dicke eines guten Strohhalms werden diese indeß nur in vorzüglich gutem Boden tüchtige Stangen liefern. Am sichersten kann man sich diese von eingelegten Pflanzen von

der

der Dicke einer dünnen Schreibfeder-spule versprechen.

Die Pflanzung geräth am besten im lehmigen, mit schwarzem fettem Erdreiche vermischten Boden, oder auch in schwarzer fetter Mascherde. Die Pflanzenbeete müssen gut gedüngt seyn; am besten im vorhergehenden Frühjahr, spätestens im vorhergehenden Herbste.

Wer viel Meerrettig braucht, kann auch ein Paar Stöcke aus Wurzelkronen nach der in den Gartenbüchern gewöhnlich angewiesenen Weise gepflanzt, erhalten, um sich ihrer Wurzeln zum Gebrauch, vorzüglich aber ihrer Fasern zu Pflanzen zu bedienen. Sie müssen aber in gutem lockerem Erdreiche stehen, und ungefähr alle zwei, spätestens alle drei Jahre gut gedüngt, und dabei aufgelockert werden, wenn sie reichlich Pflanzen oder Wurzelfasern treiben sollen.

Man sagt: die auf die angezeigte Art gelegten Wurzelfasern lieferten noch bessere Stangen, wenn sie im Laufe des Sommers, zu einer Zeit, wo ein drohender Regen eine gute Durchwässerung der Beete verspräche, ein oder gar ein Paar Mahl aus der Erde genommen und von allen oder doch den meisten und stärksten Nebenwurzeln gereinigt und unmittelbar nachher wieder, wie vom Anfang an, eingelegt würden. Dies habe ich nie versucht. Auch bei gut durchnäßter Erde nach einem Regen läßt sich dies Verfahren anwenden, nur ist die Arbeit dabei viel beschwerlicher; jedoch wahrscheinlich — weil ein drohender Regen auch ausbleiben kann — sicherer.

* * *

Ein Mittel, Zucker zu sparen,

ist vielleicht noch nicht so bekannt, als es zu seyn verdient. Etliche Birne von süßem Safte, unter Aepfelmus gekocht, machen dieses völlig so süß und angenehm, als wenn Zucker dazu genommen wäre.

Hannoversches Magazin.

98tes Stück.

Montag, den 5ten December 1808.

Einige Bemerkungen über die Schutzkraft der Kuhpocken, auf Veranlassung eines nicht ganz aufzuklärenden Vorfalls in Linden.

Vom Leibmedicus Stieglitz.

(Fortsetzung.)

Wie viele sind nicht überall geimpft worden, deren Kuhpocken während ihres Verlaufs gar nicht beobachtet wurden? und die also gar keine Sicherheit erhielten, daß sie wurden, wie sie seyn müssen? In den ersten Jahren der entdeckten Vaccination kannte man ihre Verhältnisse, ihre charakteristischen Zeichen nicht genau, hatte noch keine feste Beobachtungen über die Zeit der Aufnahme des Stoffs, oder der Impfer war damit noch nicht hinlänglich bekannt. Hat man alle die damals geschehenen Impfungen einer Prüfung unterworfen? Herr Leibchirurgus Stromeyer hielt das frühe für sehr nöthig und impfte mehrere zum zweiten Mahl. Sind alle andere auch mit solcher Genauigkeit und Gewissenhaftigkeit verfahren, als er, dem Hannover den Ruhm verdankt, allen andern Städten des festen Landes von Europa, Wien ausgenommen, in Adoption der Vaccination, vorangegangen zu seyn, ein nützliches Beispiel hierin und viel Belehrung gegeben zu haben *), so wie ehemals die erste

Stadt

*) Herr Leibchirurgus Stromeyer impfte unstreitig früher als die Wiener Aerzte im März 1799. Diese Vaccinationen schlugen aber nicht an, die vom 28ten Mai desselben Jahrs hatten aber Erfolg. In Wien hatte man Ende Aprils 1799 schon Kuhpocken hervorgebracht, also einen Monat später als man es hier vergeblich versuchte, und einen Monat früher als es hier glückte. Wie viele deutsche Städte und Gegenden haben nicht Kuhpocken-

Stadt des christlichen Continents von Europa gewesen zu seyn, in der die natürlichen Blattern geimpft wurden *). Auf solche Revisionen der früheren Impfungen dringt Willan in England mit Nachdruck, und wahrlich sie sind auch in hiesigen Landen ein großes Bedürfniß. Erwägt man alles dieses, so ist es zu verwundern, daß das tumultuarische Vacciniren nicht noch viel häufigeres Unglück und frühe Verwirrung der ganzen großen Angelegenheit zur Folge hatte. Von Staats wegen und vorerst in der öffentlichen Meinung sollte man festsetzen, daß der Impfer gegen seine Schuldigkeit fehlt, der nicht jeden Vaccinirten mehrmal besucht und besonders in dem Zeitpunkte, in dem die Areola, die bekannte peripherische Entzün-

zün-

stoff zuerst von Hannover erhalten, und wie viel Eifer und Ueberzeugung haben nicht die vortrefflichen Abhandlungen erzeugt und wie viel Licht nicht verbreitet, die der zu früh verstorbene, würdige und gelehrte Hofmedicus Ballhorn in Gemeinschaft mit Herrn Leibchirurgus Stromeyer herausgab.

*) Die Gemahlin des englischen Gesandten in Constantinopel, die berühmte Schriftstellerin Lady Worthly Montague, und der Wundarzt dieser Gesandtschaft, Maitland, haben bekanntlich das Verdienst der Uebertragung der Inoculation der natürlichen Blattern nach England. Ihr Sohn war schon 1717 in Constantinopel geimpft; bei ihrer Zurückkunft nach England gab sie im April 1721 das erste Beispiel einer solchen Inoculation daselbst an ihrer Tochter, der nachherigen Gräfin Bate, durch Maitland. Auch beschrieb und empfahl sie die griechische Impfmethode genau und gründlich. Der zweite Impfling war der Sohn des Doctor Keith. Durch diese glücklichen Beispiele war die Königliche Familie aufmerksam auf dieses Schutzmittel geworden, da damals gerade die Prinzessin Anne, nachmalige Prinzessin von Oranien, an schlimmen Blattern sehr krank darnieder lag. Ihre Mutter, die Prinzessin von Wales, nachmalige Königin Caroline, erbat sich, besorgt für ihre übrigen Töchter, vom höchstseligen König, Georg dem Ersten, sechs zum Tode verurtheilte Verbrecher in Newgate, die die Blattern noch nicht gehabt hätten, um an denselben diese Versuche unter der Aufsicht des Königl. Leibarztes Hans Sloane von Maitland wiederholen zu lassen. Da ein Arzt in Endfield, Terry, der in der Türkei gewesen war, ein Gutachten gab, daß im Morgenlande unter 800 Impflingen kaum einer sterbe, so wurden jene Missethäter den 20ten August 1721 geimpft. Nun wurden noch sechs Waisenkinder geimpft. Da alle diese Inoculationen der natürlichen Blattern den erfreulichsten Erfolg hatten, so unternahm Maitland die Impfung der Königlichen Prinzessinnen, und sie sowohl als 200 andere, die noch in demselben Jahre inoculirt wurden, überstanden die Blattern glücklich. Nur der Sohn des Herzogs von Bridgewater starb nicht lange nach der Impfung, aber wahrscheinlich an ganz andern Zufällen. In demselben Jahre 1721 unternahm auch ein Arzt in Halifax, Nettleton, Impfungen an 40 Kindern mit dem besten Erfolg. Merkwür-

dig

zündung, sich bilden muß, und der nicht ein Tagebuch führt, in dem er alle Vaccinirte verzeichnet, den Gang, den ihre Kuhpocken nehmen, sein Abweichendes, die Quelle, aus der der Kuhpockenstoff genommen wurde u. s. w. Nur dann ist es möglich, bei spätern widrigen Vorfällen volle Rechenschaft abzulegen, und zu verhindern, daß nicht Ungewißheit und Irrthum in die Lehre der Vaccination komme. Das Ereigniß in Linden würde mehr Interesse haben und einen bestimmten Ausspruch zulassen, wenn alle die die Vaccination begleitenden Umstände zu erforschen wären. Da dasselbe die Aufmerksamkeit des Publikums auf sich gezogen hat, so ward dessen öffentliche Bekanntmachung für nützlich gehalten und veranlaßte diese vielleicht an sich

dig ist, daß unabhängig von diesen Versuchen in England auf dort übersetzte frühere Aufsätze des Arztes Timoni in Constantinopel und des Venetianischen Consuls in Smyrna, Jac. Pylarini, in demselben Jahre 1721 die Inoculation der natürlichen Blattern in Nordamerika in Ausübung kam. Ein Arzt in Boston, Zabdiel Boylston, impfte zuerst seine eigene und dann 244 andere Kinder während einer mörderischen Seuche von Blattern. Sechs starben daran, die größtentheils kränkliche Subjecte waren und von Boylston schlecht behandelt wurden. In England ereigneten sich in den folgenden Jahren mehrere mißliche Ereignisse, die höchst nachtheilig für die Inoculation wirkten. Der Herzog von Orleans konnte die Verpflanzung der neuen Methode nach Frankreich als Regent und unterstützt von den Aerzten Astruc, Dodart, Chirac und Helvetius gegen die Sorbonne und den Arzt Phil. Hecquet nicht durchsetzen, und sein früher Tod nahm alle Hoffnung dazu. Unterdessen war doch durch Maitland selbst die Impfung nach Deutschland gebracht worden. Auf Befehl Georgs des Ersten reisete dieser Impfarzt im Frühling 1724 nach Hannover, um dem Königl. Prinzen Friedrich, nachmal. Prinzen von Wales, die Blattern zu inoculiren. Nicht allein dieser, sondern auch mehrere Kinder aus den ersten Häusern in Hannover wurden von ihm mit dem glücklichsten Erfolg geimpft. (Bresl. Samml. J. 1724 S. 564.) J. E. Wrede lernte die Impfmethode von Maitland, vertheidigte sie durch eine eigne Schrift (Vernünftige Gedanken von der Inoculation der Blattern. Hannover 1724.) und sein Sohn nahm im folgenden Jahre einen Impfversuch an einem Waisenmädchen in Pyrmont mit gewünschtem Erfolg vor. Indessen blieben diese Beispiele fast ohne alle Nachahmung. Zwanzig Jahre lang (sagt Sprengel, von dem ich diese abgekürzte Darstellung entlehne, die zur Vergleichung mit dem so schnellen Gange der Vaccination und zur Ehre des hohen Königshauses und Hannovers für die Leser dieses Magazins nicht ohne Interesse seyn wird. S. dessen Versuch einer pragmatischen Geschichte der Arzneikunde, Theil 5. Seite 561 — 615) von 1726 — 1746 dauerte diese Apathie der Aerzte und des Publikums gegen diese Impfung, und weder in England noch in andern Gegenden wurden neue Versuche gemacht, ausser denen von Kirkpatrik in Südcarolina unternommenen. Im J. 1746 erregte der würdige

der Beherzigung nicht unwerthen Bemerkungen. Ich theile nun die Thatsachen mit, so weit sie zu erfragen waren, mit meiner Beurtheilung begleitet: fast ganz aus meinem dem hiesigen Regierungs-Collegium den 1ten November dieses Jahrs übergebenen Bericht entlehnt. Von diesem hohen Collegium erhielt ich denselben Tag, an dem das Gericht Linden den Vorfall zur Anzeige brachte, den 27ten October, den Befehl, ihn zu untersuchen, und konnte an demselben Tage mich noch mit den Herren Hofmedicus Heine und Doctor Wellhausen, die in die Geschichte verflochten sind, mich darüber besprechen und mit denselben eine Zusammenkunft in dem Holekampschen Hause in Linden, auf den andern Tag zur gemeinschaftlichen Erforschung aller Verhältnisse verabreden.

„Daß vier Kinder des Einwohners Holekamp zu Linden, die ehemals vaccinirt wurden, die natürlichen Blattern im September dieses Jahrs (das erste Kind erkrankte den 18ten, das andere den 27ten September u. s. w.) gehabt haben, ist nicht zu bezweifeln, obgleich die Kinder von letztern jetzt (den 28ten October) völlig befreiet waren. Die Flecken auf der Haut hatten die Gestalt, wie sie den natürlichen Blattern folgen; die Thatsachen, die die Eltern, ohne jedoch angeben zu können, woher die Ansteckung erfolgt sey, anführten, bezeichnen den gewöhnlichen Gang nach festen Perioden und das

Bischof von Worcester, Isaac Maddox, den allgemeinen Eifer für die Impfung von neuem. Unter seinem Vorsitz und unter Protection des Herzogs von Marlborough trat eine Gesellschaft zusammen, die die Ausbreitung der Impfung sich zum besondern Geschäfte machte. Ausser England impfte im Jahre 1748 Tronchin, damals Vorsteher des Collegii der Aerzte in Amsterdam, seinem eignen Sohn die Blattern ein, und gab in Holland das erste Beispiel dieser Art. Im Jahr 1750 ward die Inoculation auch in Genf und in Italien eingeführt. 1754 schrieb de la Condamine für sie in Frankreich, das Collegium der Aerzte zu London gab eine vortheilhafte Erklärung für sie, sie kam nach Dänemark und Schweden, Tronchin konnte sie nun in Genf, wohin er zurückgekehrt war, allgemeiner machen. Im folgenden Jahre erschien Tissots Apologie und Tronchin ward nach Paris gerufen, um den Kindern des Herzogs von Orleans die Blattern einzupfropfen. Röderer in Göttingen ward in Deutschland ihr fernerer Beförderer.

Herr Hofrath Blumenbach sagt in seiner Introductio in historiam Medicinae litterariam p. 359: Ejusdem sapientissimi regis (Georgii I.) nutu statim insequentibus annis (post 1722) etiam variolarum insitio in terris ejus Hannoveranis instituta est, quae primae ni fallor in christianae Europae continente eandem receperunt: exercentibus eam viris meritissimis Jo. Aug. de Hugo archiatro et Jo. Ern. Wrege chirurgo Hannoverano. Cf. Collectanea chirurgica Hannoverana. P. II.

das Daseyn aller Erscheinungen, welche die natürlichen Blattern im Allgemeinen charakterisiren; dasselbe bestätigten auch die Darstellungen und das Urtheil des Herrn Doctor Wellhausen, der die Kinder im Lauf der Blatternkrankheit zweimal gesehen hat.

Das zweite Kind des Holekamps, jetzt ein Mädchen von 11 Jahren, hatte Herr Hofmedicus Heine vor acht Jahren vaccinirt, als dasselbe bei Verwandten in hiesiger Stadt lebte, und damals erklärt, daß die Vaccination nicht genügend erfolgt sey und wiederholt werden müsse. Es fehlte nemlich die Areola und die Kuhpocken entwickelten sich zu schnell. Eine nochmalige Impfung unterblieb, weil das Mädchen von den Eltern zurückgenommen wurde. Die andern Kinder impfte ein jetzt abwesender Wundarzt vor $4\frac{1}{2}$ Jahren, besuchte sie unter dem Lauf der Vaccination einige Mal und war nach Versicherung der Eltern mit dem Gange derselben zufrieden. Es ist zu bedauern, daß seine Entfernung von hier verhindert, ihn selbst darüber zu hören, zu vernehmen, ob das sein wahres Urtheil war, ob er nichts Abweichendes in den Erscheinungen der Kuhpocken bemerkte, dem er vielleicht damals nicht viel Gewicht beilegte, ob er über diese Vaccinationen etwas aufgezeichnet habe, oder sich derselben noch bestimmt erinnere. Dieser Wundarzt hat in hiesiger Stadt und Gegend nicht viel geimpft. Zwei Umstände werfen auf diese Vaccinationen ein nachtheiliges Licht und machen sie in etwas verdächtig. Eins der Holekampschen Kinder hat keine Narbe, wie sie an den Impfstellen zurückbleibt, wenn vollständige oder unvollständige Vaccination Statt fand, sobald letztere nur einigen Localeindruck macht. Ferner erzählen die Holekampschen Eltern bestimmt: auf ihren Antrag, die Kinder zu impfen, habe der Wundarzt gesagt, er wolle diese mit demselben Stoff impfen, mit dem er einen Tag vorher das Kind eines ihnen verwandten Bäckers vaccinirt habe, und denselben von neuem aufnehmen. Verschaffte er sich den Stoff in der That 24 Stunden später von einem vaccinirten Kinde, so konnte derselbe in dieser Zeit zur Mittheilung vollkommener Kuhpocken untauglich geworden seyn; denn den 11ten, 12ten Tag ist die Kuhpockenlymphe gewöhnl. in Eiter übergegangen und unfähig geworden, ächte Kuhpocken hervorzubringen. Falls also den 10ten, 11ten Tag nach einer Vaccination Kuhpockenstoff aufgenommen wurde, um des Bäckers Kind zu impfen, so konnte der, den man den folgenden Tag aus derselben Quelle schöpfte, nach den allgemeinsten, zuverlässigsten Erfahrungen schon ausgeartet seyn. Auch hat Willan mit Recht aufmerksam gemacht, daß das zu vielfache Impfen durch den Stoff einer und derselben Kuhpocke des Zweckes verfehlen machen kann, und es ist nicht unmöglich, daß hier dieser Fall Statt fand. Auf ein Kind des Bäckers, auf vier Holekampsche Kin-

Kinder wurde der Stoff von einem und demselben vaccinirten Kinde übergetragen, wie der Wundarzt selbst sagte; vielleicht hatte er zu andern Impfungen eben daher die Flüssigkeit genommen. Willan sagt S. 25 der Mühryschen Uebersetzung: „fehlgeschlagene Impfungen mögen also wohl auch durch öfteres Aufritzen oder Entleeren der Blase, an zwei oder drei Tagen hinter einander, veranlaßt worden seyn. Das Fluidum, welches in den auf diese Art erschöpften Zellen secernirt wird, wird vielleicht durch Veränderung der Eigenschaften oder zu große Verdünnung unfähig gemacht, seine Wirkung völlig zu äussern, weder auf die Person, von der es genommen, noch auf die, der es mitgetheilt wurde. Einige der frühern mißlungenen Fälle bei Personen, die in verschiedenen öffentlichen Instituten geimpft wurden, sind vielleicht dieser Ursache zuzuschreiben, indem die Anfragen nach Kuhpockenfluidum in den Jahren 1799 und 1800 sehr zahlreich, und der Subjekte, die es liefern konnten, verhältnißmäßig wenige waren."

Wir wissen also, daß von vier Holekampschen Kindern eins, das Hr. Hofmedicus Heine inoculirt hatte, schon vor 8 Jahren bestimmt als nicht geschützt gegen die natürlichen Blattern, als einer neuen Impfung bedürftig, erklärt wurde, und die Vaccination der andern drei ist ihren Erscheinungen und ihrem Gange nach, die einzig sie als ächt und vollständig darstellen könnten, im Dunkeln; und es sind selbst einige Punkte herausgehoben worden, die sie etwas verdächtig machen, als die mangelnden Narben der Impfstellen bei einem Kinde, die vielleicht zu späte oder zu vielfach wiederholte Aufnahme des Kuhpockenstoffs, mit dem geimpft wurde. Eine Maaßregel ist mit Hrn. Dr. Wellhausen verabredet, die Licht verbreiten kann. Ein 5tes jener Holekampschen Kinder, jetzt ein Mädchen von 9 Jahren, das jener Wundarzt zugleich mit den andern 3 vaccinirte, ist von den natürlichen Blattern nicht befallen worden. Dieses wird von neuem vaccinirt werden, so wie auch das Kind des Bäckers G., das den Tag vorher von demselben Subjecte die Kuhpocken erhielt, das sie den Kindern in Linden geben sollte. Haften die Kuhpocken bei einem von diesen zwei Kindern und halten ihren gewöhnlichen Verlauf, so ist es fast erwiesen, daß jene Vaccination des Wundarztes unkräftig waren und nicht hätten genügen sollen. Aus dem negativen Erfolge der neuen Impfung würde aber nichts zu folgern seyn *).

Wir kennen die Form der natürlichen Blattern so genau, die in seltenen Fällen ungeachtet der frühern Vacci-

na-

*) Ich kann jetzt hinzusetzen, daß diese Vaccinationen keinen Eindruck machten und keine Kuhpocken zur Folge hatten.

nation eintreten können, daß sich im gegenwärtigen Falle ein umgekehrter Schluß hätte mit vieler Sicherheit machen lassen, von dem Verlauf und der Charakteristik der natürlichen Blattern bei den Holekampschen Kindern auf die Aechtheit und Vollständigkeit der vorher Statt gefundenen, nicht hinlänglich aufzuklärenden Vaccination, wenn diese Kinder während der natürlichen Blattern sorgfältig hätten beobachtet werden können. Wären die natürlichen Blattern nemlich so erfolgt, wie sie nach Willans Schilderung bei denen sich darstellen, die vorher Kuhpocken gehabt haben, so hätte man urtheilen können, diese natürliche Blattern von eigenthümlicher, besonders modificirter Art bezeichnen einen Einfluß der Vaccination, und diese müsse daher regelmäßig gewesen seyn. Ein großer Theil der Eruption wird dann nicht zu Blattern und verschwindet wieder, diese selbst aber sind von härterer Consistenz, warzenähnlich, und haben weniger Eiter, so wie Variolae verrucosae, aber ohne heftiges Erkranken und ohne Gefahr, bei viel schnellerm Endigen der Krankheit, als sonst gewöhnlich ist. Dieselbe wohlthätige Modification der natürlichen Blattern — und dies ist sehr wichtig — wird erzeugt, wenn Ansteckung der natürlichen Blattern und Kuhpockenimpfung in einer Person zusammenfallen und sich in ihrer Entwickelung gegenseitig beschränken.

Aber obgleich einige Aussagen der Eltern und selbst einige Wahrnehmungen des Hausarztes jener Ansicht günstig seyn könnten, so ist sie doch zu wenig hier begründet, zumal da dieser nur zweimal Gelegenheit hatte, die Kinder unter dem Verlauf der natürlichen Blattern zu sehen. Auch ist es nicht wahrscheinlich, daß etwas so Seltenes als das Befallen wahrer natürlicher Blattern nach überstandenen vollkommenen Kuhpocken drei Kinder einer und derselben Familie (das vom Herrn Hofmedicus Heine vaccinirte Kind nicht mitgerechnet) auf einmal treffen würde. Nur einmal war das in England **bei zwei Kindern derselben Familie** der Fall, nach dem Bericht des Pearsonschen Kuhpockeninstituts, einem Bericht, der auf eine Art verfaßt ist, daß er Mißtrauen einflößt. Die Blatternkrankheit war zwar bei allen drei Holekampschen Kindern höchst milde, wie sie das denn in gewissen Epidemien und bei sporadischem Befallen oft war. Nur eins der Kinder hatte unter dem Ausbruch der Blattern sehr starkes Erbrechen, was nicht ungewöhnlich ist.

(Der Schluß folgt im nächsten Stück.)

Der



Der Caviar.

Der Caviar ist der zubereitete Rogen des Störs, eines oft bis 10 Fuß langen und einige 100 Pfund schweren Fisches, der fast in allen Theilen des Oceans und in vielen großen Flüssen gefunden, und sowohl wegen seines wohlschmeckenden Fleisches, als seines Rogens sehr geschätzt wird.

Bei den Griechen und Römern stand dieser Fisch in besonderm großen Ansehen. Nach der Erzählung des Athenäus war er bei allen großen Gastmalen das vornehmste Gericht, und nach Plinius ließ man ihn bei allen Feierlichkeiten, mit Kränzen und Blumen geschmückt, durch bekränzte Diener bei einem harmonischen Jubelschall und vorangehender Musik, auf die prächtigen Tafeln tragen. Vermuthlich wurde er damals sehr theuer verkauft, weil Ovid ihn den Edlen nennt, und Cicero den Schwelgern dieserhalb einen Vorwurf macht. Auch in neueren Zeiten wurde er in Italien sehr theuer bezahlt.

In Rußland, wo er am häufigsten in der Wolga gefangen wird, wird mit dem zubereiteten Rogen oder Caviar ein starker auswärtiger Handel getrieben, indem er häufig nach Constantinopel, Italien und andere europäische Länder versandt wird. In Astrachan allein werden in manchen Jahren viele hundert Tonnen davon gemacht. Der Caviar wird theils auf gerösteter Semmel oder Butterbrod verzehrt, theils um andere Speisen wohlschmeckend zu machen, gebraucht. Die Zubereitung desselben geschieht auf folgende Art: Der frische Rogen wird gereinigt, indem man ihn mit den Händen sanft durch ein Sieb reibt. Hierauf thut man auf jeden Eimer Rogen eine Handvoll Salz, mengt die Masse wohl unter einander, und stellt sie an einen warmen Ort, um den Rogen durchaus von Salz gleich stark durchdringen zu lassen. Dieser Caviar wird frisch eingesalzener genannt, zum Unterschied des durchgesalzenen, zu welchem eine große Menge Salz erfordert wird. Ein anderer, nemlich der gepreßter Cavier, weicht von diesem sehr ab. Der Caviar wird alsdann nicht auf die oben erwähnte Art durchgerieben, sondern, wenn er aus dem Fisch herausgenommen ist, drei Tage lang in eine starke Salzlake gelegt, hiernächst auf Baumrinden ausgebreitet, und so an der Sonne getrocknet. Darauf wird er in ein Gefäß gethan, mit zergangenem Fischfett begossen und alsdann in Fässer geschlagen. Zwischen dem durchgeschlagenen und gepreßten Caviar steht der sogenannte Stückencaviar in der Mitte, welcher, nachdem er durchgerieben und in starke Salzsole gelegt worden, in kleine leinwandne oder zwillichtne Säcke eingebunden und gepreßt wird.

Hannoversches Magazin.

99tes Stück.

Freitag, den 9ten December 1808.

Einige Bemerkungen über die Schutzkraft der Kuhpocken, auf Veranlassung eines nicht ganz aufzuklärenden Vorfalls in Linden.

Vom Leibmedicus Stieglitz.

(Schluß.)

Späterer Zusatz von Erscheinung natürlicher Blattern nach vorhergegangener Vaccination in Hannover.

Obiger Aufsatz war schon mehrere Tage aus meinen Händen, als sich hier ein Fall ereignete, der die Wahrheit der englischen Beobachtungen und vorzüglich der Schilderungen Willans bestätigte und mehrern hiesigen Aerzten in der Natur zeigte, was wir bis jetzt aus einem Buche nur kannten. Es ist auffallend, daß ein solches Ereigniß, das in der Geschichte der Vaccination eine bemerkenswerthe Epoque macht, auf dem festen Lande von Europa wieder in Hannover zuerst wahrgenommen wurde, und gerade in den Wirkungskreis des Herrn Hofmedicus Mühry fiel, des Sammlers und Uebersetzers der hieher gehörigen wichtigen englischen Schriften, die ohne seine verdienstlichen Bemühungen uns noch lange unbekannt geblieben wären. Ich sahe das Kind auf gütige Einladung dieses Arztes vier auf einander folgende Tage, den 5, 6, 7 und 8ten Tag der Krankheit von der Eruption angerechnet. Es war mir höchst interessant, einen Vorfall anschaulich vor mir zu sehen, der mein Nachdenken in den letzten Monaten so oft beschäftigt hatte, der bei seinem wiederholten Eintreten in England bei vielen die Besorgniß erregte, er möchte der Menschheit den Segen der Vaccination wieder entziehen können und ihren Erfolg zweifelhaft machen, aber bei eindringender Untersuchung zu Resultaten führte, die der großen Entdek-

kung

kung nach vermehrte Festigkeit und Sicherheit geben und sie in einem höhern Glanz uns zeigen. Es erfüllt immer von neuem mit Bewunderung, wenn die Natur auch in den Ausnahmen von den festen Regeln, nach denen sie wirkt, in ihren sogenannten Spielen einen festen Gang hält und bestimmten Gesetzen folgt. Es befriedigt den menschlichen Geist, auch in den Abweichungen von großen Naturgesetzen Uebereinstimmung zu finden und die Form festsetzen zu können, unter der sich das Unregelmäßige selbst mit darstellen kann. Ein englischer Schriftsteller giebt die Erscheinungen an, die den natürl. Blattern eigen sind, wenn sie in sehr seltenen Fällen von vorhergegangenen Kuhpocken nicht verhütet werden können, und in einem hiesigen Fall dieser Art entwickelt sich alles in der Wirklichkeit vor uns, verläuft alles unter unserer Wahrnehmung, wie jener es schilderte. Jedes Stippchen, jeder Hauch von Blatternlymphe nimt alle die Gestalten an, die Willan vorzeichnete, nicht als habe er die Natur copirt, sondern als habe er ihr vorschreiben können, wie sie sich zu äussern habe.

H. G. Kind, jetzt ein Mädchen von 5 Jahren, war 1804 vaccinirt worden. Es erhielt nur eine Kuhpocke, die so war, daß von denselben Stoff zum weitern Impfen genommen werden konnte. Herr Hofmedicus Mühry, dessen Vater es vaccinirt hatte und mit Sorgfalt beobachtete, sahe das Kind selbst einmal im Lauf der Vaccination, und fand diese in nichts abweichend. Dieses Mädchen erkrankte Mittwoch den 16ten November 1808, den folgenden Tag erbrach es sich, den dritten Tag, Freitag, zeigte sich ein Ausschlag im Gesicht. Jetzt erst schickten die Eltern zum Arzt, und ich folge nun Herrn Hofmedicus Mühry's Tagebuch in Heraushebung des Wesentlichen mit dessen Erlaubniß. „Der Ausschlag bestand in kleinen rothen papulösen Stippen mit dunkler Röthe umgeben, und war besonders im Gesicht und auf den Händen zu sehen. Die Stippchen hatten die Größe eines Hirsekorns, lagen im Gesicht hart unter der Haut, standen an einigen Stellen des Gesichts in kleinen Haufen beisammen. Fieberhafter Zustand.

2ter Tag nach der Eruption. Die Stippchen hatten sich noch vergrössert und mehr über die Haut erhoben und zeigten eine sehr geringe Spur von Feuchtigkeit an der Spitze Das Gesicht war merklicher geschwollen. Die Röthe des Ausschlages war mehr ausgebreitet, bei einzelnen nahestehenden in einander fließend. Die Stippchen waren auch an den bedeckten Theilen des Körpers wahrzunehmen. Das Kind war unruhig gewesen, aber nicht besonders krank. 3ter Tag. Die Stippchen vergrösserten und rundeten sich mehr, enthielten eine klare dünne Feuchtigkeit. Das Kind war gegen Abend unruhiger, fieberhafter.

4ter Tag. Der Ausschlag bildete heute Pusteln von der Größe einer Linse, gefüllt mit gelblicher Feuchtigkeit. Die mehrsten waren von gleicher Größe, einige doch kleiner; die mehrsten waren gefüllt und mit einer areola umgeben. Einzelne hatten eine Vertiefung in der Mitte. Keine war geplatzt oder in Kruste übergegangen. Sie verursachten ein Jucken, und also Kratzen, das die Oeffnung mehrerer Pusteln veranlaßte. Auf den Händen, wo die Pusteln einzeln standen, waren sie mehr kugeligt, von der Größe eines großen Nadelknopfs, mit unbedeutender zirkelrunder Röthe. Das Kind war sehr wohl, ohne Fieber. 5ter Tag. Die größern Pusteln hatten die Größe eines Achtel-Zolles erreicht, waren prall, kugelicht erhoben, im Umkreis mit einer höher dunkeln Röthe umgeben, einzeln stehend, nicht zusammenfliessend, enthielten eine gelbe eiterähnliche Feuchtigkeit. Einzelne waren vom Kratzen geöffnet. Besonders prall und rund standen die einzelnen Pusteln auf der Hand. Das Befinden des Kindes war gut. (Ich sah das Kind heute zuerst.) 6ter **Tag nach der Eruption.** Im Gesicht fiengen die großen Pusteln an abzutrocknen. An der Spitze bildete sich ein gelblicher Schorf mit gelber Feuchtigkeit angefüllt. Viele kleine Blattern waren zusammengeschrumpft, ohne sich zu öffnen; andere waren angefüllt. Die Geschwulst des Gesichts war verschwunden, die umgebende Röthe der Pusteln sehr viel blasser. An den Händen standen die einzelnen Blattern noch prall, doch war die umgebende schmale Röthe an der Basis ebenfalls erblaßt. Die größte Blatter war eine Linse groß. Auf den Hinterbacken und der hintern Seite der Schenkel fiengen die Pusteln ebenfalls an trocken zu werden, einige waren ausgekratzt, viele waren klein geblieben und lagen wie Hirsenkörner unter der Oberhaut. Auf dem Rücken und Unterleibe fanden sich überhaupt wenige und kleine Pusteln. Das Kind war sehr wohl und lief in der Stube umher. 7ter **Tag.** Die Röthe allenthalben gänzlich verschwunden. Die größern Blattern im Gesicht in hellbraune oder dunkelgelbe Krusten verwandelt, die kleinern bildeten harte trockne Knoten mit einer inkrustirten Spitze. Einige wenige enthielten auch eine geringe Quantität Eiter. Auf der Hand waren die Pusteln ebenfalls ausgetrocknet und in Krusten übergegangen. An den Lenden und übrigem Körper bildeten die mehrsten kleine harte Nadelkopf große Knoten, und die geringere Zahl helle Krusten. Das Kind vollkommen wohl. 8ter **Tag nach der Eruption.** Die Blattern waren sämmtlich trocken. Bei genauerer Untersuchung entdeckte sich noch eine einzelne an den Hinterbacken, welche Eiter enthielt. Die Krusten bildeten einen harten hornartigen dunkelgelben Schorf, wie getrocknete Linsen. Bei weitem die mehrsten Blattern waren indeß nicht zur Eiterung gekommen, oder hatten nur unbedeutende Feuchtigkeit an der

der Spitze gezeigt, oder lagen wie harte trockne Knöpfchen in der Haut u. s. w."

Diese lehrreiche Krankheitsgeschichte wird ihr Verfasser in einer medicinischen Zeitschrift mit anderweitigen Erläuterungen bekannt machen. Wer kann in den Erscheinungen und derselben Verlauf die Blattern verkennen. Alle Veränderungen und ihre Aufeinanderfolge bezeichnen sie zu bestimmt. Ich führe nur an, daß mehrere Blattern die bestimmten Vertiefungen in der Mitte, die Tellen hatten, daß alles in der Ordnung sich entwickelte, wie es bei natürlichen Blattern in der Regel ist, zuerst im Gesicht unter Geschwulst desselben, dann in den obern Extremitäten, endlich an den untern. Als im Gesicht alles schon zusammengefallen war, sahe es noch lebhafter auf den obern Gliedmaßen aus. An den untern Gliedmaßen standen die Blattern am spätesten in ihrer Blüthe und giengen am letzten in Krusten über. Aber auf der andern Seite welche Abweichungen von jeder Art von natürlichen Blattern. Wie drängen sich die Stadien der Krankheit, obgleich sie bestimmt zu unterscheiden sind, und wie schnell gehen sie in einander über. Veränderungen in der Form der Blattern, die sonst 2 bis 3 Tage erfordern, erzeugen sich in 24 Stunden, und am 8ten Tage nach der Eruption ist alles auf einem Punkt, an dem es bei den gelindesten, am schnell verlaufendsten inoculirten natürl. Blattern erst am 11ten Tage stehen würde. Dieser Fall gab mir Veranlassung zu einer Bemerkung, die auch durch die Willanschen Fälle sich belegen ließ und die eine neue Eigenthümlichkeit der durch vorhergegangene Vaccination modificirten Blattern aufstellt. In jedem Moment der Entwickelung geht bei ihnen ein Theil des Exanthems unter oder bleibt auf der gegenwärtigen Stufe stehen, stirbt gleichsam ab, kann wenigstens nicht weiter fortschreiten in seiner Ausbildung, verschwindet oder geht abtrocknend schnell seiner Beendigung zu. Ein Theil der Eruption verschwand auch hier, da sie anfänglich im Gesicht an einigen Stellen so gedrängt auf einander stand. Nachher lehrte es der Anblick, daß ein großer Theil des Ausschlages in jedem Zeitraum seiner Ausbildung zum Stillstand gekommen war und man sahe zugleich eine Mannichfaltigkeit von $\frac{1}{8}$, $\frac{1}{6}$, $\frac{1}{5}$ u. s. w. Pusteln, die sich nicht weiter heben konnten, und abtrockneten. Das Harte, Trockne aller Blattern, auch derer, die zur vollen Reife kamen, war ganz so wahrzunehmen, wie Willan es beschreibt. Die Eiter enthielten, waren im Vergleich anderer Blattern wenig damit gefüllt, enthielten ihn nicht von der dicken Beschaffenheit, in der wir ihn sonst bei dieser Krankheit finden. Ich öffnete gewiß zehn Blattern, die das vollste Ansehen noch hatten, mit einer Stecknadel. Ein Theil derselben gab dennoch aus der kleinen Oeffnung keine Flüssigkeit, an-

andere nur sehr wenig und sehr dünne. Wie quillt es aus natürlichen Blattern der gewöhnlichen Art hervor und wie schnell füllen sie sich wieder. Das verhielt sich hier ganz und gar nicht so.

Nur ein Unkundiger könnte hier an die Varicella denken. Ueberdies hatte dieses Kind diese vorher schon überstanden. Auf dem behaarten Theile des Kopfes waren auch nur 3 bis 4 Blattern, statt daß er bei den Windblattern damit besäet ist, und diese alle Stadien der natürlichen Blattern fast auf einmal darstellen, anderer Unterschiede nicht zu gedenken. Mit dem Stoff dieser natürlichen Blattern zu impfen, um auch den Ungläubigsten zu überzeugen, durfte man nicht wagen, da dieses auf eine ganz unnütze Weise ein menschliches Wesen in Gefahr bringen könnte. Es haben mehrere hiesige Aerzte dieses blatternkranke Kind gesehen. Wie man mir sagt, haben sie sich alle nicht nur vom Daseyn der natürlichen Blattern überzeugt erklärt, sondern auch die Einwirkung der vier Jahre vorher Statt gefundenen Kuhpocken nach Willan anerkannt. Ich habe nur Gelegenheit gehabt, mit Hrn. Hofmedicus Lodemann mich darüber zu besprechen, und dieser genaue Beobachter stimmt ganz mit Hrn. Hofmedicus Mühry und mir überein.

Zwei Beantwortungen

der in Nr. 88. des Hannoverschen Magazins von diesem Jahre befindlichen Anfrage, den Philippsknochen betreffend.

I.

Es ist nichts ungewöhnliches, daß an gemeinschaftlichen Tafeln einer vor dem andern eine Vorliebe zu einem gewissen Bissen zeigt, und wegen seines Ansehens, oder durch Einwilligung der Uebrigen, sich ausschließlich denselben zueignet.

So fällt dem Einen der erste Knust vom Brod, dem Andern der Kopf vom Karpfen, dem Dritten der Schwanz vom Hecht, dem Vierten die Carcasse vom Hahn, dem Fünften das Lappige vom Kalbsbraten zu, und man pflegt dann wohl dabei zu bemerken, daß dieses ihm gebühre, oder sein Stück sey.

Das Hüftbein am Kalbsbraten mit seiner Zubehör macht ebenfalls für Manche einen solchen Leckerbissen aus. Nicht ohne Grund kann man nun annehmen, daß in irgend einer Familie, oder an einer Gasttafel irgend ein Monsieur Philipp denselben lieb gewonnen, und vor allen andern be-

bekommen habe, weshalb man ihn zuerst in dieser Gesellschaft den Philippsknochen genannt haben wird.

Daß diese Benennung späterhin weiter verbreitet sey, darüber darf man sich nicht wundern, wenn man weiß, welcher Werth den Anekdoten der Tafel von Vielen beigelegt wird.

Diese Nachforschung bietet nun zwar kein sonderliches Interesse dar; indessen giebt sie mir eine schickliche Gelegenheit, über eine gewisse Gattung von Messieurs **Philipps** an gemeinschaftlichen Tafeln ein Wort hinzuzufügen.

Ich verstehe darunter nicht diejenigen, denen man aus schuldiger Liebe und Achtung bei Mahlzeiten gern das Vorzügliche vorlegt; auch nicht diejenigen, die wegen einer Eigenheit ihres Geschmacks ihre Vorliebe zu diesem oder jenem Bissen äussern, von dem sie wissen, daß er den Uebrigen nicht eben so gefällt, sondern diejenigen, die im vollen Ausdrucke des modernen Egoismus auf eine dreiste unverschämte Weise an gemeinschaftlichen Tafeln von dem umgehenden Teller das beste Stück aufzufinden sich bemühen, wider die ersten Regeln einer guten Lebensart zu dem Ende den ganzen Vorrath durchwühlen, und den entfernten Gästen nichts als Spreu, Haut und Knochen überlassen. Diese Unart ist gar nicht selten, und nicht allein an öffentlichen Gasttafeln, sondern selbst in eingeladenen Gesellschaften, wo man guten Ton zu erwarten berechtigt ist, häufig bemerkbar. Gerade in einer solchen Gesellschaft habe ich einmal einen angesehenen Gourmand Egoiste dieser Art gesehen, der sich nicht entblödete, von der umgehenden Portion eines Capauns mit Austern die besten gemächlich auszufischen.

Wenn nicht etwa rohe unerzogene Jünglinge, sondern Männer von Stande so etwas sich erlauben, so scheint es nicht überflüssig zu seyn, auf Veranlassung des Philippsknochen öffentlich einmal zu erklären, daß eine solche ungezügelte Eklektik bei Tische sehr unschicklich und nicht gemeint sey, wenn gelehrt wird:

Prüfet alles, behaltet das Beste!

L.

II.

In meiner Jugend sagte man mir, daß der Philippsknochen am Kalbsbraten seinen Namen habe von dem griechischen Buchstaben phi, φ, weil er solchem ähnlich sehe.

X.

Ein

Ein noch unbekanntes Kaffee-Surrogat.

Unter den vielen Kaffee-Surrogaten, mit denen seit den letztern Zeiten die öffentlichen Blätter angefüllt waren, befanden sich mehrere, die den gehegten Erwartungen keineswegs entsprachen. Die Runkelrübe, nach mehrfacher Zubereitung derselben, statt Kaffee, verliert nie die ihr eigenthümliche Süßigkeit, die dem angenehmen Bitter des wahren Kaffee's geradezu entgegen ist. Mehrere Surrogate des Kaffee's, auf welche man das Publikum aufmerksam machte, sind zu unbekannt, als daß man über ihren Einfluß auf die Gesundheit urtheilen könnte. In Rücksicht anderer ist die Frage noch unentschieden, ob dieselben in unsern Gegenden und unter unserm Klima gezogen werden und gedeihen können. Durch einen Zufall verfiel ich in diesen Tagen auf ein Surrogat, zu dessen Bekanntmachung in diesen Blättern das Interesse des Publikums mich auffordert. Bekannt mit den profitablen Eigenschaften der wilden Kastanien, die in den hiesigen Gegenden so häufig angepflanzt gefunden werden, präparirte ich vor kurzem eine Quantität derselben als Surrogat der Mandelkleie. Die Wirkung und der Einfluß dieses Produkts auf die Haut des menschlichen Körpers mag bekannt seyn, oder nicht, — genug, ich kann durch die Erfahrung bewährte Proben darthun, daß zur Reinigung und Verbesserung der Haut, die gelblich oder schwärzlich aussieht, dasselbe nicht ohne Effekt gebraucht werden kann. Die Verfahrungsart hiemit empfiehlt sich um so eher, da dieselbe so äusserst einfach ist. Man reibt nemlich die wilden Kastanien, nachdem sie zuvor — wie man zu sagen pflegt, grün, — geschält worden sind, so fein als möglich, trocknet sie sodann in dem Ofen, und gebraucht sie sodann, wenn man kurz vor dem Gebrauche dieses Geriebene in warmem Wasser aufgelöset hat, zur Wäsche der Haut.

Als ich in diesen Tagen wilde Kastanien zu gleichem Endzweck präparirte, trat ein Hausfreund zu mir in die Stube, in deren Ofen ich gerade zu der Zeit geriebene Kastanien dörrete. Der Geruch davon fiel ihm auf, und er fragte, ob ich Kaffee gebrannt habe, denn es existire hier ein solcher, der davon zeuge. Auf mein Erwiedern, daß ich zu dem vorangeführten Endzwecke wilde Kastanien dörre, verfiel er, durch den Geruch vielleicht auf diese Idee geleitet, auf den Einfall, ob es nicht möglich sey, diese Frucht statt des Kaffee's zu benutzen. Aufmerksam auf diesen Einfall, trocknete ich Kastanien im Ofen (um nicht, wie es beim Schälen der ungetrockneten der Fall ist, zu viel von dem Innern, das

man

man das Fleisch zu nennen pflegt, zu verlieren,) ungeschält darauf ganz, um ihre äussere Schale sodann mit leichter Mühe abdrücken zu können, welches mir auch gelang. Ich schnitt darauf die intestina der Kastanie in kleine Würfel, brannte sie in einem gewöhnlichen Kaffeebrenner und präparirte solche auf gewöhnliche Art zum Kaffee. Als aber beim Genusse dieses Getränks das Bittere der Kastanien zu stark war, sann ich auf ein Mittel, dasselbe zu mildern. Ich schälte darauf wiederum einige, zerschnitt sie auf obige Weise, übergoß sie mit heißem Wasser, in dem ich sie $\frac{1}{4}$ Stunde stehen ließ, und fand, daß die Kastanien dadurch ein solches Bitter gewannen, das unter den vielen vorgeschlagenen Kaffee-Surrogaten dem eigenthümlichen Bittern des wahren Kaffee's am nächsten kömmt.

Nach eingezogenen Erkundigungen bei einem Arzte über die Schädlichkeit oder Unschädlichkeit dieses Kastanien-Kaffee's erhielt ich die mir so erfreuliche Nachricht, daß dieses Getränk nicht den mindesten nachtheiligen Einfluß auf den menschlichen Körper habe. In dieser Freude mache ich Vorstehendes, in Berücksichtigung des allgemeinen Interesse, durch diese Blätter bekannt.

Bei Versuchen ähnlicher Art verfiel ich auf den Gedanken, gekochten Birnsaft, den ich auf die Art präparirte, daß ich dieses Obst mit einem Stoßeisen so klein als möglich zerstieß, darauf dieses Zerstoßene in ein feines Tuch gethan, unter eine Presse brachte, und den ausgelaufenen Saft so lange kochte, bis er dem Syrup ähnlich ward, — statt des Zuckers zum Kaffee zu gebrauchen. Der Erfolg entsprach in der Maaße meiner Erwartung, daß viele meiner Freunde, die ich hierauf aufmerksam machte, ihre geerndteten Birnen nur zu diesem Zwecke verbrauchten.

E. H.

Druckfehler. Im 98ten Stück dieses Magazins S. 1568. Z. 17 lese man gepreßte Caviar statt gepreßter Cavier.

Hannoversches Magazin.

100tes Stück.

Montag, den 12ten December 1808.

Die Sache nehmen wie sie ist, oder sich an die Wahrheit halten, ist immer das Beste.

Es ist eine treffliche Bemerkung, die Ovid in seiner schönen poëtischen Erzählung der alten, mehr als manche neuere erbaulichen Legende, vom armen gastfreundlichen Ehepaar Philemon und Baucis, macht:

— — paupertatemque fatendo
Effecere levem nec iniqua mente ferendam.

Sie machten sich ihre Armuth leichter und minder unangenehm, dadurch, daß sie sie nicht zu verhehlen suchten, weder sich noch andern. Gewiß, Armuth nicht nur, sondern noch manche andere Uebel und Unannehmlichkeiten werden leichter, wenn man nur den geraden festen Blick darauf nicht scheut; auch, in vielen Fällen wenigstens, sich nicht scheut, sie zu gestehen; überhaupt also der richtigen Vorstellung davon nicht ungebührlich ausweicht, sondern die Sache nimmt und nehmen läßt, wie sie ist.

Die Gründe können schon im Allgemeinen einleuchtend werden. Was kann es helfen, sich oder andern ableugnen wollen, was nun doch einmal ist und unleugbar da ist; verbergen wollen, was doch bei hundert Gelegenheiten sichtbar wird? Vergebliche Mühe, mißlingende Anschläge, neue Anlässe des Kummers und Verdrusses. Darüber werden denn auch insgemein die rechten Mittel, dem Uebel abzuhelfen, oder es zu vermindern, verabsäumt; oft solche gebraucht, die Uebel ärger machen. Andere können, wollen, dürfen uns nicht Hülfe leisten, so lange wir deren nicht benöthiget scheinen wollen; machen wohl eher Ansprüche an uns, die wir nicht befriedigen können. Vernünftigen Leuten flößet es überall mehr Achtung ein, wenn wir bei der Wahrheit bleiben, den geraden offenen Blick nicht scheuen, jede Sache nehmen wie sie ist; es beweiset mehr Stärke des Gemüths, mehr Beurtheilungskraft als das Ge-

gentheil. Endlich treten an die Stelle der richtigen Vorstellung, wenn wir diese nicht wollen auskommen lassen, bei uns und andern leicht falsche, das Uebel noch vergrößernde Vorstellungen; oft wird ein schreckliches Gespenst aus dem, was, wenn wir ihm nur mit entschlossenem Muth und festem Blick näher treten, bei weitem so fürchterlich nicht ist.

Verfolgen wir diese Gedanken in einige der vornehmsten Anwendungen.

Also zuerst noch einmal Armuth. Nun ja, nur gerade heraus, wir sind arm. Was ist es denn, daß wir es durchaus verhehlen wollten, wenn wir hinzusetzen können, ohne unsere Schuld? Und wenn dieß auch der Fall nicht wäre, was freilich die Sache schlimmer macht, sind wir es, so kann unser Zustand in keinem Falle besser werden dadurch, daß wir ihn uns selbst nicht gestehn wollen; in einem einzigen vielleicht, wo nemlich der Credit noch retten kann, wenn er andern verborgen bleibt, so lange dieß noch möglich ist. In den meisten Fällen macht es Uebel ärger; man fährt fort, einen größern Aufwand zu machen, als man sollte, zu seinem und der Seinigen oft unersetzlichem Schaden, macht bei vernünftigen Leuten, die der Sache auf den Grund sehen, sich lächerlich, oder, wenn es mit Betrügereien, mit muthwillig gehäuften Schulden, die nicht bezahlt werden können, sich endigen muß und endigt, abscheulich. Nehmen wir hingegen die Sache und gestehn sie wie sie ist: so lernen wir uns desto eher darein schicken, lernen entbehren, und, was oft das wichtigste ist, gewöhnen die Unsrigen dazu um so leichter, je weniger sie zum Gegentheil verwöhnt sind; fangen an uns unserer Vernunft zu freuen, um so mehr, je mehr Uebel dadurch noch abgewendet worden ist, und werden durch dieß vernünftige Betragen ehrwürdig, anstatt durch das Gegentheil lächerlich oder verächtlich zu werden. Die einfachste Kleidung, wenn sie auch ein wenig abgenuzt ist, und ein heiteres Gesicht, wie es nur bei ruhigem Gemüthe ungekünstelt erscheinen kann, geben zusammen ein besseres Ansehn, als der geborgte Flitterstaat, der dem forschenden Auge das Verschrobene, Ungeordnete im Innern nicht verbirgt. Und wahr bleibt das oft Gesagte, daß ein freundliches Gesicht und 2 Schüsseln guter Hausmannskost, ja wäre es auch eine nur, eine bessere Bewirthung sind, als ein schwelgerisches Gastmahl, bei dem man Mühe und Sorgen, wenn nicht noch etwas Schlimmeres, auf den Gesichtern der Herrschaft oder der Diener lieset. *)

Bei

*) Auch in der schönen Fabel beim Ovid heißt es, nach der Aufzählung der den beiden Himmelsbewohnern vorgesetzten Gerichte:

— — Super omnia vultus
Accessere boni, nec iners pauperque voluntas.

Bei der Armuth und vielem andern, was die Menschen drücket, beunruhiget und oft zur Verzweiflung bringt, ist die Sache an sich, wie sie ist, oft dasjenige, womit sich am leichtesten fertig werden, oder was sich am leichtesten ertragen ließe. Aber die Vorstellungen von dem, was daraus werden, was noch nachkommen und hinzukommen könnte; die Vorstellungen, was andere wohl davon denken und daraus schließen möchten, diese sind das wahre Uebel oder das Schlimmste bei der Sache.

Auch auf körperliche, geistige und selbst sittliche Uebel läßt sich die Lehre anwenden. Manchen hat sein körperlicher Zustand unnöthig beunruhet, oder er ist schlimmer und unheilbar geworden; weil er sich gescheut hat, zur rechten Zeit ihn zu entdecken. Ein Mensch kann schuldiger scheinen als er ist, weil er, bei sichtbarer Angst und Verwirrung, der Wahrheit ausweicht, damit zurücke hält. Und wie sehr können sich nicht die schlimmen Folgen der Unwissenheit und des Irrthums vergrößern, wenn man sich oder andern sie verbergen will. Es ist doch in der That nichts lächerlicher, als alles wissen, und keinen Irrthum eingestehn wollen. Jeder, auch beim ausnehmendsten Verstande und den mannigfaltigsten Einsichten, kömmt leicht in den Fall, seine Unwissenheit gestehn oder gewagte Urtheile fällen zu müssen. Ist es denn nicht weit besser, das Erste zu wählen? zumal wenn es Dinge betrifft, bei denen Kenntniß gar nicht von einem gefordert, solche sich anzumaßen vielleicht nicht einmal gern verziehn wird. Aber auch der Gelehrte in seinem Fache thut besser, wo ihm sein Kopf nicht gleich zusagen will, oder ihm etwas überall unbekannt ist, dieses frei zu gestehen, als daß er auf gut Glück sich ausspricht. Selbst der Lehrer vor seinen Schülern; wenn er überhaupt seiner Stelle werth ist, so wird dieß nicht so oft vorkommen, daß sein Ansehen darunter leiden müßte. Und wenn er es auf die rechte Art, mit ungezwungener Offenheit thut: so kann er durch dieß Beispiel seines vernünftigen Benehmens, in einem Falle, wo so viele es daran fehlen lassen, mehr Gutes stiften, als durch eine große Portion Gelehrsamkeit; da er im Gegentheil unbestimmlich viel wagt, wenn er anmaaßend behaupten will, wobei er nicht bestehen kann, wovon Ungrund und Falschheit die Schüler vielleicht bald einsehn lernen.

Hat man sich geirrt, so ist das Beste, den Irrthum baldmöglichst aufzugeben. Dazu ist aber nöthig, daß man sich nicht scheut ihn einzusehen und einzugestehn. Je bälder man sich dazu entschließt, je leichter wird das Bekenntniß, und desto lieber wird der begangene Irrthum verziehen. Das Zaudern verräth Mangel an Einsicht oder an gutem Willen. Den Irrthum bemänteln oder nur halb eingestehn wollen, verwickelt in neue Schwierigkeiten, oder in ein sinnloses Gerede, oder endigt mit einem Blendwerke, womit man sich wohl selbst täuscht, und

mit einem Eigensinne, der verhaßt macht. Und warum scheut man sich denn so sehr einen Irrthum einzugestehn? Ist es doch so menschlich, gemein, überhaupt verzeihlich, sich geirrt zu haben. Freilich nicht so ganz, wenn es Folge der Anmaaßung, Vermessenheit, der Streitsucht oder Unbesonnenheit ist. Aber wird die Sache dadurch besser, daß man die Anmaaßung fortsetzt, bei der Unbesonnenheit beharret? Lieber thue man sogleich Bekenntniß und Buße, und lasse sich diese freiwillige Buße zur Besserung dienen; sie wird sie leichter bewirken, als die endlich doch erfolgende, mit Verbitterung und Verwirrung vergesellschaftete, niederschlagende Aufdeckung des Irrthums durch andere.

Insbesondere aber gilt der aufgestellte Grundsatz von natürlichen Gebrechen und Schwachheiten, und von allem, was in der Ordnung der Natur kömmt und kommen muß. Sokrates scherzte selbst über seine eingedrückte Nase, und damit war der Spaß andern verdorben, die etwa Lust gehabt hätten, darüber zu witzeln. Wenn ein gutes Mädchen ohne alle Verlegenheit, wo es die Rede mit sich bringt, ihre Jahre vernünftig selbst angiebt, in dem Alter, wo Närrinnen so viele Kunst anwenden, es zu verbergen: so hat sie den Vortheil, nicht diesen zugezählt zu werden, und eine Vermuthung mehr für sich, etwas zu besitzen, was den Werth der vergänglichen Reize übertrifft.

Wenn der alte Gelehrte oder Geschäftsmann der ihn ersetzenden, vielleicht übertreffenden jüngern Männer sich aufrichtig freuet, anstatt mit Verdruß auf sie zu blicken, und einen ungleichen Wettkampf bestehn zu wollen: so erinnert man sich um so viel lieber an die Zeit, wo er der Vordersten einer war, und liebt ihn nun auch wegen seiner anständigen Resignation.

Selbst der Tod verliert das Schreckliche, was er für die Meisten hat, wenn man ihn recht scharf ins Gesicht nimmt. Der Beweis davon ist schon oft gegeben worden von vielen alten und neuen Schriftstellern, und kann mit verschiedenen Gründen geführt werden, je nachdem man eine Dogmatik von dem, was auf ihn folgt, voraussetzt; eben deswegen aber auch nicht für alle auf eine gleich genugthuende Weise. Allgemein eingestanden ist aber doch so viel, daß, wenn man alles zusammen nimmt, was der Vorstellung vom Tode eigen ist, man ihm viele Seiten abgewinnen kann, die einen weit sanftern Eindruck machen als das aus einseitigen Ansichten und unnöthigen Zusätzen entspringende Schreckenbild. Denn, wenn auch die durch Religion und Vernunft so sehr sich empfehlende Hoffnung eines künftigen, wenn wir uns dazu würdig und geschickt machen, besseren Lebens bei Seite gesetzt werden sollte: so hat der Tod schon etwas Annehmliches darin, daß er das Ende eines Lebens ist, welches,

ches, wie beglückt es auch seyn mochte, doch auch des Unangenehmen nicht wenig mit sich führte; und in welchem die Eindrücke des Angenehmen auch dadurch nothwendig immer schwächer werden, daß der so vieles ausmachende Reiz der Neuheit sich verliert, und die Täuschungen verschwinden, aus welchen, bei der unvollständigen Kenntniß der Dinge, so manche Reize entstehen. Der Tod ist ferner ein nothwendiges Platzmachen für die Nachkommenden; und wäre es nicht unbillig, den Platz, den man nicht mehr nützlich und anständig behaupten kann, andern wegnehmen, vielleicht dadurch nur lästig werden zu wollen? Fehlt es nicht an der Hauptbedingung aller Tugend und reiner dauerhafter Zufriedenheit, am menschenfreundlichen Mitgefühl und Wohlwollen: so muß der Blick auf das nachkommende Geschlecht, und der Gedanke, wie ihr Auskommen, ihre Thätigkeit, ihr Lebensgenuß, an unserer Stelle, die wir dessen nicht mehr recht fähig sind, sie froh und beglückt machen werde, das Gemüth des dem Grabe sich nähernden Greises nothwendig aufheitern. Um so mehr aufheitern, wenn er ein gutes Bewußtseyn von seinem vernünftig gebrauchten Leben hat; so gewirkt zu haben, daß auch sein Beispiel oder das sonst durch ihn Geschaffene nach seinem Tode noch nützlich seyn kann.

Aber dieß sind doch nicht alle Seiten des Todes, möchte mancher vielleicht einwenden. Zugegeben, so ist es doch Wahrheit; und es ist vernünftig, bei dem, was sich nicht ändern läßt, die Sache lieber von der guten, als immer nur von der schlimmen Seite in seine herrschenden Vorstellungen aufzunehmen. Es ist nur allzuleicht, an allem eine schlimme Seite aufzufinden; denn nichts ist in der Welt vollkommen, und doch hat der Mensch eine Idee von Vollkommenheit und einen darauf gerichteten Trieb. Leicht ist es also zum Tadel, zur Unzufriedenheit mit dem, was da ist, und zum Mißmuthe sich verleiten zu lassen, somit sich und andern die unangenehmen Gefühle zu mehren. Ist es denn nicht weise, bei dem, das nun einmal ist, und sich nicht ändern läßt, an die besten Seiten sich zu halten, wenn man zu schwach ist, die Sache zu nehmen ganz so wie sie ist?

Meteorologische Beobachtungen in Göttingen.

Monat Julius 1808. *)

Tage	Stunden	Barometer	Therm. F.	Therm. R.	Wetter	Wind	
1	5	3007	61	13	b. W.	N	0 — 1
	2	3003	76	20	b. W.	N	— 1
	10	3000	64	14	w.	—	0 — 1
2	5	2998	59	12	l. W.	NO	0 — 1
	2	2993	62	22	Gew. W.	NO	0 — 1
	10	2984	66	15	Gew. W.	—	0 — 1
3	5	2982	58	12	tr.	N	1 —
	2	2982	64	14	tr.	N	— 1
	10	2982	54	10	tr.	—	1 —
4	5	2982	46	6	l. W.	NW	0 — 1
	2	2982	65	15	b. W.	NW	1 — 2
	10	2977	51	8	r.	—	1 —
5	5	2976	48	7	w.	W	0 — 1
	2	2975	62	13	b. W.	W	1 —
	10	2978	52	9	tr.	—	— 1
6	5	2985	50	8	tr.	N	0 — 1
	2	3001	64	14	r.	N	1 — 2
	10	3010	52	9	b. W.	—	0 — 1
7	5	3012	48	7	w.	NW	0 — 1
	2	3012	78	18	b. W.	WNW	0 — 1
	10	3008	59	12	b. W.	—	0 — 1
8	5	3006	52	9	l. W.	W	0 — 1
	2	3003	77	20	w.	W	0 — 1
	10	3000	62	13	w.	—	0 — 1
9	5	2997	58	12	b. W.	WSW	0 — 1
	2	3001	73	18	tr.	N	0 — 1
	10	3003	60	12	h.	—	0 — 1

*) Die Beschaffenheit der Instrumente und Maaßen, deren man sich bedient, s. N. Hann. Mag. vom J. 1807. St. 14. S. 209.

Tage	Stunden	Barometer	Therm. F.	Therm. R.	Wetter	Wind	
10	5	3008	57	11	l. W.	WNW	0 — 1
	2	3013	77	20	l. W.	WNW	0 — 1
	10	3013	63	14	h.	—	0 — 1
11	5	3013	61	13	w.	WSW	0 — 1
	2	3018	81	22	l. W.	WSW	0 — 1
	10	3016	66	15	l. W.	—	0 — 1
12	5	3019	60	12	l. W.	—	0 —
	2	3023	87	24	l. W.	—	0 —
	10	3021	69	16	h.	—	0 —
13	5	3016	62	13	N.	—	0 —
	2	3016	90	26	h.	—	0 —
	10	3017	68	16	h.	—	0 —
14	5	3000	60	12	h.	—	0 —
	2	2999	92	27	h.	SW	0 — 1
	10	2998	70	17	h.	—	0 — 1
15	5	2994	59	12	h.	N	0 — 1
	2	2996	77	20	h.	N	1 —
	10	2997	62	13	h.	—	— 1
16	5	2999	52	9	h.	NNO	0 — 1
	2	3001	70	20	l. W.	NNO	0 — 1
	10	3000	62	13	h.	—	1 —
17	5	2998	50	8	h.	ONO	0 — 1
	2	2999	82	22	h.	ONO	1 —
	10	3000	64	14	l. W.	—	0 —
18	5	3000	55	10	h.	NO	0 — 1
	2	3001	85	14	l. W.	W	0 — 1
	10	2998	72	18	d. W.	—	0 — 1
19	5	2998	64	14	w.	OSO	0 — 1
	2	2997	82	22	l. W.	OSO	0 — 1
	10	2991	68	16	l. W.	—	— 1
20	5	2989	57	11	l. W.	SO	0 — 1
	2	2987	80	21	l. W.	SO	1 —
	10	2984	64	14	w.	—	0 — 1
21	5	2982	62	13	w.	S	0 — 1
	2	2982	81	22	d. W.	S	1 —
	10	2980	68	16	d. W.	—	0 — 1

Tage	Stunden	Barometer	Therm. F.	Therm. R.	Wetter	Wind.	
22	5	2982	64	14	d. W.	SSO	0 — 1
*)	2	2988	80	21	d. W.	SSO	— 1
	10	2990	66	15	w.	—	0 — 1
23	5	2992	61	13	d. W.	SW	0 — 1
**)	2	2993	88	25	d. W.	SW	0 — 1
	10	2987	71	17	d. W.	...	0 — 1
24	5	2984	66	15	N.	S	0 — 1
	2	2989	76	20	tr.	SW	0 — 1
	10	2985	64	14	w.	—	0 — 1
25	5	2981	62	13	N.	WSW	0 — 1
	2	2980	73	18	d. W.	WSW	— 1
	10	2981	61	13	l. W.	—	0 — 1
26	5	2982	57	11	w.	S	0 — 1
	2	2987	77	20	d. W.	S	0 — 1
	10	2989	59	12	l. W.	—	0 — 1
27	5	2991	54	10	N.	SW	0 — 1
	2	2985	71	20	d. W.	SW	1 —
	10	2975	68	16	d. W.	—	1 —
28	5	2966	63	14	r.	SW	1 —
	2	2967	72	18	r.	SW	1 —
	10	2967	62	13	tr.	—	0 — 1
29	5	2963	54	10	l. W.	S	0 — 1
	2	2963	69	16	d. W.	S	1 — 2
	10	2963	60	12	r.	—	— 1
30	5	2971	60	12	r.	WSW	0 — 1
	2	2980	79	21	d. W.	WSW	1 —
	10	2983	62	13	h.	—	0 — 1
31	5	2982	57	11	w.	SW	0 — 1
	2	2983	81	22	d. W.	SW	1 —
	10	2975	66	15	l. W.	—	0 — 1

F. C. W.

*) Nachmittag gegen 2 Uhr stiegen in S. mehrere Gewitterwolken auf, die die Stadt an der O. u. W. Seite vorbeigiengen, auch hin und wieder etwas Regen brachten.

**) Von Mittag an haben sich bis den folgenden Morgen Gewitterwolken gezeigt, die auf allen Seiten nach NO. hinzogen, theils mit, theils ohne Bliz und Regen.

Hannoversches Magazin.

101tes Stück.

Freitag, den 16ten December 1808.

Ueber das Selbststillen,

vom Dr. Schmidt, Stadtphysicus zu Wunstorf.

Je jünger der Mensch, desto empfänglicher ist sein ganzer Organism für jeden Eindruck, desto sensibler mithin auch sein Dauungssystem. Alle Aussendinge, und dahin gehört auch die Nahrung, wirken Anfangs kräftiger auf ihn ein, als in der Folge, wo immer mehr die Empfänglichkeit abgestumpft, oder vielmehr heruntergestimmt wird. Der Neugeborne ist an keinen Reiz der Aussenwelt gewöhnt; sein ganzer Körper gleicht in allen seinen Theilen dem Auge, welches lange Zeit des Lichtes entbehrte, und nun plötzlich die Helle des Tages schauet. So wie das Auge verblinden kann bei zu großer Helle, deren es entwöhnt ward; so kann der junge Sprößling sehr leicht zu Grunde gehen beim zu heftigen Einwirken von Reizen, an die er noch nicht gewöhnt, für welche sein zarter Organism noch zu empfänglich ist.

Es kann diesem zufolge nicht gleichgültig, nicht einerley seyn, welche Nahrung der Neugebohrne erhalte, welche Milch für ihn in Gebrauch gezogen werde, ob thierische oder menschliche Milch, ob Milch einer kürzlich oder vor längerer Zeit Entbundenen, ob diejenige der eigenen Mutter oder einer fremden Person? Der Erfahrung und der weisen Einrichtung der Natur zufolge dürfte im Ganzen als Gesetz gelten: „Es ist bei weitem besser, daß jede gesunde Mutter ihr Kind selbst stille." — Es versteht sich von selbst, daß, wie überhaupt von jeder Regel, so auch von diesem Gesetze Ausnahmen Statt finden. Nur im Ganzen trifft dieser Satz zu, in den bei weitem häufigsten Fällen, selbst oft da, wo manche Umstände das Selbststillen zu verbieten scheinen. Bei einer unbefangenen Prüfung, bei einer unpartheiischen Würdigung der Gründe für und wider behalten erstere auch hier nicht selten das Uebergewicht.

Es ist nun meine Absicht, die Vortheile und den Nutzen darzulegen, die

nicht nur den Kindern, sondern auch den Müttern aus dem Selbststillen erwachsen. Durch sie wird das oben angegebene, von der Natur sanctionirte Gesetz als wahr bekräftigt werden. Möchte das Ganze beherzigt, möchten dadurch manche Mütter eines bessern belehrt werden, Mütter, die, sey es aus Bequemlichkeit, aus Eitelkeit oder sonstigen unedlen Motiven, ihren Kindern die Nahrung entziehen, welche ihnen Natur und Pflicht zusicherte!

1) Vortheile des Selbststillens für die Mütter.

Bei Frauen, die selbst stillen, leiden die Brüste weit weniger Gefahr, Krankheiten unterworfen zu werden, die wegen der Zartheit dieser Organe nicht nur äußerst schmerzhaft sind, sondern auch oft die ganze Constitution in Mitleidenheit ziehen, und so die Gesundheit vielleicht auf immer untergraben. Geschwülste und Knoten entspringen oft aus dieser Quelle, Uebel, welche wohl gar Veranlassung zu künftigen Krebsschaden geben können. Zimmermann redet in seinem trefflichen Werke über die Erfahrung (Theil 2. S. 428 von öftern Fällen, wo erst nach 20 bis 30 Jahren aus solchen Verhärtungen ein verschlossener, und endlich ein offener Krebs entstand. Freilich kann durch zweckdienliche Mittel Uebeln der Art sehr gut vorgebauet, die Milch von den Brüsten abgeleitet werden: allein werden diese immer zweckmäßig, dem individuellen Zustande anpassend, in Gebrauch gezogen, da sie meistens von in unsrer Kunst Unwissenden angerathen und verordnet werden? Indeß auch bei den passendsten Mitteln determiniren sich auf der andern Seite häufig die Säfte, vermöge des großen Consensus, vermöge der genauen Beziehung, welche zwischen den Brüsten und der Gebährmutter Statt hat, in normwidriger Menge nach letzterer. Die Lochien (Reinigung) werden copiöser erscheinen, längere Zeit anhalten, und auf diese Weise zu mancherlei örtlichen Krankheiten der Gebährmutter, oder aber zu allgemeinen Krankheiten entweder durchaus Veranlassung geben, oder ihnen wenigstens das Gepräge größerer Bösartigkeit ausdrücken. Mutterentzündungen, darauf folgender Brand, Kindbetterinnenfieber u. s. f. sind Krankheitsformen, welche dieser Ursache nicht selten ihre Entstehung zuschreiben.

Gehörten diese Uebel aber auch zu den Krankheiten, die nicht so häufig sich als Folgen des unterlassenen Stillens aussprächen; so giebt es ein Leiden, welches in vielen Fällen dadurch veranlaßt wird. Dies ist der weiße Fluß, ein immer mehr allgemein werdendes Uebel, eine sehr große Plage des weiblichen Geschlechts; ein Uebel, das meistens sehr hartnäckig erscheint, und so häufig den besten und kräftigsten Mitteln Troz bietet.

Die sogenannten Milchversetzungen dürfen nicht von uns übergangen werden.

den. Sie sind häufig die Folge des unterlassenen Stillens. Zwar läugnen viele Aerzte ihre Existenz ab, indem sie nicht begreifen zu können versichern, durch welche Gefäße und auf welchem Wege Milch zu den verschiedenen Theilen des Körpers gelangen könne: allein die Erfahrung spricht durchaus für diese Erscheinung, und sehr viele Fälle lassen sich in den Beobachtungen der besten praktischen Aerzte nachweisen, welche keinen Zweifel übrig lassen. Hermbstädts chemische Versuche beweisen die Aehnlichkeit des in den durch Milchversetzungen afficirten Organen enthaltenen Stoffs mit wahrer Milch. — Sogar durch den Urin (Ephem. Natur. Cur. Obs. 28.) durch die Nase (Richter medicinische und chirurgische Bemerkungen, p. 12.) soll sich die Milch ergossen haben. Wie viele Fälle finden sich unter den Beobachtungen der Aerzte, wo Wahnsinn oder düstre Melancholie bloß durch unterdrückte Milchabsonderung entstanden? (Brandis, über die Metastasen, pagi 156. in der Note.) Noch mehr sind der Unterleib und die Brust diesen Milchversetzungen ausgesetzt. Ueberhaupt kein Theil des Körpers ist vor ihnen gesichert. Ich selbst sahe bei einer Frau von 30 Jahren sogleich nach dem Abgewöhnen dies Uebel in der Inguinalgegend und unten am Fuße entstehen.

Aus diesem allen leuchtet ein, wie vielen Unfällen und Unannehmlichkeiten die nicht stillenden Mütter ausgesetzt sind. Wie kann es aber auch anders seyn? Die Absonderung der Milch gehört nach der Entbindung zu den nothwendigen, zu den normalen Secretionen: ihre plötzliche Unterdrükkung muß mithin eben sowohl Stöhrung im Wohlbefinden sogleich hervorrufen, oder späterhin im Gefolge haben, wie dieses nach der Unterdrückung andrer Secretionen, des Schweißes des Speichels, der Galle u. s. f. der Fall ist. — Seit dem Anfange der Schwangerschaft bereitete die dem Körper inwohnende Thätigkeit (die Natur) alles zu diesem wichtigen Geschäfte vor; der Trieb der Säfte nach den Brüsten zeigt sich sofort weit stärker und reger; das Spannen, das Stechen, das Anlaufen derselben gleich beim Beginnen der Schwangerschaft deutet dies hinlänglich an. Wie kann nun anders, als zum Nachtheile des Subjects, diese Absonderung, zu welcher alles schon so lange eingeleitet und vorbereitet ward, plötzlich unterdrückt, werden? Man bedenke, daß selbst eine krankhafte Secretion, z. E. eine Fontanelle, zum großen Nachtheile des in Frage stehenden Subjects gereichen kann, wenn sie plötzlich unterdrückt wird. Wie viel mehr muß demnach die schnelle Unterdrückung dieser durch ein langes heilsames Streben der Natur eingeleiteten Secretion schaden?

Frank sagt in seinem Systeme einer vollständigen medicinischen Polizei: (Band I. pag. 303.) „Eine Mutter, welche die Milch aus ihren Brüsten nicht

nicht durch den natürlichen Weg der Säugung befördert, ist einem Heere von Ungemachen und oft tödtlichen Krankheiten ausgesetzt, wovon eine stillende Frau sehr selten etwas weiß, und die Sterblichkeit des weiblichen Geschlechts ist durch das Unterlassen des Selbststillens im Wochenbette gar sehr vermehrt." — Wie wichtig und unserm aufgestellten Satze zusagend ist dieses Zeugniß eines so großen Mannes? — Dem unterlassenen Selbststillen ist es auch ohne Zweifel mit zuzuschreiben, daß den Beobachtungen großer und berühmter Aerzte zufolge in den Städten mehrere Wöchnerinnen sterben, als auf dem Lande, obgleich in den Städten geschicktere Hebammen und geübtere Accoucheurs zu haben sind. (S. Levret, art des accouchemens §. 1048. 1049.)

Daß es nun freilich sehr viele Mütter giebt, die ihre Kinder nicht selbst stillen, und dennoch wohl und gesund bleiben, und von allen jenen Uebeln keinesweges heimgesucht werden, ist wahr und nicht zu läugnen. Aber dessen ungeachtet bleiben jene Krankheiten immer zu fürchten. Wie mancher setzt sich irgend einer Ansteckung aus und bleibt verschont; thut er aber nicht besser, und handelt auf jede Weise sicherer, wenn er alle Arten von Ansteckung zu vermeiden sucht?

So viel über die Vortheile, die den Müttern aus dem Selbststillen erwachsen! Nur das Vorzügliche habe ich ausgehoben, und solches in gedrängter Kürze dargestellt, um nicht durch Weitschweifigkeit die Aufmerksamkeit meiner Leserinnen zu ermüden, die ich mir noch so gern auch für die andere Hälfte dieses Aufsatzes erhalten möchte. Ich schweige daher auch ganz davon, ob es nicht, auch nach moralischen Prinzipien die Sache beleuchtet, Pflicht sey, daß jede gesunde Mutter ihre Kinder selbst stille? ob nicht eine Mutter sich Vorwürfe machen und Kummer haben werde, deren Kinder durch Verwahrlosung einer Amme Leben und Gesundheit einbüßen? u. s. w.

2) Vortheile des Selbststillens in Beziehung auf die Kinder.

Diese leuchten von selbst so ein, ihrer sind so viele, daß die allgemeine Beobachtung ergeben hat, daß die Sterblichkeit unter den Kindern, die von fremden Personen und nicht von ihren eignen Müttern gestillt werden, um ein beträchtliches größer ist. (S. Frank am angeführten Orte, pag. 307.) Wer wird entweder durch eine Amme, sagt dieser treffliche Arzt, oder in einer andern Nahrung die innere Mischung und Beschaffenheit der dem Kinde, durch einen neunmonatlichen Genuß angewöhnten mütterlichen Säfte nachahmen können? Und wenn wir dies nicht können, wenn auch Erwachsene den Uebergang von einer gewissen Kost zu einer verschiedenen Nahrung nicht leicht ohne einigen Nachtheil vertragen, wie viele Kinder wer-

werden diese Fehler der Abänderung von einer dünnen zu einer fetten und dickern Milch, von einer bei einem gemäßigten Kreislaufe des Bluts erzeugten, zu einer bei einem feurigen, sanguinischen Temperamente bereiteten Milch mit ihrem Leben bezahlen?

Die Kinder, welche von ihren eigenen Müttern gestillt werden, bekommen demnach eine Nahrung, die ihnen vor allen andern Ernährungsmitteln, vor jeder andern Milch zusagt; sie bekommen eine Nahrung, die für sie ganz vorzüglich assimilirbar ist. Das Kind empfing sein erstes Blut von der Mutter; seine Säfte sind dieselben der Mutter. Assimilirbar ist aber das, was leicht in unsre Säftemasse aufgenommen, in sie umgeformt, und so zum Wachsthum der Organe, und zur Erhaltung derselben geschickt gemacht wird. In wie hohem Grade assimilirbar muß daher die Muttermilch für die Organe des Kindes seyn, da sie unmittelbar aus dem Blute bereitet wird, welches in den Brüsten nur eine geringe Umänderung leidet? *) Die Verdauung der Muttermilch, die Ernährung des Kindes muß und wird also leicht und ohne Beschwerde vor sich gehen. Auf der andern Seite hingegen, beim Nichtstillen der Mutter, werden wir Uebel mancher Art entstehen sehen, die durch üble Verdauung, durch schlechte Ernährung begründet werden. Atrophien, Scropheln, Hautausschläge entspringen nicht selten aus dieser Quelle. Es zeigt sich ja auch so oft, daß die Milch einer andern Person nicht von dem Kinde vertragen wird, ihm nicht bekömmt, schon früher und sehr bald, zum Glück für das Kind, noch ehe der Grund zu jenen Krankheiten gelegt ist. Es wird nach jedesmahligem Genuß der fremden Milch unruhig, schreiet beständig, leidet an Blähungen und Bauchgrimmen. Sehr oft muß erst ein Versuch mit zwei bis drei Ammen gemacht werden, ehe wir eine solche Milch finden, die für die Dauungskraft des Kindes paßlich ist. Erleben vorzüglich wir Aerzte es nicht so häufig, daß Ammen (die wir für sehr gesund halten mußten, und in deren Brüsten wir die beste Milch fanden,) wieder abgeschafft und mit andern verwechselt werden müssen? Wie sehr spricht diese Erfahrung für meine Meinung, für meinen gleich Anfangs aufgestellten Satz! Wie sehr beweist sie die Wahrheit der oben angeführten Stelle aus des großen Franks Werke!

Abgesehen von jenem so großen und vorzüglichen, von jenem so sehr in die Augen springenden Vortheile des

*) Ex sanguine vero lac gignitur, exiguam in mammillis mutationem adepto. Galenus, de sanitate tuenda. Lib. I. c. 7.

des Selbststillens für den Säugling; so verdient ferner die Liebe, die zärtliche Sorgfalt, welche die Mutter ihrem eignen Kinde widmet, in Betracht gezogen zu werden. Sie läßt sich nicht erkaufen, sie wird bei einer Lohnmutter nie so ächt, so rein seyn. Wollten wir also auch ein Kind nicht mit Thiermilch ernähren, wollten wir ihm die Brust einer Amme verschaffen, die vollkommen gesund, die im Körperbaue der Mutter sehr ähnlich, die mit einer dem Kinde zusagenden Milch versehen wäre: so ist doch das Herz, das Geistige der Amme nicht das Herz, das Geistige der Mutter.

Jedoch, wenn auch dieser Umstand beseitiget würde, wenn wir dem Kinde eine Amme verschaffen könnten, die es mit mütterlicher Zärtlichkeit liebte und pflegte; so ist und bleibt es eine nicht zu bestreitende Wahrheit, daß die Muttermilch in den ersten Tagen nach der Entbindung eine ganz andere Beschaffenheit habe, als mehrere Tage nachher. Sie ist sehr dünn, gerade für die noch schwache Verdauungskraft des zarten Kindes passend; und wenn wir ihr auch nicht gerade eine purgirende Eigenschaft zuschreiben wollen, so läßt sich doch nicht läugnen, daß sie mehr dazu geeignet sey, die zähen Unreinigkeiten im Darmkanale des Neugebornen fortzuschaffen. Eine Amme aber hat schon mehrere Wochen in den meisten Fällen das Kindbette verlassen, in ihren Brüsten trifft man nicht mehr jene erste dünne Milch (colostrum) an, welche für das zarte Kind, wo nicht gerade absolut nothwendig als Reinigungsmittel, doch am zuträglichsten und zweckmäßigsten als allererste Nahrung ist. Die Natur schaffet nichts ohne Zweck, wenn wir kurzsichtigen Sterblichen diesen auch nicht immer zu erforschen vermögen. Nur zu oft bleibt unser Spähen und Forschen vergeblich, wenn wir ihr folgen wollen in dem innern Gange ihres Wirkens und Treibens. Hier sind und bleiben wir Myopen; wir suchen und suchen nach Brillen, aber keine will passen, keine die erwünschten Dienste thun. Ins Innere der Natur dringt kein erschaffener Geist, glücklich, wenn sie uns die äußere Schaale weist! So sprach schon vor längerer Zeit ein eben so großer Naturforscher als Dichter, der unvergeßliche Haller. Sollte sie nun, die weise Natur, jene erste Milch ohne wohlthätigen Zweck in den Brüsten so dünn, so eigends gemischt, absondern?

Ein anderweitiger Vortheil des Selbststillens für die Kinder ist der, daß sie nicht so leicht Gefahr laufen, böse Säfte, und dadurch Anlagen zu Krankheiten, oder Krankheiten selbst einzusaugen. Die eigne Mutter wird ihr Kind abgewöhnen; sie wird bei eintretendem Uebelbefinden, das für dasselbe Nachtheil im Gefolge haben könnte, Sorge tragen, auf irgend eine andere zweckdienliche Art ihm seine Nahrung zu verschaffen. Aber haben nicht

nicht die Ammen gewöhnlich nur ihren eignen Vortheil einzig und allein vor Augen? Sie sagen nichts, wenn heimliche Krankheiten drohen, durch ihre Milch auf das Kind übertragen zu werden, aus Furcht, abgeschafft zu werden, und von ihrem Lohne einen Abzug zu erleiden. Ich erwähne nur einer einzigen Krankheit, und zwar der in unsern Tagen nicht selten erscheinenden venerischen Seuche. Wie manches Kind mag nicht schon unglücklich geworden seyn durch seine Amme, die mit diesem schrecklichen Uebel behaftet war. Schon die Furcht allein, es wäre möglich, daß bei einer Amme dies Uebel selbst noch späterhin ausbrechen könnte, sollte Eltern nur sehr ungern, nur im äußersten Nothfalle, zu einer solchen ihre Zuflucht zu nehmen, vermögen. — „Säugammen haben schon manches Unheil angerichtet, ganze Familien angesteckt, und sollten daher nur in den dringendsten Fällen, wenn das Kind sehr schwächlich und die Mutter krank oder gar gestorben ꝛc. ist, mit genauester Sorgfalt und strengster Prüfung gewählt werden." (S. Schäffer über die gewöhnlichsten Kinderkrankheiten. Regensburg 1792. pag. 10.)

Auch dürfen wir den Umstand nicht übersehen, daß die eigne Mutter in ihrer Diät weit vorsichtiger ist, besonders bei Unpäßlichkeiten des Säuglings willig und sorgfältig solche Speisen vermeidet, die der Arzt untersagt. Wie oft büßt wohl nicht das arme Kind mit heftigen Leibschmerzen die Diätsünden der Amme? — Ich schweige von den Leidenschaften, die schwerlich eine Amme gern bezähmen wird, in der Absicht, um die Nahrung des ihr anvertrauten Kindes, ihre Milch nicht zu verderben, da man mir entgegnen dürfte, bei einer leidenschaftlichen Mutter könnte dieser Umstand gleichfalls Statt finden.

Ob die Milch auf die Seele, auf die Geistesanlagen des Kindes Einfluß habe, ob die Sitten der Amme durch die Milch auf das Kind übertragen werden? wird von vielen bezweifelt. Indeß dieser Gegenstand ist von hohem Interesse, und verdient allerdings berücksichtigt zu werden, um so mehr, da es auf der andern Seite viele Beobachter giebt, welche dieser Meinung das Wort reden. Es würde uns zu weit führen, die Gründe für und wider im Detail zu erörtern und zu würdigen. So viel läßt sich inzwischen wohl nicht abläugnen, daß sehr häufig die Kinder üble Sitten und Gewohnheiten von ihren Ammen annehmen. So wie der kindliche Körper sehr empfänglich für äußere Eindrücke ist, so auch der Geist. Wenn also auch nicht gerade durch die Milch, so wird vielleicht auf andere Art den Kindern manches Sittliche der Ammen mitgetheilt. Sie stehen in so mancher Rücksicht mit ihnen in der nächsten Beziehung; die Kinder sehen und hören zuerst nur sie, sehen und hören zuerst ihr Thun und Sprechen, welches

vom

vom höchsten Interesse für sie ist. Diese so frühen Eindrücke werden kräftig aufgefaßt, festgehalten, und haften dann sehr tief, vielleicht tiefer und fester, als wir gewöhnlich glauben.

Es war mein Zweck, zu zeigen, daß es im Ganzen gerathen und besser sey, daß jede Mutter ihre Kinder selbst stille; ich wollte dieses thun durch das Hindeuten auf die großen Vortheile, die beiden Theilen daraus erwachsen. Ich glaube, kürzlich und so weit es sich für diese Blätter paßt, jenem Zwecke entsprochen zu haben. Die Fälle nachzuweisen und ausführlich zu erörtern, wo das Selbststillen rücksichtlich des Wohls der Mutter und des Kindes dürfte zu widerrathen seyn, würde diesen Aufsatz zu weit ausdehnen, würde hinlänglichen Stoff zu einer besondern Abhandlung geben. Und außerdem gehört die Bestimmung dieser Fälle noch mehr in die Sphäre des Arztes, der vorsichtig und nach medizinischen Grundsätzen hier urtheilen und entscheiden muß.

Bereitungsart des Quitschenbeeren-Safts.

Man pflücke die Quitschenbeeren, wenn sie völlig zur Reife sind, sauber ab, zerquetsche sie in einem steinernen Mörser mit einem hölzernen Pümpel, und lasse sie eine Nacht in einem irdenen Geschirre stehen. Den folgenden Morgen werden sie ausgepreßt, und der Saft in einem irdenen oder zinnernen Geschirr unter beständigem Rühren mit einem hölzernen Löffel über gelindem Feuer abgeraucht bis zur Syrupsdicke.

Alsdann schüttet man zu 2 Pfund Saft 1 ¼ Pfund feingestoßenen weißen Zucker. Endlich giebt man den Saft in gläserne Hafen, läßt ihn völlig kalt werden, und bindet ihn mit einer Blase oder Wachspapier zu.

Der Zusatz des Zuckers dient zu der Conservation des Safts, wiewohl er auch ohne dasselbe sich 20 Jahre halten kann; nur muß er alsdann stärker eingekocht werden.

Wenn dieser Saft gegen Halsweh gebraucht wird, nimmt man ein Paar Theelöffel davon, verdünnt ihn mit Thee oder Wasser, und gurgelt sich fleißig damit.

Neues
Hannoversches Magazin.
102tes Stück.
Montag, den 19ten December 1808.

Einige Versuche und Beobachtungen über die dienlichen Zeiten zum Pflanzen der Obstkerne.

Im weiten Gebiete der Pomologie giebt es noch ausserordentlich viel Unbekannteres aufzuforschen. Beobachtungen und Versuche werden auch in dieser Wissenschaft nach und nach zu manchen erwünschten lehrevollen Aufschlüssen noch führen. Nur daß sie unermüdet und sorgfältig angestellt, und getreulich mitgetheilt werden! In dieser Region des Pflanzenreichs läßt häufig der Zufall treffliche Entdeckungen machen; oft dringt auch die Noth — diese fruchtbare Mutter der Künste — den Beobachter zu neuen, nützlichen Versuchen.

So entstand aus dem unzeitigen, unwillkommenen Winter des letzteren Frühjahres, mit dem durchdringenden anhaltenden Nordostwinde, welchem wir, nach dem Zeugnisse der Aerzte, das ausgebreitete, den ganzen Sommer durch herrschende Fieber großen Theils zu danken haben, außer vielen andern, besonders ökonomischen, Unbequemlichkeiten — auch der erste derjenigen kleinern Versuche, von welchen ich den Freunden der Obstbaumzucht hier Nachricht zu geben mir die Erlaubniß nehme.

Sehr richtig und naturgemäß nimmt man zum Legen der Obstkerne zwei Hauptzeiten an, den Spätherbst und die Tage, da der eigentlichere Winter zu enden pflegt, um sowohl vom Sommer- und Herbst-Obste, als von Winter-Aepfeln und Birnen die Kerne gehörig frisch jedesmal der Erde zu übergeben. — Von den Obststeinen ist es keinem Zweifel unterworfen, daß sie so frisch als möglich, wenn's seyn kann, noch feucht von ihrer fleischigten Einfassung, oder mit derselben, in die Erde gelegt werden müssen; es möchte denn etwa, durch sorgfältige Aufspaltung der Steinrinde, den darin verschlossenen Kernen Luft gemacht werden können, ihre Keime zeitig zu entwickeln. — Mir schien es bisher,

als ob die Frühjahrs-Pflanzzeit zum Legen von Aepfelkernen vorzuziehen seyn dürfte. Birnkerne im Herbste zu legen, wird räthlicher bleiben, weil die Winterwitterung den Firniß besser auflöset, welcher dieselben umgiebt. Einst legte ich, um sicherer zu gehen, einen Vorrath reifer Birnen zur Herbstzeit in die Erde: allein kaum erhielt ich zehn Stämmchen statt der Hunderte, welche ich mir versprochen hatte, unfehlbar, weil die Früchte Mäuse herbeigelockt hatten, und von diesen zugleich mit den Kernen verzehrt waren. Aepfelkerne, von keinem Firniß umgeben, gehn schneller und sicherer auf. Ohnehin können von vielen der edelsten Sorten des besten Winter-, Tafel- und Dauer-Obstes die Kerne ausschließlich zur Frühjahrspflanzung gesammelt werden. Ich hatte gefunden, daß die Frühjahrsbaumpflänzchen denen von der Herbstpflanzung an Stärke völlig gleich im ersten Sommer standen und fortwuchsen, und daß die Frühlingsbeetchen dichter als die Herbstbeetchen besetzt waren, ohne Zweifel, weil manches Kernchen der letzteren, während des Winters, einer hungrigen Maus zur Speise gedient hatte, von der Nässe oder vom Froste verderbt war. Durch diese Beobachtung bewogen, hatte ich einen guten Theil von Aepfelkernen zur Frühjahrspflanzung auf das laufende Jahr gesammelt; allein der unaufhörliche Winter verspätete außerordentlich viele Geschäfte des Gartenbaues, und hinterte somit auch die Bestellung meiner zubereiteten Kernbeetchen bis zum April hinein. Nach der alten Gärtnerregel hätten sie im Laufe des Februars spätestens und unabbittlich beschickt seyn sollen.

Schon liefen die Baumpflänzchen von der Herbstbestellung auf, als ich, um den *Ersten Versuch* zu machen, am 16ten April ein Beetchen mit Kernen vom *Borsdorfer* Apfel belegte, welche seit drei Wochen in Wasser eingeweicht waren. Unerwartet früh, in den ersten Maitagen schon, hatte ich das Vergnügen, zu sehn, daß meine Borsdorfer Pflänzchen dicht und üppig hervorkamen, und schnell kamen sie den Pflänzchen vom rothen Erdbeerapfel, auf dem Nachbarbeete, wozu die Kerne im October vorigen Jahrs gelegt waren, am Wuchse nahe, obgleich Borsdorferstämmchen bekanntlich, wie sie, auf ihrem vaterländischen Boden, alle übrigen Obstbaumsorten an Dauer zu übertreffen bestimmt sind, verhältnißmäßig langsam und spät im Wuchse sind. Diese specifische Eigenschaft hatte mich bestimmt, zum ersten Versuche gerade von der Sorte die Kerne zu wählen.

Durch den günstigen Erfolg dieses ersten Versuches ermuntert, entschloß ich mich zum *zweiten*. Am 17ten Mai legte ich einen Vorrath Kerne vom *Prager Apfel*, einer Sorte, welche mehr zum Herbst- als zum Winterobste gehört. Die Kerne waren mehrere Wochen länger, als jene zuvor gepflanzten, in Wasser eingeweicht worden. Wenn es trocknes

Wet-

Wetter gab, ließ ich das Beetchen fleißig begießen, und nach zwölf Tagen genoß ich der Freude, auch diese Pflänzlinge frisch und reichlich auflaufen zu sehn. Und bisher, im Verfolge des Sommers, ungeachtet der ungemeinen Dürre und Hitze, welche seitdem uns trafen, leistet ihr schneller Wachsthum das Versprechen, sie werden gehörig verholzet, groß und stark genug, den künftigen Winter auszudauern, ihm entgegen gehn.

Nun schon dreist zum dritten und letzten Versuche, schüttete ich in den ersten Tagen des Junius einen Kernvorrath vom rothen Borsdorfer-Apfel, einer ächten Winter- und Dauer Sorte, in ein mit Wasser gefülltes Gefäß, stellte es, um die geschwindere Erweichung der Kerne zu bewirken, an einen sonnigten Platz, und legte sie am Johannistage, damit ihnen der um diesen Termin in seine Wirksamkeit tretende, zweite Haupttrieb, welcher die gesammte Pflanzenwelt unsers Himmelsstriches neu bewegt und empor hebt, zu gut kommen möchte. Die Bemerkung: daß man um Johannis auf das treibende Auge oculirt, und daß die, im Spätsommer, aus den Aeuglein hervorkommenden Schößlinge stark genug zu werden pflegen, gegen einen irgend mäßigen Winter auszuhalten, rechtfertigte mir diesen Versuch, um so mehr, weil doch ein Kernstämmchen, welches, zu seiner Befestigung und Sicherung, sich eine sogleich tief in die Erde dringende Wurzel gebildet hat, besser gestützt und gegen rauhe Witterung verwahrt seyn muß, als das gleichfalls aus der Johanniszeit herrührende Reischen von der eingekugelten Knospe, welches auf dem noch nicht völlig verholzten Knoten ruhet, den der Saft des Grundstämmchens unter dem eingelegten Auge erzeugte. Eingedenk der Jahreszeit hatte ich die Hälfte meiner Johanniskernsaat auf einem feuchten Beetchen gemacht, die andere Hälfte auf trocknerem Boden. Die in meiner Wohngegend außerordentlich drückende, dürre Hitze des ganzen Juliusmonats und der ersten Tage des Augusts, ließ die Kernchen, welche auf dem trockneren Beete gelegt waren, ungeachtet des sorgfältigen Begießens nicht keimen, nur ein Paar Pflänzchen kamen auf. Das feuchtere Beetchen aber hielt mich überflüssig schadlos, die zahlreich aufgelaufenen Pflänzchen wachsen schnell in die Höhe, vorzüglich seitdem am 8ten August uns reichlicher und fruchtbarer Regen gekommen ist. Sie werden dem nächsten Winter gewachsen seyn, oder er müßte ungewöhnlich strengen Frost bringen. Unter dem Einflusse einer gewöhnlichern Sommerwitterung wäre meine Kernpflanzung vom Johannistage auch auf dem trockneren Beetchen höchstwahrscheinlich vollständig gediehen.

Als einen erläuternden Nachtrag zu der im 28sten Stücke des diesjährigen Hannoverschen Magazins abgedruckten Erfahrung eines Gartenfreundes, und um eine Art von

von Kalender für das Geschäft der Kernpflanzung aufzustellen, erlaube ich mir zum Beschlusse dieses kleinen Aufsatzes noch Folgendes zu bemerken:

Von den Aepfelbaumpflänzchen, welche mir seit dem October bis im December des vorigen Jahrs aufgelaufen waren, hielten sich einige bis zum Märzmonate des gegenwärtigen Jahres, der Märzwinter aber tödtete sie alle. Im jüngsten April giengen die Kerne, welche im Winterschlafe geblieben waren, der weit größere Theil von der Septemberpflanzung gehörig auf, zur völligern Bestätigung des Erfahrungssatzes, daß sieben Monate lang aufbewahrte Aepfelkerne vollkommen keimfähig bleiben.

S. im Sept. 1808. N.

Verschiedene Gedanken.

Menschen, die nie lachen, können zwar sehr gute vortreffliche Menschen seyn, aber wenn es ihnen an aller Empfänglichkeit dazu fehlt, so fehlt ihnen doch ein bedeutendes Gegengewicht gegen die Mühseligkeiten des Lebens. Es ist bekannt, daß durch ein die Nerven wohlthätig erschütterndes Lachen sogar Krankheiten gehoben wurden, die unheilbar schienen. Mehrere Vernunftlehrer haben geglaubt, daß der Mensch von allen Thieren durch das Lachen unterschieden werde.

Die Einbildungskraft, die durch Belebung der Begriffe sehr großen Einfluß auf das Denken hat, zeigt sich in Verbindung mit der Vernunft bei einigen Menschen darin sehr wirksam, daß sie leicht und schnell von einem Aeußersten zum andern, vom wirklichen oder denkbaren Kleinsten zum Größten und umgekehrt, über das, was zwischen beiden liegt, hinweg, auf und niedersteigt, so z. B. vom Maienlüftchen, das mit Blumen spielt, hinauf zum brausenden Orkan, der Meere empört, Häuser und Wälder niederstürzt; vom kleinsten Zeitpunkt zur Ewigkeit, vom Atom zum Weltall; von dem Verstande des Hottentotten zum Leibnitzischen, vom bösesten Wesen zum heiligsten ꝛc. Mir scheint kein Dichter mehr Beweise von dieser Wirksamkeit der Einbildungskraft gegeben zu haben, als Shakespear.

Es

Es ist nicht mit Gewißheit vorher zu sagen, wie Jemand unter diesen oder jenen Umständen verfahren werde. Der menschliche Wille ist unendlich mannigfaltig bestimmbar, und wir werden oft getäuscht werden, wenn wir die Verfahrungsart, die wir erwählen würden, auch von andern erwarten, oder wenn wir nach der Vorstellung, die wir von dem Charakter eines Andern hegen, die Maaßregeln vorher angeben zu können glauben wollten, die er ergreifen werde. Wie viele Beispiele stellt nicht die Geschichte auf von Männern, die auf der Bahn, auf der sie vor den Augen und Urtheil ihrer Zeitgenossen bis dahin wandelten, plötzlich eine Wendung nahmen, die um so mehr Verwunderung und Erstaunen erregte, je unerwarteter sie war.

Es ist eine gewöhnliche Erscheinung im politischen sowohl als gelehrten Gemeinwesen, daß alte Systeme, Formen und Ansichten von neuen verdrängt werden. Solche Veränderungen, deren mannigfaltige Ursachen zum Theil tief verborgen liegen, bewirken zwar oft viel Gutes, aber selten sind sie auch ohne wichtige Nachtheile. Ein Hauptnachtheil pflegt zu seyn, daß die Aufmerksamkeit, indem sie sich ganz an das Neue heftet, zu sehr dem Alten entzogen wird, und dieses daher aus dem Schatten, worin es die Stifter und Anhänger des Neuen sehr gern zu stellen pflegen, unverdienter Weise in die Nacht der Vergessenheit sinkt. Die Vorliebe, womit das Neue ergriffen wird, macht häufig so blind, daß das Gute an dem Alten nicht eher wieder erkannt wird, bis es die Mode in ihrem wunderbaren Kreislaufe nach langer Zeit aus Licht zurückführt, oder bis die nachtheiligen Wirkungen des anfangs zu sehr gepriesenen Neuen sind empfunden worden.

Ich weiß nicht, ob es nützlich ist, daß man im gemeinen Leben und Volksschriften sich jetzt des Worts **Sinnlichkeit** bedient, wo man sonst vom **Bösen, Sünde und Laster** sprach. Der Ausdruck Sinnlichkeit ist bekanntlich zweideutig, und ich möchte wohl wissen, was ein Leser, der gewohnt ist, den Begriff des Unsittlichen und Sträflichen damit zu verbinden, denken mag, wenn er in dieser oder jener Schrift auf Stellen stößt, wo von Formen der Sinnlichkeit, von sinnlicher Erkenntniß u. dergl. die Rede ist.

G. F. K.

Mei

Meteorologische Beobachtungen in Göttingen.

Monat August 1808. *)

Tage	Stunden	Barometer	Therm. F.	Therm. R.	Wetter	Wind	
1	5	2972	59	12	l. W.	W	0 — 1
**)	2	2977	79	21	d. W.	W	1 —
	10	2978	65	15	Gew. W.	—	0 —
2	5	2975	59	12	d. W.	W	0 — 1
	2	2977	74	19	d. W.	W	0 — 1
	10	2982	62	13	w.	—	0 — 1
3	5	2982	59	12	w.	W	0 — 1
	2	2990	70	17	R.	W	1 —
	10	2994	63	14	d. W.		0 — 1
4	5	2997	62	13	R	NNW	0 — 1
	2	3003	76	20	w.	NNW	1 —
	10	3000	60	12	d. W.	—	0 —
5	5	2993	53	9	N.	—	0 —
	2	2987	80	21	l. W.	S	0 — 1
	10	2981	64	14	l. W.	—	0 — 1
6	5	2979	60	12	l. W.	OW	0 — 1
***)	2	2980	87	24	l. W.	SW	0 — 1
	10	2982	74	19	Gew. W.	—	0 — 1
7	5	2985	64	14	w.	WSW	0 — 1
	2	2992	89	25	w.	WSW	0 — 1
	10	2989	72	8	d. W.	—	0 — 1
8	5	2982	66	65	l. W.	W	0 — 0
****)	2	2985	80	21	w.	WSW	1 —
	10	2979	67	16	d. W.	—	1 —

*) Die Beschaffenheit der Instrumente und Maaßen, deren man sich bedient, s. N. Hann. Mag. vom J. 1807. St. 14. S. 209.

**) Nachmittags gegen 6 Uhr und nachher bis spät Abends stiegen in W. mehrere Gewitterwolken auf, die aber auf der Nord- und Südseite der Stadt vorbeizogen, mit Donner und später wenig Regen.

***) Gegen 10 Uhr Abends zog eine Gewitterwolke von W. her mit Donner und wenig Regen über die Stadt.

****) Morgens gegen halb 10 Uhr zog abermals ein starkes Gewitter die Stadt an der Nordseite vorbei nach O., welches der ganzen Gegend nach Nord und N. O. durch einen schrecklichen Hagelschlag sehr verderblich geworden ist.

Tage	Stunden	Barometer	Therm. F.	Therm. R.	Wetter	Wind
9	5	2974	62	13	d. W.	WSW 0 — 1
	2	2968	76	20	d. W.	WSW 1 —
	10	2960	64	14	Gew. W.	— 1 —
10	5	2956	59	12	d. W.	WNW 0 — 1
	2	2956	70	17	R.	WNW 1 —
	10	2961	61	13	d. W.	— — 1
11	5	2966	54	10	d. W.	WNW 0 — 1
	2	2963	75	19	d. W.	WNW 0 — 1
	10	2971	64	14	d. W.	— 0 — 1
12	5	2969	58	12	w.	NNW 0 — 1
	2	2963	70	18	Gew. W.	NW 0 — 1
	10	2980	60	12	w.	— 0 — 1
13	5	2981	50	8	N.	NW 0 — 1
	2	2986	77	20	d. W.	NW 0 — 1
	10	2982	66	15	tr.	— — 1
14	5	2978	63	13	tr.	W 1 — 2
	2	2978	79	21	d. W.	SW 2 —
	10	2974	65	15	l. W.	SW — 2
15	5	2969	64	14	d. W.	SW 0 — 1
	2	2967	78	20	d. W.	SW 0 — 1
	10	2970	59	12	w.	— 0 — 1
16	5	2971	55	10	tr.	WSW 0 — 1
	2	2974	71	17	d. W.	W 1 —
	10	2974	60	12	tr.	— 0 — 1
17	5	2967	57	11	R.	SW 1 —
	2	2967	69	16	d. W.	W — 1
	10	2974	56	11	w.	— — 1
18	5	2976	55	10	d. W.	NW 0 — 1
	2	2980	64	14	tr.	NW 1 —
	10	2982	57	11	r.	— 0 — 1
19	5	2983	57	11	r.	OSO 0 — 1
	2	2991	70	17	w.	OSO — 1
	10	2993	58	12	h.	— 0 — 1
20	5	2994	50	8	d. N.	N 0 — 1
	2	2998	71	18	w.	N 1 — 2
	10	2998	65	15	d. W.	— 1 — 2

Meteorologische Beobachtungen in Göttingen.

Monat August 1808. *)

Tage	Stunden	Barometer	Therm. F.	Therm. R.	Wetter	Wind	
1	5	2972	59	12	l. W.	W	0 — 1
**)	2	2977	79	21	b. W.	W	1 —
	10	2978	65	15	Gew. W.	—	0 —
2	5	2975	59	12	b. W.	W	0 — 1
	2	2977	74	19	b. W.	W	0 — 1
	10	2982	62	13	w.	—	0 — 1
3	5	2982	59	12	w.	W	0 — 1
	2	2990	70	17	R.	W	1 —
	10	2994	63	14	b. W.		0 — 1
4	5	2997	62	13	R	N N W	0 — 1
	2	3003	76	20	w.	N N W	1 —
	10	3000	60	12	b. W.	—	0 —
5	5	2993	53	9	N.	—	0 —
	2	2987	80	21	l. W.	S	0 — 1
	10	2981	64	14	l. W.	—	0 — 1
6	5	2979	60	12	l. W.	O W	0 — 1
***)	2	2980	87	24	l. W.	S W	0 — 1
	10	2982	74	19	Gew. W.	—	0 — 1
7	5	2985	64	14	w.	W S W	0 — 1
	2	2992	89	25	w.	W S W	0 — 1
	10	2989	72	8	b. W.	—	0 — 1
8	5	2982	66	65	l. W.	W	0 — 0
****)	2	2985	80	21	w.	W S W	1 —
	10	2979	67	16	b. W.	—	1 —

*) Die Beschaffenheit der Instrumente und Maaßen, deren man sich bedient, s. N. Hann. Mag. vom J. 1807. St. 14. S. 209.

**) Nachmittags gegen 6 Uhr und nachher bis spät Abends Regen in W. mehrere Gewitterwolken auf, die aber auf der Nord- und Südseite der Stadt vorbeizogen, mit Donner und später wenig Regen.

***) Gegen 10 Uhr Abends zog eine Gewitterwolke von W. her mit Donner und wenig Regen über die Stadt.

****) Morgens gegen halb 10 Uhr zog abermals ein starkes Gewitter die Stadt an der Nordseite vorbei nach O., welches der ganzen Gegend nach Nord und N. O. durch einen schrecklichen Hagelschlag sehr verderblich geworden ist.

Tage	Stunden	Barometer	Therm. F.	Therm. R.	Wetter	Wind	
9	5	2974	62	13	b. W.	WSW	0 — 1
	2	2968	76	20	b. W.	WSW	1 —
	10	2960	64	14	Gew. W.	—	1 —
10	5	2956	59	12	b. W.	WNW	0 — 1
	2	2956	70	17	R.	WNW	1 —
	10	2961	61	13	b. W.	—	— 1
11	5	2966	54	10	b. W.	WNW	0 — 1
	2	2963	75	19	b. W.	WNW	0 — 1
	10	2971	64	14	b. W.	—	0 — 1
12	5	2969	58	12	w.	NNW	0 — 1
	2	2963	70	18	Gew. W.	NW	0 — 1
	10	2980	60	12	w.	—	0 — 1
13	5	2981	50	8	N.	NW	0 — 1
	2	2986	77	20	b. W.	NW	0 — 1
	10	2982	66	15	tr.	—	— 1
14	5	2978	63	13	tr.	W	1 — 2
	2	2978	79	21	b. W.	SW	2 —
	10	2974	65	15	l. W.	SW	— 2
15	5	2969	64	14	b. W.	SW	0 — 1
	2	2967	78	20	b. W.	SW	0 — 1
	10	2970	59	12	w.	—	0 — 1
16	5	2971	55	10	tr.	WSW	0 — 1
	2	2974	71	17	b. W.	W	1 —
	10	2974	60	12	tr.	—	0 — 1
17	5	2967	57	11	R.	SW	1 —
	2	2967	69	16	b. W.	W	— 1
	10	2974	56	11	w.	—	— 1
18	5	2976	55	10	b. W.	NW	0 — 1
	2	2980	64	14	tr.	NW	1 —
	10	2982	57	11	r.	—	0 — 1
19	5	2983	57	11	r.	OSO	0 — 1
	2	2991	70	17	w.	OSO	— 1
	10	2993	58	12	h.	—	0 — 1
20	5	2994	50	8	b. N.	N	0 — 1
	2	2998	72	18	w.	N	1 — 2
	10	2998	63	15	b. W.	—	1 — 2

Meteorologische Beobachtungen in Göttingen.

Monat August 1808. *)

Tage	Stunden	Barometer	Therm. F.	Therm. R.	Wetter	Wind	
1	5	2972	59	12	l. W.	W	0 — 1
**)	2	2977	79	21	d. W.	W	1 —
	10	2978	65	15	Gew. W.	—	0 —
2	5	2975	59	12	d. W.	W	0 — 1
	2	2977	74	19	d. W.	W	0 — 1
	10	2982	62	13	w.	—	0 — 1
3	5	2981	59	12	w.	W	0 — 1
	2	2990	70	17	R.	W	1 —
	10	2994	63	14	d. W.		0 — 1
4	5	2997	62	13	R	NNW	0 — 1
	2	3003	76	20	w.	NNW	1 —
	10	3000	60	12	d. W.	—	0 —
5	5	2993	53	9	N.	—	0 —
	2	2987	80	21	l. W.	S	0 — 1
	10	2981	64	14	l. W.	—	0 — 1
6	5	2979	60	12	l. W.	OW	0 — 1
***)	2	2980	87	24	l. W.	SW	0 — 1
	10	2982	74	19	Gew. W.	—	0 — 1
7	5	2985	64	14	w.	WSW	0 — 1
	2	2992	89	25	w.	WSW	0 — 1
	10	2989	72	8	d. W.	—	0 — 1
8	5	2982	66	65	l. W.	W	0 — 0
****)	2	2985	80	21	w.	WSW	1 —
	10	2979	67	16	d. W.	—	1 —

*) Die Beschaffenheit der Instrumente und Maaßen, deren man sich bedient, s. N. Hann. Mag. vom J. 1807. St. 14. S. 209.

**) Nachmittags gegen 6 Uhr und nachher bis spät Abends stiegen in W. mehrere Gewitterwolken auf, die aber auf der Nord- und Südseite der Stadt vorbeizogen, mit Donner und später wenig Regen.

***) Gegen 10 Uhr Abends zog eine Gewitterwolke von W. her mit Donner und wenig Regen über die Stadt.

****) Morgens gegen halb 10 Uhr zog abermals ein starkes Gewitter die Stadt an der Nordseite vorbei nach O., welches der ganzen Gegend nach Nord und N. O. durch einen schrecklichen Hagelschlag sehr verderblich geworden ist.

Tage	Stunden	Barometer	Therm.		Wetter	Wind	
			F.	R.			
9	5	2974	62	13	d. W.	W S W	0 — 1
	2	2968	76	20	d. W.	W S W	1 —
	10	2960	64	14	Gew. W.	—	1 —
10	5	2956	59	12	d. W.	W N W	0 — 1
	2	2956	70	17	R.	W N W	1 —
	10	2961	61	13	d. W.	—	— 1
11	5	2966	54	10	d. W.	W N W	0 — 1
	2	2963	75	19	d. W.	W N W	0 — 1
	10	2971	64	14	d. W.	—	0 — 1
12	5	2969	58	12	w.	N N W	0 — 1
	2	2963	70	18	Gew. W.	N W	0 — 1
	10	2980	60	12	w.	—	0 — 1
13	5	2981	50	8	N.	N W	0 — 1
	2	2986	77	20	d. W.	N W	0 — 1
	10	2982	66	15	tr.	—	— 1
14	5	2978	63	13	tr.	W	1 — 2
	2	2978	79	21	d. W.	S W	2 —
	10	2974	65	15	l. W.	S W	— 2
15	5	2969	64	14	d. W.	S W	0 — 1
	2	2967	78	20	d. W.	S W	0 — 1
	10	2970	59	12	w.	—	0 — 1
16	5	2971	55	10	tr.	W S W	0 — 1
	2	2974	71	17	d. W.	W	1 —
	10	2974	60	12	tr.	—	0 — 1
17	5	2967	57	11	R.	S W	1 —
	2	2967	69	16	d. W.	W	— 1
	10	2974	56	11	w.	—	— 1
18	5	2976	55	10	d. W.	N W	0 — 1
	2	2980	64	14	tr.	N W	1 —
	10	2982	57	11	r.	—	0 — 1
19	5	2983	57	11	r.	O S O	0 — 1
	2	2991	70	17	w.	O S O	— 1
	10	2993	58	12	h.	—	0 — 1
20	5	2994	50	8	d. N.	N	0 — 1
	2	2998	72	18	w.	N	1 — 2
	10	2998	65	15	d. W.	—	1 — 2

Meteorologische Beobachtungen in Göttingen.

Monat August 1808. *)

Tage	Stunden	Barometer	Therm. F.	Therm. R.	Wetter	Wind	
1	5	2972	59	12	l. W.	W	0 — 1
**)	2	2977	79	21	d. W.	W	1 —
	10	2978	65	15	Gew. W.	—	0 —
2	5	2975	59	12	d. W.	W	0 — 1
	2	2977	74	19	d. W.	W	0 — 1
	10	2982	62	13	w.	—	0 — 1
3	5	2982	59	12	w.	W	0 — 1
	2	2990	70	17	R.	W	1 —
	10	2994	63	14	d. W.		0 — 1
4	5	2997	62	13	R	NNW	0 — 1
	2	3003	76	20	w.	NNW	1 —
	10	3000	60	12	d. W.	—	0 —
5	5	2993	53	9	N.	—	0 —
	2	2987	80	21	l. W.	S	0 — 1
	10	2981	64	14	l. W.	—	0 — 1
6	5	2979	60	12	l. W.	OW	0 — 1
***)	2	2980	87	24	l. W.	SW	0 — 1
	10	2982	74	19	Gew. W.	—	0 — 1
7	5	2985	64	14	w.	WSW	0 — 1
	2	2992	89	25	w.	WSW	0 — 1
	10	2989	72	8	d. W.	—	0 — 1
8	5	2982	66	65	l. W.	W	0 — 0
****)	2	2985	80	21	w.	WSW	1 —
	10	2979	67	16	d. W.	—	1 —

*) Die Beschaffenheit der Instrumente und Maaßen, deren man sich bedient, s. N. Hann. Mag. vom J. 1807. St. 14. S. 209.

**) Nachmittags gegen 6 Uhr und nachher bis spät Abends stiegen in W. mehrere Gewitterwolken auf, die aber auf der Nord- und Südseite der Stadt vorbeizogen, mit Donner und später wenig Regen.

***) Gegen 10 Uhr Abends zog eine Gewitterwolke von W. her mit Donner und wenig Regen über die Stadt.

****) Morgens gegen halb 10 Uhr zog abermals ein starkes Gewitter die Stadt an der Nordseite vorbei nach O., welches der ganzen Gegend nach Nord und N. O. durch einen schrecklichen Hagelschlag sehr verderblich geworden ist.

Tage	Stunden	Barometer	Therm. F.	Therm. R.	Wetter	Wind
9	5	2974	62	13	d. W.	WSW 0 — 1
	2	2968	76	20	d. W.	WSW 1 —
	10	2960	64	14	Gew. W.	— 1 —
10	5	2956	59	12	d. W.	WNW 0 — 1
	2	2956	70	17	N.	WNW 1 —
	10	2961	61	13	d. W.	— — 1
11	5	2966	54	10	d. W.	WNW 0 — 1
	2	2963	75	19	d. W.	WNW 0 — 1
	10	2971	64	14	d. W.	— 0 — 1
12	5	2969	58	12	w.	NNW 0 — 1
	2	2963	70	18	Gew. W.	NW 0 — 1
	10	2980	60	12	w.	— 0 — 1
13	5	2981	50	8	N.	NW 0 — 1
	2	2986	77	20	d. W.	NW 0 — 1
	10	2982	66	15	tr.	— — 1
14	5	2978	63	13	tr.	W 1 — 2
	2	2978	79	21	d. W.	SW 2 —
	10	2974	65	15	l. W.	SW — 2
15	5	2969	64	14	d. W.	SW 0 — 1
	2	2967	78	20	d. W.	SW 0 — 1
	10	2970	59	12	w.	— 0 — 1
16	5	2971	55	10	tr.	WSW 0 — 1
	2	2974	71	17	d. W.	W 1 —
	10	2974	60	12	tr.	— 0 — 1
17	5	2967	57	11	R.	SW 1 —
	2	2967	69	16	d. W.	W — 1
	10	2974	56	11	w.	— — 1
18	5	2976	55	10	d. W.	NW 0 — 1
	2	2980	64	14	tr.	NW 1 —
	10	2982	57	11	r.	— 0 — 1
19	5	2983	57	11	r.	OSO 0 — 1
	2	2991	70	17	w.	OSO — 1
	10	2993	58	12	h.	— 0 — 1
20	5	2994	50	8	d. N.	N 0 — 1
	2	2998	71	18	w.	N 1 — 2
	10	2998	63	15	d. W.	— 1 — 2

Meteorologische Beobachtungen in Göttingen.

Monat August 1808. *)

Tage	Stunden	Barometer	Therm. F.	Therm. R.	Wetter	Wind
1	5	2972	59	12	l. W.	W 0 — 1
**)	2	2977	79	21	d. W.	W 1 —
	10	2978	65	15	Gew. W.	— 0 —
2	5	2975	59	12	d. W.	W 0 — 1
	2	2977	74	19	d. W.	W 0 — 1
	10	2982	62	13	w.	— 0 — 1
3	5	2981	59	12	w.	W 0 — 1
	2	2990	70	17	R.	W 1 —
	10	2994	63	14	d. W.	0 — 1
4	5	2997	61	13	R	NNW 0 — 1
	2	3003	76	20	w.	NNW 1 —
	10	3000	60	12	d. W.	— 0 —
5	5	2993	53	9	N.	— 0 —
	2	2987	80	21	l. W.	S 0 — 1
	10	2981	64	14	l. W.	— 0 — 1
6	5	2979	60	12	l. W.	OW 0 — 1
***)	2	2980	87	24	l. W.	SW 0 — 1
	10	2982	74	19	Gew. W.	— 0 — 1
7	5	2985	64	14	w.	WSW 0 — 1
	2	2992	89	25	w.	WSW 0 — 1
	10	2989	72	8	d. W.	— 0 — 1
8	5	2982	66	65	l. W.	W 0 — 0
****)	2	2985	80	21	w.	WSW 1 —
	10	2979	67	16	d. W.	— 1 —

*) Die Beschaffenheit der Instrumente und Maaßen, deren man sich bedient, s. N. Hann. Mag. vom J. 1807. St. 14. S. 209.

**) Nachmittags gegen 6 Uhr und nachher bis spät Abends Regen in W. mehrere Gewitterwolken auf, die aber auf der Nord- und Südseite der Stadt vorbeizogen, mit Donner und später wenig Regen.

***) Gegen 10 Uhr Abends zog eine Gewitterwolke von W. her mit Donner und wenig Regen über die Stadt.

****) Morgens gegen halb 10 Uhr zog abermals ein starkes Gewitter die Stadt an der Nordseite vorbei nach O., welches der ganzen Gegend nach Nord und N. O. durch einen schrecklichen Hagelschlag sehr verderblich geworden ist.

Tage	Stunden	Barometer	Therm. F.	Therm. R.	Wetter	Wind	
9	5	2974	62	13	d. W.	WSW	0 — 1
	2	2968	76	20	d. W.	WSW	1 —
	10	2960	64	14	Gew. W.	—	1 —
10	5	2956	59	12	d. W.	WNW	0 — 1
	2	2956	70	17	R.	WNW	1 —
	10	2961	61	13	d. W.	—	— 1
11	5	2966	54	10	d. W.	WNW	0 — 1
	2	2963	75	19	d. W.	WNW	0 — 1
	10	2971	64	14	d. W.	—	0 — 1
12	5	2969	58	12	w.	NNW	0 — 1
	2	2963	70	18	Gew. W.	NW	0 — 1
	10	2980	60	12	w.	—	0 — 1
13	5	2981	50	8	N.	NW	0 — 1
	2	2986	77	20	d. W.	NW	0 — 1
	10	2982	66	15	tr.	—	— 1
14	5	2978	63	13	tr.	W	1 — 2
	2	2978	79	21	d. W.	SW	2 —
	10	2974	65	15	l. W.	SW	— 2
15	5	2969	64	14	d. W.	SW	0 — 1
	2	2967	78	20	d. W.	SW	0 — 1
	10	2970	59	12	w.	—	0 — 1
16	5	2971	55	10	tr.	WSW	0 — 1
	2	2974	71	17	d. W.	W	1 —
	10	2974	60	12	tr.	—	0 — 1
17	5	2967	57	11	R.	SW	1 —
	2	2967	69	16	d. W.	W	— 1
	10	2974	56	11	w.	—	— 1
18	5	2976	55	10	d. W.	NW	0 — 1
	2	2980	64	14	tr.	NW	1 —
	10	2982	57	11	r.	—	0 — 1
19	5	2983	57	11	r.	OSO	0 — 1
	2	2991	70	17	w.	OSO	— 1
	10	2993	58	12	h.	—	0 — 1
20	5	2994	50	8	d. N.	N	0 — 1
	2	2998	72	18	w.	N	1 — 2
	10	2998	63	15	d. W.	—	1 — 2

Meteorologische Beobachtungen in Göttingen.

Monat August 1808. *)

Tage	Stunden	Barometer	Therm. F.	Therm. R.	Wetter	Wind
1	5	2972	59	12	l. W.	W 0 — 1
**)	2	2977	79	21	d. W.	W 1 —
	10	2978	65	15	Gew. W.	— 0 —
2	5	2975	59	12	d. W.	W 0 — 1
	2	2977	74	19	d. W.	W 0 — 1
	10	2982	62	13	w.	— 0 — 1
3	5	2982	59	12	w.	W 0 — 1
	2	2990	70	17	R.	W 1 —
	10	2994	63	14	d. W.	0 — 1
4	5	2997	62	13	R	NNW 0 — 1
	2	3003	76	20	w.	NNW 1 —
	10	3000	60	12	d. W.	— 0 —
5	5	2993	53	9	N.	— 0 —
	2	2987	80	21	l. W.	S 0 — 1
	10	2981	64	14	l. W.	— 0 — 1
6	5	2979	60	12	l. W.	OW 0 — 1
***)	2	2980	87	24	l. W.	SW 0 — 1
	10	2982	74	19	Gew. W.	— 0 — 1
7	5	2985	64	14	w.	WSW 0 — 1
	2	2992	89	25	w.	WSW 0 — 1
	10	2989	72	8	d. W.	— 0 — 1
8	5	2982	66	65	l. W.	W 0 — 0
****)	2	2985	80	21	w.	WSW 1 —
	10	2979	67	16	d. W.	— 1 —

*) Die Beschaffenheit der Instrumente und Maaßen, deren man sich bedient, s. N. Hann. Mag. vom J. 1807. St. 14. S. 209.

**) Nachmittags gegen 6 Uhr und nachher bis spät Abends stiegen in W. mehrere Gewitterwolken auf, die aber auf der Nord- und Südseite der Stadt vorbeizogen, mit Donner und später wenig Regen.

***) Gegen 10 Uhr Abends zog eine Gewitterwolke von W. her mit Donner und wenig Regen über die Stadt.

****) Morgens gegen halb 10 Uhr zog abermals ein starkes Gewitter die Stadt an der Nordseite vorbei nach O., welches der ganzen Gegend nach Nord und N. O. durch einen schrecklichen Hagelschlag sehr verderblich geworden ist.

Tage	Stunden	Barometer	Therm. F.	Therm. R.	Wetter	Wind	
9	5	2974	62	13	d. W.	WSW	0 — 1
	2	2968	76	20	d. W.	WSW	1 —
	10	2960	64	14	Gew. W.	—	1 —
10	5	2956	59	12	d. W.	WNW	0 — 1
	2	2956	70	17	N.	WNW	1 —
	10	2961	61	13	d. W.	—	— 1
11	5	2966	54	10	d. W.	WNW	0 — 1
	2	2963	75	19	d. W.	WNW	0 — 1
	10	2971	64	14	d. W.	—	0 — 1
12	5	2969	58	12	w.	NNW	0 — 1
	2	2963	70	18	Gew. W.	NW	0 — 1
	10	2980	60	12	w.	—	0 — 1
13	5	2981	50	8	N.	NW	0 — 1
	2	2986	77	20	d. W.	NW	0 — 1
	10	2982	66	15	tr.	—	— 1
14	5	2978	63	13	tr.	W	1 — 2
	2	2978	79	21	d. W.	SW	2 —
	10	2974	65	15	l. W.	SW	— 2
15	5	2969	64	14	d. W.	SW	0 — 1
	2	2967	78	20	d. W.	SW	0 — 1
	10	2970	59	12	w.	—	0 — 1
16	5	2971	55	10	tr.	WSW	0 — 1
	2	2974	71	17	d. W.	W	1 —
	10	2974	60	12	tr.	—	0 — 1
17	5	2967	57	11	R.	SW	1 —
	2	2967	69	16	d. W.	W	— 1
	10	2974	56	11	w.	—	— 1
18	5	2976	55	10	d. W.	NW	0 — 1
	2	2980	64	14	tr.	NW	1 —
	10	2982	57	11	r.	—	0 — 1
19	5	2983	57	11	r.	OSO	0 — 1
	2	2991	70	17	w.	OSO	— 1
	10	2993	58	12	h.	—	0 — 1
20	5	2994	50	8	d. N.	N	0 — 1
	2	2998	72	18	w.	N	1 — 2
	10	2998	65	15	d. W.	—	1 — 2

Meteorologische Beobachtungen in Göttingen.

Monat August 1808. *)

Tage	Stunden	Barometer	Therm. F.	Therm. R.	Wetter	Wind	
1	5	2972	59	12	l. W.	W	0 — 1
**)	2	2977	79	21	d. W.	W	1 —
	10	2978	65	15	Gew. W.	—	0 —
2	5	2975	59	12	d. W.	W	0 — 1
	2	2977	74	19	d. W.	W	0 — 1
	10	2982	62	13	w.	—	0 — 1
3	5	2982	59	12	w.	W	0 — 1
	2	2990	70	17	R.	W	1 —
	10	2994	63	14	d. W.		0 — 1
4	5	2997	62	13	R	NNW	0 — 1
	2	3003	76	20	w.	NNW	1 —
	10	3000	60	12	d. W.	—	0 —
5	5	2993	53	9	N.	—	0 —
	2	2987	80	21	l. W.	S	0 — 1
	10	2981	64	14	l. W.	—	0 — 1
6	5	2979	60	12	l. W.	OW	0 — 1
***)	2	2980	87	24	l. W.	SW	0 — 1
	10	2982	74	19	Gew. W.	—	0 — 1
7	5	2985	64	14	w.	WSW	0 — 1
	2	2992	89	25	w.	WSW	0 — 1
	10	2989	72	8	d. W.	—	0 — 1
8	5	2982	66	65	l. W.	W	0 — 0
****)	2	2985	80	21	w.	WSW	1 —
	10	2979	67	16	d. W.	—	1 —

*) Die Beschaffenheit der Instrumente und Maaßen, deren man sich bedient, s. N. Hann. Mag. vom J. 1807. St. 14. S. 209.

**) Nachmittags gegen 6 Uhr und nachher bis spät Abends stiegen in W. mehrere Gewitterwolken auf, die aber auf der Nord- und Südseite der Stadt vorbeizogen, mit Donner und später wenig Regen.

***) Gegen 10 Uhr Abends zog eine Gewitterwolke von W. her mit Donner und wenig Regen über die Stadt.

****) Morgens gegen halb 10 Uhr zog abermals ein starkes Gewitter die Stadt an der Nordseite vorbei nach O., welches der ganzen Gegend nach Nord und N. O. durch einen schrecklichen Hagelschlag sehr verderblich geworden ist.

Tage	Stunden	Barometer	Therm. F.	Therm. R.	Wetter	Wind
9	5	2974	62	13	d. W.	WSW 0 — 1
	2	2968	76	20	d. W.	WSW 1 —
	10	2960	64	14	Gew. W.	— 1 —
10	5	2956	59	12	d. W.	WNW 0 — 1
	2	2956	70	17	R.	WNW 1 —
	10	2961	61	13	d. W.	— — 1
11	5	2966	54	10	d. W.	WNW 0 — 1
	2	2963	75	19	d. W.	WNW 0 — 1
	10	2971	64	14	d. W.	— 0 — 1
12	5	2969	58	12	w.	NNW 0 — 1
	2	2963	70	18	Gew. W.	NW 0 — 1
	10	2980	60	12	w.	— 0 — 1
13	5	2981	50	8	N.	NW 0 — 1
	2	2986	77	20	d. W.	NW 0 — 1
	10	2982	66	15	tr.	— — 1
14	5	2978	63	13	tr.	W 1 — 2
	2	2978	79	21	d. W.	SW 2 —
	10	2974	65	15	l. W.	SW — 2
15	5	2969	64	14	d. W.	SW 0 — 1
	2	2967	78	20	d. W.	SW 0 — 1
	10	2970	59	12	w.	— 0 — 1
16	5	2971	55	10	tr.	WSW 0 — 1
	2	2974	71	17	d. W.	W 1 —
	10	2974	60	12	tr.	— 0 — 1
17	5	2967	57	11	R.	SW 1 —
	2	2967	69	16	d. W.	W — 1
	10	2974	56	11	w.	— — 1
18	5	2976	55	10	d. W.	NW 0 — 1
	2	2980	64	14	tr.	NW 1 —
	10	2982	57	11	r.	— 0 — 1
19	5	2983	57	11	r.	OSO 0 — 1
	2	2991	70	17	w.	OSO — 1
	10	2993	58	12	h.	— 0 — 1
20	5	2994	50	8	d. N.	N 0 — 1
	2	2998	72	18	w.	N 1 — 2
	10	2998	65	15	d. W.	— 1 — 2

Meteorologische Beobachtungen in Göttingen.

Monat August 1808. *)

Tage	Stunden	Barometer	Therm. F.	Therm. R.	Wetter	Wind	
1	5	2972	59	12	l. W.	W	0 — 1
**)	2	2977	79	21	d. W.	W	1 —
	10	2978	65	15	Gew. W.	—	0 —
2	5	2975	59	12	d. W.	W	0 — 1
	2	2977	74	19	d. W.	W	0 — 1
	10	2982	62	13	w.	—	0 — 1
3	5	2982	59	12	w.	W	0 — 1
	2	2990	70	17	R.	W	1 —
	10	2994	63	14	d. W.		0 — 1
4	5	2997	62	13	R	NNW	0 — 1
	2	3003	76	20	w.	NNW	1 —
	10	3000	60	12	d. W.	—	0 —
5	5	2993	53	9	N.	—	0 —
	2	2987	80	21	l. W.	S	0 — 1
	10	2981	64	14	l. W.	—	0 — 1
6	5	2979	60	12	l. W.	OW	0 — 1
***)	2	2980	87	24	l. W.	SW	0 — 1
	10	2982	74	19	Gew. W.	—	0 — 1
7	5	2985	64	14	w.	WSW	0 — 1
	2	2992	89	25	w.	WSW	0 — 1
	10	2989	72	8	d. W.	—	0 — 1
8	5	2982	66	65	l. W.	W	0 — 0
****)	2	2985	80	21	w.	WSW	1 —
	10	2979	67	16	d. W.	—	1 —

*) Die Beschaffenheit der Instrumente und Maaßen, deren man sich bedient, s. N. Hann. Mag. vom J. 1807. St. 14. S. 209.

**) Nachmittags gegen 6 Uhr und nachher bis spät Abends stiegen in W. mehrere Gewitterwolken auf, die aber auf der Nord- und Südseite der Stadt vorbeizogen, mit Donner und später wenig Regen.

***) Gegen 10 Uhr Abends zog eine Gewitterwolke von W. her mit Donner und wenig Regen über die Stadt.

****) Morgens gegen halb 10 Uhr zog abermals ein starkes Gewitter die Stadt an der Nordseite vorbei nach O., welches der ganzen Gegend nach Nord und N. O. durch einen schrecklichen Hagelschlag sehr verderblich geworden ist.

Tage	Stunden	Barometer	Therm. F.	Therm. R.	Wetter	Wind	
9	5	2974	62	13	d. W.	WSW	0 — 1
	2	2968	76	20	d. W.	WSW	1 —
	10	2960	64	14	Gew. W.	—	1 —
10	5	2956	59	12	d. W.	WNW	0 — 1
	2	2956	70	17	N.	WNW	1 —
	10	2961	61	13	d. W.	—	— 1
11	5	2966	54	10	d. W.	WNW	0 — 1
	2	2963	75	19	d. W.	WNW	0 — 1
	10	2971	64	14	d. W.	—	0 — 1
12	5	2969	58	12	w.	NNW	0 — 1
	2	2963	70	18	Gew. W.	NW	0 — 1
	10	2980	60	12	w.	—	0 — 1
13	5	2981	50	8	N.	NW	0 — 1
	2	2986	77	20	d. W.	NW	0 — 1
	10	2982	66	15	tr.	—	— 1
14	5	2978	63	13	tr.	W	1 — 2
	2	2978	79	21	d. W.	SW	2 —
	10	2974	65	15	l. W.	SW	— 2
15	5	2969	64	14	d. W.	SW	0 — 1
	2	2967	78	20	d. W.	SW	0 — 1
	10	2970	59	12	w.	—	0 — 1
16	5	2971	55	10	tr.	WSW	0 — 1
	2	2974	71	17	d. W.	W	1 —
	10	2974	60	12	tr.	—	0 — 1
17	5	2967	57	11	R.	SW	1 —
	2	2967	69	16	d. W.	W	— 1
	10	2974	56	11	w.	—	— 1
18	5	2976	55	10	d. W.	NW	0 — 1
	2	2980	64	14	tr.	NW	1 —
	10	2982	57	11	r.	—	0 — 1
19	5	2983	57	11	r.	OSO	0 — 1
	2	2991	70	17	w.	OSO	— 1
	10	2993	58	12	h.	—	0 — 1
20	5	2994	50	8	d. N.	N	0 — 1
	2	2998	72	18	w.	N	1 — 2
	10	2998	65	15	d. W.	—	1 — 2

Meteorologische Beobachtungen in Göttingen.

Monat August 1808. *)

Tage	Stunden	Barometer	Therm. F.	Therm. R.	Wetter	Wind
1	5	2972	59	12	l. W.	W 0 — 1
**)	2	2977	79	21	d. W.	W 1 —
	10	2978	65	15	Gew. W.	— 0 —
2	5	2975	59	12	d. W.	W 0 — 1
	2	2977	74	19	d. W.	W 0 — 1
	10	2982	62	13	w.	— 0 — 1
3	5	2982	59	12	w.	W 0 — 1
	2	2990	70	17	R.	W 1 —
	10	2994	63	14	d. W.	0 — 1
4	5	2997	62	13	R	NNW 0 — 1
	2	3003	76	20	w.	NNW 1 —
	10	3000	60	12	d. W.	— 0 —
5	5	2993	53	9	N.	— 0 —
	2	2987	80	21	l. W.	S 0 — 1
	10	2981	64	14	l. W.	— 0 — 1
6	5	2979	60	12	l. W.	OW 0 — 1
***)	2	2980	87	24	l. W.	SW 0 — 1
	10	2982	74	19	Gew. W.	— 0 — 1
7	5	2985	64	14	w.	WSW 0 — 1
	2	2992	89	25	w.	WSW 0 — 1
	10	2989	72	8	d. W.	— 0 — 1
8	5	2982	66	65	l. W.	W 0 — 0
****)	2	2985	80	21	w.	WSW 1 —
	10	2979	67	16	d. W.	— 1 —

*) Die Beschaffenheit der Instrumente und Maaßen, deren man sich bedient, s. N. Hann. Mag. vom J. 1807. St. 14. S. 209.

**) Nachmittags gegen 6 Uhr und nachher bis spät Abends stiegen in W. mehrere Gewitterwolken auf, die aber auf der Nord- und Südseite der Stadt vorbeizogen, mit Donner und später wenig Regen.

***) Gegen 10 Uhr Abends zog eine Gewitterwolke von W. her mit Donner und wenig Regen über die Stadt.

****) Morgens gegen halb 10 Uhr zog abermals ein starkes Gewitter die Stadt an der Nordseite vorbei nach O., welches der ganzen Gegend nach Nord und N. O. durch einen schrecklichen Hagelschlag sehr verderblich geworden ist.

Tage	Stunden	Barometer	Therm. F.	R.	Wetter	Wind	
9	5	2974	62	13	d. W.	WSW	0 — 1
	2	2968	76	20	d. W.	WSW	1 —
	10	2960	64	14	Gew. W.	—	1 —
10	5	2956	59	12	d. W.	WNW	0 — 1
	2	2956	70	17	R.	WNW	1 —
	10	2961	61	13	d. W.	—	— 1
11	5	2966	54	10	d. W.	WNW	0 — 1
	2	2963	75	19	d. W.	WNW	0 — 1
	10	2971	64	14	d. W.	—	0 — 1
12	5	2969	58	12	w.	NNW	0 — 1
	2	2963	70	18	Gew. W.	NW	0 — 1
	10	2980	60	12	w.	—	0 — 1
13	5	2981	50	8	N.	NW	0 — 1
	2	2986	77	20	d. W.	NW	0 — 1
	10	2982	66	15	tr.	—	— 1
14	5	2978	63	13	tr.	W	1 — 2
	2	2978	79	21	d. W.	SW	2 —
	10	2974	65	15	l. W.	SW	— 2
15	5	2969	64	14	d. W.	SW	0 — 1
	2	2967	78	20	d. W.	SW	0 — 1
	10	2970	59	12	w.	—	0 — 1
16	5	2971	55	10	tr.	WSW	0 — 1
	2	2974	71	17	d. W.	W	1 —
	10	2974	60	12	tr.	—	0 — 1
17	5	2967	57	11	R.	SW	1 —
	2	2967	69	16	d. W.	W	— 1
	10	2974	56	11	w.	—	— 1
18	5	2976	55	10	d. W.	NW	0 — 1
	2	2980	64	14	tr.	NW	1 —
	10	2982	57	11	r.	—	0 — 1
19	5	2983	57	11	r.	OSO	0 — 1
	2	2991	70	17	w.	OSO	— 1
	10	2993	58	12	h.	—	0 — 1
20	5	2994	50	8	d. N.	N	0 — 1
	2	2998	72	18	w.	N	1 — 2
	10	2998	63	15	d. W.	—	1 — 2

Tage	Stunden	Barometer	Therm. F.	Therm. R.	Wetter	Wind	
21	5	2997	57	11	w.	N	0 — 1
	2	2999	73	18	w.	N	1 —
	10	3003	60	12	h.	—	0 — 1
22	5	3002	56	11	b. W.	N	0 — 1
	2	3002	69	16	R.	N	0 — 1
	10	3001	56	11	h.	—	0 — 1
23	5	3000	47	7	N.	N	0 — 1
	2	2999	69	16	tr.	N	0 — 1
	10	2996	59	12	w.	—	0 — 1
24	5	2991	48	7	N.	NO	0 — 1
	2	2991	72	18	l. W.	NO	— 1
	10	2989	57	11	l. W.	—	0 — 1
25	5	2991	56	11	w.	NO	0 — 1
	2	2993	71	17	w.	NO	0 — 1
	10	2989	57	11	h.	—	0 — 1
26	5¼	2982	52	9	tr.	N	0 — 1
	2	2978	72	18	tr.	N	0 — 1
	10	2972	56	11	h.	—	0 — 1
27	5¼	2967	57	11	l. W.	S	0 — 1
	2	2966	73	18	r.	S	1 — 2
	10	2966	57	11	h.	—	0 — 1
28	5¼	2966	60	12	r.	WSW	0 — 1
	2	2972	72	18	r.	WSW	1 —
	10	2977	63	14	R.	—	0 — 1
29	5¼	2981	62	13	R.	NW	0 — 1
	2	2990	72	18	w.	WSW	0 — 1
	10	2991	63	14	tr.	—	0 — 1
30	5¼	2992	61	13	tr.	OSO	0 — 1
	2	2989	75	19	w.	OSO	1 — 2
	10	2986	68	16	w.	—	— 2
31	5¼	2980	59	12	l. W.	W	0 — 1
	2	2976	84	23	l. W.	SW	1 — 2
	10	2974	68	16	b. W.	—	0 — 1

F. C. W.

Hannoversches Magazin.

103tes Stück.

Freitag, den 23ten December 1808.

Ueber die freiwilligen Contributionen der Lehrer und Studierenden zu Paris in den älteren Zeiten.

Vom Hofrath Meiners in Göttingen.

Aehnliche Umstände und Bedürfnisse brachten in den gelehrten, wie in den ungelehrten Sodalitäten ähnliche Einrichtungen hervor. So wie in den Städten eine jede Gilde ihre eigene, und alle Gilden zusammengenommen, eine gemeinschaftliche Bürger-Casse hatten; so erhielten auf den hohen Schulen sehr früh die Nationen und Facultäten ihre besonderen, und alle Nationen und Facultäten ihre gemeinschaftlichen Cassen, aus welchen die besonderen und gemeinen Ausgaben der einen und der andern bestritten wurden. Sowohl die besonderen Cassen der Nationen und Facultäten, als die gemeinschaftlichen Cassen aller Nationen und Facultäten empfingen ihre Zuflüsse aus den Geldern, welche theils die Beamten und Unterbedienten derselben, theils diejenigen, die irgend einen Grad erlangten, zu zahlen hatten. a) Die gewöhnlichen Einkünfte der besonderen und allgemeinen Cassen hoher Schulen reichten in älteren Zeiten nur für die gewöhnlichen Ausgaben zu. Wenn kostbare Rechtshändel zu führen, oder noch kostbarere Gesandschaften zu veranstalten waren; so blieb den hohen Schulen weiter nichts übrig, als allen ihren Mitgliedern eine Steuer aufzulegen. Die hohe Schule zu Paris that dieses schon im J. 1218, als sie sich bei Honorius III. über die von dem Canzler erlittenen Gewaltthätigkeiten beklagen wollte. Die in dem großen Rath versammelten Meister machten sich in ihrem eigenen und in ihrer Schüler Namen verbindlich, so viel beizutragen, als die Procuratoren der

a) Bulaeus v. 588. 589.

der Nationen von ihnen fordern würden. b) Als die Universität zu Paris im J. 1256 beschloß, eine Gesandtschaft nach Rom zu schicken, um sich gegen die falschen Anklagen der Bettelmönche zu vertheidigen; so trug, nach dem Zeugnisse des Matthäus von Paris, ein Jeder nach seinem Vermögen zu den Lasten derselben bei. c) Die freiwilligen Beiträge wurden bald collectae, bald contributiones; und das Auflegen der freiwilligen Steuern facere currere bursam genannt d)

Im Jahre 1283 entstand zuerst der Fall, daß einzelne Mitglieder der Universität sich weigerten, die gemeinschaftlich beschlossenen Steuern zu entrichten. Die Geschichte hat uns weder die Namen derer, welche sich weigerten, noch die Gründe, aus welchen sie sich weigerten, aufbehalten. Es scheint aber, als wenn die Widerspenstigen sehr triftige Gründe gegen das, was man von ihnen forderte, angeführt hatten. Wenigstens verfuhr die Universität gegen dieselben nicht, wie sie wohl hätte thun können, sondern sie wandte sich an den Pabst Martin V., und wirkte von diesem eine Bulle aus, wodurch sowohl die Pflicht der Zahlung, als die Art der Hebung und die Strafe der Ungehorsamen genauer, als bisher, bestimmt wurden. Der Inhalt der Bulle war im Wesentlichen folgender: e)

Martin . . . . seinen geliebten Söhnen, den Meistern und Scholaren zu Paris. Ihr müsset allerdings sorgfältig darüber wachen, daß Friede und Eintracht in eurer Gemeinheit erhalten werden; denn ihr könnt nur so lange mit Erfolg den Wissenschaften obliegen, als eine vollkommene Einigkeit unter euch nicht gestört wird. Da wir nun vernehmen, daß bei den nothwendigen Ausgaben, welche ihr in gemeinschaftlichen Angelegenheiten bisweilen zu machen habt, Einige unter euch sich weigern, beizutragen; und es billig und recht ist, daß ein Jeder unter euch zu gemeinschaftlichen Kosten seinen Beitrag gebe; so bitten und ermahnen wir alle diejenigen, die zu den gemeinschaftlichen Bedürfnissen ihres Hauses

b) l. c. Cum sine Collecta Universitas non haberet expensas, Magistri liberalium artium se ac suos discipulos adstrinxerunt ad servandum, quod super hoc a suis Procuratoribus contingeret ordinari.

c) Ap. Bul. l. c. Congregati Scholares collectam fecerunt, et contribuerunt; scilicet quilibet secundum posse suum. Et cujuslibet Communia hebdomadis abbreviata est . . . . Collecta sunt eis ex Universitate viatica.

d) ib. et III. 462.

e) ap. Bulaeum III. 463.

Hauses wöchentlich zwei Sols zahlen, daß sie sich nicht weigern, die gemeinen Steuern zu entrichten, damit aller Anlaß zu Streit und Aergerniß entfernt werde. Wir geben daher auch dem Abt und Canzler des Klosters der heiligen Genovefa auf, diejenigen, welche nach vorhergegangener Warnung sich widerspenstig bezeigen werden, vermöge unserer Vollmacht durch die geistliche Censur zur Zahlung anzuhalten. Gegen diese Censur sollen Niemanden päbstliche Bullen schützen, welche das Privilegium enthalten, daß Dieser oder Jener nicht mit der Suspension, oder dem Interdict und der Excommunication belegt werden könne: es sey dann, daß die Ausnahme von einer solchen Censur namentlich erwähnt worden. Wir verordnen überdem, daß der Abt und der Canzler der h. Genovefa die von der Universität beschlossenen Steuern heben, und den Ertrag derselben dem Rector, den Dekanen und Procuratoren überliefern sollen, damit diese die Gelder in die Lade der Universität niederlegen und sie zu den bestimmten Absichten anwenden mögen." Die Stelle, in welcher es heißt, daß nur diejenigen, die wöchentlich zwei Solidos zu den gemeinschaftlichen Bedürfnissen ihres Hauses beitrügen, zu gemeinen Steuern verpflichtet seyn sollten, läßt vermuthen, daß die armen Studierenden, die nicht so viel verzehrten, besonders die Zöglinge der Bettelmönche und die Famuli, sich geweigert hatten, an den gemeinen Steuern Theil zu nehmen.

Auf die Bitte der Universität zu Paris erneuerte Johann XXI. im J. 1317 die von Martin V. ausgestellte Bulle wörtlich. f) Solche Erneuerungen oder Wiederholungen waren häufig bei allen päbstlichen und königlichen Gnadenbriefen, in welchen es nicht ausdrücklich hieß, daß sie auf ewige Zeiten gelten sollten.

Im Jahre 1339 beschloß die hohe Schule zu Paris abermals eine Steuer, um die Kosten einer für nothwendig geachteten Gesandtschaft aufzubringen. Bei diesem Beschluß kehrte sie sich in keinem Stück an den Inhalt der Bulle, welche sie erst vor wenigen Jahren hatte bestätigen lassen. Zuerst dehnte sie die Steuer nicht bloß über die Lehrer und Studierenden, sondern auch über die Angehörigen der Universität, oder, wie man in Paris sagte, über die Cisticiarios, die Buchhändler, Abschreiber, Illuminatoren u. s. w. aus. Zweitens drohte sie den Widerspenstigen nicht die Strafe an, die in den Bullen Martins des Fünften und Johannes XXI. bestimmt worden war, sondern solche, welche sie selbst vollziehen konnte. Geschworne Lehrer und Lernende, d. h. solche, die in Collegiis wohnten, sollten ihrer Stellen: nicht-geschworne, der Privile-

f) Ap. Bulaeum IV. 176.

vilegien der Universität; und Angehörige oder Bediente, ihrer Dienste beraubt werden. Die Gottesgelehrten weigerten sich eine Zeitlang, die Steuer zu bezahlen, die in dem vierten Theile der Summe bestand, welche Jemand in einem Collegio erwarb oder genoß, oder in einer Burse und Hospitio, bezahlen mußte, g) Man kündigte den Gottesgelehrten an, daß man ihnen sechs ordentliche Vorlesungen nehmen werde, wenn sie sich nicht fügten, und sie fügten sich. Die Universität ließ auch die Steuer nicht von dem Abte und Canzler des Klosters der h. Genovefa heben. Sie verordnete vielmehr Deputirte aus jeder Facultät, sammt dem Rector und den vier Procuratoren, welche die Beiträge der Contribuenten in Empfang nehmen mußten. h)

Wenige Jahre nachher, nämlich im J. 1346, entstand ein Streit zwischen dem Rector und der Facultät der Künste einer, und zwischen fünf Theologen anderer Seits. Der Rector ließ fünf Lehrern der Gottesgelahrtheit entbieten, daß sie sich zu einer bestimmten Zeit einstellen und das vernehmen möchten, was er ihnen in Gegenwart anderer Meister seiner Facultät zu sagen habe. Die Theologen erschienen zwar, allein sie antworteten nicht auf die ihnen vorgelegten Fragen. Im Gegentheil entfernten sie sich, und wandten ungegründete Appellationen ein. Der Rector und die übrigen Meister erklärten die Gottesgelehrten für eidbrüchig und ehrlos; und schlossen sie dadurch von dem Schooße der hohen Schule aus. Die Verurtheilten wandten sich an den Römischen Stuhl, der ihre Klage annahm. Der Rector, die vier Procuratoren und alle Meister der Künste erhielten den Befehl, innerhalb dreißig Tagen vor dem Römischen Stuhle zu erscheinen. Die Vorgeforderten ernannten Abgeordnete, welche sie vertreten sollten. Zur Bestreitung der Kosten, welche die Gesandtschaft verursachen werde, legte man den Lehrern und Zöglingen der Facultät den Betrag einer halben Burse auf. i) Jede Nation bestellte einen sogenannten Collector, der die Steuer einnehmen mußte. Das Amt eines Collectors war Jahrhunderte lang ein zufälliges oder ausserordentliches, wie das Geschäft, das den Einnehmern aufgetragen wurde. Gegen das Ende des vierzehnten Jahrhunderts

g) Selbst die Promotions-Kosten wurden nach Bursen bestimmt; und Bursa hieß alsdann so viel, als was Jemand in einer Woche verzehrte. Bul. V. 568. Da manche Candidaten ihre Bursam aus Eitelkeit zu hoch anschlugen; so bestimmte man dieselbe. V. 568. 748. 825. Bulaeus.

h) IV. 261.

i) IV. 301.

derts ward das Amt eines Collectors oder, wie man auch sagte, eines Contributors, ein gewöhnliches Amt, das wechselsweise von den Nationen vergeben wurde. Man gestattete dem jedesmaligen Collector den zwanzigsten Theil der Gelder, welche er gehoben hatte. Damit kein Unterschleif vorgehe, so ordnete man einen Gegenschreiber an k), der den dreißigsten Theil der gehobenen Gelder als Honorar empfieng. l)

Am 11ten Oct. 1429 brachte der Rector der hohen Schule zu Paris in der Versammlung des großen Raths zwei Punkte zur Berathschlagung: erstlich, wie viele Abgeordnete man auf das Concilium zu Basel schicken; und zweitens, wie viel man den Gesandten täglich zu ihrem Unterhalt aussetzen wolle. Hierauf beschloß die französische Nation, daß die höheren Facultäten so viele Gesandte, als ihnen beliebe, schicken, und eben so nach Belieben die Diäten bestimmen möchten. Ihre Absicht sey, nichts dazu beizutragen, und wenn das Gegentheil genehmigt werde, dagegen zu protestiren. Die Universität entschloß sich wirklich, gemeinschaftliche Gesandten auf gemeinschaftliche Kosten abzusenden. Der Procurator der Gallicianischen Nation protestirte gegen diesen Beschluß. Der Rector kehrte sich an diese Protestation nicht, sondern erklärte vielmehr im Namen der Universität, daß drei Theologen, zwei Decretisten, ein Arzt und vier Artisten nebst einem Pedell nach Basel geschickt werden: daß die Theologen und Decretisten täglich ein Jeder 20, der Arzt und die Artisten 16, und der Pedell 8 Sols empfangen sollten. Die Gallicianische Nation beharrte auf der Protestation ihres Procurators, und erwählte in ihrem eigenen Namen zwei Abgeordnete. m) Im September des folgenden Jahrs schrieb die Universität zu Paris an die französische Geistlichkeit, und bat diese unter andern, daß sie wegen der großen Kosten, welche die Gesandtschaft nach Basel verursache, der hohen Schule zu Hülfe kommen möchte, da es bekannt sey, daß die Meister zu Paris einen solchen Aufwand nicht aus eigenen Mitteln bestreiten könnten. n)

Im Jahre 1432 hielt es die Universität zu Paris für höchst nothwendig, einen Gesandten an den Herzog von Burgund zu schicken. Sie wählte zu ihren Gesandten den damaligen Bischof von Nicamp, der sich erbot, den Auftrag für hundert Goldstücke (Sum-

k) Contra-Rotulator.
l) III. 590. Rulaeus.
m) V. 387. l. c.
n) ib. p. 393.

(Summa centum Saluciorum auri) zu übernehmen. o) Man fand diesmal nicht gut, eine allgemeine Steuer aufzulegen. Die Procuratoren und Deputirten von drei Nationen, der Gallicianischen, Normännischen und Picardischen, vereinigten sich vielmehr darüber, das Geld auf folgende Art aufzubringen. Sie zeigten nämlich an, daß ihre Nationen die hundert Goldstücke vorstrecken wollten, wenn die ganze Universität sich anheischig mache, die erwähnte Summe wieder zu erstatten, in so weit eine jede Facultät und Nation dazu beizutragen habe. Die drei höheren Facultäten und die deutsche Nation nahmen den Vorschlag an. Die Schuldverschreibung ward in aller Form Rechtens aufgestellt. Die Gallicianische, Normännische und Picardische Nationen gaben eine jede den dritten Theil der hundert Goldstücke her. Nach dieser Uebereinkunft trug, scheint es, jede Facultät und Nation gleich viel zu den Kosten der Gesandtschaft bei; und drei Nationen waren so reich, daß sie der vierten sowohl, als den drei Facultäten den Antheil, den sie hätten liefern sollen, vorschießen konnten.

Die Gallicianische Nation war die erste, welche der häufigen ausserordentlichen Steuern müde wurde. Um derselben überhoben zu seyn, schlug sie 1451 vor, daß von nun an alle, welche sich würden einschreiben lassen, um der Rechte der Universität theilhaftig zu werden, etwas bestimmtas zahlen möchten: Vornehme z. B. ein Goldstück, Wohlhabende einen Thaler, weniger Vermögende einen halben Thaler. p) Der Vorschlag fand zwar nicht gleich Eingang, allein er erhielt doch je länger, desto mehr Beifall. Die ausserordentlichen Steuern hörten allmählig auf. q) Die Inscriptions-Gelder, welche man an ihrer Statt einführte, bildeten einen hinreichenden Fonds, aus welchem ausserordentliche Ausgaben bestritten werden konnten. Noch lange nach der Einführung der Inscriptions-Gelder behielt der Rector allein die Hebung. Allmählich theilte man die Hebung und Aufbewahrung der sogenannten Bursae communis zwischen dem Rector und dem Quästor, oder Receptor bursae communis, bis man zuletzt diese Arbeiten dem Rector ganz entzog und den Quästoren übertrug. r)

o) V. 420. 21.

p) III. 590. Bulaeus.

q) 1472 beschlossen die beiden höheren Facultäten und drei Nationen eine Steuer von einer Demi-Bursa. Die Gallicianische Nation protestirte, und brachte die übrigen Nationen sammt der theologischen Facultät von dem gefaßten Entschlusse zurück. V. 702. 703.

r) III. 591.



Der Birkensaft.

Es ist bekannt, daß, wenn man die Birkenbäume zu Anfange des Frühlings anbohrt oder anschneidet, ein süßer Saft aus ihnen ausfließt. Die Ergiebigkeit dieser Bäume hierin ist aber nicht jedes Jahr gleich. Je mehr Schnee im Winter fällt, je heftiger die Kälte ist, je langsamer der Frühling kömmt und je länger der Schnee liegt, desto mehr Birkensaft giebt es. Die beste Zeit zu dessen Gewinnung ist der Anfang des Frühlings, wenn der Schnee zu schmelzen anfängt, und noch nicht aller Frost aus der Erde ist. An heitern, aber nicht kalten Tagen, nach vorhergegangenen Nachtfrösten, läuft das Birkenwasser am stärksten, bei Ostwinde läßt es nach, und große Hitze hält es ganz auf. Das meiste und stärkste Wasser geben die Bäume steinigter und bergigter oder hoher Gegenden. Mittelbäume sind zum Anzapfen die besten, alte und große bohrt man nicht gern an. Das Bohren selbst verrichtet man am liebsten des Mittags, weil der Saft alsdann in der stärksten Bewegung ist, und sich am häufigsten einfindet. Das Loch wird an der Mittagsseite 1 bis 2 Zoll tief, in einer Richtung von unten nach oben, gebohrt. Es muß dasselbe nicht hoch über der Erde seyn, weil sonst eine lange Röhre, vermittelst welcher der Saft aus dem Baume in das auf der Erde befindliche Gefäß läuft, nöthig wäre. Man nimmt um das Loch herum die Rinde ab, und macht unter demselben einen Querschnitt, in welchem man die Rinne anbringt, auf welcher der Saft in das untergesetzte Gefäß läuft. Diese Oeffnung verstopft man nachher mit einem Pflöckchen wieder, und verschmiert sie mit Thon oder Harz.

Einige bohren auch die großen Zweige nahe am Stamme an der gegen die Erde gekehrten Seite an, und leiten den Saft durch eine Rinne in das untergesetzte Gefäß. Man soll auf diese Weise fast eben so viel Saft erhalten, als wenn man den Stamm anbohrt, und diese Wunde hat auch für den Baum weniger Gefahr, weil sie an einem Orte angebracht ist, wohin kein Regen kommen kann. Einige schneiden nur eine Oeffnung in die Rinde des Stammes und in den Stamm selbst, welche sie durch ein hineingestecktes Messer oder einen hölzernen Keil offen erhalten, und den herausfließenden Saft auffangen. Dieses Verfahren hat aber seine Nachtheile, weil der Saft dadurch, daß er durch die Rinde fließt, an seiner Güte und Süßigkeit sehr viel verliert, auch weil es weniger einträglich ist, als das Anbohren. Manche behaupten, daß man durch 12 bis 14tägiges Anbohren so viel Saft gewinnen könne, als das ganze Gewicht des Baums mit Zweigen, Blättern und Wurzeln beträgt. Ob dieses möglich ist, bleibt mit Recht dahin gestellt; so viel ist

aber

aber gewiß, daß eine solche Abzapfung den Baum um sein Leben bringt. Das Abzapfen hat sein Maaß und Ziel, sonst geht der Baum verlohren. Auch verdirbt der Baum, wenn man ihn rund herum anbohrt; man darf ihn nur auf einer und derselben Seite anbohren. Man kann den Saft auch durch das Beschneiden der Zweige an ihren Enden gewinnen, welche man in Bouteillen steckt, worin sie ihren Saft ergießen. Der Birkensaft ist in seinem rohen Zustande ein angenehmes Getränk. Er hat aber viel medicinische Kräfte, und möchte daher roh nicht Jedermann zuträglich seyn, denn er purgirt und reinigt so stark, daß man mitunter Hautausschläge durch ihn bekommt. Am vortheilhaftesten bereitet man also künstliche Getränke aus ihm.

Man kocht einige Kannen Birkensaft mit etwa einem Pfunde Honig eine Stunde lang ab, und wirft etwas Zitronenschale und Nelken dazu. Nach Verlauf dieser Zeit und nach gehörigem Abschäumen läßt man ihn erkalten und, mit 3 Löffel voll Hefen vermischt, gähren. Nach der Gährung zieht man ihn mit Wein auf Bouteillen ab, und wenn man ihn lange aufbewahren will, gießt man etwas Oel auf. Dieses Getränk ist sehr geistreich. Man kann auch bei der Bereitung Zucker statt des Honigs nehmen.

Will man einen ordentlichen Champagnerwein von dem Birkensaft machen, so nimmt man einige 20 Quart oder Kannen frisches Birkenwasser und 8 Pfund Zucker. In einem verzinnten Kessel läßt man beides bis auf den vierten Theil einkochen, schäumt es ab, nimmt es vom Feuer weg, gießt es durch ein Tuch und füllt es in Fäßchen, worin es bleiben soll. Sobald es sich hier abgekühlt hat, schüttet man 3 bis 4 Eßlöffel voll frische warme Hefen und einige Kannen alten Franzwein dazu, wirft 4 in dünne Scheiben geschnittene Zitronen hinein, und läßt das Ganze gähren. Nachdem es gegohren hat, verspündet man das Faß, damit sich die Flüssigkeit setze. Wenn das Fäßchen auf diese Art 4 Wochen im Keller gelegen hat, zieht man den Wein in Bouteillen ab, und verpicht diese. Man füllt sie nicht ganz voll, damit sie nicht zerspringen. Die Hauptsache ist, daß man den Birkenwein ja nicht zu bald abzieht, damit sich aller Satz im Fäßchen zu Boden setze, und nichts davon sich noch in den Bouteillen zu setzen habe; denn dadurch würde dieser Satz den Ursprung dieses Weins verrathen. Ist der Wein aber hell in die Bouteillen abgezogen und gut verkorkt worden, so ist er dem ächten Champagner vollkommen gleich. Diese Verarbeitung unsers Birkwassers ist also wirklich interessant.

Neues
Hannoversches Magazin.
104tes Stück.
Montag, den 26ten December 1808.

Nachricht
von dem Zuckerahornbaume der vereinigten amerikanischen Staaten und von der Art und Weise Zucker davon zu bekommen, nebst Bemerkungen über den öffentlichen und Privat-Vortheil, der daraus entspringt.

Von Benjamin Rushes, M. D.

Aus dem Englischen. *)

Der Acer sacharinum des Linneus, oder der Ahornbaum, wächst in den westlichen Gegenden aller mittlern vereinigten amerikanischen Staaten in großer Menge. Der, welcher in Neu-York und Pensylvanien wächst, bringt den Zucker in einer grössern Menge hervor, als der, welcher in den Gewässern des Ohio aufkömmt. Diese Bäume werden gemeiniglich, — mit der Buche (Fagus ferruginea), der Schierlingstanne (Pinus abies), der weißen und Wasser-Esche (Fraxinus americana), dem Gurkenbaume (Magnolia acuminata), der Linde (Tilia americana), der Zitterpappel (Populus tremula), dem Butternußbaume (Juglans alba, oblonga) und den wilden Kirschbäumen (Prunus virginiana) — vermischt gefunden. Sie zeigen sich zuweilen in Lustwäldern, indem sie da oft fünf bis sechs Morgen Land bedecken; häufiger aber werden sie gewöhnlich unter den Waldbäumen gefunden, welche eben genannt worden sind. Man findet beinahe 30 bis 50 Bäume auf einem Morgen. Sie wachsen vorzüglich gern in fruchtbaren Boden und häufig auch auf steinigtem Grunde. In ihrer Nach-

*) Memoirs of Science and the arts etc. Vol. II. Part I. pag. 94 u. f.

Nachbarschaft giebt es Quellen von dem hellesten Wasser im Ueberfluß. Völlig ausgewachsen sind sie so schlank als die schwarzen und weißen Eichen, haben 2 bis 3 Fuß im Durchmesser.

(Der Baron la Hontan liefert in seiner Reisebeschreibung nach Nordamerika von dem Ahornbaume in Canada folgenden Bericht. Nach der Beschreibung des schwarzen Kirschbaums, sagt er, daß einige von ihnen so schlank seyen, als die stolzesten Eichen, und so dick, als ein Orhoftfaß. Er fügt noch hinzu: der Ahornbaum ist beinahe von derselbigen Höhe und Maaße. Er gleicht der Art, welche wir in Europa haben, nicht.)

Sie bringen im Frühlinge eine schöne weiße Blüthe hervor, ehe sie ein einziges Blatt zeigen. Die Farbe der Blüthe unterscheidet sie von dem gewöhnlichen Ahorn (Acer rubrum), welcher eine rothe Blüthe hat. Das Holz des Zuckerahornbaums ist von einer leicht entzündbaren Natur, und soll von den Jägern und Aufsehern dem gewöhnlichen Brennholze vorgezogen werden. Seine dünnen Zweige sind so sehr von Zucker angefüllt, daß sie dem Pferde- und Schafvieh der anfangenden Colonisten während dem Winter eine Versorgung gewähren, bevor diese im Stande sind, Futterung zu diesem Zwecke anzubauen. Er giebt ferner eine große Quantität Potasche, welche von wenigen oder vielleicht von keinem der Bäume übertroffen wird, die in den Wäldern der vereinigten Staaten wachsen. Man glaubt, daß der Baum in den Wäldern innerhalb zwanzig Jahren seine völlige Größe erreiche. Man schadet ihm durch das Anzapfen nicht; im Gegentheil, je österer er angezapft wird, desto mehr Syrup erhält man von ihm. In dieser Rücksicht folgt er dem Gesetze der thierischen Absonderung. Ein jeder Baum ist nicht nur am Leben geblieben, sondern blühete auch noch, da er schon 42 Jahre angezapft worden war. Die Wirkung eines jährlichen Ausflusses des Saftes aus dem Baume, wodurch er verbessert und vermehrt wird, zeugt von der großen Vortrefflichkeit dieser Bäume, wo an hundert Stellen mit einem kleinen Holzpicker, wodurch der Saft heraus kömmt, Oeffnungen gemacht sind. Wenn die Bäume auf diese Art verwundet worden sind, so tröpfelt der nachher überbleibende Saft auf den Boden und nimmt eine schwarze Farbe an. Der Saft dieser Bäume ist für den Geschmack angenehmer, als der, welcher von den Bäumen gewonnen wird, welche vorher noch nicht angezapft worden; auch bringt dies mehr Zucker.

Arthur Noble zu Neu-York erhielt 4 Pfund und 13 Unzen gut getrockneten Zucker von 23 Gallonen *) und einem Quartier Saft, der in

*) Eine Gallone hat vier Maaß.

20 Stunden bloß von zweien dieser schwärzlichen Bäume gewonnen war.

Ein Baum von gewöhnlicher Größe giebt in einer guten Jahrszeit beinahe 20 bis 30 Gallonen Saft, von welchem 5 bis 6 Pfund Zucker gemacht werden. Herr Samuel Low, Friedensrichter in der Grafschaft Montgomery, in Neu-York, benachrichtigte den Herrn Arthur Noble, daß er zwischen dem 14ten April und dem 13ten August im Jahre 1789 von einem einzigen Baume zwanzig Pfund und eine Unze Zucker gemacht habe, der verschiedene Jahre nach einander vorher angezapft worden war.

Was den Einfluß anbetrifft, welchen der Anbau auf Forst- und andere Bäume hat, so vermuthete man, daß durch die Verpflanzung des Zuckerahornbaums in einem Garten, oder durch die Ausrottung solcher anderer Bäume, welche die Sonnenstrahlen von ihm abhalten, die Menge des Saftes vermehrt und seine Beschaffenheit sehr veredelt werden könne. Ich habe von einer Thatsache etwas gehört, welche diese Meinung begünstigt: Ein Pächter aus der Grafschaft Northhampton, des Pensylvanischen Staats, pflanzte vor 20 Jahren eine Anzahl dieser Bäume in seine Wiese. Von 3 Gallonen Saft erhielt er jährlich 1 Pfund Zucker. Man hatte vorher bemerkt, daß 5 oder 6 Gallonen Saft von denen Bäumen, welche in den Wäldern wachsen, erfordert würden, um die nämliche Quantität Zucker zu gewinnen.

Der Saft tröpfelt aus dem Holze des Baums. Bäume, welche im Winter zur Ernährung der Hausthiere abgehauen worden sind, lieferten eine beträchtliche Menge Saft, sobald ihre Stämme und Ränder die Sonnenstrahlen des Frühlings fühlten. Daraus folgt, daß der Saft dieser Bäume durch einen jeden ihrer Theile gleichartig verbreitet ist, daß sie noch 3 Jahr leben, nachdem ein umlaufender Einschnitt durch die Rinde in die Substanz des Baumes gemacht worden ist, um ihn auszurotten.

Es ist merkwürdig, daß das Gras auf der Wiese unter diesen Bäumen besser fortkommt, als in den Stellen, die der beständigen Wirkung der Sonne ausgesetzt sind.

Die Zeit, die Bäume anzuzapfen, ist im Februar, März und April, weil um diese Zeit das Wetter dazu am angemessensten ist. Warme Tage und frostige Nächte sind zu einem reichlichen Ausflusse des Saftes sehr günstig. Der Einfluß des Wetters auf die Zunahme und Abnahme des Ausflusses des Saftes aus den Bäumen ist hier wirklich merkwürdig. Die Quantität, die man an einem Tage von einem Baume erhält, besteht aus 5 Gallonen bis zu einer Pinte, je nachdem die Luft mehr oder weniger warm ist. Herr Low benachrichtigt den Herrn Arthur Noble, daß er an einem Tage beinahe drei und zwanzig Gallonen Saft (am 14. April 1789) von dem einzigen Baume erhielt, welcher vorher erwähnt ist.

Jedoch treffen solche Beispiele von Reichthum an Saft nicht bei jedem Baume ein. Des Nachts giebt es immer einen Aufenthalt in dem Ausflusse des Saftes, besonders wenn auf einen warmen Tag eine kalte Nacht folgt. Das Einbohren wird mit einem Beile oder einem großen Bohrer verrichtet. Der letztere hat der Erfahrung wegen den Vorzug. Der Bohrer wird ungefähr $\frac{3}{4}$ Zoll schräg von unten hinauf eingedrehet, damit der Saft des Morgens oder Abends bei einem langsamen Laufe nicht gefriere. Nachher wird er allmählig bis zu zwei Zoll dieser hineingebracht. In die Höhle, welche durch den Bohrer gemacht ist, wird eine Röhre beinahe um $\frac{1}{2}$ Zoll tief hinein gesteckt, so daß sie 3 bis 12 Zoll vom Baume absteht. Die Röhre wird gewöhnlich von Hollunder (Sambucus canadensis) gemacht, welcher gewöhnlich in der Nachbarschaft der Zuckerbäume wächst. Der Baum wird zuerst an der Südseite angezapft; wenn der Ausfluß des Saftes sich zu mindern anfängt, so wird an der Nordseite eine Oeffnung gemacht, an welcher nun ein stärkerer Ausfluß hervorbricht. Der Saft fließt 4 bis 6 Wochen, je nachdem die Temperatur des Wetters ist. Unter die Röhre werden Tröge gesetzt, welche weit genug sind, 3 oder 4 Gallonen aufzufassen. Diese Tröge sind von weißen Tannen, weißen Eschen, der getrockneten Wasseresche, Espen, Linden, Pappel (Liriodendrum tulipifera) oder der gemeinen Pappel, gemacht; sie werden unter die Röhre gesetzt, um den Saft aufzunehmen, welcher an einem jeden Tage in einen weiten Behälter geschüttet wird, welcher ebenfalls aus einem dieser vorhin genannten Bäume verfertigt wird. Aus diesem wird er, wenn er filtrirt ist, zum Kochkessel gebracht.

Um den Saft vor Regen und Unreinigkeiten zu bewahren, so ist es eine sehr gute Gewohnheit, die Tröge mit einem ausgehöhlten Brette, das in der Mitte ein Loch hat, zu bedecken.

Es bleibt nun noch zu bestimmen übrig, ob nicht eine gewisse künstliche Hitze angewendet werden könne, um die Quantität des Saftes zu vermehren und die Beschaffenheit desselben zu verbessern. Herr Noble benachrichtigte mich, daß er einen Baum gesehen habe, unter welchem ein Pächter beständig einiges Gesträuch brennen ließ, welches bewirkte, daß ein dicker schwerer Syrup heraus tröpfelte, welcher dem Zuckerhefen glich. Dieses Faktum kann wahrscheinlich zu einigen nützlichen Folgen leiten.

Während den übrigen Monaten des Frühlings, als auch im Sommer und im Anfange des Herbstes, liefert der Ahornbaum einen dünnen Saft, der aber nicht für die Zuckerfabrikation tauglich ist. Er giebt ein angenehmes Getränk in der Ernte, und ist seit einiger Zeit von diesen Pächtern zu Connecticut statt des Rums gebraucht worden; deren Vorfahren ihnen hier und da in allen ihren Feldern einen Ahorn-

Ahornbaum gelassen haben. Herr Bruce beschreibt ein Getränk von derselbigen Art, welches von den Einwohnern in Egypten durch das Einlegen des Zuckerrohrs in Wasser bereitet wird, welches er für das erfrischendste Getränk in der Welt erklärt.

Der Baron La Hontan giebt von dem Safte des Zuckerahorn, wenn es als Getränk gebraucht wird, und von der Art und Weise dasselbe zu bereiten, folgende Nachricht: Der Baum liefert einen Saft, welcher einen weit angenehmern Geschmack hat, als die beste Limonade oder das beste Kirschwasser, und giebt das gesundeste Getränk von der Welt. Dieser Saft wird durch das 2 Zoll tiefe Einschneiden in den Baum hervorgeholt. Der Schnitt wird allmählig 10 bis 12 Zoll tief schräg hinein gemacht. In das untere Ende der Wunde aber wird ein Messer schräg in den Baum hinein gesteckt, so daß das Wasser aus dem Schnitte oder der Wunde als durch eine Rinne herabfließt, und auf das Messer fällt, unter welches einige Gefäße gesetzt sind, um es aufzufangen. Jeder Baum würde in einem Tage 5 bis 6 Bouteillen von diesem Wasser liefern, und einige Einwohner von Canada könnten an einem Tage 20 Orhoftfässer sammeln, wenn sie die Ahornbäume ihrer vortrefflichen Pflanzungen darnach einschneiden und einkerben wollten. Die Wunde schadet dem Baume nicht. Von diesem Safte machen sie Syrup und Zucker, der so kostbar ist, so daß es fast kein besseres Mittel geben kann, den Magen zu stärken; aber es sind nur wenige Einwohner, welche die Geduld haben, ihn zu verfertigen: denn da diese Bäume als gemeine Dinge gering geschätzt werden, so sind es nur hin und wieder Kinder, welche sich Mühe geben, sie einzukerben. —

Es giebt drei Methoden, den Saft in Zucker zu verwandeln:

1. Durch das Gefrieren. Diese Methode ist mehrere Jahre durch den Herrn Obadjah Scott, einem Pächter in der Grafschaft Lucerne, mit sehr glücklichem Erfolge versucht worden. Er sagt, daß eine Hälfte der erhaltenen Quantität Saft, der auf diese Art versetzt wird, besser ist, als ein Drittheil von derselbigen durch Sieden versetzten Quantität. Wenn der Frost nicht heftig genug seyn sollte, den Saft zu körnen, so kann er zu diesem Endzweck der Wirkung des Feuers ausgesetzt werden.

2. Durch freiwillige Abdünstung. Der hohle Rumpf eines Zuckerahornbaums, welcher im Frühlinge abgehauen, und welcher einige Zeit nachher mit Zucker angefüllt gefunden wurde, verschaffte unsern Anbauern diese Methode, Zucker zu bekommen. So manche Umstände, kaltes und trocknes Wetter, weite und flache Gefäße, und vor allem so viele Zeit, ist bei den oben erwähnten Methoden nöthig, Zucker zu bekommen, so daß sie die allge-

gemeinste Methode unserer Anbauer ist, um Zucker zu erhalten.

3. Durch Sieden. Die folgende Behandlung, welche durch manche Versuche für diesen Zweck bewährt gefunden ist, verdienet einige Aufmerksamkeit:

a) Je früher der Saft gesiedet wird, nachdem er vom Baume gesammelt ist, desto besser ist es. Man sollte ihn niemals länger stehen lassen, als 24 Stunden, ehe er auf das Feuer gesetzt wird.

b) Je weiter das Gefäß ist, in welchem der Saft gekocht wird, desto mehr Zucker erhält man von ihm. —

c) Ein kupfernes Gefäß liefert einen Zucker von schönerer Farbe, als ein eisernes.

Der Saft fließt in hölzerne Tröge, aus welchen er abgeholt und in Vorrathströge oder lange Cisternen von der Gestalt eines Canots oder einer breiten Krippe gegossen wird, die von der weißen Esche, Linden oder der weißen Tanne gemacht sind. Aus diesen wird er in den Kessel gebracht, in welchem er gesiedet werden soll. Die Cisternen sowohl, als der Kessel, wird mit einem Scheppen bedeckt, um den Saft vor dem Regen zu bewahren. Der Zucker wird dadurch verbessert, daß der Saft, entweder bevor oder nachdem er halb gesiedet ist, durch eine Decke oder Leinwand filtrirt wird. Zu dem Safte im Kessel werden noch Butter, Schweinefett oder Talg hinzugegeben, um das Ueberkochen zu verhüten. Kalk, Eier oder frische Milch werden hinzugesetzt, um den Saft zu läutern. Ich habe klaren Zucker gesehen, der ohne einen von jenen Zusätzen gemacht war. Ein Löffel voll gelöschter Kalk, das Weiße von einem Ei und eine Pinte frischer Milch, sind die gewöhnlichen Proportionen von diesen Artikeln, welche mit 15 Gall. Saft vermischt werden. Bei einigen Probestücken, welche ich neulich vom Ahornzucker mit einem jeden dieser eben erwähnten Artikel geläutert gesehen habe, hatte der, welcher allein mit Milch vermischt war, in Hinsicht auf die Farbe eine größere Vortrefflichkeit.

Wenn der Zucker hinlänglich gesiedet ist, so wird er gekörnt und geleimt, und nachher geläutert und in Hutzucker verwandelt. Die Methoden der Führung eines jeden dieser Processe sind so beschaffen, wie diejenigen, welche in den Westindischen Zuckerfabriken angewendet werden, und auch so bekannt, daß ich nicht nöthig habe, in der Beschreibung derselben die Zeit zu verschwenden.

Es ist ein Gegenstand der Untersuchung gewesen, ob die Beschaffenheit des Ahornzuckers verbessert werden und seine Quantität durch die Aufführung von Siedehäusern in der Gegend der Ahornzuckerbäume vergrössert werden könnte, indem sie durch eine gemeinschaftliche Bemühung in Ausübung ge-

gebracht wird. Aus der zerstreueten Lage der Bäume, der Schwierigkeit den Saft aus einer großen Entfernung zu holen, und wegen den vielen Kosten, welche aus der Unterhaltung der Arbeiter und Pferde in den Wäldern zu einer Jahrszeit, in welcher die Natur für Menschen und Vieh keinen Unterhalt hervorbringt, erwüchsen, bin ich geneigt, zu schließen, daß die vortheilhafteste Methode, Zucker zu erhalten, sowohl in Menge als an Vortheil, eine Arbeit einzelner Familien seyn möchte. Viele hundert einzelne Familien in Neu-York und Pensylvanien haben eine lange Reihe von Jahren hindurch diese Länder reichlich mit Zucker versehen. Ich habe von manchen Familien gehört, welche jährlich 2 bis 400 Pfund verfertigten, und von einem Mann, welcher 600 Pfund verkaufte, daß dieser verkaufte Zucker in einer Jahrszeit von ihren eigenen Händen gemacht worden sey. —

Der Verfasser giebt eine vergleichende Ansicht des Ahornzuckers mit dem Westindischen Zuckerrohre, mit Rücksicht auf die Güte, den Preis und die Quantität:

1) Seine Beschaffenheit ist besser, als das Westindische Zucker, weil es zu einer Jahrszeit verfertigt ist, da es noch keine Insekten, keinen Staub oder Mehlthau giebt, die es verunreinigen. Es wird auch durch reinlichere Personen gemacht. Seine grössere Reinlichkeit zeigt sich, daß er wenig Satz nachläßt, wenn er aufgelöst ist. Es ist der Verdacht unterhalten worden, daß der Ahornzucker an Stärke weit unter dem Westindischen stehe; allein dies scheint nach den schönsten Versuchen doch nicht der Fall zu seyn.

2) Da der Zuckerahornbaum ein freiwilliges und überflüssiges Produkt ist und der Zucker durch die Familie des Anbauers ohne Aufwand an Mühlen, Sklaven, Kesseln rc. gewonnen wird, so hat man keine Ursache zu zweifeln, daß er für einen geringern Preis verkauft werden könne.

3) Die Quantität wird nicht unbeträchtlich scheinen, da in den Staaten von Neu-York und Pensylvanien allein, zum wenigsten 10,000,000 Aecker sind, welche den Zuckerahornbaum in einem Verhältnisse 30 Bäume auf einem Acker hervorbringen. Man nehme an, daß in einer Familie drei arbeitsfähige Menschen wären, ein jeder 150 Bäume zu warten hätte, jeder Baum 3 bis 5 Pfund Zucker brächte und 60,000 Familien dazu verwendet würden, ihn zu machen, so würde das Produkt 135 Millionen Pfunde seyn. Wenn davon 120 Millionen in in den Staaten selbst verbraucht würden, so würden doch 15 Millionen

lionen für die Ausfuhr übrig bleiben. Die Zahl der Familien, die hier sich mit Zucker beschäftigend angenommen werden, scheint groß zu seyn, allein eine doppelte Anzahl ist mit dem beschwerlichen Proceß beschäftigt, Cyder zu machen. Ueberdies ist der Zucker nicht das einzige Produkt des Ahorns. Von dem Safte, welches später im Jahre fließt, wird Zuckersatz und ein vortrefflicher Weinessig gemacht.

Der Verfasser betrachtet hiernächst die großen Vortheile einer großen Vermischung des Zuckers mit den Speisen.

1) Es erfordert eine grössere Quantität von Nahrung, als irgend eine andere Substanz in derselbigen Masse, und ist sowohl zum Mästen der Pferde und des zahmen Viehes, als auch für das Menschengeschlecht zu gebrauchen.
2) Es ist bei Kindern das Präservativ gegen die Würmer.
3) Wahrscheinlich kann man es auch sehr gut gegen bösartige Fieber gebrauchen.
4) Es ist sehr nützlich bei Brustkrankheiten und scharfen Ausflüssen an andern Theilen des Körpers.

Um den künftigen Generationen die Vortheile zu verschaffen, welche der Zuckerahornbaum gewährt, so schlägt der Herr Doctor Rushes vor, daß dieser Baum von den neuen Anbauern durch ein Gesetz oder durch Freigebigkeit an Zucker beschützt werden, oder aus den Wäldern verpflanzt und in Baumgärten angebauet werden sollte, und macht einige Berechnungen von den Vortheilen, welche den Pflanzern zuwachsen würden. Er betrachtet es in Hinsicht der Vortheile der Menschheit, als eine der wichtigsten Gaben, um in Zukunft zu verhüten, daß der Zucker in Westindien nicht mehr durch Sklaven gebauet werde.

G - tt - g - n. Pl . . . e.

Anfrage.

Durch welches unschädliche Mittel werden ausgegangene Hauptbaare wieder wachsen gemacht?

Neues
Hannöversches Magazin.

105tes Stück.

Freitag, den 30ten December 1808.

Uebersicht
der Armenpflege des allgemeinen Armencollegiums zu Hannover
von Michaelis 1807 bis dahin 1808.

Der Hulde, Milde und Liebe unsers wohlthätigen, verehrten und geschätzten Publikums dürften wir eigentlich nur die Bilanz der Einnahme und Ausgabe bei unsern hiesigen Armenanstalten von dem letztverflossenen Rechnungs-Jahre vorlegen, um angelegentlicher und dringender demselben den Nothstand unserer Armen, der mit jedem Jahre, in Minderung der Hülfequellen und Zunahmen der Erfordernisse sich vermehrt, zu empfehlen, als es die Ausdrücke unsers Vortrages vermögen; wenn wir es nicht für Pflicht unserer Herzen hielten, denen würdigen Hannoveranern zu danken, welche, obgleich sich ihre Einnahmen so sehr verminderten, und ihre Lasten so sehr vermehrt haben, dennoch der Armuth darum nichts enzogen, wenn gleich, durch ihre eigene Umstände, beklommen, dennoch willige Geber blieben, von ihren Vergnügungen und andern willkührlichen Ausgaben sich manches edel versagten, um noch zu haben, zu geben den Dürftigen. Der höchste Regierer menschlicher Herzen erhalte diesen ächten Hannoverischen Edelsinn und Er mache ihn immer allgemeiner, damit wir im Stande sind, fernerhin nach den Grundsätzen bei dem hiesigen Armenwesen zu handeln, welche wir nun seit fünf und zwanzig Jahren beobachtet haben.

Diejenigen, welche sich auf eine beglaubte Art als Arme qualificiren, erhalten eine Unterstützung an Gelde; keinem der hiesigen Armen wird eine höhere Unterstützung als 2 Thaler monatlich an baarem Gelde verwilliget. Dagegen wird den Kranken freie Cur und Medicin gegeben. Die armen Schulkinder erhalten nebst freier Schule, Bücher, auch Kleidung, sobald sie zur Schule gehen. Wem es an Arbeit fehlt, dem wird Gelegenheit zum Verdienst geschaffet. Nothdürftige Reisende bekommen, da die Straßenbettelei nicht geduldet wird *), eine nothdürftige Gabe von den Armenanstalten zur Fortsetzung ihrer Reise. Rechnet man hierzu die beträchtlichen Kosten des im Jahre 1779 angelegten Arbeits- und Erziehungshauses, worin bereits 1250 Personen theils erhalten sind, theils noch erhalten werden; so wird man einräumen müssen, daß zur Bestreitung aller dieser Ausgaben ansehnliche Summen nöthig sind, deren Belang dadurch nothwendig sehr vermehrt ist, daß durch die im Jahre 1784. in der gan-

*) Um das sogenannte Fechten und Betteln, so weit es durch öffentliche Anstalten möglich ist, zu verhüten, werden solchen einpassirenden reisenden Fußgängern, von welchen dergleichen zu besorgen ist, folgende Warnungszettel an den Thoren, von dem wachthabenden Unterofficier, nach Untersuchung ihrer Kundschaften und Passe, und Einzeichnung ihres Namens, unter der Bedeutung mitgetheilt, dieselben bei ihrer Abreise, an dem Thore, wo sie auspassiren, wieder abzuliefern;

Warnungszettel für Handwerker:

Vorzeiger dieses von gebürtig, und von Profession ein ist dato zum Thore hereinpassirt, und demselben, jedoch daß er sich alles Bettelns und Fechtens bei harter Gefängnißstrafe bei Wasser und Brodt enthalte, nirgends anders als auf der Herberge seiner Profession logiere, den Abend von Michaelis bis Ostern nach 5 Uhr, von Ostern bis Micha lis nach 6 Uhr, nicht mehr von der Herberge ausgehe, zween Tage zu seinem Aufenthalt hieselbst verstattet. Im Fall er aber binnen solcher Frist keine Arbeit allhier bekommen sollte, so hat er sich alsdenn ohne längeren Aufenthalt, und zwar bei Vermeidung nachdrücklicher Strafe, sofort von hier wieder w g zu begeben, zuförderst aber diesen Zettel von dem Herbergsvater unterschreiben zu lassen, und solchen an dem Thore, wo er herauspassirt, wieder zurück- und abzugeben.

Für andere:

Empfängern dieses wird bei Gefängnißstrafe verboten, in hiesiger Stadt fechten und betteln zu gehen.

Auf den Straßen sind, unter der Aufsicht der Armenobervögte, Armenvögte nach bestimmten Revieren der Stadt, zur Wahrnehmung der Bettelei und Einführung der dabei betretenen vertheilt. Für jede Einführung, deren in diesem Jahre 278 vorgefallen sind, wird eine Belohnung von Sechs Mariengroschen aus der Armencasse den Unterbedienten, ausser ihrem übrigen Gehalt, bezahlt. Die Eingeführten werden der Armendirection zum Verhör und Bestrafungsverfügung sistiret, und in der Wohnung des Armendirectoriums ist von Morgens 6 bis Abends 8 Uhr ein Armenvogt gegenwärtig, um die in einem Privathause etwa angehaltene Bettler, auf geschehene Anzeige, abzuholen.

ganzen Stadt angeordneten Armenväter zeitiger und häufiger die Armendirection von den Bedürfnissen der Nothleidenden benachrichtigt wird, und die allgemeine Armenmedicinal- und chirurgische Pflege, nebst dem damit verbundenen Kostenaufwand für Arzneien, zum Besten dürftiger Kranken dadurch sehr erweitert ist, daß mehrere Herren Aerzte nach den sieben Districten der Stadt, in welche man diese unentgeldliche Arzneipflege vertheilt hat, die Aufsicht über die Kranken unter der Armuth führen, und, eben dadurch, die Wohlfahrt des Dürftigen sorgfältiger wahrgenommen wird.

Da von allen Classen der Armen vorzüglich zwo der ganz besondern Aufmerksamkeit und Vorsorge der Armendirection bedürfen, nemlich die Classe der Kranken und die der unerzogenen Kinder, weil diese beiden die Hülflosesten u. Hülfsbedürftigsten sind; so hat man die Unterstützung dieser beiden Classen ansehnlich erweitern müssen, hiernach ist der Ertrag der Arzneikosten

Im Jahre 1808. 1988 Thl. 15 mgr. 4 pf. und die

a) der Alimentation armer Kinder unter 2 Jahr alt:

Im Jahre 1808. – 40 Thl. 6 mgr.

b) so wie der nothdürftigen Kleidung sämmtlicher armer Kinder bis zur Confirmation derselben:

Im Jahre 1808. 442 Thl. 34 mgr. 4 pf.

Durch diese leztere Vorsorge wird nicht nur für den physikalischen Wohlstand der Kinder gesorgt, sondern auch den wirklichen und Pflege-Aeltern der Vorwand der Nachsicht bei den Schulversäumnissen der Kinder benommen.

Die Einrichtung der hiesigen wöchentlichen Sammlung auf Bücher ist diese: die ganze Stadt Hannover, Alt- und Neustadt, ist in 92 Districte von 15 bis 20 Häusern, so wie deren Lage es rathsam gemacht, abgetheilt. Ein jeder District sammelt unter sich, statt der montägigen Büchsen, nach diesem Buche; und das Armendirectorium wünscht, daß so, wie in andern großen Städten es mit Nutzen geschiehet, auch hier die Sammlung nach der Reihe, von dem Hausherrn, oder Hausinhaber, zum Besten der Armuth, selbst besorgt werde. Bei Behinderung des einen oder andern übernimmt der Nachbar die Sammlung. Sollten aber auch dabei Schwierigkeiten eintreten, so wird das Armendirectorium dafür sorgen, daß die Sammlung geschehe. Der Betrag der wöchentlichen Sammlung wird an den Armenregistrator Warnecke abgeliefert, und der Empfang von ihm im Sammlungsbuche wöchentlich quitirt. Ein jeder, sowohl Hausherr als Miethsmann, zeichnet, oder läßt durch den Sammler in das Buch zeichnen, wie viel er gegeben.

Der Betrag dieser Sammlungen ist gewesen:

Im Jahre	1783.	- 6633	Thl	24	mgr	-	pf.
=	= 1784.	- 6675	=	21	=	-	=
=	= 1785.	- 6137	=	14	=	3	=
=	= 1786.	5999	=	5	=	7	=
=	= 1787.	- 5893	=	23	=	7	=
=	= 1788.	- 5449	=	18	=	4	=
=	= 1789.	- 5300	=	5	=	3	=
=	= 1790.	- 4978	=	17	=	1	=
=	= 1791.	- 4921	=	13	=	1	=
=	= 1792.	- 4781	=	8	=	2	=
=	= 1793.	- 4681	=	9	=	7	=
=	= 1794.	- 4420	=	16	=	—	=
=	= 1795.	4189	=	6	=	1	=
=	= 1796.	- 4341	=	25	=	3	=
=	= 1797.	- 4663	=	29	=	—	=
=	= 1798.	- 4808	=	22	=	4	=
=	= 1799.	- 4872	=	9	=	—	=
=	= 1800.	- 4628	=	15	=	7	=
=	= 1801.	- 4592	=	13	=	3	=
=	= 1802.	- 4424	=	25	=	6	=
=	= 1803.	- 4606	=	4	=	3	=
=	= 1804.	- 4303	=	—	=	4	=
=	= 1805.	- 4225	=	26	=	2	=
=	= 1806.	- 3634	=	18	=	4	=
=	= 1807.	- 3614	=	6	=	7	=
=	= 1808.	- 3336	=	33	=	7	=

Die menschenfreundlichen Herren Aerzte, welche die unentgeldliche Medicinalpflege besorgen, haben auch im abgewichenen Rechnungsjahre die leidenden Armen sich sehr angelegen seyn lassen:

817 kranke Armen

haben an medicinischer und chirurgischer Hülfe bei der rühmlichen Beförderung, welche zur Erleichterung der Armencasse die hiesigen drei Apotheken sich angelegen seyn lassen, derselben gekostet

1988 Thl. 15 mgr. 4 pf. in Cass. M.

Ein Verhältniß, welches der Aerztlichen Vorsicht, so wie der Apothekarischen Billigkeit gleiche Ehre macht.

Für dieses alles sey den Wohlthätern der Armen der herzlichste Dank geweiht.

Alle zur Verbesserung der Armenanstalten gereichende, thunliche Vorschläge werden der Armendirection von jedem, insonderheit aber von den bestellten Armenvätern, willkommen seyn, welchen letztern man, wenn sie es begehren, über die Verwendung der Armengelder jederzeit nähere Auskunft zu geben bereit ist, auch gegenwärtig die Bilanz der Einnahme und Ausgabe der Hauptarmencasse, von Michaelis 1807 bis 1808 beigefügt wird.

Das Armendirectorium hieselbst.

Verzeichniß der Armenväter der Alt- und Neustadt Hannover, mit den beigefügten Nummern der Distrikte.

A. In der Altstadt.

Leinstraße.

1) Hr. Bürgercorporal Sachse.
2) = Krameramtsvorsteher Beste.
3) = Registrator Prieser.
4) = Schneidermeister Vortmann.
5) = Kaufmann Parmann, jun.
6) = = Peters.
7) = = Prieser.
8) = Gerichtschr. Stoffregen.
9) = Kornmagazinverwalter Schuppe.
10) = Registrator Matthias
11) = Bürgercorporal Schick.
12) = Buchbinder Liebermann.
13) = Hofconditor Müller.
14) = Senator Böttcher
15) = Bürgercorporal Grüne.
16) = Schneideramtsmeister Marxhausen.

Köbelingerstraße.

1) Hr. Posamentireramtsvorsteher Walte.
2) = Maureramtsvorsteher Schilling.
3) = Bürgercorporal Schnabel.
4) = Hockenamtsvorsteher Stolze jun.
5) = Senator Schädler.
6) = Bürgercorporal Mezler.
7) = Hoftapezirer Görz.
8) = Glaseramtsmeister Ahrens.
9) = Tischleramtsmeister Dülster.
10) = Diaconus Parmann, sen.
11) = Schneidermeister Kleffer.
12) = Schusteramtsmeister Wolf.
13) = Rustmeister Hunstock.
14) = Hokenamtsvorsteher Beuermann.
15) = Tischler Rotermund.
16) = Uhrmacher Seebaum.
17) = Klempner Just jun.

Marktstraße.

1) Hr. Cammerarius Schar.
2) = Bürgercorporal Strübel.
3) = Kaufmann Lohe.
4) = Hokenamtsgeschworne Meyer.
5) = Bürgercorporal Große.
6) = Kaufmann Hildebrandt.
7) = Schneideramtsmeister Grobe.
8) = Seiler Sunsen sen.
9) = Knochenhauer Busch.
10) = Registrator Meyer.

Aegidienneustadt.

1) Hr. Hofgerichtsassessor Iffland.
2) = Soltmann.
3) = Bürgercorporal Jüchling.
4) = Zimmermeister Holecamp jun.
5) = Secretair Mertens.

Osterstraße.

1) Hr. Weideherr Goltermann.
2) = Hufschmidt Mannegold.
3) = Brauknecht Warneke.
4) = = Schmidt
5) = Sattleramtsvorsteher Marten.
6) = Mauergeselle Meyer.
7) = Tischler Homeyer.
8) = Marten jun.
9) = Bürgercorporal Henies.
10) = Sattleramtsvorsteher Kühling
11) = Obergerichts-Procurator Lüdeking.
12) = Diaconus Deicke.
13) = Diaconus Peppermüller.
14) = Brauer Lüdeking.
15) = Hofkupferschmidt Krüger.
16) = Banquier Borell.
17) = Spediteur Dampcke.

B. In der Neustadt.

Lange Straße.

1) Hr. Schatzeinnehmer Haase.
2) = Zinngießer Taberger.
3) = Diaconus Wübbers.
4) = Knochenhauer Walter.
4) Hr. Senator Hätzel.
5) = Gastwirth Wolperding.

Wallstraße.

1) Hr. Küchenmeister Curtius.
2) = Kupferschmidt Paulmann.

Bockstraße.

1) Hr. Kaufmann Tacke.
2) = Bürger Wynecke.

Bergstraße

1) Hr. Schneideramtsmeister Bertram.
2) = Schusteramtsmeister Kümel.

Bäckerstraße.

1) Hr. Diaconus Meyer.
2) = Rustmeister Meyer.
3) = Nagell.

Calenbergerstraße.

1) Hr. Negociant Langerfeld.
2) = Kaufmann Bünning.
3) = Senator Berg.

Brandstraße.

1) Hr. Kaufmann Große.
2) = Hofofensetzer Lüders.
3) = Schmidt Seelmeyer.
4) Gerichtshalter Müldner.
5) = Knochenhaueramtsm. Schneemann jun.

Kleine Duvenstraße.

1) Hr. Zeugschmidt Peltz.

Große Duvenstraße.

1) Hr. Höpcke.

Rothe Reihe.

1) Hr. Diaconus Wedekin.

Bi-
über Einnahme
der Hannöverischen Armencasse,

Einnahme.	In Cassenmünze Rthlr.	gr.	pf.
I. Ueberschuß von vorigem Jahre —	—	—	–
II. Einkünfte:			
1) aus Cassen,			
A. der Landesherrschaft,			
1. aus der Rentcammer, restiren 600 Rthl.	300	—	–
ausserordentlicher Zuschuß restiren 400 Rthl.	200	—	–
2. aus der Klostercasse — —	600	—	–
ausserordentlicher Zuschuß — —	100	—	–
3. aus der Invalidencasse restiren 240 Rthlr.	120	—	–
4. = = Kriegscasse restiren 300 Rthlr.	100	—	–
5. = = Licentstrafcasse — —	50	—	–
B. Calenbergischer Landschaft — —	250	—	–
C. Cämmerei,			
a. der Altstadt — —	50	—	–
b. der Neustadt — — —	20	—	–
2) an eingegangenen Capitalien — —	—	—	–
3) an Zinsen — — —	496	33	4
4) aus Sammlungen,			
A. aus denen nach der Königlichen Armenordnung eingeführten 92 Allmosenbüchern —	3336	33	7
B. in Kirchen — — —	430	30	3
C. aus Büchsen in Jahrmärkten, Wirthshäusern und sonst — —	15	34	1
D. beim großen Umgang der Armen Ostern und Michaelis, — — —	337	4	4
5) an wiedererstattetem Schulgelde — —	372	—	1
6) an wiedererstatteten Auslagen für Bücher —	31	29	4
7) Insgemein,			
a) aus dem Vermächtniß weil. des Königl. Dänischen Hrn. Staats-Ministers Freiherrn von Diede Excell, durch den Hrn. Hofmarschall von Löw Excellenz 60 Gulden Rheinisch, oder nach Cassenmünze —	26	—	–
b) und sonst aus einzelnen milden Zuflüssen und verwechselter schlechter Silber- und Kupfermünze —	256	9	2
8) an Restanten —	—	—	–
Summa der Einnahme —	7093	31	2

lance
und Ausgabe
von Michaelis 1807. bis dahin 1808.

Ausgabe.	In Cassenmünze Rthlr.	gr.	pf.
I. Vorschuß vom vorigen Jahre — —	3172	26	6
II. Austheilungen an Arme: welche theils monatlich, theils wöchentlich geschehen			
1) an einheimische:			
a. im Civil, an 417 Personen —	2604	3	–
b. im Militair, an 62 Personen —	318	–	–
2) an Durchreisende — — —	150	24	–
III. Auslagen für Arme:			
1) Zuschuß an das Arbeitshaus	50	–	–
2) zu Verpflegung und Erziehung 56 armer Kinder —	375	3	4
3) Schulgeld für 328 arme Kinder —	367	2	1
4) für Kleidung — —	442	34	4
5) " Bücher — —	54	19	2
6) " Arznei und chirurgische Hülfe, — —	1988	15	4
7) Begräbnißkosten — —	48	3	–
8) behuf Unterhaltung der eingeführten 399 Bettler —	92	21	4
9) Belohnungen der Armenvögte, die sie eingeführt haben — — —	40	10	4
IV. Zur Erhaltung der Verfassung der Armenanstalt:			
1) Besoldung: so aus den Zuschüssen öffentlicher Cassen angewiesen ist,			
a. für vier Mitglieder des Collegiums, 2 Rechnungs-Officialen und 2 Armenbücheraufseher, —	601	–	–
b. für 2 Obervögte und 8 Armenvögte —	590	–	–
2) Belohnungen an 15 Aufseher und 15 Büchsenträger bei den 2 Umgängen der Armen — —	20	–	–
3) Copialien, — —	25	18	–
4) Schreibmaterialien, — — —	17	10	4
5) Insgemein, worunter die eingegangenen, und nach der Absicht der Wohlthäter vertheilten milden Gaben, mit begriffen sind — — —	207	5	3
V. Belegtes Capital — — —	–	–	–
VI. Wiederbezahltes Capital — —	–	–	–
Summa der Ausgaben —	15255	17	4
Hievon die nebenseitige Einnahme mit	7093	31	2
Bleibt Vorschuß —	4161	22	2

Vergleichung der Einnahme und Ausgabe gegen voriges Jahr:

In der Einnahme sind minus:

An Zinsen	36 Thl.	10 mgr.	4 pf.
Aus den Almosenbüchern	277 =	9 =	– =
= Kirchen	97 =	22 =	1 =
= den Büchsen	1 =	12 =	1 =
= Umgängen	37 =	24 =	1 =
An Schulgelde	17 =	18 =	1 =
An Bücher	22 =	19 =	5 =
= Restanten	44 =	– =	– =
Summa	534 Thl.	7 mgr.	5 pf.

Dagegen sind plus:

Aus der Kriegscasse	100 Thl.	– gr.	– pf.
= = Calenbergschen Landschaft	100 =	– =	– =
Insgemein	26 =	2 =	3 =
	226 =	2 =	3 =

Abgezogen, bleibt in Einnahme minus — 308 Thl. 5 gr. 2 pf.

In der Ausgabe sind minus:

An Civilarme	856 Thl.	32 gr.	– pf.
= Militairarme	178 =	1 =	– =
Für Verpflegung armer Kinder	55 =	35 =	4 =
An Schulgelde	18 =	4 =	5 =
Für Kleidung	205 =	10 =	4 =
= Begräbnißkosten	15 =	12 =	– =
= Unterhaltung der Bettler und Belohnung der Vögte	59 =	14 =	– =
= Copialien	11 =	28 =	4 =
= Schreibmaterialien	27 =	10 =	4 =
Insgemein	39 =	6 =	6 =
Summa	1467 Thl.	11 gr.	3 pf.

Dagegen sind plus:

An Vorschuß	1689 Thl.	22 mgr.	5 pf.
= Durchreisende	29 =	18 =	– =
= Bücher	28 =	33 =	1 =
= Arznei und chirurgische Hülfe	399 =	35 =	7 =
	2148 =	1 =	5 =

Abgezogen, bleibt in der Ausgabe plus — 680 Thl. 26 gr. 2 pf.

Verglichen macht wahres Minus der Einnahme — 988 Thl. 31 gr. 4 pf.
rechnet man dazu den Vorschuß des vor. Jahrs ad 3172 = 26 = 6 =

So beträgt der diesjährige Vorschuß — 4161 Thl. 22 gr. 2 pf.

